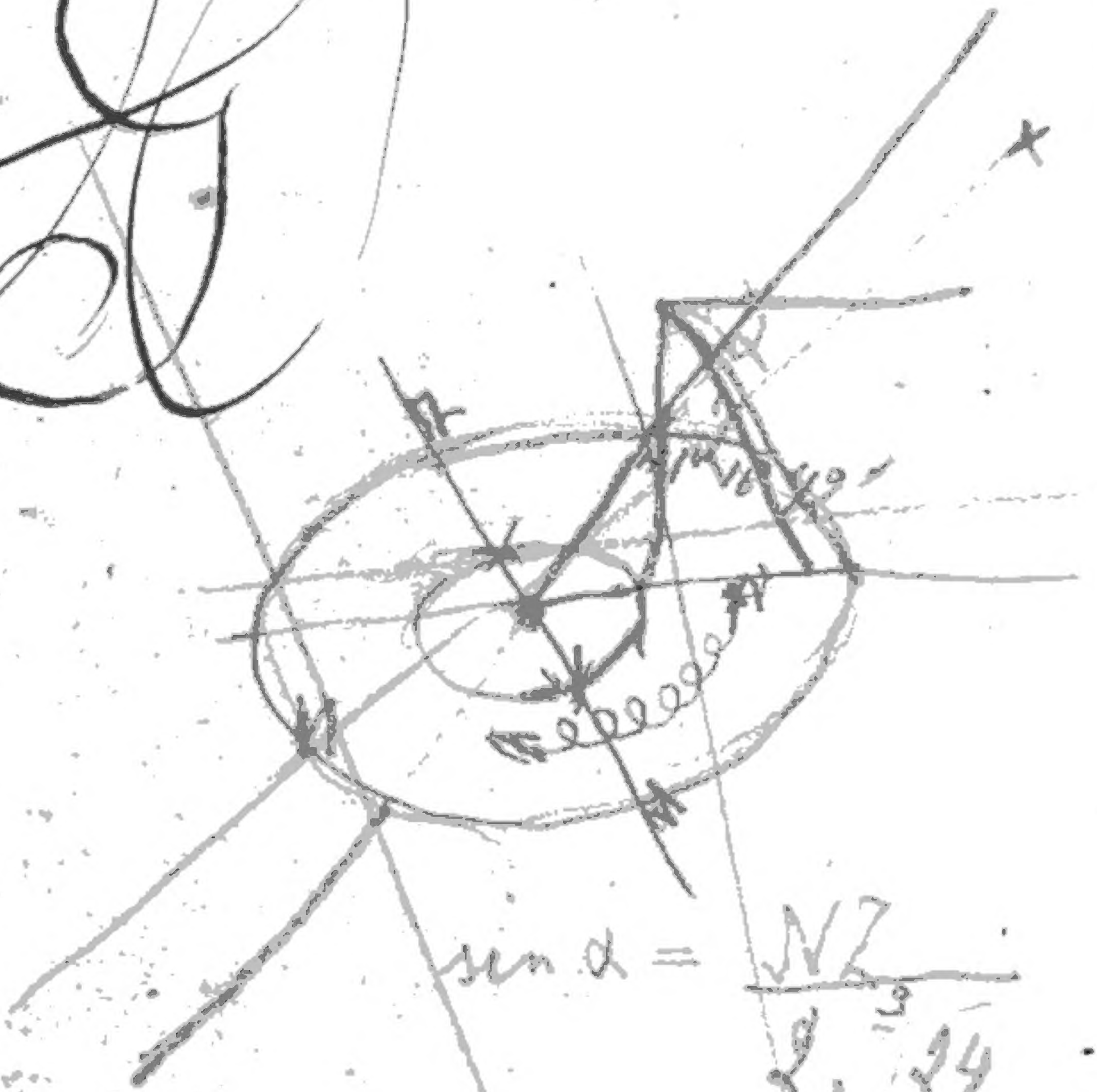
Digitized by Google

Puis. 36

Germ. sp. 665 g



$$\sin \alpha = \frac{NZ}{2.24}$$

$$\frac{\sin \alpha}{N \cdot 2} = \frac{1}{2.24}$$

Graf.

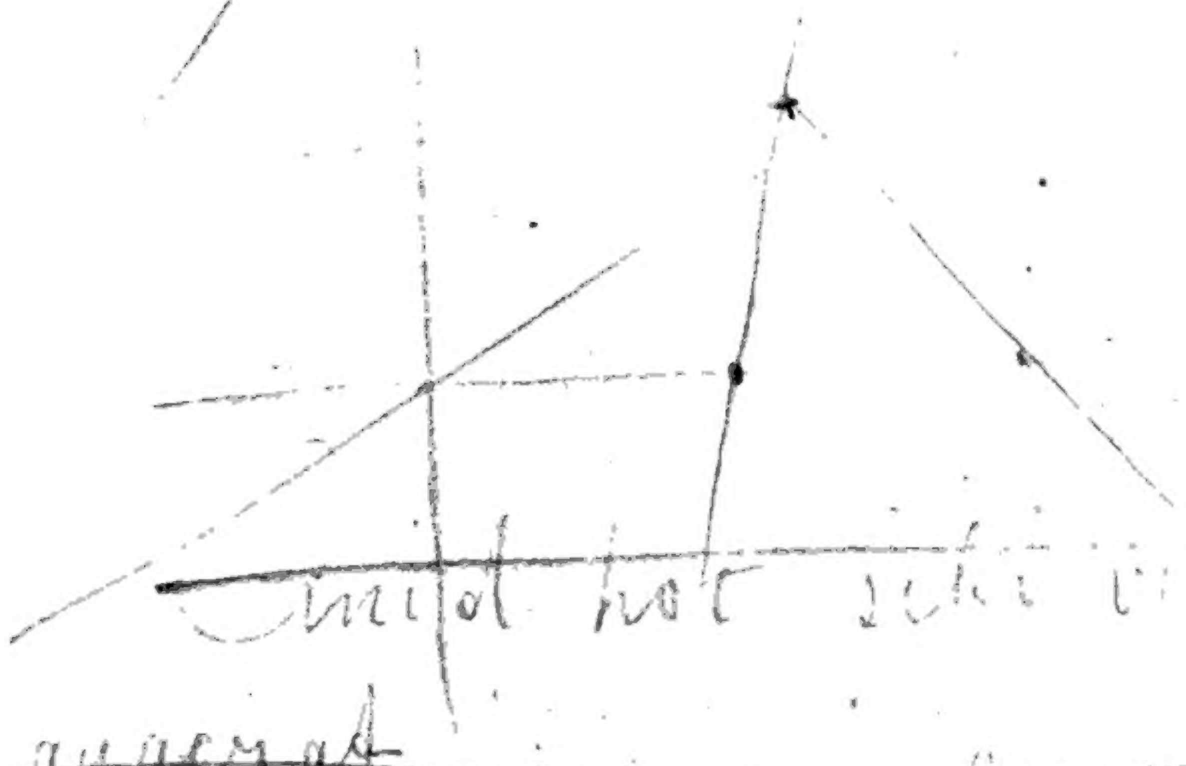
$$2\cos\frac{\alpha}{2}\cdot\sin\frac{\alpha}{2}$$

$$\sqrt[3]{2} = \frac{\cos\frac{\alpha}{2}\cdot\sin\frac{\alpha}{2}}{\sqrt[3]{24}}$$

31

$$\sqrt[3]{24} = 2\sqrt[3]{3}$$

$$\sqrt[3]{2} = \frac{\cos\alpha\cdot\sin\alpha}{\sqrt[3]{3}}$$



~~Cmil hot schi~~

~~quaerat~~

~~ein~~

~~dies~~

Digitized by Google

Ausg. 80
3. Aufl. = Hol = 40. 7247

Badiſche
Landes-Geſchichte

von den älteſten
bis auf unſere Zeiten

von

Joſef Bader,
ordentlichem Mitgliede der Freiburgiſchen Geſellſchaft für Beförderung der Geſchichtskunde.

Zweite unveränderte Ausgabe.

Mit 8 Karten.

Freiburg,
in der Herder'ſchen Kunſt- und Buchhandlung.
1836.

Gd/68/1237

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Vorwort.

Aus der Anlage und Darſtellungsart dieſes Buchs wird man entnehmen, daß es zunächſt für das Volk beſtimmt iſt. Um klar und verſtändlich zu ſeyn, mußte oft weit ausgeholt und manches geſagt werden, was ich bei einem Publikum blos gelehrter Leſer vorausgeſezt hätte. Beſonders im erſten Heft war es nothwendig, viel allgemein Deutſches und Römiſches anzuführen, weil daſſelbe die Wurzel aller ſpätern Erſcheinungen enthält, die im altdeutſchen Leben und in dem Verhältniſſe des deutſchen Volks zum römiſchen Reiche lagen. Vielleicht findet man eben deßwegen dieſe erſten Kapitel zu weitläufig gegen die folgenden; aber es war mir, wie geſagt, um die Deutlichkeit zu thun, mehr als um eine ſtrenge Gleichſtellung in der Form.

Die badiſche Landesgeſchichte wird in dem gegenwärtigen Buch ziemlich ſpeziell abgehandelt. Vom Nuzen dieſer Art von Geſchichtsdarſtellungen laſſe ich hier zwei Andere reden.

Digitized by Google

„Sobald der Menſch aus den allerengſten Schranken, in welchen er nur um Friſtung ſeines Daſeyns gegen ſo manches daſſelbe Bedrängende ankämpft, ſich herausgearbeitet, ſo möchte er von dem Punkte, auf dem er ſteht, um ſich blicken und ſchauen, wen er in ſeiner Nähe finde, fragen, auf welche Weiſe er und die andern dahin gekommen, und erforſchen, wie es auf dieſer Stätte vor Jahrhunderten ausgeſehen habe. Und wenn auch weder ſeine unmittelbaren Vorgänger, noch alle diejenigen, welche er ſeit undenklichen Zeiten Landsleute oder Gemeindegenoſſen nennen kann, je in den Lauf der Zeiten eingegriffen, oder zur Entwickelung des geſammten Menſchengeſchlechtes bemerkbar etwas beigetragen haben; ſo begründeten ſie doch den gegenwärtigen Zuſtand, welcher immer er ſey, für ihre Nachkommen, für einen Theil ihres Geſchlechtes. Darum iſt die Geſchichte die Lehrmeiſterin nicht blos für große Staaten, für Regenten, Geſezgeber, Feldherren und ſolche, die das Geſchick beſtimmte, zahlreiche Maſſen zu leiten, denſelben für lange die Richtung zu geben, ſondern eben ſo für kleine Menſchenvereine, für Einzelne, welche nur im engen Kreiſe durch Befolgung richtiger und redlicher Grundſäze Wohlfahrt zu ſtiften, oder durch Mißkennung ihrer Pflichten und Beſtimmung Unbehagen zu verbreiten im Stande ſind. Alles hat ſeine höchſten Intereſſen; aber ſie richten ſich nach der Höhe, Größe und Beſchaffenheit, was ſie berühren.“

„Niemand bleibt bei der Geſchichte ſeines Vaterlandes ungerührt, Niemand unbelehrt, und der Richter, der Raths-

herr, der Erzieher und Lehrer, der Künſtler, der Handwerker und Landbebauer kann ſich darin Raths erholen. Und ſo gebe Gott, daß wir durch dieſe köſtliche Wiſſenſchaft ſtets auch weiſer, thätiger, nachdenkender und in jeder Art des Guten beſſer werden."

Ueber meinen Beruf, die badiſche Landesgeſchichte abzufaſſen, ſteht mir nicht zu, mehr zu ſagen, als daß ich von früheſter Jugend an das Studium der Hiſtorie überhaupt mit beſonderer Liebe, und mit faſt leidenſchaftlicher Neigung dasjenige der vaterländiſchen betrieben habe. Ich lernte nach und nach die Details kennen; ich wagte einige Verſuche der Ausarbeitung, worauf mehrere verdiente Freunde und Kenner der Geſchichte mich ermunterten; und jezt, nach zehnjährigen Vorarbeiten, fühlte ich den Drang, das Ganze zu unternehmen. Ich bemerkte zwar wohl, daß dasjenige, was aus meiner Feder floß, weit unter dem Ideal ſtehe, welches ich mir gebildet hatte; doch iſt mir auch die Zuverſicht geblieben, daß es kein ganz mißglückter Verſuch ſeyn kann. Und ſo wage ich mich damit vor das Publikum, da daſſelbe ſeinen Wunſch nach einer ſolchen Arbeit mehrmals ausſprach, ohne daß ein Andrer ſie unternahm. Denn was aus früherer Zeit über die badiſche Geſchichte vorhanden iſt, befriedigt das Bedürfniß der Gegenwart bei weitem nicht. Man will nicht blos mehr eine Darſtellung der Schickſale des badiſchen Fürſtenhauſes, wie ſie Schöpflin und Sachs geliefert haben, man verlangt eine Geſammtgeſchichte des jezigen Großherzogthums; was aber Herr Hofrath Schreiber

und Herr Profeſſor Fecht in dieſem Sinn herausgegeben, iſt theils zu kurz abgefaßt, theils unvollendet geblieben. Es mag ein nicht geringer Verluſt ſeyn, daß ein dritter gründlicher Kenner und Bearbeiter unſerer vaterländiſchen Hiſtorie, ſeine eilfjährige Arbeit, nach dem Abzuge des achten Bogens, wieder von der Preſſe nahm und unterdrückte!

Der Inhalt dieſes Geſchichtbuches iſt auf die Quellen gegründet. Aber Vieles kömmt vor, was weder in Urkunden und Chroniken, noch auf andern hiſtoriſchen Dokumenten ausdrücklich ſteht; es iſt Folgerung, es iſt das Ergebniß einer Reihe von Vergleichungen und Schlüſſen. Deßwegen habe ich auch nicht zitirt, da die Noten bei dieſer Art meines Verfahrens den Text weit hätten überſteigen müſſen. Ich muß hier einer beſondern Schwierigkeit erwähnen, die dem Bearbeiter der badiſchen Landesgeſchichte im Wege liegt. Unſer Großherzogthum iſt kein Staat, der, wie etwa Heſſen oder Baiern, einen beſondern deutſchen Volksſtamm umfaßt, ſondern ſeine Bevölkerung beſteht aus Abkömmlingen theils der Allemannen oder Schwaben, theils der Franken. Ferner iſt es ein ganz neuer Staat, zuſammengeſezt aus drei Hauptbeſtandtheilen, aus dem ehemaligen Vorderöſtreich, aus der Markgrafſchaft Baden und der Pfalz. Dieſe Fürſtenthümer aber ſelbſt haben eine oft überaus dunkle und verwirrte Bildungsgeſchichte, und mitten unter ihnen lag auſſerdem eine Menge bald reichsſtädtiſcher, bald geiſtlicher, bald adeliger Territorien. Man ſieht alſo, wie ſchwer es halten müſſe, in ein ſo buntes Gemengſel denjenigen Zuſammenhang zu

Digitized by Google

bringen, welchen die Darſtellung einer Geſammtgeſchichte erfordert. Glücklicher weiſe iſt es mir noch gelungen, einen Faden aufzufinden; woran ſich die verſchiedenen Stücke zu einem anſchaulichen Bilde anreihen ließen.

Was die Manier der Darſtellung betrifft, ſo habe ich keine beſonders geſucht, ſondern mein Beſtreben war einzig, die Ereigniſſe und Thaten, wie ich ſie aus den Quellen in meine Seele aufgenommen und verarbeitet, dieſem Bilde getreu zu Papier zu bringen. Ich habe auch keinen beſondern Geiſt affektirt; das erſte Geſez blieb mir ſtets die Wahrheit. Zwar iſt ſie im Dunkel der Vorzeit, bei oft ſo widerſprechenden Nachrichten, gewöhnlich ſchwer, und manchmal gar nicht zu erkennen. Alſo mag wohl Vieles ſchief oder falſch von mir dargeſtellt worden ſeyn. Aber ich folgte allzeit den ſtärkern Gründen; nichts wollte ich gefliſſentlich aus Meinungs- oder Parteihaß entſtellen. Dieſe Triebfedern ſind meinem Herzen fremd, und immer habe ich jenes unwürdige Spiel mit Anſchwärzungen und Lobhudeleien, wie ſie aus dem Kampf der Gegenwart ſo häufig in die Schilderungen der verfloſſenen Zeiten übertragen werden, verachtet genug!

Sollte irgend ein Sachverſtändiger veranlaßt werden, mir Irrthümer, Mängel und Fehler aufzudecken, oder Rathſchläge und Fingerzeige zu geben, ſo werde ich ihm für dieſe Mühe gewiß die dankbarſte Anerkennung zollen; ein lehrreicher Tadel iſt mir unendlich lieber, als jedes bloſe,

auch noch ſo ſchmeichelhafte Lob. Hat aber meine Arbeit das Glück, die Billigung der Kenner und den Beifall des Publikums zu erlangen, ſo werde ich ſie in ſpätern Jahren, bei erweiterter Quellenkenntniß und Lebenserfahrung, vermehrt und mit den nöthigſten gelehrten Nachweiſungen meinen Mitbürgern abermals vorlegen.

Freiburg, den 15ten März 1834.

Der Verfaſſer.

Einleitung.

Kurze Beſchreibung des gegenwärtigen Groſsherzogthums.

„Dieſe fruchtreichen Landſtriche, durchwunden von breiten, herrlichen Strömen; dieſe Berge, bedeckt mit ernſten Waldungen, der blumenlächelnde Boden, Felſen und Bäche; dieſe reine, milde, kräftige, belebende Luft — alles ermahnt uns, daß wir unſere ſchöne Heimath dankbar lieben ſollen, und nicht die fremde preiſen, ſondern unſer blühendes Eigenthum.“

Eh.

Der Schwarzwald.

Nachdem ſich der Rhein zwei Tagreiſen unterhalb ſeiner Quellen am Sankt Gotthard in das große Becken des Bodenſees ergoſſen, verläßt er daſſelbe in weſtlicher Richtung, fließt in mannigfachen Krümmungen und in einem noch immer engen Bett bis nach Baſel, wo er ſofort in breitem ruhigem Strom ſeinen Lauf gegen Mitternacht beginnt. In dieſem ſüdweſtlichen Winkel Deutſchlands erhebt ſich, kaum einige Meilen vom Rheinufer, der Stock des Feldbergs, eines der Urfelſen, die das Geripp der Erde ausmachen, viertauſend ſechshundert fünfzig Fuß hoch über die Meeresfläche. Sein Haupt iſt breitgedrückt und ganz kahl. Wenn man es erſtiegen hat, ſo eröffnet ſich dem ſtaunenden Auge das Schauſpiel einer unabſehbaren Welt von Bergen, die ſich neben einander erheben gleich den Wellen des bewegten Meeres. Dieſer große Anblick iſt eben ſo ſehr gemacht, unſere Seele zu erheben, als uns zu ſagen, wie klein wir ſind!

Von ſeinen meiſt mit Wald bewachſenen Seiten ſtreckt der Feldberg faſt regelmäßig vier Arme nach den vier Weltgegenden aus, welche mit ihren Aeſten und Verzweigungen die Gebirgskette des Schwarzwaldes bilden. Der öſtliche Arm wendet ſich zwiſchen Lenzkirch und Neuſtadt vom Hochfirſt an etwas ſüdlich und endigt mit der hohen Alp oberhalb Stühlingen. Hier begegnet ihm der Randen, ein ſehr jähes Kalkgebirg, welches ſich von ſeiner Höhe bei Schaffhauſen bis an die Donau, und am Rhein mehrere Meilen auf- und abwärts erſtreckt. Es entſteht dadurch das romantiſche Thal der Wutach, welche aus dem Feldſee kommt, den Tittiſee anfüllt, und alsdann in einer großen Beugung und

in überaus wildem Lauf dem Rhein zueilt. Jenſeit des Randen, zwiſchen der Donau und dem See, gegen Schwaben hinaus, verliert ſich das Gebirg zuerſt in eine Reihe von Hügeln, welche häufig in kegelförmiger Geſtalt aus der Ebne aufſteigen, hernach aber mehr und mehr in ein weitgedehntes einförmiges Hochland. Zwiſchen dieſen Hügeln und aus den Einſchnitten des Hochlands winden ſich viele kleine Flüſſe in die Donau, an den Rhein und Bodenſee hervor. Längs am öſtlichen Fuß des Randen erſcheint die Biber, dann folgt die Ach, und ſofort eine Reihe gleichnamiger Thalwaſſer. Jene ergießt ſich oberhalb Dießenhofen in den Rhein, die Ach aber durch das Moos bei Radolfzell in den Unterſee, und geht von dem Abhang des Hügels aus, worauf die kleine Stadt ihres Namens ruht; bei Singen und Hohentwiel wird ſie durch einen Bach verſtärkt, der über Engen herabrinnt, und deſſen Urſprung bei Immendingen zu ſuchen iſt, wo ſich ein Theil der Donau in verborgene Klüfte verliert. In den Ueberlinger See fällt oberhalb Bodman die Stockach, welche den Bann der gleichbenannten freundlichen Stadt befruchtet, nachdem ſie unweit ihres Anfangs bei Liggersdorf, an der Landſtraße nach Möskirch, eine plözliche Richtung gegen Mittag genommen. Die Mauern von Möskirch beſpühlt aber die Ablach, die ihre Quellen weſtwärts an der Duttlinger Höhe hat und ihre Waſſer unterhalb Mengen der Donau zuführt. Zu äuſſerſt endlich in der badiſchen Seegegend entſtehen ſüdlich von Pfullendorf die Seefelder und die Urnauer Ach, jene bei Schönach, und dieſe in einem Moorgrund bei Pfrungen.

An dieſen fiſchreichen Flüſſen und ihren Nebenwaſſern, gleichwie an den Ufern des Zeller und Ueberlinger Sees, liegen viele, zum Theil große und wohlhabende Ortſchaften, in einer an Holz, Korn und Wein reichen Gegend. Beſonders um den See her entfaltet die Landſchaft alle Reize einer glücklichen Natur, und jener weitgereiste Wandrer mag Recht haben, wenn er ſagt: „Der Bodenſee iſt der ſchönſte, größte und lieblichſte Anblick in ganz Deutſchland.“ Das Volk wohnt ſowohl in Städten und Dörfern,

als auf einſchichtigen Höfen, und lebt vom Ertrag ſeines Bodens. Es verräth ſogleich in Sprache und Charakter ſeine ſchwäbiſche Abkunſt; ſeine Sitten ſind einfach und gründen ſich auf eine vorherrſchende Treuherzigkeit, deren ſorgloſer Ausdruck nur zu oft in den Anſchein der Rohheit verfällt.

Im Süden des öſtlichen Feldberg-Arms ſenkt ſich das Gebirg von der Höhe des Hochfirſt und der Alp gegen den Rhein hin in mehrere nebeneinander liegende Bergreihen, wodurch die kleinen Thäler der Steinach, Schlücht, Metma und Schwarzach entſtehen, welche ungeachtet ihrer größtentheils ſehr rauhen Lage doch wegen des vielen Weinlands ſtark bewohnt werden. Aber die Dörfer und Höfe liegen nicht an den Ufern dieſer Waſſer, weil dieſelben zu ſchroff und tief ſind, ſondern an den Abhängen der Berge an den verſchiedenen kleinen Nebenbächen. Die Schwarzach kömmt aus dem Schluchſee, welcher zwiſchen Lenzkirch und Sankt Blaſien liegt, in einem äuſſerſt wilden Bergkeſſel, zweitauſend ſiebenhundert vier und ſiebzig Fuß hoch über die Meeresfläche. Ihr Bett iſt ein ſchauerlicher Thalgrund, aus dem ſie am Horn des Berauer Bergs in die Schlücht hervorſtürzt. Leztere führt ihr reiſſendes Gewäſſer von Grafenhauſen durch ein Mattenthal herab, der Wutach entgegen, mit der ſie ſich unterhalb Thiengen in den Rhein ergießt. Sie macht eine alte Grenzſcheide, denn was öſtlich von ihr wohnt, nennt der weſtliche Anwohner ſchon im Schwaben. Die Mundart und der Charakter des Volks, das die Thäler und Höhen von der Schlücht bis an den hohen Randen hinauf bewohnt, zeigt wirklich auch Spuren ſchwäbiſchen Gepräges, obwohl das eigentliche Schwaben erſt jenſeit des Randen und in der Baar beginnt.

Der ſiedliche Arm des Feldbergs zertheilt ſich am Hochkopf, der noch eine Höhe von faſt viertauſend Fuß hat, in vier Hauptäſte. Der öſtliche davon liegt demjenigen gegenüber, der ſich von der Bärhalde, rechts vom Schluchſee und der Schwarzach, über Hächenſchwand herabzieht, er bildet mit ihm das wilde felſige Thal der ſteinigen Alb, die unfern der Wutach entſpringt,

und verſtärkt durch viele Bergwaſſer bei Albbruck in den Rheinſtrom fällt. Durch die andern drei Aeſte, die ſich bei Hauenſtein, Säckingen und Grenzach endigen, entſtehen die Thäler der obern Murg und der Werrach. Man nennt dieſen ganzen Landſtrich das Hauenſteiniſche, und er enthält zum Theil den rauheſten Schwarzwald, zum Theil die mildeſte Rheingegend.

Unterhalb Grenzach beginnt der Breisgau, deſſen Gebirge von dem weſtlichen Arme des Feldbergs in mannigfacher Richtung auslaufen, und ſich in die lachendſten Gefilde verſenken. Durch einen Aſt dieſes Armes und die Bergreihe zwiſchen dem Hochkopf und Grenzach entſteht jenes große, herrliche Thal der von Hebel beſungenen Wieſe. Im Verlauf eben derſelben Bergreihe, welche ſich zwiſchen Schliengen und Efringen in ſanften getreide- und weinreichen Hügeln bis an das Rheinufer ausdehnt, ſtellt ſich zuerſt der Belchen, und hierauf mehr gegen die Ebene hinaus der Blauen dar. Jener iſt nur dritthalb hundert Fuß niedriger als der Feldberg, aber viel ſchroffer und ſpizer. An ſeinem mittäglichen Abhang ſammeln ſich die Quellen der Birch, die durch ein einſames Thal der Wieſe zurauſcht. Die Höhe des Blauen beträgt drei tauſend ſechs hundert ſieben und dreißig Fuß, und hat gegen Weſten einen ſchnellen Abfall; gegen Süden gehen von ihr mehrere Bergreihen aus, wozwiſchen die Kander entſteht, die eine Stunde unterhalb der Wieſe in den Rhein ſtürzt.

Nördlich vom Blauen liegt zuerſt das kleine zauberiſche Thal von Badenweiler, deſſen Bach an der hohen Sirniz entſteht, und durch Müllheim in die Ebene hinausfließt; alsdann folgt das Thal von Salzburg, aus dem der Salzbach hervortritt. Dieſe Thäler ſtoßen zwiſchen dem Blauen und Belchen an der Sirniz zuſammen, über deren Höhe von faſt vierthalb hundert Fuß die Straße nach Schönau führt.

Nördlich vom Belchen windet ſich in mehrfacher Krümmung das Münſterthal durch die Berge, und ſendet der Ebene den aus vielen Quellen geſammelten Neumagen zu. Das Thal zieht ſich eigentlich hinauf bis an den Storen oder die Halde, wo ſich der

zweite Aſt vom weſtlichen Arm des Feldbergs abtrennt. Er läuft in drei Hauptzweige auseinander, welche eben ſo viel kleine Thäler bilden, deren Waſſer theils in die Treiſam, theils in den Neumagen zuſammenfließen; ſie endigen ſich bei Staufen mit der ſüdlichen Wand des Münſterthals, bei Sankt Georgen mit dem Schünberg, und bei Freiburg mit dem Bromberg. Der leztere Zweig erhebt ſich am Erzkaſten noch zu einer Höhe von dreitauſend neunhundert zwei und achtzig Fuß, und gewährt auf dem Schauinsland eine der reizendſten Ausſichten über die Fluren des Breisgaus, die ſich wie ein blühender Garten an die ſchwarzwäldiſchen Vorhügel anſchließen.

Gegenüber vom Erzkaſten geht der vierte oder nördliche Arm vom Stock des Feldbergs aus, eine ſtarke Gebirgskette, welche ſich faſt in gleicher Richtung mit dem Rheinſtrom bis über Pforzheim hinab erſtreckt und mit ihren Verzweigungen den untern Schwarzwald bildet. Sein erſter Aſt trennt ſich auf dem Turner gegen Weſten ab, theilt ſich dann auf Hochreute, oberhalb Sankt Peter, und macht die Häupter des Roßkopfs und Kandels, wovon der leztere eine Höhe von zweitauſend zweihundert und neunzig Fuß hat. Durch die kreisförmige Bergreihe, die ſich von Freiburg über den Roßkopf, über Sankt Märgen, den Turner, die Weißtannenhöhe bei Breitnau herüber an den Feldberg, und von da über die Halde bis zum Bromberg hinabzieht, entſteht das ſchöne, geſegnete Zahrtner Thal, aus welchem die kleinern Thäler von Oberried und Sankt Wilhelm, der Zaſtler, die Hölle, die Wagenſteig, das Iben- und Eſchbacher-Thal auf die Höhe des Gebirges führen. Alle dieſe zum Theil ſehr tiefen und wilden Bergſchluchten vereinigen ihre Waſſer in der Treiſam. Die Treiſam ſtürzt hinter Breitnau über eine jähe Steinwand in ihr erſtes Bett, drängt ſich durch den ſchauerlichen Felsſchlund des Höllenthals, fließt über Zahrten, Freiburg vorbei, durch das Moos hinab, und unterhalb des Kaiſerſtuhls endlich in die Elz, mit der ſie neben der Glotter bei Kappel vom Rhein empfangen wird.

Die Glotter hat ihre Quellen am Hornkopf, eine Meile hinter

dem Kandel, und bewäſſert ein kleines fruchtbares Thal. Die Elz aber entſpringt an der Höhe des hohlen Graben, und fließt unter dem Namen der wilden Gutach durch düſtere Schluchten, alsdann durch das Simonswälder, und von Bleibach an, wo ſie ſich mit der Elzach vereinigt, durch das Waldkircher Thal in das ebene Land hervor. Die Elzach kommt von der durch das Roßeck, den Ebichkopf und den Rohrhardsberg gebildeten Höhe herab, fließt anfangs durch eine äußerſt einſame Berggegend in das Brechthal, und fort nach einer plözlichen Wendung von Norden gegen Südweſt in das Elzacher Thal. Dieſe Thäler entſtehen durch die nördliche Abdachung des Kandels und durch die Fortſezung des nördlichen Feldberg-Arms, der von der Kinzig bei Haslach unterbrochen wird, aber einen Aſt nach Weſten ſendet, von deſſen zweitauſend dreihundert Fuß hohem Rücken am Hünerſattel die Verzweigungen nach allen Weltgegenden auslaufen. Im Weſten erſtrecken ſie ſich von Kenzingen bis nach Offenburg. Sie bilden eine Menge kleiner Thäler, worunter die bedeutendſten vom Biederbach, von der Bretten und Bleich, vom Ettenbach, von der Schutter und Steinach bewäſſert ſind. Die Schutter hat von allen den längſten Lauf; ſie entſpringt an der Nordſeite des Hünerſattel, tritt bei Lahr in die Ebene, und dann bei Kehl zugleich mit der Kinzig in den Rhein.

Die öſtlichen Verzweigungen des nördlichen Feldberg-Arms bilden die Landſchaft Baar, deren Name eine hoch und frei gelegene Gegend bezeichnet. Der ſüdlichſte Gebirgszweig endigt mit den Höhen, die den Fürſtenberg umgeben, und durch das Thal der Eitrach vom Randen geſchieden ſind. Der nördliche ſtreicht vom Keſſelberg zwiſchen Föhrenbach und Triberg an die Donau herab, wo er bei Geißingen und Möhringen in eine Reihe flacher Berge ausläuft. Gegen Morgen hat er das Weilheimer und Speichinger Thal, die ihn vom Heuberg trennen; gegen Norden die Quellen des Neckars und die vielverſchlungenen Höhen in der Umgegend von Hornberg. Die Baar erſtreckt ſich weit am Neckar und an der Donau hinab, und iſt im badiſchen Antheil von der Gauch,

Breg und Brigach durchſchnitten. Jene entſpringt hinter dem Löffinger Wald und ſtürzt bei Ewatingen in die Wutach, welche die ſüdliche Grenze der Baar ausmacht; die Breg tritt aus einem einſamen Bergſchlund zwiſchen der Kazenſteig und dem Roßeck hervor, bewäſſert das Thal von Furtwangen, Föhrenbach und Bräunlingen, und vereinigt ſich bei Donauöſchingen mit der Brigach, die am Keſſelberg hinter Sankt Georgen entſteht und über Villingen herabkommt. Dieſe zwei Flüſſe bilden die Donau. Die Gegend, wo ſie ſich mit noch andern Quellen vereinigen, iſt ein ſtundenlanges Ried, das ſich am Fuße des Wartenbergs in das Thal der Donau verliert.

Ohngeachtet ihrer rauhen Lage gehört die Baar unter die ergiebigſten Holz- undKornländer des Großherzogthums. Ihre Bewohner ſind von ſchwäbiſchem Gepräg, und ein überaus groß- und ſtarkgewachſener Volksſchlag, ſie treiben faſt ausſchließlich Fruchtbau und Viehzucht, und wohnen weniger auf einſchichtigen Höfen, als in großen, meiſt wohlhabenden Dorfſchaften.

Die Kinzig, welche die Bergkette des Schwarzwaldes quer durchſchneidet, entſteht am Schilikkopf, ſüdwärts von Freudenſtadt im Würtembergiſchen, und fließt in einem großen Bogen über Schiltach, Wolfach, Haslach, Zell, Gengenbach und Offenburg bei Kehl in den Rhein. Das Thal welches ſie bewäſſert, iſt eines der größten, ſchönſten und ergiebigſten im ganzen Schwarzwald; es enthält eine überaus mannigfaltige Abwechslung von Wieſen, Rebgeländen, Aeckern, Fels und Wald, von Höfen, Dörfern und Städten; ſeine Bewohner ſind ein eben ſo munteres, als emſiges und betriebſames Volk, das vom Holzhandel, vom Frucht-, Wein- und Obſtbau lebt.

Es trennt alſo die Kinzig den Schwarzwald in den Obern und Untern. Wie dort der Feldberg, ſo bildet hier der Kniebis den höchſten Punkt. Dieſer Gebirgsſtock erhebt ſich acht Stunden vom Rhein, zwei tauſend neunhundert ſechszig Fuß hoch über die Meeresfläche. Seine Spize heißt der Roßbühl, und iſt völlig nackt. Auch hier genießt man einer großartigen Ausſicht, von drei

Seiten über die ſchwarzwäldiſchen Bergreihen, und gegen Abend über die paradieſiſche Fläche des Rheinthals bis an die Höhen der Vogheſen und des Hardgebirges. Der Kniebis ſendet einen Arm nach Norden und zwei gegen Mittag. Der weſtliche dieſer beiden verliert ſich bei Freudenſtadt in eine Menge flacher Bergrücken; der öſtliche lauft in jähen Abdachungen nach Haslach herab, und bildet rechts mit einem Aſte des andern Armes das Wolfacher, links durch ſeine Verzweigungen das Harmbacher, Durbacher und Renchthal.

Die Wolfach rinnt von der ſüdlichen Wand des Kniebis zwiſchen düſtern Bergen nach Rippoldsau herab, bewäſſert das romantiſche Thal von Schappach, und ſtürzt ſich bei der Stadt ihres Namens in die Kinzig. Die Quellen des Harmersbachs ſind theils am Hundskopf, theils weiter unten am Reidel, einem Berghaupt von zweitauſend ſieben hundert ſiebzig Fuß Höhe; ſein Thal iſt voll grüner Abhänge und Gründe, und macht einen freundlichen Kontraſt zu dem benachbarten wilden Nordacher Thal. Der Durbach entſteht an der Höhe zwiſchen Oppenau und Gengenbach, verläßt bei Eberweier die fruchtbaren Hügel, und ſchlängelt ſich durch Wald- und Riedebene zwiſchen Appenweier und Biſchofsheim an den Rhein hinaus.

An der weſtlichen Wand des Kniebis ſind die Quellen der Rench und Acher, und auf der andern Seite ſammelt ſich die Murg, welche nach einen ſechsſtündigen Lauf deſſen nördlichen Arm bei Wieſenbach durchſchneidet.

Die Rench ſtürzt anfangs durch enge Thalſchluchten über den Sauerbrunnen von Griesbach nach dem Petersthaler Bad herab, und windet ſich dann um den Blauenberg herum, an deſſen nördlichem Fuß, zwiſchen hohen und ſteilen Bergwänden, die Stadt Oppenau erſcheint. Das Thal behält dieſen Charakter bei Lautenbach, wo es ſich ausdehnt und durch Buchwaldung, Wieſengründe, Saatfelder, Obſt- und Weingärten immer reizender wird bis nach Oberkirch hinaus. Der Fluß wälzt nun ſeine Gewäſſer durch die Gefilde des gleichnamigen großen und ſchönen Markt-

flecken in den Rhein. Die Acher kommt aus dem Mummelſee, fließt unter dem Namen Seebach in das Thal nach Kappel herab, und ſofort über Achern in wildem Lauf ohnweit Lichtenau demſelben Strom zu. Das Renchthal iſt von dem der Acher durch den zweitauſend dreihundert zwanzig Fuß hohen Sohlberg und den Ulmer Hard geſchieden. Von Achern an wird die Abdachung des Gebirgs immmer kürzer und zahmer bis zur Murg, und bildet zwei liebliche Thäler, das von Bühl, und das bei Baden an der Os. Ihre Waſſer entſpringen an der Herrenwieſe, einem zweitauſend dreihundert vierzig Fuß hohen, rauhen und unfruchtbaren Bergrücken; der Bühlerbach ergießt ſich bei Stollhofen in den Rhein, der Osbach bei Raſtatt in die Murg.

Das Thal der Murg beginnt bei Kippenheim und zieht ſich fünf Meilen lang am Fuße desjenigen Gebirgsarms hinauf, der vom Stock des Kniebis gegen Mitternacht ausläuft. Es gehört unſtreitig zu den ausgezeichnetſten Thälern in ganz Deutſchland. Seine Fruchtbarkeit iſt eben ſo groß, als ſeine Schönheit, die in der mannigfaltigſten Abwechslung von friedlichen und wilden, zahmen und großartigen Naturſzenen beſteht. Nachdem ſich die rothe und weiße Murg in dem Bergkeſſel zwiſchen dem Roßbühl und den Mählpläzen vereinigt haben, fällt das Gewäſſer das Baiersbronner Thal herab bis Reichenbach, von wo es ſeinen Lauf gegen Norden richtet. Die Natur der Gegend iſt anfangs rauh und wild durch finſtere Tannenhaine, graue Felswände und tobende Bergbäche. Von Fohrbach an mildert ſie ſich allmälig, und bei Weiſſenbach erſcheinen ſchon Obſtbäume und Weingärten. Doch rauſcht die Murg noch ſchäumend über Granitblöcke, hundert Fuß tief unter der Straße, bis nach dem freundlichen Gernsbach, wo der Fluß durch die Holzflöße überaus lebhaft wird, und das Thal ſich zu einem blühenden Garten erweitert.

Der nördliche Arm des Kniebis erhebt ſich bei Weiſſenbach wieder aus der Tiefe des Murgthals, läuft zwiſchen Pforzheim und Elmendingen hindurch und theilt ſich bei Eppingen in zwei große Aeſte, die das Thal der Elſenz einſchließen. An ſeiner

2 *

weſtlichen Abdachung bildet dieſer Arm nach einander fünf kleine Thäler, deren Gewäſſer die Ebne von Ettlingen bis Heidelberg in vielen Rinnſalen und in ſehr trägem Laufe durchſchlängeln. Auf einer ziemlichen Höhe, zwiſchen Gernsbach und dem Wildbad im Würtembergiſchen ſammelt ſich die Alb, welche durch ein romantiſches Wieſenthal nach Ettlingen und Mühlberg hinaus ſtrömt. Eine Meile nördlicher rinnt aus dem Konweiler Wald die Pfinz in das Thal nach Wilferdingen herab und betritt bei Durlach die Ebne. Dann folgt der Salzbach, welcher über Bretten, Heidelsheim und Bruchſal, hierauf die Kreich, welche über Gochsheim, endlich der Leimbach, der über Wiesloch dem Rhein zueilt.

Weit rauher iſt die öſtliche Abdachung, deren Fuß von der Enz beſpühlt wird. Dieſer Bergfluß durchſchneidet bei Pforzheim, wo ihn die Nagold und Würm verſtärken, das badiſche Gebiet und ergießt ſich dann bei Beſſigheim in den Neckar, der daſſelbe unterhalb Wimpfen betritt, und in einem weiten Bogen dem Rheinſtrom zueilt, zuerſt über Neckarelz, dann über Eberbach und Heidelberg, wo die nördlichſten Punkte der ſchwarzwäldiſchen Vorberge die ſüdlichen Höhen des Odenwaldes begrüßen.

Der Schwarzwald bildet alſo eine Gebirgskette, die ſich vom Stock des Feldbergs gegen Süden und Norden in einer Länge von fünfundzwanzig Meilen ausdehnt, und deren größte Breite ohngefähr die Hälfte dieſes Maßes beträgt. Seine Maſſe beſteht aus Granitfels, der mit Flözgebirg von Kalk- und Sandſtein umlagert iſt. Man findet in den Eingeweiden vieler Berge Eiſen-, Kupfer- und Bleierz, auch einige Silberadern und mehrere Mineralquellen. Im Aeuſſern hat der Schwarzwald die Eigenthümlichkeit, daß ſeine Bergrücken meiſt abgeflacht und gedehnt ſind, und daß er wenige große Thäler, ſondern mehrentheils nur Tobel und Schluchten bildet. Seine Bedeckung beſteht aus Nadelholzwaldungen, worin die Weißtanne vorherrſcht, und welche ſich gegen die Vorhügel hinaus mehr und mehr mit Laubholz vermiſchen. Die höchſten Gegenden tragen wegen der Rauhheit der Luft kein Holz mehr, und ſind oft bis tief in den Frühling mit Schnee bedeckt; ſie bringen aber

eine Menge kräftiger Kräuter hervor, wodurch ihre Weide für das Vieh überaus geſund und nahrhaft wird.

Die Abdachung des Gebirgs gegen den Rhein hin iſt bei weitem jäher, als die gegen Morgen, und hat auch mehrere und tiefere Einſchnitte. Aus dieſen Thälern und Schluchten ſtürzen hundert wilde Waldbäche und Flüſſe in die Ebene hervor, wohlthätig durch ihre friſchen, fiſchreichen Waſſer, aber auch verderblich, wenn ſie im Herbſt oder Frühjahr ungewöhnlich anſchwellen und ihre Ufer übertreten.

Der Schwarzwald iſt reich an ſchönen und großartigen Naturſzenen. Man hat einige ſeiner Thäler mit den berühmteſten der Schweiz verglichen. Auf vielen Höhen genießt das Auge des Wanderers dir herrlichſte Ausſicht über die Umgegend und in die Ferne. Düſtre Tannwaldungen wechſeln bald mit grauen ſchroffen Felswänden, bald mit ſonnigen Haiden, grünen Berghalden und Wieſengründen; bald ziert ein Waſſerfall, bald eine Bauerhütte, bald eine Burgruine die Landſchaft.

Die Bewohner des Schwarzwaldes ernähren ſich theils von deſſen Erzeugniſſen, theils durch ihren Gewerbfleiß. Jene ſind hauptſächlich Holz, Vieh, Kartoffeln, Hafer und Sommerroggen. Die ſchwarzwäldiſche Induſtrie aber beſteht in der Uhrmacherei, in der Verfertigung von Glas- und Holzwaaren, von Strohhüten, Blechlöffeln und Baumwollenzeugen. Dieſe emſige Betriebſamkeit hat einen Wohlſtand hervorgebracht, wie er in ſolchen Gebirgsgegenden ſelten vorkommt. Und deſſen ohngeachtet iſt die Wohn- und Lebensweiſe der Schwarzwälder äußerſt einfach. In einigen Thälern, durch welche ſich gangbare Straßen ziehen, ſind zum Theil große Flecken, und ſelbſt Städte, aber außer dem wohnt das Volk zerſtreut in den Thalgründen und an den Berghalden, jeder Eigenthümer auf einer bequemen Stelle ſeines Gutes. Dieſe Wohnweiſe hat ihre großen Vortheile, ſowohl wegen der Viehſeuchen und anſteckenden Krankheiten, als wegen der Sitten, da der Bauer ſich weniger an das Wirthshaus gewöhnt, wie in den Dörfern, wo Trunk und Spiel mehr und mehr einreißen. Die

Wohnungen ſelbſt beſtehen aus hölzernen Hütten, welche Stube, Küche, Kammer, Stall und Scheune im engſten Raum unter einem und demſelben Dach von Stroh oder Schindeln traulich vereinigen. Die Stube liegt an der einen Ecke zu ebner Erde, und hat ihrer ganzen Länge und Breite nach eine fortlaufende Reihe von Fenſtern, die oft mit buntbemalten Zugläden verſehen ſind. Ueber dieſen Fenſtern führt ein Gang zu den Schlafgemächern des Geſinds; neben dem Eingang in die Stube befindet ſich der Brunnen, neben der Stallthüre die Dunglege, und über dem Stall die Scheune, zu der eine anhäldige Brücke hinaufführt. Der Hofraum iſt mit einem Zaun umfangen, und es befindet ſich darin gewöhnlich ein Fruchtbehälter, ein kleines Bethaus, ein Bienenſtand, ein Krautgarten und ein Schweinverſchlag. Dieſe Einrichtung iſt aus der Natur und Nothwendigkeit hervorgegangen, und es wäre zu wünſchen, daß ſie von den ſteinernen Gebäuden nicht verdrängt würde, die man jezt in manchen Gegenden mit ſtädtiſcher Zierde unter großen Koſten an die Stelle der alten Hütten zu ſezen anfängt, und bei welchen die Vortheile eines nahen Beiſammenſeyns und wohlfeilen Unterhalts verloren gehen; nicht ſelten ſind ſolche herriſche Bauernhäuſer die Vorgänger eines baldigen Zerfalls der Familien.

An Geſtalt und Charakter gleichen ſich die Schwarzwälder nicht ſo, wie in der Wohn- und Lebensweiſe. Es giebt Gemeinden, wo man den ſchönſten Menſchenſchlag antrifft, und andere, wo die Leute klein und häßlich ſind. Eben ſo zeigen die Bewohner in vielen Gegenden eine ſehr friedſame Gemüthsart, während in manch' andern ein äuſſerſt händel- und rauffüchtiges Volk wohnt. Im Ganzen jedoch hat ſich bei den Schwarzwäldern noch am meiſten von der Einfalt und Biederkeit der altdeutſchen Sitten erhalten; ſie ſind verſtändig, nachdenkend und ausdauernd, ſparſam, begnüglich und ſittſam; überhaupt ſehr religiös, aber auch eben ſo munter und lebensfroh.

Der Odenwald.

Als eine nördliche Fortſezung des Schwarzwaldes kann man den Odenwald betrachten, obwohl er weder ſo hoch und rauh iſt, noch aus derſelben Gebirgsart beſteht. Seinen Hauptſtock bildet der **Krähberg**, welcher ſich zwiſchen Beerfelden und Waldbullau, zwei Meilen vom Neckar, ohnweit der badiſchen Grenze, etliche über ſiebzehnhundert und dreißig Fuß hoch von der Meeresfläche erhebt. Er ſendet einen Arm gegen Abend, der mit dem Malchen an der Bergſtraße endigt; einen andern gegen Mitternacht bis an den Einfluß der Mimling in den Main; und einen dritten oſtwärts durch das badiſche Gebiet bis zur würtembergiſchen Grenze bei Mergentheim. Dieſer öſtliche Arm verliert ſich in eine Menge flacher Hügel, die man das Bauland nennt, und deren ganzer Umfang von dem Kazenbuckel beherrſcht wird, der bei Ehrbach vom Ufer des Neckars ſteil und noch höher als ſelbſt der Krähberg emporſteigt. Von der ſüdlichen Abdachung des weſtlichen Arms, welche ſehr waldig iſt und mit ihren Vorbergen das badiſche Gebiet berührt, fallen die Steinach, die Lax und der Itterbach in den Neckar, jene bei dem Städtchen ihres Namens, die Lax bei Hirſchhorn, und dieſer am abendlichen Fuße des Kazenbuckels. Dieſe ganze Thalgegend entfaltet einen ungemeinen Reichthum romantiſcher Anſichten; die Geſtaltung des Gebirgs, die üppige Waldung, die Lage der Städte und Dörfer, und viele Ruinen alter Schlöſſer, ergözen eben ſo ſehr das Auge, als ſie die Seele beſchäftigen.

Das odenwäldiſche Bauland, welches mit der ſchwarzwäldiſchen Baar viele Aehnlichkeit hat, wird von zahlreichen Waſſern durchzogen, die ſich zu anſehnlichen Bächen und Flüſſen vereinigt, in den Neckar, den Main und die Jaxt ergießen. An der mittäglichen Waſſerſcheide bilden ſich die Elz, Schefflenz und Seckach, an der mitternächtlichen die Morre, Erfa und Tauber. Leztere iſt ein bedeutender Fluß, der den nordöſtlichen Theil des Großherzog-

thums durchſtrömt; ſie entſpringt aus einem See im Baieriſchen, bewäſſert den wein- und kornreichen Taubergrund, und fällt bei Werthheim in den Mainſtrom.

Die Gebirgsart des Odenwaldes beſteht aus rothem Sandſtein, der auf Granit ruht, und im öſtlichen Theil beſonders mit Kalkfels überzogen iſt. Auf den Höhen breiten ſich Laub- und Nadelwaldungen aus, über die mäßigen Hügel wohlbebaute, nur oft allzumagere Felder, und in den Thalgründen lachende Wieſen. Daher ſind Ackerbau, Viehzucht und Holzhandel die Nahrung der Odenwälder. Im Neckarthal und im Bauland pflanzt man auch Wein, der hin und wieder zu vorzüglicher Güte gedeiht. Dieſe abgeſchiedene Berggegend bewohnt ein eigenthümliches Volk, ein kräftiger, geſunder Menſchenſchlag. Obgleich im Ganzen arm, ſo iſt es doch lebensfroh, weil es bei der altererbten väterlichen Weiſe keine unnöthigen Bedürfniſſe kennt, und ſein Heidkornbrod und ſeine Milch genügſam verzehrt. Es lebt ſtill, erweist ſich gaſtfreundlich, und eben ſo freigeſinnt als gemüthvoll.

Kein fremder tritt aus den einſamen Thälern und von den freien Höhen des Schwarz- und Odenwaldes in das geräuſchvollere Leben des Flachlandes, ohne daß er ſagen muß, der reine Hauch der Berglauft, die ſtarke große Natur, das muntre, lebensfrohe Volk, haben ſeine Sinne ergözt und geſtählt, ſeine Seele erheitert und erhoben!

Das Rheinthal.

Von dem ganzen abendlichen Fuße des Schwarz- und Odenwaldes, wo ſich die herrliche Bergſtraße hinzieht, dehnt ſich eine weite Ebene aus, die man überhaupt das Rheinthal nennt. Aber was von Grenzbach bis über Staufen hinabreicht, heißt insbeſondere die Markgrafſchaft; auf dieſe bis zur Kinzig folgt das Breisgau, dann bis nach Baden die Ortenau mit dem Hanauerländchen, hernach bis zum Bruhrhein die Hardebne, und endlich die Pfalz. Die

Markgrafſchaft und das Breisgau ſind bei weitem der reizendſte, fruchtbarſte und wohlhabendſte Theil unſeres Landes. Hier wächſt im Ueberfluß das beſte Getreide, und jener Markgräfler Wein, den das Ausland ſo begierig aufkauft. Vortrefflich ſind die vielen Waldungen und Wieſen; reichlich wird auch Obſt gepflanzt; aus dem Gebirge gewinnt man Silber, Kupfer, Blei und Eiſen. Und all' dieſer Reichthum iſt in ein Zauber von Naturſchönheiten gehüllt, der Aug' und Seele entzückt. In der Ortenau nimmt die Güte des Bodens merklich ab, und von Raſtatt an bildet das Land mehr und mehr eine dürre Sandebne. Gleichwohl hat der Fleiß der Bewohner auch dieſes Erdreich ergiebig gemacht. Man pflanzt alle Gattungen des Getreides, viele Hülſenfrüchte, Tabak und Hanf, der unter dem Namen Rheinhanf ſtark in's Ausland geht; von den ortenauiſchen Weinen iſt der Affenthaler, Oberkircher und Ortenberger bekannt genug. Ein großer Theil des Landſtrichs von der Elz bis an den Neckar liegt mit Laubholz bedeckt. Die bedeutendſten Strecken ſind der Kaiſers- und untere Genoſſenwald bei Mahlberg, der Schutter- und Gotteswald bei Offenburg, alsdann der Korker- und Maiwald, worauf der große Hardwald folgt. Wenn man aber bei Graben aus dem Hardwald ins Freie tritt, ſo nimmt das Land an Fruchtbarkeit ſichtlich wieder zu; endlich wird bei Heidelberg und Weinheim die Gegend ſo reich und reizend, daß ein gelehrter Italiener bei ihrem Anblick einſt ausrief: „O Deutſchland! wie leicht könnteſt du Italien ſeyn." Ueberhaupt iſt die Pfalz auſſer dem Oberland der geſegnetſte Theil des Großherzogthums. Die verſchiedenen Forſte liefern alles nöthige Bau- und Brennholz; das wohlbebaute Ackerfeld alle Arten des Getreides, alsdann Obſt, Hanf, Krapp, Tabak, und die ſonnigen Hügel der Bergſtraße viel guten Wein.

Die Bewohner des Rheinthals leben faſt überall in Städten und Dörfern. Jene ſteigen von tauſend Einwohnern bis zum zwanzigfachen dieſer Zahl. Sie ſind durchgängig aus Stein erbaut und ſtammen größtentheils aus dem Mittelalter, deſſen Gepräge ihnen noch häufig geblieben iſt; doch haben viele die beengenden

Mauern entfernt und ſich durch heitere Vorſtädte vergrößert. Die Dörfer und Flecken beſtehen meiſt aus Häuſern mit Riegelwänden und Ziegeldächern. Je mehr es gegen Norden geht, nehmen ſie an Größe eben ſo zu, wie ſich ihre Menge verringert; einige haben wohl eher ein ſtädtiſches Ausſehen, als manche Stadt. Viele ruhen wie in einem Wald von Obſtbäumen; andere liegen nackt in ihren Gemarkungen; bei den meiſten iſt es erfreulich, ein geräumiges, heiteres Schulhaus hervorragen zu ſehn.

In dieſen Städten und Dörfern zieht man ſeine Nahrung aus faſt allen Arten menſchlicher Betriebſamkeit, aus dem Landbau im weiteſten Sinn, aus dem Handel, aus Handwerken und Künſten. Fremde Reiſende haben die Rheinthäler ein im Ganzen wohlgebautes, verſtändiges, arbeitſames und mäßiges Volk genannt; im Einzelnen offenbaren ſie einen eben ſo großen Unterſchied ihrer geiſtigen und körperlichen Beſchaffenheit, als das Erdreich, auf dem ſie wohnen. Nicht nur ſteht der Pfälzer dem Oberländer eben ſo ſchroff entgegen, wie der Wälder dem Flachländer, ſondern ſelbſt jede Landſchaft hat ihren eigenthümlichen, auszeichnenden Charakter. Die Markgräfler, die Thalleute, die Marker und Kaiſerſtühler, die Hanauer, Hardwälder und Bruhrheiner ſind ſich ſowohl in Geſtalt und Tracht, als an Sprache und Bildung auffallend ungleich, nur leider durch faſt eben ſo viele Fehler als Vorzüge. Denn an manchen Orten hat die herrſchende Wohlhabenheit einen übermüthigen, ſtolzen Geiſt erzeugt; in den meiſten Weingegenden der launenhafte Wechſel von fruchtbaren und Mißjahren einen verderblichen Leichtſinn; hin und wieder das Zuſammenwirken anderer Urſachen eine ausgelaſſene Rohheit, Streit- und Raufſucht.

Gewandter und ſcheinbar aufgeklärter als die Wälder ſind die Rheinthaler allerdings; aber bei weitem nicht ſo kräftig, genügſam und moraliſch, vielleicht im allgemeinen auch nicht ſo wohlhabend. Der Grund dieſes auffallenden Unterſchieds liegt ſowohl in der Natur des Bodens und in der Wohnweiſe, als in der Nachbarſchaft Frankreichs. Einmal gewinnt der Flachländer ſein

Auskommen mit weniger Mühſeligkeit als der Bergbewohner, wodurch er träge und ungenügſamer wird; alsdann erzeugt das nahe Beiſammenleben in Dörfern und Städten zwar eine größere Regſamkeit und Gewandtheit, aber durch die vielen Gelegenheiten und Anreize zur Verſchwendung der Geſundheit, Zeit und Habſchaft, eine Reihe von Uebelſtänden, die durch den Einfluß der luxuriöſen Hauptſtädte, der vielen Reiſenden und der Schmuggelei am Rhein ſo ſehr vermehrt werden, daß man den Zerfall der Sittlichkeit nicht weniger als eine Urſache des ſinkenden Wohlſtandes angeführt hat, wie das Ueberhandnehmen der Bevölkerung. Nur zu gerecht ſind leider die Klagen über die Abnahme der Moralität, beſonders in den Städten und Dörfern des Rheinthals, wovon auch die mehr und mehr einreiſſende Prozeßſucht wechſelweis eine Urſache und Folge iſt. Seit dem Jahr zehn haben ſich die Prozeſſe um das doppelte vermehrt, und faſt eben ſo die ſchweren Verbrechen. Und jene biedere Treu' und Redlichkeit unſerer Voráltern, wie verſchwindet ſie da und dort, mehr und mehr aus den Gemüthern!

Das Groſsherzogthum überhaupt.

Gleichwohl bleibt das Großherzogthum Baden immerhin einer der beſten, der geſegnetſten Staaten deutſcher Zunge. Die glückliche Vereinigung ſo mannigfacher Vorzüge des Bodens und der Lage mit einer Reihe günſtiger Umſtände, die aus der Geſchichte floſſen, haben dem kleinen Land einen Werth verliehen, den viele weit größere wohl kaum je erlangen werden. Die geiſtige und phyſiſche Kultur wetteifern auf die erfreulichſte Weiſe mit einander. Fremde Reiſende haben es bewundert, daß oft hohe Berge bis an ihren Gipfel bebaut ſind. In der That liegen von den ſechs Millionen Morgen Landes, welche das Großherzogthum in ſich ſchließt, bei weitem keine zweimalhunderttauſend unbenuzt,

und dies iſt für einen Staat, deſſen Flächenraum zu einem vollen Drittel aus größtentheils hohen und rauhen Gebirgsgegenden beſteht, der vollkommenſte Grad des Anbaus.

Die Landwirthſchaft, die allenthalben die ſicherſte Grundlage glücklicher Staaten ausmacht, iſt das Hauptgewerbe des badiſchen Volks; ſie verbeſſert ſich täglich mit der wachſenden Aufklärung und Bevölkerung. Man hat berechnet, daß die Maſſe der Aecker mit den ungeheuern Waldungen ohngefähr gleichen Schritt hält; ſie beläuſt ſich auf eine Million und ſechsmalhunderttauſend Morgen, wozu noch mehr als halb ſo viel Matt-, Reb- und Gartenland kommt. Auch gehören von der Geſammtzahl der Einwohner, welche eine Million zweimalhunderttauſend Seelen beträgt, wohl zwei Drittel dem Bauernſtande an, während der Gewerbſtand kaum ein Drittel davon ausmacht. Getreide, Wein, Obſt und Hanf findet man, wie das Holz, nicht bald irgendwo beſſer und reicher; die Rindviehzucht entſpricht dieſer Stufe des Landbaus; die Pferde-, Schaaf- und Schweinzucht hat ſich ſeit kurzem ſehr gehoben.

Aus dem Innern dieſes ergiebigen Erdreichs wird an Metallen hinreichend, an Salz weit über den Bedarf gefördert. Einige unſrer Geſundbrunnen ſind in ganz Europa bekannt.

Bei ſo ſolidem Reichthum iſt es zu verſchmerzen, wenn der Handel weniger blüht, und wenn andre Staaten den zweideutigen Vorzug zahlreicher Fabriken vor uns haben. Da der große Waarenzug aus dem nördlichen Deutſchland und aus den niederländiſchen Städten nach Straßburg, Baſel, Schaffhauſen und an den Bodenſee, wie aus den ſüdlichen Gegenden nach Leipzig und nach den Niederlanden, durch das badiſche Gebiet läuft, ſo blüht der Speditionshandel am meiſten, wozu auch unſere vortrefflichen Straßen und Freihäfen, und die Aufhebung des Weggeldes beſonders beitragen. Der Handel mit den im Großherzogthum erzeugten Artikeln mag ſich jährlich auf einige über zwanzig Millionen belaufen, welche Summe dem Betrag der Einfuhr ohngefähr gleichkommt.

Für die geiſtige Kultur, für Künſte und Wiſſenſchaften wäre durch unſere vielen wohleingerichteten Dorfſchulen, durch mehrere Gymnaſien und Lyzeen, durch ein politechniſches Inſtitut und zwei Univerſitäten um ſo vortrefflicher geſorgt, wenn man in der Auswahl der Lehrgegenſtände den Geiſt und die Anforderungen der Zeit mehr berückſichtigte. Doch auch neben dieſen Mängeln ſtehen wir voran, und wahrlich, viele mächtige Staaten müſſen mit Schaam auf das kleine Baden herabblicken; nirgend iſt die Bildung ſo allgemein verbreitet, wie bei uns, und wer kennt die Männer nicht, die Zierden der Zeit, die unter uns wohnen? Für die Aufhellung des Geiſtes hat auch der Umſtand nicht unvortheilhaft gewirkt, daß das Großherzogthum theils aus proteſtantiſchen, theils aus katholiſchen Ländern beſteht; denn hiedurch erzeugte ſich eine gegenſeitige Steigerung des geiſtigen Strebens, und in Folge deſſen ſind bei uns manche Vorurtheile gefallen, welche in andern Staaten noch ein ſo ſchiefes Licht auf den herrſchenden Geiſt werfen.

Dieſe Vorzüge unſeres Landes haben natürlich auf deſſen Bevölkerung einen großen Einfluß gehabt. Wenn die Quadratmeile in dem öden Sibrien kaum fünf Menſchen zählt, ſo enthält ſie bei uns das Tauſendfache davon. Aber ſelbſt die geſegneten Landſchaften Italiens übertrifft nur ſchon unſer Oberland, deſſen größter Theil doch aus Gebirgen und Waldungen beſteht, und unſer Mittelrheinkreis iſt ſtärker bewohnt, als Rheinbaiern, wo noch dreizehnhundert Seelen mehr auf die Quadratmeile kommen, als nach dem Durchſchnitt in England. Ein ſo dankbarer, ein ſo anziehender Boden iſt dieſe Heimath! Ja, wenn dem nahenden Uebel der Uebervölkerung durch ein glückliches Inſtitut zur Auswanderung geſteuert wird, ſo darf man ſagen, es fehlet Baden nichts, als die möglichſt freie Verwirklichung ſeiner Verfaſſung, um es zu demjenigen Flor emporzubringen, den der große Carl Friedrich im Auge gehabt; um es auf eine Stufe des Wohlſtandes und der Aufklärung zu erheben, daß jeder Fremde wünſchen müßte, dieſes Landes Bürger zu ſeyn.

Wie nun die verſchiedenen Theile des Großherzogthums ſich aus ihrem erſten unkultivirten Zuſtand im Verlauf der langen Jahrhunderte durch die Veränderungen der Beſchaffenheit des Bodens und der geſellſchaftlichen Verhältniſſe, durch die Gründung der Ortſchaften, der Burgen, der Klöſter und Städte, durch die wirklichen und ſcheinbaren Verderbniſſe des Kriegs, durch die Segnungen friedlicher Zeiten, und durch die ganze Geſtaltung überhaupt der deutſchen und einiger Nachbarſtaaten, zu der gegenwärtigen Geſtalt und Kultur herangewachſen ſey, dies iſt der Inhalt der nachfolgenden Blätter.

Der

badiſchen Landesgeſchichte

Erſte Abtheilung.

Vom älteſten Zuſtande der badiſchen Lande bis zum Urſprung des Hauſes Zähringen und Baden.

Inhalt.

		Seite
Erſtes Kapitel.	Vom älteſten Zuſtand der badiſchen Lande . .	1
Zweites Kapitel.	Von den Römern und Deutſchen überhaupt .	7
Drittes Kapitel.	Verſuche der Römer, Deutſchland zu unterjochen	15
Viertes Kapitel.	Das römiſche Zehntland am Oberrhein . . .	19
Fünftes Kapitel.	Eroberung des Zehntlands durch die Allemannen	27
Sechstes Kapitel.	Von der Allemannen Anſiedlung im Zehntland	35
Siebtes Kapitel.	Vereinigung Allemanniens mit dem Franken-Reich	41
Achtes Kapitel.	Von der Aufnahme des Chriſtenthums am Oberrhein	47
Neuntes Kapitel.	Von den Zeiten der Karolinger	58
Zehntes Kapitel.	Rückblick auf den bisherigen Gang der Geſchichte	65

Digitized by Google

Chronologiſche Ueberſicht

der badiſchen Landesgeſchichte

von den älteſten Zeiten bis zum vierzehnten Jahrhundert.

Jahr vor Chriſti Geburt.

600. Auswanderung der Gallier unter Belloves und Sigoves.
Anbau des Rheinthals und der ſchwarzwäldiſchen Vorhügel durch die Kelten.

389. . . . . . Die ſenoniſchen Gallier unter Brennus in Rom.
Galliſche Stämme dringen bis Griechenland und Aſien vor.

300. Vordringen der Deutſchen (Germanen) gegen den Rhein und die Donau.

100. . . . . . Die Zimbern und Teutonen in Italien.
Marius und Sylla.
Krieg der Bojer und Dazier.

70. Heerfeſt zieht mit den Sueven über den Rhein.
Die Helvetier wandern aus, werden von Cäſar geſchlagen und zurückgeſchickt.

56. . . . . . Schlacht zwiſchen Heerfeſt und Cäſar.
Cäſar geht über den Rhein. Eroberung Galliens.

24. . . . . . Auguſtus kommt an die Spize des römiſchen Reichs.

13. . . . . . Druſus und Tiberius unternehmen die Eroberung Deutſchlands.

Markmänniſcher Bund.

5. Marbod verläßt mit den Markmannen (Sueven) die Rheingegend und zieht nach Böhmen.

Gallier ſiedeln ſich in den verlaſſenen Gauen an, unter dem Schuze der Römer.

Tiberius dringt in Deutſchland ein.

Jahr nach Chriſti Geburt.

10. Hermann ſchlägt den Varus im Teutoburger Wald.

Germanikus geht über den Rhein.

17. . . . . . Schlacht zwiſchen Marbod und Hermann.

Kämpfe der Römer und Deutſchen am Rhein.

Der bataviſche Aufſtand unter Civilis.

50. . . . . . Bildung des römiſchen Grenzlandes am Rhein. Einbruch der Katten (Heſſen) in daſſelbe.

100. Das rheiniſche Grenzland wird dem römiſchen Reiche einverleibt.

Kaiſer Trajan!

122. . . . . . Hadrian bereist die Rheinlande, und erweitert den Pfahlhag.

162. . . . . . Unruhen der Katten. Deutſche Stämme fallen in Italien ein.

200. . . . . . Die Bäderſtadt Aurelia (Baden) blüht auf.

213. Karakalla im Kampf mit den Alemannen am Mainſtrom.

234. . . . . . Die Alemannen beunruhigen das rheiniſche Grenzland.

Kaiſer Alexander Severus.

252. . . . . . Poſthumius, Aufſeher der rheiniſchen Grenzlande. Erweitert die Feſtungswerke.

271. Die Alemannen durchbrechen den römiſchen Grenzwall, und ſtreifen über den Rhein.

277. . . . . . Probus drängt ſie zurück bis über den Neckar und die ſchwäbiſche Alp.

283. . . . . . Neue Einbrüche der Alemannen.

297. . . . . . Schlacht bei Windiſch unter Conſtantius.

300. Gänzliche Verdrängung der Römer vom rechten Rheinufer.

Alemanniſche und fränkiſche Schaaren dringen nach Gallien; die Lenzer nach Rhätien.

350. . . . . . Chnodomar, Gundomar und Vadomar.

Julian bereitet ſich wider die Alemannen.

357. Schlacht zwiſchen Chnodomar und Julian, bei Straßburg.

Julian und Vadomar.

365. . . . . . Valentinian. Neue Züge der Deutſchen über den Rhein und die Donau.

371. . . . . . Valentinian ſchließt Friede mit Makrian.

Alemannen, Franken und Burgunder.

378. Krieg der Lenzer Alemannen mit Gratian.

Abermalige Einfälle der Alemannen in Gallien.

Große Völkerbewegung.

395. . . . . . Theilung des römiſchen Reichs.

409. . . . . . Alarich erobert Rom!

450. . . . . . Attila, die Geißel Gottes, König der Hunnen.

476. . . . . . Odoaker ſtürzt das römiſche Kaiſerthum im Abendland.

496. Chlodwig, der Frankenkönig, ſchlägt die Alemannen (in Gallien.)

Theodorich der Oſtgothe (Dietrich von Bern).

Das fränkiſche Reich in Auſtrien und Neuſtrien.

Theuderich beſiegt die Thüringer.

530. Vereinigung der Alemannen mit der fränkiſchen Monarchie.

König Theudebert. Dir Herzoge Buzelin und Leuthar.

561. . . . . . Chlothar theilt das fränkiſche Reich.

Herzog Leutfried in Alemannien.

600. Verbreitung des Chriſtenthums in Alemannien.
Sankt Friedolin, Offo, Gall, Trutbert und Landolin.
Chlothar der Zweite, Alleinherrſcher in Frankreich. Ebenſo

630. . . . . . Dagobert der Erſte.

636. . . . . . Ladenburg wird ſtiftwormſiſch.
Säckingen, Schuttern, Sankt Trutbert und Ettenheimmünſter geſtiftet.

656. Gottfried, Urahnherr von Zähringen und Habsburg, Herzog in Alemannien.

673. . . . . . Vereinigung der fränkiſchen Monarchie unter Theuderich dem Dritten.

709. . . . . . Pipin von Heerſtall. Aufſtände der alemanniſchen Herzoge.
Der heilige Bonifazius und der heilige Pirmin.

724. . . . . . Reichenau geſtiftet.

727. . . . . . Herzog Landfried von Karl Martell beſiegt.

734. . . . . . Schwarzach geſtiftet.

743. . . . . . Karlmann ſchlägt die Alemannen und Baiern.

746. . . . . . Gründung des Kloſters Gengenbach.

748. Aufhebung des Herzogthums Alemannien oder Schwaben.
Die Kammerboten.

764. . . . . . Das Kloſter Lorſch wird geſtiftet.

778. . . . . . Erſte Stiftung der Abtei Rheinau.

800. . . . . . Karl der Große wird römiſcher Kaiſer!

830. . . . . . Stiftung der Abtei Hirſchau.

843. Deutſchland wird von Frankreich getrennt (Vertrag zu Verdun).
Ludwig der Deutſche. Ottfrieds deutſche Evangelien.

850. . . . . . Das Chorherrnſtift zu Ratolfszell wird begonnen.

858. . . . . . Die Albzelle kommt an Rheinau.

888. . . . . . Karl der Dicke lebt zu Neidingen!
Einfälle der Ungarn.

911\. . . . . . Ludwig das Kind. Ausgang der Karolinger.
Niederlage der Ungarn am Inn.
Biſchof Salomon. Die Kammerboten Erchanger und Berthold werden enthauptet.

916\. Wiederherſtellung des Herzogthums Schwaben durch Graf Burkhard.
Stiftung des Frauenkloſters in Waldkirch.

926\. . . . . . Neue Einfälle der Ungarn.
Kaiſer Heinrich der Erſte. Turnier, Städte.

936\. . . . . . Otto der Große.
Die Albzelle wird zur Abtei erhoben (Sankt Blaſien).

939\. . . . . . Belagerung der Feſte Breiſach.

955\. . . . . . Schlacht auf dem Lechfeld.

965\. . . . . . Das Chorherrnſtift zu Oehningen wird gegründet.
Wiesloch erhält einen Markt.

970\. . . . . . Die Herzogin Hedwig zu Twiel.

980\. . . . . . Das Kloſter Petershauſen wird geſtiftet.

993\. . . . . . Gründung des Frauenkloſters zu Sulzburg.

999\. . . . . . Graf Bezelin erhebt Villingen zu einem Markt- und Münzort.

1005\. . . . . . Verlegung des Kloſters Twiel nach Stein am Rhein.

1050\. . . . . . Bruchſal wird ſtiftſpeieriſch.

1052\. Das Haus Zähringen erwirbt die herzogliche Würde.
Herzog Berthold der Erſte, genannt der Bärtige.
Stiftung des Kloſters Allerheiligen (zu Schafhauſen).

1058\. . . . . . Graf Rudolf von Rheinfelden wird Herzog zu Schwaben.

1060\. . . . . . Berthold der Bärtige erhält das Herzogthum Kärnthen und die Mark Verona.

1069\. . . . . . Wilhelm der Heilige, Abt zu Hirſchau.

1073\. . . . . . Pabſt Gregor der Große und Kaiſer Heinrich der Vierte!
Herzog Berthold verliert ſeine Aemter.

1074. Markgraf Hermann der Heilige, Stammherr des Hauſes Baden, ſtirbt zu Klugni.

1077. . . . . . Herzog Rudolf wird König.

1084. . . . . . Stiftung des Kloſters Sankt Georgen auf dem Schwarzwald.

Gebhard von Zähringen wird Biſchof zu Konſtanz.

1090. . . . . . Sankt Peter auf dem Schwarzwalde wird geſtiftet.

1094. . . . . . Ulmer Landfriede!

1096. Herzog Berthold der Zweite von Zähringen überläßt das Herzogthum Schwaben dem Haus Hohenſtaufen.

1110. . . . . . Das Kloſter Gottesau im Lußhard wird geſtiftet.

Biſchof Gebhard ſtirbt.

1111. . . . . . Stiftung der Zelle Tezelheim im Steinachthal.

Herzog Berthold der Zweite ſtirbt.

1112. . . . . . Heinrich von Lach, Pfalzgraf bei Rhein, ſtirbt, wie

1113. . . . . . ſein Nachfolger Siegfried von Ballenſtätt.

1118. . . . . . Herzog Berthold der Dritte von Zähringen gründet die Stadt Freiburg im Breisgau.

Gründung der Stadt Villingen.

1122. . . . . . Das Gotteshaus Odenheim wird geſtiftet.

1123. . . . . . Herzog Berthold der Dritte fällt bei Molsheim.

1128. Herzog Konrad von Zähringen wird Rektor zu Burgund.

1129. . . . . . Graf Gottfried von Kalw, Pfalzgraf bei Rhein, ſtirbt.

1130. . . . . . Markgraf Hermann der Zweite von Baden ſtirbt.

1135. . . . . . Das Kloſter Neuburg wird geſtiftet.

1138. . . . . . Stiftung des Gotteshauſes Frauenalb.

1140. . . . . . Wilhelm von Ballenſtätt, Pfalzgraf bei Rhein, ſtirbt.

1142. . . . . . Stiftung der Abtei Schönau an der Steinach.
1146. . . . . . Der heilige Bernhard durchzieht unſere Gaue.
1148. . . . . . Stiftung des Kloſters Herrenalb, und
1150. . . . . . des Kloſters Lobenfeld.
1152. . . . . . Herzog Konrad von Zähringen ſtirbt.

1156. Die Rheinpfalz kommt an das Haus Hohenſtaufen.

Gründung der Städte Heidelberg und Neuenburg.

1160. . . . . . Markgraf Hermann der Dritte von Baden ſtirbt.
1161. . . . . . Stiftung des Kloſters Thennenbach.
1164. . . . . . Tübinger Fehde.
1165. . . . . . Hermann von Stahleck, Pfalzgraf bei Rhein, ſtirbt.
1185. . . . . . Die Hälfte von Breiſach kommt als baſelſches Lehen an das Reich.
1186. . . . . . Herzog Berthold der Vierte von Zähringen und
1190. . . . . . Markgraf Hermann der Vierte von Baden ſterben.

1191. Das badiſche Fürſtenhaus theilt ſich in zwei Aeſte.

Markgraf Hermann der Fünfte von Baden und Heinrich der Erſte von Hachberg.

1192. . . . . . Das Gotteshaus Allerheiligen auf dem Schwarzwald wird geſtiftet.
1195. . . . . . Konrad von Hohenſtaufen, Pfalzgraf bei Rhein, ſtirbt.
1196. . . . . . Krieg zwiſchen Zähringen und Hohenſtaufen.
1198. . . . . . Herzog Berthold von Zähringen ſoll Kaiſer werden.
1212. . . . . . Aufſtand der Breiſacher wider König Otto.

1213. Die Rheinpfalz kommt an das Haus Wittelsbach.

Herzog Ludwig der Erſte von Baiern, Pfalzgraf bei Rhein.

1218. . . . . . Ausgang des Stammes von Zähringen in Berthold dem Fünften.

1220. . . . . . Pfullendorf wird eine Reichsſtadt.
Stiftung des Frauenkloſters Güntersthal.

1227. . . . . . Pforzheim, Durlach und Ettlingen werden badiſch.

1231. . . . . . Markgraf Heinrich der Erſte von Hachberg ſtirbt.
Herzog Ludwig, Pfalzgraf bei Rhein, wird ermordet.

1236. . . . . . Stiftung des Kloſters Seligenthal.

1243. . . . . . Markgraf Hermann der Fünfte von Baden ſtirbt.
Konſtanz brennt ab.
Thiengen an der Wutach, Buchen im Bauland und Neidenau an der Jaxt werden zu Städten.

1244. Markgraf Rudolf der Erſte, Gründer der Markgrafſchaft Baden.

1245. . . . . . Das Frauenkloſter Lichtenthal wird geſtiftet.

1249. . . . . . Gründung der Städte Waldshut und Kenzingen.

1250. . . . . . Rheiniſcher Städtebund.
Abermaliger Brand zu Konſtanz.
Markgraf Hermann der Sechste ſtirbt.
Zerſtörung der Bergſtadt Brinzbach.

1251. . . . . . Stühlingen kommt an das Haus Lupfen.

1253. . . . . . Herzog Otto der Erlauchte von Baiern, Pfalzgraf bei Rhein, ſtirbt.

1254. Anfang des großen Zwiſchenreichs.

1255. . . . . . Todtheilung zwiſchen Ludwig und Heinrich, den Söhnen Otto des Erlauchten.

1258. . . . . . Steinbach erhält das freiburgiſche Stadtrecht.

1259. . . . . . Sinzheim kommt an die Pfalz.

1262. . . . . . Straßburger Krieg.

1263. . . . . . Rudolf von Habsburg nimmt Breiſach ein.

1264. . . . . . Weinheim, die alte Stadt ſtiftmainziſch, die neue pfälziſch.

1267. . . . . . Ratolfszell erhält das Stadtrecht.

1268. . . . . . Herzog Konradin und Friedrich von Baden enthauptet.
1271. . . . . . Die Städte Villingen und
1272. . . . . . Säckingen brennen ab.

1273. Ende des Zwiſchenreichs durch die Wahl Rudolfs von Habsburg.
Schwäbiſcher Grafenbund.
König Rudolf nimmt Baden, Durlach, Mühlburg und Grezingen ein.

1276. . . . . . Friede zwiſchen Markgraf Rudolf und dem Könige.
1278. . . . . . Heidelberg brennt ab.
1281. . . . . . Fehde zwiſchen Markgraf Rudolf und dem Biſchof von Straßburg.
1284. . . . . . Streit Graf Egons mit der Stadt Freiburg.

1288. Markgraf Rudolf der Erſte von Baden ſtirbt.

1289. . . . . . Graf Egon belagert Freiburg.
1291. . . . . . König Rudolf ſtirbt.
Adolf von Naſſau und Albrecht von Oeſtreich, Gegenkönige.
1293. . . . . . Richtung zwiſchen dem Grafen Konrad und der Stadt Freiburg.
1294. . . . . . Herzog Ludwig von Baiern, genannt der Strenge, Pfalzgraf bei Rhein, ſtirbt.

Digitized by Google

Erſtes Kapitel.

Vom älteſten Zuſtand der badiſchen Lande.

Lang unterhielt der Rheinſtrom, von deſſen Bette das Groß-herzogthum Baden gegen Mittag und Abend begrenzt wird, im Fortgang ſeines Laufs mehrere große Seen; es waren die Ueber-bleibſel des Gewäſſers, welches urſprünglich alles Erdreich bis an die höchſten Berggipfel überfluthete. Zuerſt erſchien das weite Waſſerbecken, wovon ſich im heutigen Bodenſee noch ein Theil erhalten hat. Seine Ausdehnung erſtreckte ſich weſtwärts ſtunden-lang in den Hegau hinaus und bis nach Schaffhauſen herab. Hier bildete der Randen, durch ſeinen Zuſammenhang mit dem Kohlfirſt und andern Thurgauer Bergen, einen ſtarken Damm, über den wohl einſt das Gewäſſer ruhig hinweggefloſſen ſeyn mag. Nachdem ſich daſſelbe aber geſenkt, durchbrach der Strom das Kalkgebirg und ſtürzte auf der andern Seite, wo die Ab-dachung viel ſtärker iſt, mit tobender Gewalt in die Tiefe. Hie-durch entſtund der große Rheinfall, welcher noch jezt eine Höhe von zehn Klaftern hat, und eines der erhabenſten Schauſpiele der Natur darbietet.

Ein zweiter See zog ſich von der Aar bis in die Niederungen des Klekgaus hinauf und zwiſchen den Aargauiſchen und Schwarz-wäldiſchen Höhen bis an den Jura. Alsdann, vom nördlichen Fuß dieſes Gebirges an, wo das breite Rheinthal beginnt, folgten eine ganze Reihe von Waſſerſpiegeln, die aber einer fortwährenden Veränderung unterlagen, je nachdem der Andrang ſo vieler aus dem Schwarzwald und den Vogheſen hervorſtürzenden Bergſtröme auf die Bewegung des Rheins und die Anhäufung des Gerölles und Sandes einwirkte.

All' dieſe Seen entleerten ſich theils durch plözliche Erderſchütterungen, theils nach und nach durch die Gewalt des Gewäſſers. Die Tiefe ihrer Becken und viele verborgene Klüfte wurden mit den Trümmern der zerriſſenen Gebirge angefüllt; es ſezte ſich der Schutt und Schlamm in große Lager und Bänke nieder; es traten die Kies- und Sandhügel allmählig aus den Fluthen an die trocknende Luft hervor; es bahnten ſich die Rinnſale der fließenden Waſſer; es entſtunden unſere Ebnen, unſere Thalgründe, unſere Flüſſe und Bäche.

Von dem erſten Zuſtand wo außer den hohen Gebirgsgegenden alles Land noch unter Waſſer lag, bis auf dieſe Veränderungen ſind aber viele Jahrtauſende verfloſſen; einer eben ſo langen Zeit bedurfte es, bis das wüſte Erdreich ſich mit dem Schmuck der Gewächſe überzogen hatte. Und wer zählt alle dieſe Umwandlungen, welche von der Macht der Elemente und von den geheimen Kräften der Natur noch bewirkt werden mußten, um unſerer Heimath ihre jezige Geſtalt zu geben? Es löſten ſich durch die Einwirkung des Regens und der Luft Felſen von Felſen ab, es ſtürzten ganze Berge ein und überſchütteten Thäler und Ebnen, ja es entſtunden wohl auch durch die Gewalt unterirdiſchen Feuers völlig neue Gebirge, wie man vom Kaiſerſtuhl vermuthet, der ſich abgeſondert mitten aus dem Rheinthal erhebt und ein Lava ähnliches Geſtein hat. Und durch welche Revolutionen bildeten ſich jene Baſaltkegel, die im Hegau und am Neckar unſere fragenden Blicke auf ſich ziehen? Dies, wie mit manch' Andern wird uns ein Räthſel bleiben; der Menſch unternahm es, fremde Weltkörper zu berechnen, und in die Werkſtätte, woraus ſein eigner kleiner Erdball hervor gieng, iſt ihm noch kaum Schritt ein gelungen!

Damals ergoß ſich der Rhein in mehrern Armen durch die Fläche des Elſaßes, des Breisgaus, der Ortenau und Pfalz. Zuerſt theilte er ſich in der Gegend von Baſel, der eine Arm lief ohngefähr da, wo das heutige Strombett iſt, der andere aber im Thal der Ill. Alsdann entſtund beim Kaiſerſtuhl ein dritter Arm, welcher ſich oſtwärts in den Breisgau wendete, und hierauf längs am Fuße des Gebirgs hinablief, bis in die Gegend, wo der Neckar aus dem Thal in die Ebne hervordringt. Da die verſchiedenen Waſſer, welche von der Höhe des Schwarzwalds

herabſchoſſen, einen weit ſtärkern Fall hatten, als dieſer Arm, ſo durchſchnitten ſie denſelben und verknüpften ihn durch mehrfache Zwiſchenkanäle mit dem mitlern Bette des Rheins, welches ſeine Ufer im Ganzen ziemlich unverändert behalten hat. Nur in dem Flachland von Mannheim machte der Strom noch ſehr ſpät mehrere Thalwege, wovon die Urſache zum Theil in dem Druck liegen mochte, den die Strömung des Neckars auf ſeine Gewäſſer ausübte.

Auch der Neckar theilte ſich in drei Arme, denn da dieſer Bergſtrom den mitgeführten Sand und Kies bei ſeiner Mündung in den großen Rheinſee hoch anhäufte, ſo war er beim Sinken des Gewäſſers genöthigt, süd- und nordwärts neben der Sandbank durchzudringen, und da ſich in der Gegend von Ladenburg ein zweites Kieslager erhob, ſo trennte ſich auch der dortige Arm, und floß eines Theils in der Richtung des heutigen Strombetts, andern Theils am Gebirge hinab und dann mit der Weſchniz in den Rhein.

Bei der Abnahme des Waſſers im Rhein und Neckar wurde das Bett ihrer Nebenarme durch das Geröll und den Schlamm der vielen Gebirgsflüſſe mehr und mehr angefüllt, bis endlich der Lauf beider Ströme im Ganzen auf ihre jezigen Thalwege beſchränkt war. In den niedrigſten Gegenden blieben Sümpfe und Moorgründe liegen; die höchſten beſtunden aus Sandhügeln, die mittlern aber waren meiſt mit Dammerde überzogen.

Nachdem ſich die im Verlauf der Zeit alſo geſtaltet, lag das meiſte Erdreich unſerer Gegenden mit Wald bedeckt. In der Ebne ſtund ein hohes üppiges Laubholz, auf dem Gebirg das ſchwarze Nadelholz. Der Schwarzwald erſtreckte ſich an einigen Orten bis an die Ufer des Rheins; der ganze Bodenſee war mit dichter, ſchauerlicher Waldung umgeben; vom Kaiſerſtuhl bis weit hinab in die Ortenau zog ſich das Moos, dann folgte der Hard bis an den Neckar, und hierauf das Föhrenholz unterhalb Mannheim. Dieſe Wälder waren vielfältig von Sümpfen und Haiden unterbrochen; der kleinſte Theil des Bodens mochte aus gutem Wiesland beſtehen. Hin und wieder blühte zwiſchen den ſtolzen Eichen und Buchen beſcheiden die Holzbirne und der Holzapfel, vielleicht auch die Waldkirſche; an den Halden wuchs die ſchlanke

Birke, in den Thalgründen, an den Ufern der Bäche und Flüſſe die Eſche, die Erle und hohes Weidengebüſch; auf dem Gebirg, im Schatten der Fichten, Tannen und Fohren verbreitete ſich der Wachholder- und Heidelbeerſtrauch; ſonſt, je nach der Beſchaffenheit des Bodens, wucherten überall Haidekraut, Moos, Binſen, Riedgras und Flaggen. Die vornehmſten Thiere, welche dieſe unwirthbaren Gegenden bewohnten, waren Auerochſen, Elche, Bären, Wölfe, Hirſche und Wildſchweine, Geier, Falken, Auerhahnen, Wildgänſe und Krametsvögel. Die Luft mußte noch ſehr feucht und rauh ſeyn; denn auf den Gebirgen blieb der Schnee lange liegen, aus den Sümpfen ſtiegen fortwährend giftige Dünſte auf, und die halbe Zeit des Jahrs verhinderten dicke Nebel die Einwirkung des belebenden Strahls der Sonne.

So ungefähr mochte der Zuſtand unſerer Heimath ſeyn, als die Menſchen ſich zuerſt darin anſiedelten. Dieſe erſten Bewohner und Bebauer beſtunden aus Abkömmlingen der Kelten oder Gallier, welche urſprünglich von den Höhen des aſiatiſchen Gebirgs herſtammten. Der Euphrat hatte ſie an's ſchwarze Meer hinabgeleitet. Von da ſezten die Geſchlechter ihre Wanderung durch die europäiſchen Gefilde fort bis an die Küſten des Meers. Die Kelten waren anfangs Jäger und Hirten; als das Meer ihrem Zuge halt zu machen gebot, ſezten ſie ſich feſt und trieben Feldbau. In den ſüdlichen Ländern, wo Himmel und Erde freundlicher ſind, gewann der Anbau des Bodens und die Bildung der Sitten einen weit ſchnellern Fortgang, als in den weſtlichen und vollends in den nördlichen, wo ungeheure Sümpfe und Waldungen alle Fortſchritte der Kultivirung äuſſerſt erſchwerten. In Griechenland und Italien blühten ſchon Handel, Künſte und Wiſſenſchaften, während der ganze Weſten und Norden noch in tiefer Nacht begraben lag.

Von den wilden Völkerſtämmen erlangten diejenigen, welche jenſeits der Vogheſen und des Jura ſaßen, zuerſt zahmere Sitten. Sie vervollkommneten ſich in der Landwirthſchaft, und gründeten Dörfer und Städte. Hiedurch vermehrte ſich ihre Menge ſo, daß das Land endlich nicht mehr hinreichte, ſie zu ernähren. Und dieſer mit der Bevölkerung wachſende Mangel an Feld nöthigte ſie, von Zeit zu Zeit auszuwandern. Schon ſechshundert Jahre

vor unſerer Zeitrechnung geſchah eine ſolche Auswanderung unter zwei Anführern aus königlichem Geblüt, unter Belloves und Sigoves. Jener zog mit ſeinen Schaaren über die Alpen bis an den Po hinab, und ſiedelte ſich dort an. Dieſer hingegen drang über die Voghesen nach Deutſchland. Ein Theil ſeiner Begleiter ſezte ſich ſogleich in dem weiten und fruchtbaren Theil des Rheins, während der andre weiter oſtwärts durch die Berge des Schwarzwalds und der rauhen Alp bis nach Böhmen hineinzog.

Auf ſolche Weiſe erhielten unſere badiſchen Lande ihre erſte Bevölkerung und Kultur. Jahrhunderte lang mögen die Kelten ruhig die Vorhügel des Schwarzwalds, die Wieſengründe in den ausgetrockneten See- und Flußbetten und die Auen des Rheins bearbeitet haben; aber ein trauriges Schickſal ergieng nachmals über ſie. Die deutſchen Völker, welche das Herz von Europa bewohnten, mochten eiferſüchtig ſeyn auf die glückliche Ausbreitung der Gallier, und errichteten unter ſich ſofort einen Bund zur Abwehr der eindringenden Nachbarn. Sie erhielten davon den Namen Wehrmannen, der nach galliſcher Mundart in German verwandelt, und hierauf durch die Römer die allgemeine Bezeichnung der Deutſchen wurde, wie man heutzutag die Schweizer mit dem Wort Eidgenoſſen bezeichnet. Vermög dieſes Vertheidigungsbunds gelang es ihnen, die Gallier vom rechten Rheinufer zu verdrängen, und ſich eine drohende und gefürchtete Stellung gegen das linke zu verſchaffen. Lang genug aber dauerte der blutige Kampf, und hatte ungeheure Erſchütterungen zur Folge. Noch bis auf ein halbes Jahrhundert vor Chriſti Geburt beſtund zwiſchen den galliſchen und deutſchen Völkerſtämmen an den Ufern des Rheins ein täglicher Krieg. Und wie ehemals die galliſche Macht vorherrſchend war, ſo wurde es jezt die deutſche. Denn die Gallier hatten ſich nicht allein durch die Kämpfe gegen jene Gefahr von Außen, ſondern auch durch innere Zerrüttung, durch den Zerfall der Freiheit und Sitten, ungemein geſchwächt. Sie waren reif, eine Beute entweder der Deutſchen oder der Römer zu werden.

Der deutſche Volksſtamm, welcher das Land zwiſchen dem Rhein und Main beſezte, waren die Sueven oder Schwaben, die tapferſten von allen Deutſchen. Die verſchiedenen Gaue oder

Staaten derſelben hatten zur Behauptung ihrer Grenzen eine beſondere Eidgenoſſenſchaft errichtet, und erhielten den Namen Markmannen, da Mark das altdeutſche Wort für Grenze iſt. Sie drangen bald über den Rhein, und eroberten auch die jenſeitigen Ebnen bis an die Höhen des Vogheſiſchen und Hardgebirgs. Von dem an wohnten im Illthal die Triboken, am Speierbach die Nemeter und weiter abwärts die Vangionen. Da durch dieſe Eroberungen und jene Bundsgenoſſenſchaft der Name der Sueven bei allen benachbarten Völkern furchtbar wurde, ſo machten die Sequaner, welche in Gallien mit den Aeduern um die Oberherrſchaft ſtritten, ein Hilfsbündniß mit ihnen, gleichwie ſich ihre Widerſacher um die Freundſchaft der Römer beworben hatten. In Folge dieſer Verbindung ſezte Heerfeſt, welcher damals der Anführer oder Herzog des markmänniſchen Bundes war, mit einem Heer über den Rhein, und demüthigte die Feinde der Sequaner. Da er aber bei ihnen ſizen blieb, und immer neue Schaaren ſeiner Landsleute zu ſich rief, beſchuldigte man ihn der Abſicht, ſeine Gewalt über ganz Gallien auszudehnen, und beide Völker vereinigten endlich ihre Waffen gegen den gemeinſchaftlichen Bedränger. Sie wagten ein entſcheidendes Treffen; aber Heerfeſt ſchlug ihre Schaaren, und behauptete ſich ſofort als Herr und König des beſiegten Landes.

In ſolcher Noth wandten ſich die Gallier an den römiſchen Feldherrn Cäſar. Und wo konnten ſie geneigtere Hilfe finden, als bei dem Mann, deſſen Ehrgeiz ſich mit Planen beſchäftigte, zu deren Ausführung ihm dieſer Ruf das willkommenſte Mittel darbot? Der ſueviſche Heerführer wurde ermahnt, von ſeinen Beeinträchtigungen der galliſchen Freiheit abzuſtehn, und da dies nicht geſchah, da Heerfeſt zur Antwort gab, die Römer hätten den Deutſchen nichts vorzuſchreiben, griff Cäſar zu den Waffen. Heerfeſt ſuchte ihm auszuweichen, bis die Mannſchaft angelangt wäre, welche er aus Deutſchland erwartete. Allein dieſe ward unterwegs aufgehalten, und er ſah ſich durch einen allgemeinen Angriff des römiſchen Heers endlich gezwungen, ihm zu begegnen. Seine Schlachtordnung geſchah unwillig und übereilt; gleichwohl entwickelte er während des Kampfs ein ſo großes Feldherrntalent, daß der lang zweifelhafte Sieg ſich nur durch die zu ſtarke Ueber-

macht der Römer auf die Seite Cäſars neigte. Es war ein Tag von unabſehbaren Folgen; denn hätte das Glück den Deutſchen gelächelt, wäre Gallien in Heerfeſts anſtatt in die Hände Cäſars gefallen, ganz Europa beſäße eine andere Geſtalt!

Das ſueviſche Heer wurde nach ſeiner Niederlage bis an die Ufer des Rheins verfolgt, und der fliehende Anführer fand kaum noch ſeine Rettung auf einem Kahn. Dies war das erſtemal, daß die Deutſchen den römiſchen Adler an ihrer Grenze ſahen. Es knüpfte ſich daran ein vierjahrhundert langer Kampf, der unſre Vorväter mehr als einmal an den Rand des Untergangs drängte, worin ſie aber dennoch durch ihre unerſchöpfte Kraft und Tapferkeit über die römiſche Liſt und Kriegskunſt die Oberhand gewonnen, und endlich die Welt von den Feſſeln Roms befreit haben!

Zweites Kapitel.

Von den Römern und Deutſchen überhaupt.

Das römiſche Volk empfing ſeinen Urſprung und Namen von der Stadt Rom, welche achthalbhundert Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung durch Romulus, einen italiſchen Fürſten, gegründet worden. Das anfangs kleine Gemeinweſen wuchs durch gute Verwaltung, durch gaſtfreundliche Aufnahme flüchtiger Fremdlinge, durch glückliche Fehden und durch die liberale Behandlung beſiegter Feinde, in kurzer Zeit zu einem gefürchteten Staat heran. Die erſten Vorſteher waren Könige, welche aber im dritten Jahrhundert ihrer Herrſchaft wegen Mißbrauch derſelben vom Volk vertrieben wurden. Von dem an blieb Rom bis auf Auguſtus eine Republik. Der Tapferkeit und Herrſchbegier geſellte ſich in all' ſeinen Unternehmungen das Glück bei; ſo gelangte es zur Beherrſchung der ganzen damals geſitteten Welt! Denn nachdem das mächtige Karthago, Roms einzig würdige Nebenbuhlerin, durch den Tag bei Zama, im Jahr zweihundert eins vor Chriſti Geburt, unterdrückt war, fielen Afrika, Mazedonien, hierauf mit Achaja ganz Griechenland, mit Numantia ganz Spanien, endlich die von

Alexander dem Großen hinterlaſſenen Reiche in Aſien unter das römiſche Joch. Aber ſo viele Macht, ſo vieler Glanz, die aſiatiſchen Reichthümer und Genüſſe vergifteten nach und nach die Bürgertugend, ohne welche kein Freiſtaat in die Länge beſtehen kann. Der Ehrgeiz glücklicher Feldherren ſtritt ſich um die Oberherrſchaft, bis es dem Genie Cäſars gelang, ſich unter dem Namen eines lebenslänglichen Diktators die königliche Gewalt anzumaßen; ſein Mörder, Brutus, war der lezte große Republikaner. Hierauf erſchien Auguſtus, welcher die noch übrige Spur der römiſchen Freiheit vollends vernichtete, indem er alle Macht des Senats, des Volks, der Gerichte und Prieſter in ſeiner Hand zu vereinigen wußte. Von den ſechszig Nachfolgern dieſes erſten Kaiſers war der bei weitem größere Theil entweder ſchwach oder ſchlecht. Das ungeheure Reich bot unter ihrer Beherrſchung das ekle Schauſpiel eines verfaulenden Rieſenkörpers dar, deſſen Wiederherſtellung und Erhaltung von einzelnen guten Regenten mit redlichem Eifer, aber umſonſt, verſucht wurde.

Vorzüglich ſcheiterte das römiſche Weltreich an der jugendlichen Kraft der deutſchen Völker, welche zu unterjochen ſo viel vergebliche Opfer gekoſtet hatte. Nach Beſiegung Heerfeſts, des größten Feldherrn, und vielleicht auch ſonſt des größten Mannes, welchen Cäſar neben ſich ſah, wagte ſich dieſer Held zweimal über den Rhein, um die Deutſchen auf ihrem vaterländiſchen Boden anzugreifen. Aber es ſchien ihm bald zu gefährlich; er begnügte ſich mit der Eroberung des linken Rheinufers, und zog alsdann gegen die brittiſchen Inſeln, und endlich gegen die eigene Heimath zu Feld. Die deutſchen Stämme jenſeits des Stroms blieben fortan römiſch. Auguſtus theilte das ganze Uferland von Schlettſtadt bis an's Meer in zwei Provinzen, Ober- und Untergermanien, deren jede ihren Befehlshaber und Gefällverwalter bekam. Alles aber ſtund unter dem Statthalter, welcher im Namen des Kaiſers ganz Gallien regierte. Im Süden von Obergermanien begann die große Provinz Sequanien, welche ſich zwiſchen den Sevennen und den Appenzeller Bergen hinauf zog, und oſtwärts von ihr folgte zwiſchen der Donau und den höchſten Alpen die Provinz Rhätien. Bei einer ſo wohlgeordneten Einrichtung gedieh das überrheiniſche Deutſchland bald zu blühender Kultur. In Ober-

germanien hatten ſich die Orte Argentoracum und Mogurtiacum, wo jezt Straßburg und Mainz liegen, zu Municipalſtädten, oder Gemeinden mit eigner Verwaltung, erhoben, wie in Helvetien die römiſche Kolonie Auguſta Rauracorum bei Baſel, und in Rhätien die Kolonie Auguſta Vindelicorum am Lech, aus deren Trümmern nachmals Augsburg erwuchs. Alle jenſeitigen Rhein- und Donau-Ufer waren mit Feſtungen verwahrt, und ſolche unter ſich durch Heerſtraßen und Standlager verbunden. Dieſe Anſtalt gieng durch's ganze Reich; ſie allein machte es möglich, ſo viele und verſchiedene Länder und Völkerſchaften unter einem Scepter zu erhalten. Patrioten, Weiſe, Geſezgeber und Künſtler hatte Rom nicht die größten; aber in der Kriegskunſt blieb es unübertroffen!

Zur Zeit des Auguſtus war die ganze römiſche Waffenmacht in fünf und zwanzig Legionen abgetheilt. Urſprünglich beſtand die Legion in einem Ausſchuß der kriegsfähigen Mannſchaft; ſpäter wurde ſie vervielfältigt und durch Hilfstruppen verſtärkt. Sie zerfiel in zehn Kohorten oder fünf und zwanzig Manipeln Fußvolk, und in zehn Haufen Reiterei, ſo daß jenes ſechstauſend ein hundert, dieſe ſiebenhundert, die ganze Legion alſo ſechstauſend achthundert, und mit den Hilfsvölkern über zwölftauſend Mann ſtark war. Die Bewaffnung und Bedeckung des römiſchen Kriegers übertraf die Barbaren weit an Vollſtändigkeit; ſowohl der Fußgänger als Reiter trug einen Helm, einen Panzer und Schild, ein Schwert und eine Lanze, nur an Gewicht und Größe nach der Natur der drei Treffen verſchieden, in welche die Legion beim Angriff aufgeſtellt wurde. Denn hinter dem Vortrupp der Schüzen und Schleuderer folgte das erſte und zweite mit dem kurzen Schwert und Spieß, dann das dritte mit der längern und leichtern Pike; die Geſchwader der Reiterei mit langem Schwert und Schild pflegten die beiden Flügel zu begleiten. Es war Alles gethan, kriegeriſchen Sinn zu erwecken, und den Ehrgeiz anzuſpornen. Ehemals durfte kein Bürger um öffentliche Aemter werben, bevor er zehn Feldzüge mitgemacht. Hinwiederum hatte der Soldat verſchiedene Vorrechte, und für eine ungewöhnlich tapfere That belohnte ihn die Bürgerkrone; wenn er damit in's Theater kam, erhob ſich der ganze Senat ehrend von ſeinem Siz.

Rom blieb ſo lange unüberwindlich, als überhaupt die alt-

römiſchen Sitten, und im Heer die alte Mannszucht herrſchten; nachdem jene erloſchen, und der Soldat übermüthig geworden, war auch kein Wall mehr ſtark genug, um die Grenzen des Reichs zu behaupten. In vielen Kaiſern ſah das Heer nur ſeine Kreaturen; das Bürgerthum, wodurch Rom ſich erhoben hatte, lag erſtickt; am Hof giengen alle Gräuel der Schwelgerei und Intrike im Schwung; der beſeelende Geiſt athmete nichts als Herrſchbegier; die Beamten fröhnten einer unerſättlichen Habſucht: alle Stände waren durch Wollüſte entnervt; überall Schmeichelei, Verrath, Knechtſchaft und Niedertracht. Dieſen Ausgang nahm das römiſche Volk, für alle ſpätern Nationen ein wie warnendes Beiſpiel!

Einen ganz andern Urſprung und Fortgang nahmen die Deutſchen. Dieſe große Nation beſtand aus einer Menge einzelner Volksſtämme, wovon ein jeglicher unter ſeinem eigenthümlichen Namen eine größere oder kleinere Strecke des damals noch rauhen Landes bewohnte, welches ſie von den Ufern des Bodenſee's und der Donau, zwiſchen dem Rhein und der Oder, bis an die Küſten der Nordſee hinabzog. Alle Deutſchen aber hielten ſich für ein Geſchlecht von gemeinſamer Herkunft; ſie hielten ſich für die urſprünglichen Bewohner ihres Bodens, und bezeichneten dies durch den Namen, den ſie ſich beilegten. Denn Deut heißt bei ihnen ſoviel als Volk oder Land; jeder Eingeborne wurde alſo ein Landsmann oder ein Deutſcher genannt. Auf dieſe Abſtammung waren ſie ſo ſtolz, daß man es auf's ſorgfältigſte vermied, ſich mit dem Geblüte eines fremden Volks zu vermiſchen. Hievon war eine natürliche Folge die durchgängige Gleichheit ihrer Geſtalt. Sie ſahen alle einander ähnlich; und es gab in der ganzen alten Welt keinen größern, kraftvollern, ſchönern Menſchenſchlag, als die Deutſchen. Das gewöhnliche Maß eines Mannes betrug ſieben Schuh. Von Jugend auf gewöhnten ſie ſich an jede Abhärtung, wodurch Leib und Seele ungemein geſtärkt und geübt wurden. Ihre weiße Haut, ihr blaues Auge und goldfarbnes Haar gewährte den höchſten Reiz. So war ihre körperliche Beſchaffenheit, und die geiſtige kam derſelben gleich. „Die Deutſchen haben einen Geiſt, ſagt der galliſche Statthalter Agrippa, welcher noch größer iſt, als ihre Leiber; ſie haben eine Seele, die den Tod verachtet, und einen grimmigern Zorn, als die reißenden Thiere.“

Dieſes Volk nährte ſich vom Landbau, von Viehzucht und Jagd. Jeder Familienvater wohnte auf ſeinem Hofgut, in einer einfachen Hütte von Holz. Er trieb nebeneinander die nothwendigſten Handwerke; er war Zimmermann, Schmied und Wagner. Die Beſorgung des Hausweſens lag ſeinem Weib, die Pflege des Feldes und Viehes ſeinen übrigen Leuten ob. Dieſe hieß man das Geſinde. und es beſtand theils aus nahen Verwandten, theils aus Knechten und Mägden, die entweder perſönlich frei waren, und ihren Dienſt aufkündigen konnten, oder die dem Hofherrn wie ein anderes Eigenthum angehörten. Die Kleidung beſtand bei beiden Geſchlechtern gewöhnlich in einem ſchlichten Anzug von Leinwand und einem Pelzmantel. Die tägliche Nahrung waren Brod, Milch und Fleiſch. Ueberall herrſchte die größte Reinlichkeit, denn Jedermann pflegte ſich nach dem Aufſtehen zu baden. Alle Genüſſe wurden auf die nothwendiſten Bedürfniſſe beſchränkt; nur in zwei Dingen hatte der Deutſche kein Maß, im Trunk und im Spiel!

Die Verfaſſung, worin unſere Voraͤltern urſprünglich lebten, bildete einen vollkommenen Freiſtaat. Ihr Grundſtein war die Selbſtſtändigkeit der einzelnen Familien und Stämme. Jeder Deutſche, der ſo viel Erdreich beſaß, um mit ſeinen Leuten davon leben zu können, war ein unabhängiger Bürger, und jeder Volksſtamm innerhalb ſeines Landes ein unabhängiger Staat. Zu Hauſe beſaß der Familienvater die unumſchränkteſte Gewalt, nur wurde die Ausübung derſelben gemäßigt oder geſchärft je nach der Meinung und Stimme der Familienglieder, welche ſich bei einer wichtigen Angelegenheit zur Berathung um ihn verſammelten. Sein Anſehen war patriarchaliſch; er vereinigte Alles in ſich, den Nähr- Lehr- und Wehrſtand. Ueberhaupt konnte der Deutſche anfangs thun, was er wollte. Aber das Gefühl der Redlichkeit war im ganzen Volke ſo ſtark, daß man ſich hütete, ſeine Freiheit durch einem Mißbrauch derſelben einzubüßen. Denn jeder offenbare Verbrecher bekam ſeine ganze Gemeinde zum Feind, und es durfte ſich jeder freie Mann mit eigener Fauſt an demjenigen rächen, der ihn an Ehre, Gut oder Leben verlezt hatte. Wurde Jemand erſchlagen, ſo war es der Anverwandtſchaft deſſelben erlaubt, den Mörder bis in den Tod zu verfolgen. Dieſe rohe Blutrache

die man das Fehderecht nannte, milderte ſich aber im Verlauf der Zeit durch die Vervollkommnung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe. Man wurde daran gewöhnt, ſich über geringe Verlezungen gutlich zu verſtändigen, und für gröbere eine Genugthuung anzunehmen, wovon ein Theil dem Kläger, der andere der Gemeinde zukam. Die Gewohnheit wurde nach und nach zum Recht, und endlich durfte derjenige, der die Genugthuung oder das Wehrgeld, wie man ſie damals hieß, geſezlich leiſtete, nicht ferner verfolgt werden; wer ſie aber nicht leiſtete, ward von der Gemeinde ausgeſchloſſen. Denn außer der Buße und Aechtung kannten die Deutſchen keine Strafe, weil jede andere mit ihrem hohen Begriff von männlicher Würde und Freiheit unvereinbarlich war.

Alle öffentlichen Angelegenheiten wurden von den Gemeinden an einem beſtimmten Orte unter freiem Himmel verhandelt. Es gab aber eine doppelte Art ſolcher Gemeinden. Die eine und älteſte beſtand in dem gemeinſchaftlichen Antheil, welchen mehrere Hofeigenthümer an einem Wald, oder an einer Viehwaide beſaßen; die andre und wichtigere hingegen in der allgemeinen Bürgſchaft, die von einer Anzahl ſolcher Hofeigenthümer für Ehre, Gut und Leben eines Jeden unter ihnen geleiſtet wurde. Jene hieß eine Mark, dieſe ein Gau. Die Einrichtung des Wehrgeldes und der Gaugemeinde beruhte alſo auf einem ſehr edlen Grundſaz, und wirkte auch ſehr wohlthätig auf die Moralität zurück, indem ſie eine allgemeine Sorgfalt in der Beaufſichtigung der heranwachſenden Jugend und des Hausgeſindes erzeugte. Jede Gemeinde hatte ihren Vorſteher, dem es oblag, in den Verſammlungen die Ordnung zu handhaben, die Gemeindsgenoſſen um ihr Urtheil zu fragen, und ſolches alsdann in Vollzug zu ſezen. Der Vorſteher eines Gaues war zugleich auch der Anführer der bewaffneten Macht, wenn ein Krieg beſchloſſen wurde. In der Verſammlung ſtand ihm der Prieſter zur Seite, deſſen Stimme über Dinge entſchied, die außer dem Bericht einer einzelnen Gemeinde lagen. Hieher gehörte die Züchtigung oder Verurtheilung derjenigen, die ſich gegen Gott oder das Vaterland oder die Natur verſündigt hatten. Der Prieſter war eine geheiligte Perſon, und gehörte keiner Gemeinde an, ſondern wurde als ein allgemeiner

Beamter des Volkes betrachtet. So richtete ſich bei unſern Vorfahren ſelbſt die Religion nach den ſtrengen Begriffen, die ſie von ihrer Freiheit hegten. Es gab Haus- und Gemeinde-Götter, deren Verehrung ſich nur auf die Grenzen des Hofgutes und der Mark erſtreckte; der große Nationalgott hingegen hatte überall ſeine geweihten Flüſſe, Wälder und Berge, nirgends aber einen Tempel, weil ſeine Majeſtät für jede Beſchränkung zu erhaben ſchien.

Die bewaffnete Mannſchaft eines Gaues beſtund aus allen Gutsbeſizern deſſelben; auf dem Grund und Boden beruhte ja die Freiheit, und auf dieſer das Recht, die Waffen zu tragen, woraus die Ehre entſprang, für das gemeine Weſen in den Krieg zu ziehen. Wenn die Deutſchen zum Kampf aufbrachen, ſo geſellte ſich Familie zu Familie, Gemeinde zu Gemeinde, Gau zu Gau. Das Heer erwählte den Tapferſten von den Vorſtehern zum Feldherrn, der ſofort in Begleitſchaft des Prieſters die Leitung des Krieges übernahm. Die Bewaffnung und ganze Kriegsweiſe der Deutſchen war von der römiſchen eben ſo verſchieden, wie überhaupt ihr Leben vom Leben der Römer. Aber ſie mußte der römiſchen Kriegskunſt in vielen Stücken weit nachſtehen, ein Mangel, der nur durch mehr Kraft und höhern Muth erſezt werden konnte. Ein langes Schwert, ein leichter Wurfſpieß oder eine Lanze, war Alles, was der Deutſche zur Bewaffnung mit ſich führte. Helme, Panzer, Streitärte, Bogen und Pfeile, fanden ſich ſelten vor. Die gewöhnliche Bedeckung beſtand in einem langen Schild aus Weidengeflecht, und in dem Fell eines wilden Thieres, das wie ein Mantel getragen wurde, und ſo, daß das Obertheil des Kopfes als Hut auf dem Haupt des Kriegers ruhte. Da die Ausrüſtung eines Pferdes ſehr koſtſpielig war, ſo ſezten die Deutſchen ihre vorzügliche Kraft in das Fußvolk. Selbſt die Reiterei vermiſchten ſie mit demſelben, ſo daß jeder Mann zu Roß einen zu Fuß neben ſich hatte. Dies wurde für eine eigenthümliche Einrichtung gehalten, und von den Römern ungemein bewundert. Denn es waren ſowohl die Pferde ſo abgerichtet, daß ſie in der Ordnung blieben, als die Fußgänger ſo geübt, um mit der Schnelligkeit der Reiter wetteifern zu können.

Dieſe gefürchtete Reiterei that gewöhnlich den Angriff. Die

große Maſſe des Heeres bildete ein Dreieck, oder einen Keil, und war ſehr ſchwerfällig, aber auch unwiderſtehlich, wenn Erde und Himmel ihrem Andrang kein Hinderniß entgegenſezte. Jede Schlacht wurde unter dem Schall der Hörner, unter dem Getöſe der Waffen und unter kriegeriſchem Geſang begonnen. All' dies vereinigte ſich zu einem furchtbaren Anblick und Gebrauſe, wodurch oft Aug und Ohr des Feindes überwunden wurde, bevor deſſen Muth oder Uebermacht ſiegen konnte. Wenn es die Nothwendigkeit verlangte, daß Weiber und Kinder dem Heere nachfolgten, ſo bildeten dieſe eine zweite Slachtordnung auf der Wagenburg, und mehr als einmal war der Kampf hier noch blutiger und gräßlicher, als ſelbſt auf der Wahlſtatt; die deutſchen Weiber hatten ein ſo lebhaftes Gefühl für ihre Würde und Freiheit, daß ſie ſich und ihre Kinder eher umbrachten, als in die Knechtſchaft begaben.

Außer dem öffentlichen Aufgebot der Kriegsmannſchaft eines Gaues oder ganzen Volksſtammes, das man den Heerbann nannte, beſtand noch eine Privateinrichtung, die auf Fälle berechnet war, wo es nicht der Mühe lohnte, alle Hausväter von ihrer Arbeit wegzuziehen. Dies war das Gefolge. Nämlich der Vorſteher einer Gemeinde, oder ſonſt ein Mann von Anſehen, bildete ſich aus den kampfluſtigſten Jünglingen eine Garde, und führte ſie gegen den Feind. Hier wurde um Ehre und Sold zugleich gekämpft, da der Feldherr die gemachte Beute unter ſeine Gefährten, als Lohn ihrer Tapferkeit, vertheilte. Die Gefolgſchaften nahmen mit der Zeit immer mehr zu, und hatten zur Folge, daß die Anführer, durch ihren Vorzug der Ehre und Macht, allmälig einen Adel begründeten, indem ſie zum erblichen Beſiz des Vorſteher-Amtes in den Gauen gelangten. Und es kam bei dem kriegeriſchen Leben, das die Angriffe der Römer auf die deutſche Freiheit in der Nation erregten, endlich ſo weit, daß die Benennung ſolcher Geleitsanführer in dem Namen Graf, welcher aus dem Wort Gefährte entſtand, allgemein auf die Vorſteher der Gaue übergieng. Dieſe Gefolgſchaften untergruben aber die Freiheit, indem ſie die allgemeine Volksbewaffnung in Abgang brachten, und die ſtehenden Heere erzeugten. Die Freiheit iſt überall gefährdet, wo die Vertheidigung derſelben einem beſondern Stande anvertraut wird. Die altdeutſche Verfaſſung kannte keinen ſolchen Unterſchied;

alle Stände floſſen in den urſprünglichen Stand der freien Grund⸗eigenthümer zuſammen. Zu Hauſe waren dieſelben Herren, außer⸗halb waren ſie Bürger mit vollkommen gleichem Recht; ſie bildeten das Volk, und das Volk war das Heer!

Dies ſind die Grundzüge der bürgerlichen und der Kriegs⸗Verfaſſung unſerer Vorältern. Sie würde wohl kaum haben beſtehn können, wenn nicht die Macht des ſittlichen Gefühls in ſolchem Grad geherrſcht hätte, daß die Römer geſtehen mußten: „Bei den Deutſchen vermögen gute Sitten mehr, als bei uns die beſten Geſeze.“ Vor allem war die Redlichkeit eine ſo geheiligte Tugend, daß das Wort eines Mannes für die unverbrüchlichſte Treue galt. Hiedurch wurden die Grundſäze dieſer eben ſo vortrefflichen als einfachen Verfaſſung auch ſo lange erhalten, bis Karl der Große erſchien, der ſie nach dem Bedürfniß ſeines Jahrhunderts ver⸗vollkommnet und auf die Nachwelt verpflanzt hat.

Drittes Kapitel.

Verſuche der Römer, Deutſchland zu unterjochen.

Von jeher glaubte ſich Rom beſtimmt, die übrige Welt zu beherrſchen, ſeine ganze Geſchichte iſt beinahe nur eine Erzählung von Eroberung fremder Länder und Völkerſchaften. Als Auguſtus den römiſchen Staat mit königlicher Macht verwaltete, lagen Karthago, Mazedonien und die aſiatiſchen Reiche beſiegt; es gehorchten Spanien, Gallien und die brittiſchen Inſeln; nur Deutſchland und die hohen Alpen waren noch unabhängig. Aber zur Unterjochung auch dieſer Freiſtätten ſchmiedete der Uebermuth jener Eroberungsſucht jezund den Plan.

In den Alpen wohnten eine Menge kleiner Völkerſtämme, welche nichts beſaßen, als eine wilde, ungebundne Freiheit. Sie liebten dieſelbe aber mehr als ihr Leben. Daher waren ſie ſchwer zu bezwingen, und es koſtete von Cäſar an, welcher den erſten Verſuch gemacht hatte, zwanzig Jahre lang die furchtbarſten Kämpfe, bis ſie völlig unterjocht lagen.

Als die lezten Schaaren dieſer tapfern Gebirgsmänner, neben ihren Frauen, theils im Streite für die Unabhängigkeit ihrer heimathlichen Berge und Thäler gefallen, theils von den Siegern verfolgt und als Sklaven hinweggeführt waren, zogen die Stiefſöhne des Kaiſers, Tiberius und Druſus, gegen den Rhein und die Donau herab, um ſich an die Eroberung nun auch Deutſchlands zu wagen. Dies hielten ſie zwar ſelbſt für ein ſehr ſchwieriges Unternehmen, da ſich unſere Vorväter ſtets als äußerſt kriegeriſch, ausdauernd, kräftig und freiheitsliebend gezeigt hatten; aber die römiſche Schlauheit rechnete auf den großen Fehler, der den Deutſchen gleichſam als eingeboren anhängt, auf den Mangel an Einheit, Zuſammenhang, Geſammtintereſſe unter der verſchiedenen Völkerſtämmen, auf die gegenſeitige Eiferſucht, Spannung und Feindſchaft, wodurch ſie ſich ſelbſt ſo oft blutig bekriegten. Noch in ſehr ſpäter Zeit, wo ihnen hundert erlittene Unfälle zur heilſamen Lehre hätten dienen können, überließen ſie ſich der ererbten Neigung ſo ſehr, daß ein großer Römer ausrief: „Möge er den Deutſchen verbleiben dieſer Haß gegen ſich ſelbſt; bei der wachſenden Gefahr des Reichs kann uns das Glück nichts erwünſchteres gewähren, als die Uneinigkeit unſerer Feinde.“

Die Gegenden zwiſchen der Donau, dem Rhein und Main, wovon unſer Großherzogthum den weſtlichen Theil, waren durch ihre Lage zuvörderſt der Gefahr eines Angriffs durch die Römer ausgeſezt. Allein da die Sueven, welche ohnehin einen gefürchteten Ruf behaupteten, ihre frühere Bundesgenoſſenſchaft wieder hergeſtellt hatten, und neuerdings unter dem Namen der Markmannen auftraten, mochten ſie ſo ſtark ſcheinen, daß Druſus es für klüger hielt, einen geraden Angriff auf ihre Grenzen zu vermeiden, und, am Unterrhein nach Deutſchland einzudringen, wodurch er ſie alsdann von drei Seiten zwiſchen die römiſchen Waffen bringen konnte. Es gelang ihm auch theils zu Waſſer, theils zu Land, durch Kämpfe und Unterhandlungen die nördlichen Völker zu bezwingen, und durch Erbauung verſchiedener Feſtungen in Unterwürfigkeit zu erhalten. Wie er aber, im Vertrauen auf einen ſo glücklichen Fortgang ſeiner Waffen, endlich die ſüdweſtlichen Stämme, welche den Markmänniſchen Bund ausmachten, anzugreifen beſchloß, hatten dieſe ſchon die Schlinge

bemerkt, womit man ſie umziehen wollte, und brachen von ihren bisherigen Sizen auf, um jenſeit des Schwarzwalds, im Innern Deutſchlands, eine neue, vor römiſcher Verrätherei und Gewalt ſichere Heimath zu ſuchen. Hiedurch wurde der Oberrhein von aller Vertheidigung entblößt, und beinahe die ganze weſtliche Grenze der deutſchen Völker ſtund jezt den Römern zur Beſezung offen.

Indeſſen ſtarb der Held des großen Unternehmens an den Folgen eines Sturzes vom Pferd, und der Kaiſer übertrug die Eroberung Deutſchlands nun dem Tiberius, der ſchon nach Beſiegung der Alpenvölker einen glücklichen Zug über den Bodenſee und die Höhen des Schwarzwalds bis an die Quellen der Donau gethan hatte. Dieſem Tiberius leider gelang es, durch eine Reihe ſchmählicher Treubrüche und Intriken, die deutſchen Völker am Niederrhein und an der Weſer in eine ſolche Verwirrung zu ſezen, daß es nicht ſchwer war, ſie in das Joch des Gehorſams zu beugen. Doch fand er ſeinen fernern Abſichten bald einen Riegel geſchoben. Die Markmannen hatten unter ihrem Anführer Marbod in dem böhmiſchen Gebirg ein Reich gegründet, das ſowohl durch die Natur des Landes, als durch Bündniſſe mit den benachbarten Stämmen eine drohende Stärke gewann. Und überdies war Marbod ein Mann von ſolchem Verſtand und Muth, daß Tiberius ſelbſt nachmals bezeugte: „Weder an Pyrrhus, noch an Antiochus hat Rom einen ſo gefährlichen Feind gehabt, wie an dem Fürſten der Markmannen.“

Ja, Marbod ſchien beſtimmt, die deutſche Freiheit zu retten; aber das Schickſal wand den Lorbeer dieſes Ruhms einem Andern um das Haupt. Ein Aufſtand in Panonien nöthigte die Römer, mit den Markmannen ein Friedensbündniß einzugehen, welches dem Marbod erwünſcht ſeyn mußte, da er dadurch Zeit gewann, ſeine Macht noch mehr zu befeſtigen. Inzwiſchen wurde die panoniſche Empörung glücklich gedämpft, und es herrſchte jezt im römiſchen Reich überall die tiefſte Ruhe. Dieſen Zeitpunkt erſah ſich Auguſtus zur Vollendung ſeiner Herrſchaft in Deutſchland. Wenn man ein Volk für bleibend unterjochen will, ſo ſucht man ihm vor allem ſeinen Nationalcharakter zu rauben; man unterdrückt ſeine eigenthümliche Art und Weiſe, ſeine Sprache und Verfaſſung. Ein ſolches Verfahren ſchlug Rom gegen die Deutſchen

ein. Der Kaiſer ſandte den Quinctilius Varus in die eroberten Gegenden zwiſchen dem Rhein und der Elbe, um den dortigen Völkern die römiſchen Sitten und Geſeze einzuimpfen. Es erſchienen mit dem neuen Statthalter eine Menge Advokaten und Schergen; er ſelbſt ſaß öffentlich zu Gericht, entſchied die Streitigkeiten der deutſchen Bürger ſowohl unter ſich als mit den römiſchen Soldaten und Krämern nach fremdem Recht, in fremder Sprache, und ließ die verfügten Strafen an den freien Männern mit Ruthen und Beilen, wie an Sklaven, auf's ſtrengſte vollziehen. Dieſe Behandlung war für die Deutſchen ein unerträglicher Gräuel; noch Andres, was verlezte, was empörte, kam dazu; die Gemüther wurden mehr und mehr erbittert, der Haß des römiſchen Jochs drang von Hütte zu Hütte, ſtieg von Tag zu Tag!

Da erhob ſich der keruskiſche Fürſt Hermann, ein Jüngling voll Geiſt und Muth, und gab den mißhandelten Völkern Eine Seele. Varus traute der ſcheinbaren Ruhe, und bemerkte nicht, daß ſich eine furchtbare Verſchwörung gegen ihn angeſponnen habe. Sorglos zechte er mit den deutſchen Fürſten; ſorglos ließ er ſich durch einen geheuchelten Vorwand in die Tiefe des Teutoburger Waldes verlocken. Als ihn das ſchauerliche Waldgebirg umſchloß, als die Pfade ausgiengen, und ein heftiger Regen vom Himmel fiel, ſtürzten die Deutſchen plözlich und mit aller Wuth entbrannter Rache auf den betäubten Feind, und bereiteten ſeinen Legionen einen grauſenvollen Untergang. Von dieſem Schlage an hatte das Glück der römiſchen Waffen wider die Deutſchen keine Beſtändigkeit mehr, und mit Recht ſagt der Geſchichtſchreiber: „Hermann war ohne Widerrede der Befreier Germaniens.“

Die Nachricht von der Niederlage des Varus verſezte zu Rom alles in Betrübniß und Schrecken; man befürchtete einen Angriff der Barbaren auf Italien, und ſah in Gedanken ſchon die ſiegtrunknen Schaaren vor den Thoren der Stadt. Aber die Deutſchen blieben ruhig; ſie hatten das fremde Joch abgeſchüttelt, ſie hatten die Gefahr entfernt, die ihrer Freiheit den Untergang drohte, und mehr wollten ſie nicht. Um ſo frecher bewieſen ſich die Römer, deren Durſt nach Alleinherrſchaft u löſchbar ſchien. Bald ermuthigte ſie jenes ruhige Verhalten zu neuen Unternehmungen in Deutſchland. Als Auguſtus geſtorben und Tiberius an ſeine

Stelle getreten war, erſchien Germanicus der Sohn des Druſus, an den deutſchen Grenzen. Er ſezte mit einer ſtarken Macht über den Rhein, und drang zweimal glücklich bis an die Lippe vor. Hier aber ſtund der Retter des Vaterlandes mit ſeinen Schaaren; Germanicus mußte denſelben weichen, und als er ſich zu einem dritten Feldzug entſchloſſen hatte, rief ihn Tiberius aus Eiferſucht und Mißtrauen nach Rom zurück.

Die Teutoburger Befreiungsſchlacht geſchah im neunten Jahr vor der Geburt des Weltheilands; vier und dreißig Jahre früher war die Unterwerfung der Alpenvölker begonnen worden, und acht Jahre ſpäter erfolgte die Zurückberufung des Germanicus. Alſo währte der Kampf, welchen die Römer zur Unterdrückung des deutſchen Volkes unternommen hatten, über ein halbes Jahrhundert. Die deutſchen Länder vom Rhein bis an den Neckar und die Donau blieben ihnen und wurden zur römiſchen Provinz; aber im Herzen Deutſchlands blühte die Freiheit fernerhin unangetaſtet; und von da aus ergoß ſich neues Leben über die Europäiſche Welt, nachdem das römiſche Reich durch allgemeinen Sittenzerfall in eine unheilbare Fäulniß übergegangen war.

Viertes Kapitel.

Das römiſche Zehntland am Oberrhein.

Durch den Abzug der Markmannen nach Böheim war die Gegend zwiſchen dem Rhein, Main und Neckar größtentheils leer geworden. Es konnte nicht fehlen, daß nach und nach verſchiedene Haufen aus Gallien und Helvetien herüber kamen, und ſich in den wohlgelegendſten Gegenden anſiedelten. Die Römer beförderten dieſe Niederlaſſungen, und es glückte ihnen damit ſo gut, daß das Land nach Verfluß eines Jahrhunderts ſchon wieder anſehnlich bevölkert war. Hiezu trugen die Verhältniſſe, welche damals zwiſchen Rom und den deutſchen Völkern am Rhein und an der Donau ſtatt fanden, das meiſte bei. Denn obgleich das gegenſeitige Mißtrauen beide Theile in aufmerkſamem Vertheidigungszuſtand

erhielt, ſo herrſchte doch an dieſen Strömen zunächſt kein Krieg, und jene Erſchütterungen der bataviſchen und daziſchen Revolutionen äußerten wohl einen wenig ſtörenden Einfluß auf die ſüdliche Rheingegend.

Ruhig bauten ſich alſo die galliſchen Einwanderer, neben den vielleicht hin und wieder zurückgebliebenen deutſchen Bewohnern, an den fruchtbaren Ufern des Rheins und der vielen Flüſſe an, die von der Höhe des Schwarzwalds, zuerſt durch wilde Thäler und Klüfte, alsdann aber durch freundliche Ebnen dahin ſtrömen. Die meiſten dieſer Gewäſſer, gleichwie die ausgezeichneten Häupter des Gebirgs, erhielten auch aus dem Munde der neuen Anwohner ihre Namen, welche von den Römern bald eine lateiniſche Form bekamen und nachmals mehr oder weniger verändert auf die deutſche Zunge übergegangen ſind. So mag die Treiſam Tragiſama, der Neumagen Neomagus, die Elz Aliſus, die Kinzig Quintia, die Alb Alba, die Ens Aniſus, die Elſenz Aliſontia geheißen haben, wie die Weſchniz Viſutius, der Neckar Nicer, der Main Mönus, die Donau Donuvius und der Rhein Rhenus. Zweifelsohne ſind auch die Bergnamen Kandel und Belchen, Sirniz und Möri deſſelben Urſprungs. Viele dieſer keltiſchen Benennungen giengen nachmals wieder ab, wie Juliomagus, worunter wahrſcheinlich die Wutach zu verſtehen iſt, und wie ſelbſt der Name des Schwarzwalds, den die Gallier das Gebirg Abnoba nannten, während er bei den Römern Sylva Martiana hieß, welches vielleicht eine Ueberſezung von Markwald ſeyn ſoll.

Der ſteigende Werth dieſer Niederlaſſungen konnte dem umfaſſenden Blick des Kaiſers Trajan nicht entgehen. Nachdem die öſtlichen Grenzmarken beſtimmt und die Beſazungen bis dahin vorgerückt waren, wurde der ganze Landſtrich dem römiſchen Reich als wirklicher Beſtandtheil einverleibt, und den Statthaltern der angrenzenden Provinzen die ihnen zunächſt gelegenen Gegenden davon zugetheilt. Das Land zwiſchen der Donau und rauhen Alp zählte man ſofort zu Rhätien, den ſüdweſtlichen Rheinwinkel vom Zellerſee bis zum Einfluß der Elz in den Rhein zu Sequanien, und den übrigen Theil zu Obergermanien. Da die Römer als Schuzherrn von der neuen Erwerbung den Zehent alles

Gütierertrags bezogen, ſo erhielt ſie den Namen Agri Dekumates oder Zehentland. Zur mehrern Sicherung gegen die Einfälle der Deutſchen vollendete Trajans thätiger Nachfolger Hadrian die von ſeinen Verweſern mit glücklicher Benüzung der Ortsgelegenheit durch Anlegung von Wällen und Gräben bewerkſtelligte Verbindung der zwiſchen dem Main und der Donau ſeit langem zur Vertheidigung der Reichsgrenze hin und wieder errichteten Thürme und Standlager. Es entſtund dadurch der große Landhag oder Pfahlrain, welcher ſich vom Einfluß der Altmühl in die Donau in gekrümmter Richtung über Berg und Thal ununterbrochen bis an den Main und weiter fortſezte; ein der Welteroberer würdiges Werk, aber auch nur ſo lang ein wirklicher Schuz, als es mit altrömiſchem Muth vertheidigt wurde!

Die bisher im ſüdweſtlichen Deutſchland beſtandene Ruhe dauerte ſeit der Aufnahme des Zehntlands in den römiſchen Reichsverband ungeſtört noch anderthalbhundert Jahre fort, theils weil die deutſchen Völker durch den traurigen Ausgang des bataviſchen Kriegs von jeder ähnlichen Unternehmung abgeſchreckt wurden, theils und vorzüglich weil die einzigen deutſchen Nachbarn des Zehntlands, die Hermunduren, in ſehr freundlichem Verhältniß mit den Römern ſtunden. Hiedurch und durch mancherlei nach Trajan ſowohl von den Antoninen, als den Kaiſern aus dem ſeveriſchen Haus der aufblühenden Landſchaft bewieſene Gunſt, ſtieg ihr Wohlſtand zu einem Grad empor, den wir nicht vermuthen würden, wenn uns nicht die Trümmer davon überzeugten, welche man jezt nach beinahe zwei tauſend Jahren täglich noch aus der Erde gräbt! Von jenen galliſchen Niederlaſſungen wurden einige zu anſehnlichen Orten, entweder durch ihre in militäriſcher Rückſicht und für gegenſeitigen Verkehr vortheilhafte Lage, oder durch Gewerbs- und andere Anſtalten. Außerdem gründeten die Römer ſelbſt eine Menge Bäder, Tempel, Landhäuſer, eine Menge Heerſtraßen, Kaſtelle und Wartthürme, wo ihre Truppen in Beſazung lagen. Man darf annehmen, daß jeder geeignete Hügel am Eingang eines bedeutenden Thals oder wichtigen Paſſes von ihnen benüzt wurde. Ihre im Zehntland poſtirte Macht war auch nicht gering; nebſt verſchiedenen Abtheilungen der dritten, achten und einundzwanzigſten Legion, deren Stammlager ſich in

den drei benachbarten Provinzen befanden, wurden mehrere Kohorten theils von freiwilligen römiſchen Bürgern, theils von brittaniſchen, helvetiſchen und andern Hilfstruppen dahin verlegt, und daneben hatte man aus den Einwohnern ſelbſt noch eine Landwehr errichtet.

Durch die wachſende Bevölkerung und die Vermehrung der Ortſchaften kam beſonders der Handel in Aufnahme; es bildeten ſich ſtändige Handelsgeſellſchaften, und allenthalben verehrte man den Merkur, als den Beſchüzer des Verkehrs. Aber auch andern Gottheiten der Kultur wurde geopfert, wie dem Apollo und Aeskulap. Diana empfieng wegen des reichen Wildbanns im Schwarzwald den Beinamen Abnoba; dem Neptun wurden von den Schiffleuten Dankaltäre errichtet, und wegen der Gefahr zerſtörender Austritte ſezten die Anwohner wilder Bergſtröme dem muthwilligen Flußgott verſöhnende Bildſäulen. An mehreren Orten zeigen ſich Spuren uralter Bergwerke, welche wohl von den Römern betrieben wurden; eben dieſelben mögen auch die erſten Weingärten auf unſern Hügeln angelegt haben. Sie italiſirten, wo es möglich war, den deutſchen Boden, welcher an vielen Orten für dieſe fremde Kultur empfänglich war. Die am meiſten bewohnten und bebauten Gegenden enthielt das Oberland; davon zeugen die keltiſchen und römiſchen Namen eines großen Theils der daſigen Ortſchaften, wie Herden, Minſeln, Kandern, Liel, Mengen, Sölden, Amoltern, Ampringen, Tonſol, Bikenſol, Kaſtel, Achkarn. Am Rhein hinauf ſind Alpfen, Rafz, Rak, Palm faſt die einzigen ſolcher Namen. Am See beſtunden zwar mehrere große Niederlaſſungen der Gallier und Römer; aber die meiſten Ufer lagen noch mit Wald bedeckt oder waren ſumpfig, ſo daß man damals nur eine ſehr ungewiſſe Vorſtellung von ſeiner Größe und Geſtalt beſaß. Die Römer nannten den Oberſee bald von dem im Oſten anwohnenden Venonen oder Vindelikern Lacus Venetus, bald von der Stadt Bregenz Brigantinus, den Unterſee aber Lacus Acroius. Im Hegau ſcheinen die Benennungen der alten Bergſchlöſſer Twiel und Krähen keltiſcher Herkunft zu ſeyn. Die im Nordweſten gelegene Baar empfieng unſtreitig ihren Namen von den Galliern, da dies Wort bei ihnen ein freigelegenes Hochland bedeutete. Der Schwarzwald war eine ungeheure, menſchen-

leere, nur von einzelnen römiſchen Heerwegen durchzogene Wüſte; die von ihm gegen Nordoſten auslaufende Gebirgskette der rauhen Alp nannten die Römer mit einem keltiſchen Wort Alpes. Die Ortenau eignete ſich wegen ihren vielen Sumpfgegenden und Waldungen weit ſchwerer zum Anbau, als das Oberland und als die untern Landſchaften, wo ebenfalls eine Menge Ortsnamen, wie Scharr, Ketſch, Bammenthal, Schrök, Staffort, Rippur, Malſch, Bauſchlott, Mörſch, ihren galliſchen Urſprung andeuten.

Auf dieſe Art bildete ſich im Südweſt des rauhen Germaniens ein kultivirtes Land, deſſen ſchönſte Seite darin beſtund, daß es zu den ſo ſeltnen unblutigen Erwerbungen der römiſchen Herrſchaft gehörte!

Unter all' ihren Werken verwandten die Römer am meiſten Müh und Sorgfalt auf die Heerſtraßen, da in der geeigneten Anlage und gute Unterhandlung derſelben das vorzüglichſte Mittel zur Behauptung und Erweiterung der Reichsgrenzen beſtund. Das Zehntland war von ſolchen Straßen vielfach durchſchnitten. Von dem großen Heerweg, der aus Rhätien an dem Bodenſee und ſofort auf der linken Rheinſeite über Baſel und Straßburg nach Mainz führte, lenkten bei der Feſtung Ad Fines, bei Vindoniſſa und Auguſta Rauracorum drei andere Straßen nach Norden ab und verknüpften Helvetien mit dem Zehntland. Die eine zog ſich bei Konſtanz über das Waſſer und über die Erdzunge zwiſchen dem See, wo Bodman, und am jenſeitigen Ufer Ueberlingen an die keltiſchen Namen Bodungo und Eburum erinnern; hierauf an mehreren Kaſtellen oder Wartthürmen vorbei nach der Feſte Bragodurum, oberhalb Möskirch, und ſodann gegen die Donau hinab. Die andere gieng bei Tenedo, ohnweit Zurzach, über den Rhein, ließ das Kaſtell an der Wutach links liegen und wendete ſich bei Juliomagus, welches in Stühlingen vermuthet wird, durch die Felsſchluchten bei Füezen oder Ad Fauzes hinauf an die Brigach. Hier, zwiſchen Bräunlingen und Hüfingen, ruhte mit einem Kaſtell die Stadt Brigobannis, ein urſprünglich galliſcher Ort, welcher nach dem vorbeifließenden Waſſer benannt worden. Mit ihr verband ſich durch die Fortſezung der Heerſtraße die römiſche Niederlaſſung von Arä Flaviä bei Rothweil, deren Gründung

man dem Kaiſer Veſpaſian zuſchreibt. Es kreuzte ſich daſelbſt eine Nebenſtraße, die von der Donau herkam und dieſſeits des Neckars in mehrfacher Verzweigung auf den Höhen des Schwarzwalds gegen Norden lief; der Hauptweg aber nahm ſeine Richtung von Arä Flaviä über Sumalozennä, wo nun Sülchen iſt, an den Donauſtrom hinaus. Die dritte Straße endlich überſchritt den Rhein bei der Colonia Auguſta Rauracorum, und führte dann über Lörach über Schliengen, unfern eines Kaſtells, nach dem Mons Briſiacus. Dieſer Berg, auf und an welchem jezt die Stadt Breiſach liegt, erhob ſich damals mitten aus dem Rhein, und war mit einer römiſchen Feſtung gekrönt, von wo aus man auf weithin die Gegend beherrſchte. Die Fortſezung der Straße gieng an dem Kaſtell bei Achkarn hinter dem Kaiſerſtuhl hinab nach Riegel und ſofort durch die Ortenau nach Baden.

Von dieſer innern Rhein- oder Bergſtraße lenkten wieder mehrere Nebenwege ab, beſonders nach den an den Vorhügeln des Schwarzwalds hin und wieder befindlichen Niederlaſſungen; einer in's Wieſenthal nach dem Kaſtell bei Schönau; ein andrer auf Badenweiler, wo die Römer, nach ihrer Vorliebe für warme Quellen, eine dem Reiz der umgebenden Natur entſprechende Badeanſtalt errichtet hatten, und woneben ſich eine weitläufige Geſchirrbrennerei befand; ein dritter, nördlich von dem Kaſtell bei Sulzburg, über den Neumagen, dann zwiſchen Ebringen, welches damals Eburum heißen mochte, und dem Wartthurm auf der Höhe hinter Freiburg, an die Treiſam hinauf, nach der alten galliſchen Anſiedlung Tarodunum, die wir in dem Dorf Zahrten erkennen. Und hier war der durch Kaſtelle und Schanzen wohlverwahrte Paß aus dem Rheinthal durch den Schwarzwald nach Arä Flaviä.

Bei Riegel, welches, wie die meiſten keltiſchen Anſiedlungen, von dem nächſt vorbeifließenden Waſſer ſeinen Namen erhielt, da Rigola keltiſch ein Bächlein bedeutet; bei Riegel traf die Straße auf einen Ort, der ſich durch ſeine ausgezeichnete Lage am nördlichen Ausgang des Kaiſerſtuhls und in der Nähe des Zuſammenfluſſes der Treiſam mit der Elz den Römern genugſam empfahl, um zu einer Hauptniederlaſſung dieſer Gegend heranzuwachſen. Sie hatten die nächſte Anhöhe, wo man eine vortreffliche Ausſicht

über die Umgebung genießt, mit einem Kaſtelle beſezt; im Orte ſelbſt entſtunden, nebſt einer Zügelhütte, mehrere Töpfereien, wie zu Badenweiler. Auch liefen von Riegel aus Heerwege an die Treiſam, an die Glotter und in das Elzthal. Ueberhaupt war dieſe Gegend in der Kultur ſehr vorangeſchritten. Auf allen wohlgelegenen Hügeln am Eingang der Thäler vom Kandel bis weit an die Kinzig hinab erhoben ſich Kaſtelle und Wartthürme, wie bei Waldkirch und Emmendingen, bei Bleichheim, Ettenheim, Lahr, bei Gengenbach und Offenburg. Ohnweit des Kaſtells von Lahr, am großen Heerweg, lag ein Dorf, über welches eine Straße an den Rhein hinaus führte; und hinter Offenburg ruhte auf dem Ortenberg wahrſcheinlich eine Feſtung, deren Name Morodunum heißen mochte.

Der Hauptort aber an der ganzen Bergſtraße war die Civitas Aquenſis in dem paradieſiſchen Thalgrund, wo jezt Baden liegt. Ihre Anfänge verlieren ſich in eine unbekannte Zeit, ihre Aufnahme verdankt ſie dem Trajan und deſſen Nachfolgern Hadrian und Antonin. Jener vortreffliche Kaiſer verweilte nach Empfang ſeiner Würde noch ein volles Jahr in Obergermanien, wo er ſeit langem die Statthalterſchaft mit unermüdetem Eifer geführt. Seine Vorliebe für die friedliche Schöpfung der Römer in dieſem Grenzlande des Reichs mochte an der ſtillen, freundlichen Lage der Heilquellen am Osbach einen beſonders anziehenden Punkt finden. Um die Badgebäude her hatte ſich ein anſehnlicher Ort gebildet, welchen einzelne Landhäuſer angenehm umgaben. Geſchüzt war die Gegend durch ein Standlager auf dem Rettigbühl und durch zwei andere Kaſtelle, deren Ueberreſte man am Urſprung und beim Jeſuiten-Schlößchen entdeckt. Der Inbegriff ſämmtlicher Niederlaſſungen, Befeſtigungen und Anſtalten wurde von Trajan zur Stadt oder zu einem Gemeinweſen erhoben, und nachmals von der Eitelkeit Kaiſers Karakalla mit dem Namen Aurelia beehrt. Man hat Spuren einer ungemeinen Blühte dieſer Bäderſtadt, und der Römer mochte wohl glauben, hier ſeine italieniſche Heimath wiederzufinden. Der ſtarke Zufluß von Badgäſten veranlaßte die Errichtung mehrerer Straßen, die ſich nach den bedeutendſten Orten der Umgegend hinzogen und innerhalb des Stadtgebiets mit Wegſteinen verſehen waren. Eine derſelben lief über den

Flecken Bibium, bei Iffizheim, an den Rhein hinaus, und vereinigt ſich jenſeits wahrſcheinlich mit dem großen Heerweg von Argentoratum nach Saletio. Eine andere führte über die Höhen des Schwarzwaldes an den Zuſammenfluß der Enz mit der Nagolt und Würm, wo an der Stelle der Stadt Pforzheim eine wichtige Niederlaſſung war, die mit den Standlagern am Neckar in Verbindung ſtand, und deren Name von dem Eingang in das Gebirg vielleicht Porta genannt wurde.

Der Hauptweg zog ſich am Fuße des Gebirgs mit der heutigen Bergſtraße nach Mainz hinab. Am Eingang des Pfinzthals berührte er bei Durlach, an dem Bächlein Dur, den Ort Duriacum, von deſſen nächſter Höhe ein ſtarker Thurm die Gegend beherrſchte. Hernach, wo der Neckar ins Freie tritt, erhoben ſich zu beiden Seiten des Thals, am Königſtuhl und auf dem Heiligenberg, mehrere Befeſtigungen, und wo jezt Heidelberg iſt, mochte ein Dorf liegen, wie in der Ebne bei Schwezingen. Aber mehr weſtwärts an dem hohen rechten Ufer, bei Ladenburg, ruhte in römiſchem Glanz die galliſche Anſiedlung Lupodunum, deren Landhäuſer bis nach Schrießheim an die Heerſtraße reichten. Und wer zweifelt wohl, daß bei der Mündung des Neckars in den Rhein, wo jezt Mannheim freundlich ſich ausbreitet, ebenfalls ein Ort lag, den die Römer Interamnium mögen genannt haben?

Am Neckar hinauf und in den Schooß des Elſenzthals leitete eine Straße hier nach den galliſchen Wohnungen bei Sinzheim, dort nach dem Odenwald, wo die ganze Höhe des nördlichen Arms vom Krähberg bis nach Obernburg durch Kaſtelle, Wartthürme, Wälle und Gräben ſorgfältig verſchanzt war. Weiter öſtlich zog ſich von der Beugung des Mains bei Mittelberg der große Pfahlhag über das odenwäldiſche Bauland an die Jaxt hinab, und beſchloß die römiſchen Beſizungen im Nordoſten des Zehntlands.

Zwiſchen all' dieſen Ortſchaften und Straßen lagen die Hütten und Weiler der galliſchen Zehntholden vielfach zerſtreut an den freiſten, ſonnigſten Stellen der Ebnen und Vorhöfen. Die Leute trieben Viehzucht und Ackerbau. Bei allgemeiner Feindesnoth wurden ſie zur Landwehre aufgeboten. In Ausübung ihrer Gebräuche, in ihren Sitten blieben ſie von den Römern ungeſtört, ſie opferten ihren Gottheiten nach väterlicher Weiſe, und begruben ihre

Todten in bald friedlichem, bald kriegeriſchem Schmuck, unter große Hügel an erhabenen Pläzen gegen Sonnenaufgang. Aber dies war der einzige Reſt ihrer frühern Selbſtſtändigkeit; ſonſt lebten ſie als ein zahmes Volk willenloſer Unterthanen, das von ſeinen Oberherren wohl manchen Vortheil der Kultur ererbte, aber hin und wieder auch deren Laſter.

Fünftes Kapitel.

Eroberung des Zehntlands durch die Allemannen.

Als Kaiſer Karakalla ums Jahr zweihundert und zehn im Zehntland verweilte, begab er ſich einſt an die Grenze der Deutſchen, mit denen er im freundſchaftlichſten Verhältniß zu ſtehen ſchien, und ließ ihre junge Mannſchaft vor ſich verſammeln, unter dem Vorwand, ſie in Sold zu nehmen; plözlich aber gab er ein Zeichen, worauf die Jünglinge von ſeinen Schaaren umringt und niedergemezelt wurden. Dieſe Grauſamkeit entzündete ſchnell einen Krieg. Schon ſeit den Zeiten Kaiſer Antonius des Andern waren die deutſchen Völker in einer allgemeinen Bewegung gegen Rom. Es hatte ein furchtbarer Kampf ſtatt gehabt, welcher die frühern Bünde der verſchiedenen Stämme in erneutes Leben rief, und deſſen wechſelndes Glück zu Verträgen führte, wodurch die Deutſchen eine vortheilhafte Stellung gegen die Römer gewannen. An der Donau bedrohte längſt der markmänniſche Bund die Grenze des Reichs, und am Rhein jezt der allemanniſche. Dieſe Bundsgenoſſenſchaft beſtund aus ſueviſchen Stämmen im Oſten des Zehntlands, wo zunächſt die Hermunduren ihre Size hatten. Auf jene ſchändliche That erhoben ſich die Allemannen ſofort wider Karakalla, der ihnen entgegenzog und am Mainfluß ein zweideutiges Treffen lieferte.

Von dem an ſehen wir ſie beinahe ein volles Jahrhundert lang im Kampf mit der römiſchen Macht, um dem verhaßten Feinde die wohlbebauten Anſiedlungen der Gallier dieſſeits des Rheins zu entreißen. Bei ſolcher Gefahr baute der rheiniſche Befehlshaber

Poſthumius ſieben Jahre hindurch Feſtungswerke zur Verwahrung der Grenzen. Aber dieſe Verſchanzungen hinderten die allemanniſche Rache und Tapferkeit nicht, ihre Beute zu verfolgen. Von dreizehn Nachfolgern Korakallas war Kaiſer Probus der einzige, welcher mit entſchiednem Glück gegen die deutſchen Völker ſtritt. Schon hatten ſie ſich des linken Rheinufers bemächtigt und gegen ſiebzig Städte unterworfen. Da erſchien der große Kaiſer und reinigte Gallien von ſeinen Bedrängern. Die Allemannen, welche im Beſize des Zehntlandes waren, trieb er im Jahr zweihundert ſiebenundſiebenzig bis über den Neckar und die rauhe Alp zurück, worauf der durchbrochne Landhag wieder hergeſtellt und mit neuen, jezt ſteinernen Wällen vermehrt wurde. Indeß vermochten weder die Siege und Grenzbefeſtigungen des Probus, noch die Einſicht ſeines Nachfolgers Diocletian das fallende Reich zu halten. Nach wenig Jahren überſchwemmten die deutſchen Völker beinahe ganz Gallien, und die Allemannen beſonders nahmen nicht nur abermals das Zehntland ein, ſondern auch viele angrenzenden Gegenden jenſeit des Rheins und der Donau. Und jenes blieb ihnen nun fortan, ſo oft ſie auch beſiegt und über dieſe Ströme zurückgedrängt wurden. „Denn ſie waren, wie ein römiſcher Schriftſteller ſagt, eine ſo kraftvolle Nation, daß ſie ohngeachtet aller bisher erlittenen Verluſte, immer gleich ſtark auftraten, als ob ihnen ſeit Jahrhunderten kein Unglück begegnet wäre.“

Zu Rom hatte ſich inzwiſchen eine große Veränderung zugetragen. Bei der mehr und mehr ſinkenden Macht des Reichs gedachte Kaiſer Konſtantin der Große durch Erneuerung der Organiſation allem wieder neue Feſtigkeit zu geben. Er ſuchte die vielen Mängel ſowohl in der Verwaltung als Vertheidigung zu verbeſſern; an die Stelle der alten Götterverehrung erhob er das Chriſtenthum zur Staatsreligion, und weil die meiſte Gefahr fremder Einbrüche von Nordoſten herkam, verlegte er ſeine Reſidenz nach Byzanz, welche Stadt ſofort von ihm den Namen Konſtantinopel erhielt. Das ganze Unternehmen war groß und lobenswerth; aber wie hätte es gelingen können bei einem ſo entnervten Geſchlecht? Es half kein Eifer, keine Anſtrengung; das morſche Weltreich blieb die Beute der deutſchen Völker!

So verdorben waren die damaligen Zeiten, daß ſelbſt große

Seelen die empörendſten Abſcheulichkeiten von Treubruch und Grauſamkeit für erlaubte Mittel wider ihre Feinde hielten. Konſtantin hatte auf einem glücklichen Zug gegen die Deutſchen viele und zum Theil vornehme Gefangene gemacht; dieſe ließ er, der chriſtliche Kaiſer, zu Trier auf der Hezbahn zur Ergözung der Einwohner den wilden Thieren vorwerfen. Und mehr als einmal veranſtaltete er dies Schauſpiel, das von ſeinen Lobpreiſern wie eine Heldenthat geſchildert ward. Die damaligen Geſchichtſchreiber erſchöpfen ſich im Lob ihrer Beherrſcher; von dem Unrecht, das unſern Vorältern geſchah, von dem Jammer, der über ſie ergieng, hat Niemand etwas aufgezeichnet!

Während eines ſchändlichen Kriegs zwiſchen den ungerathnen Söhnen und Nachfolgern Konſtantins erhoben ſie ſich mit erneuter Kraft. Wie im Süden der allemanniſche Bund die römiſchen Provinzen bedrängte, ſo that dies im Norden ein gleichmächtiger, der Bund der Franken, von deren Tapferkeit ein Römer ſagte: „Hätte auch Einer aus ihnen ſein halbes Leben eingebüßt, ſo würde er mit dem Ueberreſt noch fortkämpfen.“ Dieſe Franken durchzogen das ganze nordöſtliche Gallien und brachen die feſten Städte, die es verwahren ſollten. Die Allemannen, unter der Anführung der fürſtlichen Brüder Gundomar und Vadomar, drangen bis an den Jura hinauf. Hier begegnete ihnen Konſtantius, welcher ſich über den Leichen ſeiner Brüder und Mitregenten zum alleinigen Herrſcher emporgearbeitet hatte. Glücklich zogen ſie ſich über den Rhein zurück; aber die Römer folgten ihnen bis an das Ufer. Als ſie bemerkten, daß der Feind es verſuche, in der Gegend von Baſel eine Brücke zu ſchlagen, hinderten ſie ihn durch ihre Pfeile daran, und als derſelbe hierauf an einer ſeichten Stelle heimlich über den Strom geſezt hatte, ſtunden ſie ihm kampfgerüſtet entgegen. Der Augenblick war voll Gefahr, Konſtantius bedachte dies, und bot Friede an. Da ſandten die Allemannen ihre angeſehenſten Männer ab, um mit ihm zu unterhandeln. Zur Beſchönigung ſeiner furchtſamen Nachgiebigkeit hielt der Kaiſer eine Rede an das Heer, worin es am Schluſſe hieß: „Der Feind wird nicht blos durch Waffengewalt beſiegt, ſondern viel ſicherer durch Schonung unterjocht, da er wohl weiß, daß es uns weder an Macht fehlt gegen widerſpenſtige, noch an Milde gegen unterwürfige Gemüther.“

Aber nicht die Römer, ſondern die Allemannen machten die Bedingungen, und nach deutſcher Weiſe gieng die Friedensunterhandlung vor ſich. Konſtantius mußte ihnen den ganzen Landſtrich von Jura bis nach Mainz zwiſchen dem Rhein und voghesiſchen Gebirg abtreten, und darüber eine Urkunde ausſtellen.

Dieſer Friede geſchah im dreihundert fünf und fünfzigſten Jahr unſerer Zeitrechnung, im hundert vierzigſten nach dem erſten Auftreten der Allemannen, und nach ihrem erſten Durchbruch des Landhags im drei und achtzigſten. Treulich hielten ſie ihn; ein Einfall nach Helvetien durch ihre Bundesverwandten, die Lenzer, welche die Gegend zwiſchen der Donau und dem Bodenſee beſezt hielten, und ein andrer in das Innere von Gallien durch das Geleite des Fürſten Chnodomar, konnten als kein Bruch gelten, da ihre Unternehmer nicht in dem Vertrag begriffen waren. Deſſen ohngeachtet wurden die ruhigen Stämme Vadomars und ſeines Bruders nach zwei Jahren von Julian, einem Neffen weiland Konſtantin des Großen, welchem der Kaiſer die Vertheidigung Galliens übertragen hatte, feindlich überzogen. Sie ſollten von zwei Seiten angegriffen werden; aus Gallien kam Julian ſelbſt, aus Helvetien am Rhein herab der Feldherr Barbetio. Aber die Kühnheit eines allemanniſchen Geleites vereitelte dieſen Plan durch einen Einfall nach Gallien, der mitten durch die feindlichen Heere gieng; es entſtand eine verderbliche Spannung zwiſchen den römiſchen Befehlshabern, wodurch die bedrohten Allemannen Zeit erhielten, ſich mit ihrer Habe theils über den Rhein zu begeben, theils auf den Inſeln deſſelben zu verſchanzen. Voll Verdruß hierüber, und bald noch mehr gereizt, weil Barbetio die von ihm begehrten Schiffe hatte verbrennen laſſen, ſchickte Julian einen tapfern Haufen ſeiner Hilfstruppen durch den Strom auf die nächſten Inſeln, wo ſofort ein gräßliches Blutbad entſtand, da weder die wehrloſen Greiſe, noch die Mütter mit ihren Kindern verſchont blieben. Nach dieſer unwürdigen That ſtellte Julian die Befeſtigung von Zabern wieder her, und ließ das Korn einärndten, welches die Allemannen in den ihnen durch den Frieden mit Konſtantius überlaſſenen überrheiniſchen Gauen angeſäet hatten.

All' das entflammte den allemanniſchen Zorn zu glühender Rache. Bei der erſten Gelegenheit ſtürzte Chnodomar mit den Seinigen ſo

wüthend auf das Heer des Barbetio, daß es vor plözlichem Schreck ohne Widerſtand auseinander floh und dem verfolgenden Feinde das ganze Lager überließ. Hierauf verſammelten verſchiedene Fürſten und Herzoge der Allemannen ihre Gefolgſchaften und die Hilfstruppen der verbündeten Stämme in der Ebne von Straßburg. Drei Tage und Nächte dauerte der Uebergang über den Rhein. Als ſie ſich gelagert hatten, legte eine Geſandtſchaft dem Julian jene kaiſerliche Urkunde vor, und verlangte die Räumung des darin vertragsmäßig an ihr Volk abgetretenen Landes. „Gewährt man uns, ſezten ſie hinzu, nicht gütlich unſer Recht, ſo muß eine Schlacht entſcheiden.“ Anſtatt zu antworten, ließ Julian die Geſandten feſt nehmen und beeilte ſich, die Allemannen unverſehens zu überfallen. Sie aber hatten von den Bewegungen der Römer Kundſchaft erhalten, und erwarteten wohlgerüſtet den Angriff. Als der Cäſar dieſes bemerkte, hielt er an, und ſtellte ſeine Legionen in Schlachtordnung; auf den rechten Flügel ſtellte er die Reiterei, und den linken führte ſein Feldhauptmann Severus; ihn ſelbſt umgab eine Schaar auserleſener Mannſchaft. Die Allemannen waren in mehrere Keile getheilt; ihre Reiterei, nach deutſcher Weiſe mit Fußgängern vermiſcht, ſtund der römiſchen gegenüber; ihren rechten Flügel deckten ſie durch einen ſtarken Hinterhalt, der in dichtem Geſträuche verborgen lag. Jenen befehligte der Fürſt Chnodomar, eine rieſige Heldengeſtalt, hoch zu Roß, eine rothe Binde um den fliegenden Haarbuſch, in glänzendem Waffenſchmuck, einen gewaldigen Speer in der Fauſt; dieſen ſein Neffe Agenorich, ein Jüngling an Einſicht und Ernſt weit über die Jahre. An Zahl mochten ſich beide Heere gleich kommen; etliche über dreißigtauſend Mann ſtark ſoll das allemanniſche geweſen ſeyn.

Die Schlacht begann beiderſeits mit dem Geſchoß. Hierauf wollten die Römmer angreifen; aber die entſchloſſene Stellung der Allemannen lähmte ihren Muth. Sie zauderten; ihre Gemüther ſchienen voll Bangigkeit. Da durchflog Julian mit ſeiner Garde die Reihen, zürnend, mahnend, ermunternd. Chnodomar inzwiſchen, voll Kampfluſt, ſprang vom Pferde, und ſtellte ſich an die Spize ſeines Fußvolks; mit reißendem Ungeſtüm und unter dem rufenden Schalle der Schlachthörner ſtürzte er ſich auf die römiſche

Reiterei. Nichts glich dem Anblick der Allemannen; ihre Augen ſpühten, wild wehten die Haarbüſche um ihre Häupter, drohend ſchwangen ſie ihre Lanzen. Bald waren beide Heere handgemein. Hin und her wogte der Kampf; dicke Staubwolken umhüllte die Streiter; den Boden tränkten Ströme von Blut; das Jammergeſchrei der Fallenden, das Gebrüll der Obſiegenden, das Geklirre der Waffen erfüllte die Luft. Da wichen die römiſchen Reiter, und wandten dem Feinde den Rücken; kaum brachte ſie Julian wieder zum Stehn. In dieſem Augenblick ließ Chnodomar den Kern ſeiner Macht gegen die Linie des feindlichen Fußvolks aufbrechen. In vollem Lauf zogen die Keile der Allemannen heran; es ertönte ihr gewohnter Schlachtgeſang, anfangs mit dumpfen Gemurmel, dann immer heller, immer ſtärker, endlich mit furchtbarem Gebraus gleich der Brandung empörter Meereswogen. Die Römer erhoben die Schilde und bildeten ein Dach über ihren Häuptern; aber die allemanniſchen Schwerter ſchlugen es durch. Schon war der Stoß der Keile entſcheidend, als bataviſche Hilfsvölker das Gleichgewicht wieder errangen. Indeſſen ſtürzte ein Haufe vornehmer Allemannen, aus ſeinem Rückhalt, plözlich an den Feind hervor, und drangen mit unwiderſtehlicher Gewalt bis zur Garde Julians durch die Reihen. In der Gluth des Streits aber wurde vergeſſen, die Seiten zu bedecken; alſo fielen die Römer auf dieſelben ein, worüber ein gräßlicher Kampf der Verzweiflung entſtund. Denn jeder Fallende rächte ſich noch an ſeinem Gegner durch die äußerſte Anſtrengung der lezten Kraft, und über ihn hinweg warf ſich ſein Gefährte in den gleichen Tod. Bald war die Schaar dieſer Helden ein Haufe bluttriefender Leichen. Als die übrigen das vergebliche Opfer ſahen, verließ ſie die Zuverſicht des Siegs, und ein grauſenhaftes Gefühl bemächtigte ſich ihrer Seele. Sie flohen. Der Tag war entſchieden.

Während der Reſt des allemanniſchen Heeres ſich über den Rhein rettete, eilte Chnodomar mit ſeinen Getreuen nach dem Lager zurück, von wo aus er den Barbetio neulich überfallen hatte. Aber das Unglück wollte es, daß ſein Pferd beim Sprung über einen Graben im Schlamme ſtecken blieb, und daß ihn die Römer erkannten, als er mühſam einen nahen Hügel erſtieg. Der Feind umringte alſobald die Höhe; doch machte der gefangene Held

ſolchen Eindruck auf ſeine Verfolger, daß Niemand Hand an ihn legte, bis er ſich ſelbſt freiwillig ergab. Hierauf hielten es ſeine Gefährten für edler, das traurige Loos der Gefangenſchaft mit ihm zu theilen, als ihre Rettung zu verſuchen. Er wurde nach Rom gebracht, wo ihn bald ein verzehrender Gramm ſeines läſtigen Daſeyns überhob. Dieſen Ausgang nahm die Schlacht bei Straßburg, dieſes Ende der Fürſt Chnodomar, die Seele ſeines Volkes, der Schrecken ſeiner Feinde, ein jedenfalls ungewöhnlicher Mann, und würdig eines beſſern Glücks!

Die Folge ihrer Niederlage war, daß die Allemannen alles Land verloren, was ſie jenſeit des Rheines eingenommen hatten, und daß Julian ſofort über den Strom ſezte, um ihnen einen vortheilhaften Frieden abzunöthigen. Dies jedoch geſchah nicht ſo leicht. Nach drei Jahren erſt, und nachdem er eben ſo viele Züge in die allemanniſchen Gaue gethan, gelang es ihm durch grauſame Verheerungen, durch ſchändliche Intriken und Verräthereien die Stämme der Allemannen gegen ein Jahrgeld, daß er ihnen zahlte, zur Ruhe zu vermögen. Wenn die Deutſchen bei ihren Verträgen mit den Römern nicht allzuſehr auf die Geltung und Heiligachtung des Völkerrechts vertraut hätten, während es vom römiſchen Eigennuz ſo gewiſſenlos verlezt wurde, wie ganz anders müßte der Gang dieſer Geſchichten ausgefallen ſeyn! Aber ſo veranlaßte die leichtgläubige Gutmüthigkeit unſerer Nation ſchon ſeit den älteſten Zeiten oft ihr größtes politiſches Unglück.

Im Jahr dreihundert ein und ſechzig erhielt Julian durch den Tod des Kaiſers Konſtantius deſſen Thron. Unter ihm machten der Rhein und die Donau zum leztenmal die Grenzen des Reichs gegen Deutſchland. Zum leztenmal überhaupt erſchien unter ihm der römiſche Name im Abglanz des einſtigen Ruhms. Nach ſeiner kurzen Regierung fiel alles in die vorige Verwirrung. Die deutſchen Völker überzogen neuerdings Gallien und Rhätien. Es waren Allemannen, Franken und Sachſen. Gegen jene unternahm Kaiſer Valentinian mehrere Feldzüge. Sie endigten, nach wechſelvollem Glück, mit einem Frieden, worin den Allemannen endlich für bleibend jenes Land überlaſſen wurde, das ihnen Konſtantius urkundlich zugeſichert, und um deſſen Behauptung ſie ſeither mit ſo viel Aufwand von Kraft und Blut gekämpft hatten.

Den Vortheil dieſes Vertrags verdanken ſie beſonders dem Fürſten Makrian, die wie weiland Chnodomar, als die leitende Seele ſeines Volks den Römern furchtbar geworden war. Als die Beſchwörung des Friedens vorgieng, ſah man ihn, das Oberhaupt eines kleinen allemanniſchen Stammes, den Kaiſer, den Beherrſcher eines viele Jahrhundert alten Weltreichs, an dem dieſſeitigen Ufer des Rheins, auf ſeinem eigenen Grund und Boden, mit ſtolzer Miene empfangen. So weit war es gekommen, ſo weit war der römiſche Adler geſunken, welchen Cäſar vor dreihundert Jahren zuerſt in dieſen Gegenden aufgepflanzt!

Den lezten Sieg über die Allemannen erfocht Gratian, der Sohn und Nachfolger Kaiſer Valentinians. Es waren die Lenzer, welche ſeit jener Niederlage durch Barbetio, ruhig und unangetaſtet ihren Gau bewohnt hatten. Als ſie aber jeztund erfuhren, das römiſche Heer ſey größtentheils nach den Morgenländern abgezogen, ſo machte ſich ihre kriegsluſtige Mannſchaft auf, um in Gallien und Rhätien einzufallen. Allein der neue Kaiſer kehrte um, und ein Theil ſeiner Truppen begegnete den Lenzern ohnweit der Grenze ihres Landes, bei Argentaria, oder Langenargen am Bodenſee. Schnell und heftig entbrannte der Kampf. Mit ihrem gewohnten Ungeſtüm fielen die Allemannen auf den Feind, ſo daß er wankte und endlich wich. Kaum ſchirmten benachbarte Wälder und Klüfte das Leben der Fliehenden; die Sieger überließen ſich ſorglos ihrer Freude. Da erſchien plözlich Gratian mit einem friſchen Heer. Das Glück des Tages wandte ſich; die Allemannen wurden gedrängt, gleichwohl ſuchten ſie ſich zu halten, aber Tauſende opferten vergeblich ihr Leben. Nach dieſem verzweifelten Widerſtand floh der Ueberreſt in das Gebirg. Die Römer folgten ihnen, und fanden ſie bald auf unzugänglichen Höhen verſchanzt. Hier war man beiderſeits in einer Lage, wo es ungewiß ſchien, wer den Vortheil beſize. Alſo begnügte ſich der Kaiſer mit einem Frieden, den ihm die Lenzer antrugen, und zog von dannen.

Bald nach Gratian, der im Jahre drei hundert drei und achtzig ermordet wurde, drangen die deutſchen Völker mit immer gewaltigern Schaaren über den Rhein und die Donau in das innere

des römiſchen Reiches ein; nach Verfluß von kaum drei Menſchenaltern war es vollens geſtürzt, und der deutſche Fürſt Odoaker ſaß auf dem Throne weiland Kaiſers Auguſtus!

Sechstes Kapitel.

Von der Allemannen Anſiedlung im Zehntland.

Seit der erſten Beſiznahme des Zehntlands durch die Allemannen, bis zur völligen Verdrängung der römiſchen Waffen von den Ufern des Rheins, waren anderthalbhundert Jahre verfloſſen. Während dieſer Zeit geſchah in verſchiedenen Perioden, auf verſchiedene Weiſe, überhaupt unter fortwährenden Stürmen, die Niederlaſſung unſerer allemanniſchen Voraltern in den wohlangebauten Gegenden zwiſchen dem Rhein und Main, der Donau und dem Bodenſee. Wenn die Gefahr des hereinbrechenden Feindes nahte, verließen die römiſchen Beamten und Obrigkeiten, die Reichen und wer mit ihnen gleiche Furcht hegte, ihre Wohnorte, und flohen nach Gallien. Die Unterthanen, die Landleute, die Nachkommen jener galliſchen Einwanderer aber blieben; ihr Daſeyn war an den Boden geknüpft, welchen ſie bebauten. Die feindliche Verheerung traf auch nicht ſie, ſondern allein die Städte und Kaſtelle der Römer. Freilich beſezten nun die Allemannen die beſten Güter des Landes, und machten deren Eigenthümer zu ihren Knechten oder Hinterſäßen; aber war dieſes Loos viel ſchlimmer, als der Druck, welchen das Volk in den lezten Zeiten der römiſchen Obwaltung durch den ausſchweifenden Uebermuth der Soldaten und die gewiſſenloſe Habſucht der Beamten erdulden mußte? In Gallien wenigſtens hat er die Bauern zur Verzweiflung gebracht. Wir haben den Flor des Zehntlandes geſehen; doch ohne Bedauern ſehen wir Alles in namenloſe Trümmer verſinken, was die römiſche Hand aufgerichtet; die ganze Kultur hatte wenig für die Menſchheit Erſprießliches. Sie entſtund erſt, als in Rom der alte Geiſt ſchon erloſchen war, und konnten prachtvolle Bäder, Tempel,

Schlöſſer und Heerſtraßen, konnten die verfeinerten Genüſſe des Luxus ein Erſaz ſeyn für den gänzlichen Mangel nationaler Sitten, und vaterländiſchen Geiſtes? Was hat eine Kultur Ehrwürdiges, welche mit dem äußerſten Sittenverderbniß Hand in Hand geht, und den Zerfall aller moraliſchen und phyſiſchen Kraft herbeiführt, wie damals in Gallien, wo ein fünf und zwanzig jähriger Jüngling die unter ſo vielen Strömen von Blut gegründete Herrſchaft der Römer in einer einzigen Schlacht zuſammenwarf!

Ein neues Leben aber ergoß ſich über das Land durch die Anſiedlung der Allemannen. Städte errichteten ſie keine, keine Bildſäulen und Altäre; ſie waren unerfahren in Kunſt und Wiſſenſchaft, ſie begnügten ſich mit den nothwendigſten Bedürfniſſen; aber die ungeſchwächte Kraft ihrer ſtarken Natur, die Reinheit ihrer Sitten, der Geiſt der Freiheit in ihrer Verfaſſung, waren weit beſſere Grundlagen des Glücks und der Tugend, als eine entnervte, ſklaviſche Kultur.

Das allemanniſche Volk beſtund aus Sueven oder Schwaben, welche ein Hauptglied in der großen deutſchen Völkerfamilie waren. Kein Stamm hatte ein reicheres Schickſal; keiner war muthvoller, keiner ſo kräftig. Darum hieß ein uralt deutſches Sprichwort: „Die Sueven übertreffen ſelbſt die Götter an Tapferkeit.“ Allezeit haben die Römer die allemanniſchen Rieſenleiber beſtaunt, und ihre Schönheit geprieſen. Kaiſer Karakalla ſah bei ſeiner Leibwache am liebſten die allemanniſchen Jünglinge, und der Dichter Auſonius ſchrieb von ſeiner Sklavin, einem Schwabenmädchen von der Donau: „Blau iſt ſie von Auge, blond von Haar, ein Barbaren-Kind, hoch über den Puppen Latiums; willſt du ſie malen, ſo miſche Roſen mit Lilien.“ Was man den Allemannen als Schattenſeite ihres Charakters vorwerfen konnte, war meiſt eine Folge der langen Kriege, welche ſie führten. Dieſe Lebensart erzeugte jene Raubſucht und jene Rauheit der Seele, die von den römiſchen Schriftſtellern als ſo barbariſche Untugenden geſchildert werden.

Da die Allemannen am meiſten und längſten mit den Römern im Verkehre ſtunden, ſo war ihre Bedeckung und Bewaffnung reicher, als die der übrigen Deutſchen. Sie trugen Beinkleider

und Wamſe von Leinwand, Thierfelle als Mäntel, und das lange Haupthaar am Wirbel in einen Buſch zuſammen gebunden. Neben der Lanze, neben der Pfrieme, einem kurzen Wurfſpieß, führte der Krieger ein langes Schwert, eine ſteinerne Streitart, Bogen und Pfeile. In Allem unterſchied ſich der Vornehme durch mehrere Verzierung von dem Gemeinen. Bei allgemeiner Landesnoth wurde der Heerbann aufgeboten. Sonſt war das Geleitweſen bei den Allemannen ſehr ausgebildet; man darf annehmen, daß die meiſten ihrer Feldzüge nach Gallien durch Geleitsmannſchaft geſchahen. Die Führer derſelben nannten die Römer gewöhnlich Könige; außerdem erlitt dieſes Wort keine Anwendung, denn nur im Kriege duldeten die Deutſchen die Obergewalt eines Einzigen. Das Verhältniß, worin die Allemannen nach der Einnahme des Zehntlands mit andern deutſchen Völkerſtämmen ſtunden, war ein völlig unabhängiges. Sie lebten unter ihren Richtern und Herzogen frei und ſtelbſtſtändig nach der ererbten Verfaſſung. Es mochte dieſelbe wohl in einigen Stücken ſich verändert haben; im Ganzen aber blieb der alte Geiſt bei der fortdauernden Herrſchaft auch den alten Sitten. Als das Volk den Beſiz ſeiner Eroberung geſichert ſah, theilte es ſich in viele Gauen, deren Ausdehnung je nach Gelegenheit der Gegenden verſchieden war. Jeder Gau aber zerfiel in mehrere Hunderten, und eine Hunderte wieder in Zehnten, ſo wie wenn bei uns zehn Höfe eine Vogtei, zehn Vogteien ein Amt, und mehrere Aemter einen Kreis ausmachten. Jede Abtheilung hatte ihren eigenen Gerichtsbann und ihren beſondern Vorſteher, den man nach altem Gebrauch Graf nannte; es gab alſo Gau-, Hundert- und Zehntgrafen, gleich wie ein Gau-, ein Hundert- und ein Zehntgericht beſtund; doch ſcheint das leztere wenig beachtet worden zu ſeyn. Dieſe Einrichtung war ganz politiſcher Natur, und von ihr unabhängig beſtund noch immer jene Markgenoſſenſchaft, die auf dem gemeinſchaftlichen Antheil beruhte, den mehrere Höfe oder Weiler an einem Wald, einer Haide, oder eines Wieſengrundes beſaßen. Ja, die Markgenoſſenſchaft war bei den Allemannen ſo gewöhnlich, daß man ſogar ihren Namen davon abgeleitet hat, da ein ſolcher gemeinſchaftlicher Grund und Boden bei ihnen eine Allmende hieß.

Vor das Gaugericht kamen nur allgemein wichtige Verhandlungen; alle beſondern Händel und Angelegenheiten gehörten vor das Gericht der Hunderten. Man verſammelte ſich dazu gewöhnlich alle vierzehn Tage, bei dringenden Fällen in halb ſo vieler Zeit. Der Ort des Gerichts wurde durch Mahlzeichen beſtimmt, und hieß daher Mahlſtatt. Dieſe Verſammlung durfte Niemand verſäumen, bei einer Strafe von zwölf Schillingen. Man erſchien im Schmuck der Waffen, nnd ſchwur bei den Waffen; ſie galten als Zeichen der Freiheit, der Ehre, des Bürgerrechts. Jeder Kläger mußte ſeine Zeugen mitbringen, und der Richter war verpflichtet, beſonders darauf zu ſehen, daß die Armen gegen die Reichen in ihrem Rechte nicht zurückgeſezt würden.

Die Allemannen hatten, wie die deutſchen Volksſtämme überhaupt, kein geſchriebenes Geſezbuch; ihre Rechte wurden von Mund zu Mund überliefert, und in ſtreitigen Fällen entſchied der Richter nach den Ausſagen der älteſten Männer, oder das Gottesurtheil, welches im Zweikampf beſtand, und auf dem feſten Glauben beruhte, daß die göttliche Gerechtigkeit ſich an demjenigen Theil durch Verleihung des Siegs werde kund thun, der das Recht beſize. In Kriminalſachen galt kein inquiſitoriſches Verfahren; die Deutſchen kannten ein ſolches gar nicht, ſondern die richterliche Entſcheidung wurde auf den Eid der Zeugen gegründet, eine Gewohnheit, welche aus jener alten Tugend der Treue und Redlichkeit herfloß, woraus auch das alte, heut zu Tag oft ſo leere Sprichwort entſprang: „Ein Mann, ein Wort.“ Kein Verbrechen wurde mit dem Tode oder mit körperlicher Züchtigung beſtraft, ſondern mit Geld abgebüßt. Es war berechnet, was ein Todtſchlag und jede Verlezung des Leibes koſte; dies mußte bei einem ſo kriegeriſchen Volk, das nie ohne Waffen ausgieng, wohl nothwendig ſeyn. Die Buße für Diebſtähle und Beſchädigung fremden Eigenthums ſtunden ſehr niedrig, ein Beweis, daß ſolche Vergehungen ſelten vorkamen. Sonſt galt bei unſern Voraltern das Eigenthum immer mehr als Leib und Leben, denn es wurde ſauer errungen und bildete die Grundlage der Freiheit, des höchſten aller Güter. Die Buße der Verbrechen und Frevel beruhte noch immer auf einem Loskauf von der Selbſtrache, wie bei den älteſten Deutſchen; ſie war eine Genugthuung für zuge-

fügten Schaden, und ſo hatte alles, was im Frieden lag, das heißt, jeder Kopf, der zu einer Gemeinde der Allemannen gehörte, ſein beſtimmtes Fried- oder Wehrgeld, der Fürſt, wie der Beamte und Bauer, der Hirt, wie der Handwerker und Knecht. Das Wehrgeld eines freien Mannes betrug hundert und ſechszig Schillinge; der Vornehme hatte ein unterſchiedlich höheres, der Hinterſaß davon den vierten, und der Leibeigene kaum den zwölften Theil. So wenig galt bei unſern Vätern ein Menſch, wenn ihn die Freiheit nicht adelte! Das Allemanniſche Recht enthielt einige ſehr weiſe Beſtimmungen zur Verhinderung übermäßigen Reichthums, der überall eine freie Verfaſſung gefährdet, zur Hemmung des Uebermuths der Großen und zum Schuz der Schwachen und Armen. Außerdem beſchäftigte es ſich vielfältig mit den Pferden, Ochſen, Kühen, mit den Jagdhunden, Bären und Wölfen, woraus auf den Hauptreichthum und die Lieblingsbeſchäftigung der Allemannen zu ſchließen iſt. Ueberhaupt aber beſtund daſſelbe mehr aus Geſezen gegen den Mißbrauch der Kraft, als gegen den Mißbrauch des Verſtandes.

Einen freien Mann konnte nach den deutſchen Begriffen kein größeres Unglück treffen, wie wenn er in Knechtſchaft gerieth, ſo ſehr entehrend war dieſer Zuſtand. Gleichwohl übten unſere Väter jene ſtrenge Behandlung, welche der römiſche Sklave von ſeinem Herrn zu erdulden hatte, gegen ihre Leibeigenen eben ſo wenig aus, als ſie eine körperliche Züchtigung kannten. Das Verhältniß zwiſchen Herr und Knecht war bei ihnen durch die herrſchende Sitte mild genug, und ſo fand es auch ſtatt bei den galliſchen Bewohnern des Zehntlands, nachdem dieſelben als eine Eroberung in die allemanniſche Gewalt gekommen. Sie blieben auf ihren Gütern, nur bauten ſie einen Theil davon für ihre Beſieger. Anfangs mochte wohl genau auf den Unterſchied der Abkunft geſehen werden; im Verlauf der Zeit jedoch konnte bei der Wandelbarkeit aller menſchlichen Dinge, weder eine Vermiſchung des Bluts, noch auch manche Abänderung des alten Verhältniſſes ausbleiben.

Da die Beſiznahme des römiſchen Zehntlands durch die Allemannen nur allmählig und mit Beibehaltung der frühern Bewohner geſchah, ſo blieben auch größtentheils die alten Namen ſowohl

der Ortſchaften als der Flüſſe, Berge und Gegenden, und die neuen Herren des Landes veränderten ſie nur nach ihrer rauhern Zunge. Faſt ſämmtliche Städte und Dörfer, welche damals beſtunden, erkennt man noch jezt an ihren Benennungen, wie Ladenburg, Durlach, Pforzheim, Lahr, Breiſach, Ebringen Zahrten, Bräunlingen, Bodman, Ueberlingen. Ja, ſelbſt auf viele örtliche Einrichtungen, die erſt unter den Allemannen entſtunden, giengen ſolche galliſche oder römiſche Namen über. Dies war beſonders der Fall bei Bezeichnung der Gaue und Landſchaften. So erhielt ſchon jener allemanniſche Stamm, welcher ſich der Gegend zwiſchen der Donau und dem Bodenſee bemächtigt hatte, von dem keltiſch benannten Fluſſe Lenz ſeinen Namen, wie ſodann der Breisgau von dem alten Briſacum, die Ortenau mit dem Schloß Ortenberg vom Kaſtell Morodunum, und der Lobdengau von der Stadt Lupodunum; auch die Namen Hegau und Kleckgau ſind ähnlichen Urſprungs. Sonſt pflegten die Allemannen ihre Gaue nach einem Fluſſe zu benennen, wie bei uns den Taubergau, die beiden Albgau, den Osgau, Pfinzgau, Kreichgau, Enzgau, Elſenzgau, Neckargau und Linzgau. Ihre Ortsbenennungen bildeten ſie gewöhnlich aus dem Namen des Stifters oder erſten Beſitzers, durch Anhängung der Wörter Heim, Haus, Hof, Wel, wie bei Herboldsheim, Waldolfshauſen, Balterswеil, Waltershofen; oder ſie nahmen dieſelben von irgend einem Merkmal der Gelegenheit her, wie bei Hochſtetten, Altſtetten, Altdorf, Seefelden, Kinzigdorf, Bergöſchingen. Das Wort Ingen gebrauchten ſie als ein allgemeines Anhängſel ſowohl bei galliſchen als eignen Ortsnamen, wie in Ampringen, Ebringen, Leutfriedingen, Donauöſchingen, Villingen.

Es konnte nicht fehlen, daß auch ſonſt viele Wörter aus der Sprache der galliſchen Bewohner in die allemanniſche übergingen, welche natürlich die herrſchende war, gleichwie eine Vermiſchung des allemanniſchen und galliſchen Geblüts erfolgte. Die Rieſengeſtalt, die weiße Haut, die hellblauen Augen und das gelbe Haar der Deutſchen ſtachen von der geringern Größe, von der dunklern Haut und von dem ſchwarzen Aug und Haar des Galliers urſprünglich ſehr ab, und deßwegen hat ſich in Gegenden, wo deutſches und galliſches Volk unter einander wohnte, bis auf

den heutigen Tag ein auffallender Unterſchied gegen diejenigen Länder erhalten, wo das deutſche Geblüt unvermiſcht geblieben. Die Baiern, welches die Abkömmlinge der galliſchen Boier ſind, tragen noch ganz das Gepräge ihrer Voraltern. Im Elſaß, wo deutſche und galliſche Völkerſtämme ſich beſtändig berührten und drängten, iſt die Vermiſchung deutlich ſichtbar. Hingegen verrathen die meiſten Bewohner des Schwarzwalds, wo die Gebirge eine große Abgeſchiedenheit veranlaßten, im ſtärkſten Ausdruck ihre galliſche Abkunft, während einzelne Gegenden wieder von Leuten ächt deutſchen Schlages bewohnt werden. Die Vermengung findet beſonders auch im Breisgau ſtatt, und reicht in minderm Grade bis über die Pfalz hinab, wo die Heſſen beginnen, an deren Geſtalt und Färbung man vollkommen die Enkel der alten Katten erkennt.

Siebtes Kapitel.

Vereinigung Allemanniens mit dem fränkiſchen Reich.

Ueber anderthalbhundert Jahre blieben die Allemannen unabhängig im Beſiz ihrer Eroberungen dieſſeit des Rheins und der Donau. Nachdem aber die Franken auf den Trümmern Galliens ein mächtiges Reich gegründet, wollte es der Gang der Ereigniſſe, daß die übrigen deutſchen Völker, mit Ausnahme der Sachſen, ſich denſelben anſchloſſen, beſonders die Baiern und Allemannen. Dieſe Vereinigung geſchah in den Zeiten König Theutberts, ohngefähr um die Mitte des ſechsten Jahrhunderts; ſie geſchah nicht durch Waffengewalt, ſondern auf dem Wege eines Vertrags; denn die Allemannen, wie die Baiern, blieben bei dem Glauben an ihre alten Götter, ſie behielten ihre nationale Freiheit, ihre ererbte Verfaſſung, ihre eigenen Richter und Herzoge.

Jener Theutbert war ein Enkel Klodwigs, des Stifters der fränkiſchen Monarchie, wie dieſer ein Enkel König Merovigs, von welchem deſſen ganzes Haus den Namen der Merovinger

erhielt. Urſprünglich wohnten die Franken im Norden Deutſchlands wiſchen der Lahn und dem Rhein. Aber ſchon unter den nächſten Nachfolgern Kaiſer Gratians hatten ihre Schaaren die Grenzen des römiſchen Reichs überſchritten und einen Theil des nördlichen Galliens erobert; ihre Nachkommen erweiterten ſich, und im Jahr vierhundert ſechs und achtzig ſchlug der junge Fürſt Klodwig das lezte römiſche Heer. Hierauf wurde das ganze Land um ſo leichter fränkiſch, da das galliſche Volk des Jochs ſeiner alten Herren müde war. Nicht weniger glücklich kämpfte dieſer Klodwig wider andere Feinde ſeiner Eroberungsplane. Hauptſächlich waren es die Allemannen in Gallien, die Burgunder und Weſtgothen. Jene, eine Maſſe verſchiedener Gefolgſchaften, hatten ſich unter die Leitung eines einzigen Fürſten begeben, um deſto nachdrücklicher ihre Macht zu behaupten. Dadurch erregten ſie die Eiferſucht der Franken; eine Urſache des Kriegs war bald gefunden, und Klodwig begegnete ihrer Macht in der Gegend von Zülpich. Anfangs ſtunden die Allemannen im Vortheil, zulezt aber erlitten ſie eine völlige Niederlage; einige ergaben ſich der Gnade des Siegers, die andern flohen unter den Schuz des oſtgothiſchen Fürſten Theodorich, welcher nach dem Umſturz des römiſchen Reichs als König von Italien den ganzen Süd, von den Meeralpen bis zu den Grenzen Griechenlands, glorreich behauptete; ein Mann von eben ſo viel Weisheit als Muth, ein Freund der Geſeze und Kultur, der größte Geiſt ſeines Zeitalters. Da ſchrieb Theodorich an Klodwig: „Ihr habt die ſtolzen Allemannen gedemüthigt. Wir wünſchen Euch Glück zu dieſem Triumph, aber mäßigt jezo Euern Zorn, und ſeyd nachſichtig gegen die erſchöpften Ueberbleibſel.“

Auf das eigentliche Volk der Allemannen oder Schwaben, welche dieſſeit des Rheines wohnten, äußerte dieſe Niederlage zunächſt keine Folgen; es hatte auch keinen Antheil an dem Krieg ſeiner galliſchen Brüder gehabt, und Klodwig drang nicht in deſſen Gau ein.

Die Schlacht bei Zülpich geſchah im Jahr vierhundert ſechs und neunzig. Gleich darauf beſiegte Klodwig bei Dijon die Burgunder, ein Volk, das ſchon zur Zeit Kaiſers Gratians aus dem nördlichen Deutſchland an den Rheinſtrom gekommen, und ſpäter

als Freunde der Römer durch einen Vertrag die Länder der alten Provinz Sequania erhalten hatte. Aber die Früchte dieſes Sieges waren nicht vollkommen, weil auch hier ſich König Theodorich als Vermittler einmiſchte; es blieb bei einem Zins, den die Burgunder an den König der Franken ſteuern mußten. Endlich überzog Klodwig auch die Weſtgothen, welche unter König Alarich das ſüdliche Gallien beſaßen. Die entſcheidende Schlacht fiel bei Poitiers vor; Alarich verlor das Leben, und ſein Volk hierauf die Freiheit. Dieſen Fortgang nahmen die fränkiſchen Waffen in Gallien, nicht ohne großen Vorſchub der chriſtlichen Religion, welche Klodwig in ſeinem Volk einführte, und wodurch er ſowohl die Herzen der Gallier gewann, als unter der hohen Geiſtlichkeit manchen tüchtigen Helfer, wenn die Gewalt von der Beredſamkeit und Liſt unterſtüzt werden mußte.

Als Klodwig ſtarb, theilten ſich ſeine vier Söhne in die königliche Würde. Man unterſchied damals ein weſtliches und ein öſtliches Frankreich, oder ein Neuſtrien und Auſtrien. Das leztere begriff die Länder am Rhein und war der Antheil Theuderichs, des Vaters von Theutbert. In beiden lebte etwas von dem Geiſte Klodwigs; ſie fuhren nach ſeinem Plane fort, ihre Grenzen zu erweitern. Mit den Franken am Rhein mochte Theuderich in einem ſolchen Bündniſſe ſtehen, daß dieſelben ſchon als Beſtandtheil des großen Reichs angeſehen wurden. Ihnen zunächſt gegen Aufgang ſaßen die Thüringer, von denen am fränkiſchen Hof aus früherer Zeit noch ein gehäſſiges Andenken herrſchte; daher war es der Liſt ein Leichtes, hier einen Krieg zu entzünden. In einer Schlacht an der Unſtrut ſchlug der König von Auſtrien die thüringiſche Macht und ſtürzte das königliche Haus. Dieſer Sieg war ungemein wichtig; er verpflanzte die fränkiſche Herrſchaft in das Herz von Deutſchland, was ſpäterhin auch die Allemannen und Baiern veranlaßt hat, ſich derſelben anzuſchließen. Denn bei ihren fernern Planen mußte den Franken beſonders daran liegen, zwei ſo kräftige Völker für ſich zu gewinnen, und dieſe hinwiederum durften allerdings bei der Betrachtung des Glücks der franzöſiſchen Waffen gegen die Allemannen in Gallien, gegen die Burgunder und Weſtgothen, die Furcht eines ähnlichen Schickſales hegen, eine Furcht, die ſie nichts anders als bereitwillig

machen konnte, dem König Theutbert die Hand zu einem Bündniſſe darzureichen. Die Verlegenheit, worin ſich dieſer Fürſt während ſeiner Unternehmungen in Italien befand, mochte der geeignetſte Zeitpunkt ſcheinen, die beiderſeits gewünſchte Vereinigung unter günſtigen Bedingungen zu Stande zu bringen. Daß ſie aber wirklich zu Stande kam, dazu trugen wohl die ſchwäbiſchen und baieriſchen Herzoge ſelbſt das meiſte bei, da ſie ihrer, in der lezten Zeit gewohnter Maßen erblich gewordenen Macht dieſen wichtigen Vorzug durch einen Vertrag mit dem Könige der Franken rechtlich ſichern konnten. Seitdem alſo erſcheinen die deutſchen Länder vom Harzgebirg über den Rhein bis an die Ardennen, und über die Donau bis an die Alpen mit der fränkiſchen Monarchie vereinigt.

Das Herzogthum Allemannien oder Schwaben erſtreckte ſich damals von der mitternächtlichen Abdachung der Schweizeralpen, zwiſchen den Vogheſen und dem Lechfeld, über den Rhein und Neckar, bis an die Rems, Würm, Os und Sur hinab. Im Südoſten ſtieß es alſo an Rhätien, welches man immer noch zu Italien zählte; im Oſten an Baiern und im Norden an Auſtrien oder Rheinfranken. Dieſes rheiniſche Land, das man zum Unterſchied des großen galliſchen gewöhnlich Klein- oder Deutſchfrankreich nannte, umſchloß im Süden ein Stück urſprünglich allemanniſchen Bodens, da die Allemannen früher bis an den Main gewohnt haben; es mochte wohl eine in dem Vereinigungsvertrag der Franken gemachte Abtretung ſeyn, deren Werth durch den vorzüglichen, noch aus der römiſchen Zeit herſtammenden Anbau ungleich größer, als die Ausdehnung war.

Wie glücklich ſich Klodwig und ſeine Söhne vergrößerten, ſo waren ſie durch König Theodorich doch immer gehemmt geweſen. Nachdem dieſer weiſe Held aber geſtorben, zerfiel ſein Reich, und die Franken vollendeten nun ihre Eroberung. Sie unterjochten vollends die Burgunder, beſezten das ſüdliche Gallien bis an die Pyrenäen, und wagten ſogar eine Heerfahrt über die Alpen nach Italien, wo die Römer und Gothen ſich um die Herrſchaft ſtritten. Theutbert kam als Feind beider Partheien; es mochte ihm möglich ſcheinen, beide zu vernichten und ſich des Thrones zu bemächtigen. Aber durch ein allzuniederträchtiges Benehmen vereitelte er

ſich ſelbſt den kühnen Entwurf, und ſeinem Sohne Theutbald mangelte es zu ſehr an Kraft, um ihn nicht völlig aufgeben zu müſſen. Eine fränkiſche und allemanniſche Gefolgſchaft, welche den bedrängten Gothen zu Hilfe zog, war alles, was unter dieſem König in Italien unternommen wurde; und es fiel ſo unglücklich aus, daß von fünf und ſiebzig tauſend Mann kaum fünf ihre Heimath wieder ſahen! Ueberhaupt verſchlimmerte ſich der Charakter der Nachkommenſchaft Klodwigs mehr und mehr. Er erſcheint bald als ein verabſcheuungswürdiges Gemiſch von Schwäche, Wolluſt, Grauſamkeit, von Liſt und Aberglauben. Man ſuchte ſich um den Preis der Alleinherrſchaft gegenſeitig zu untergraben. Hiefür ſchien kein Mittel zu verworfen; alle Würde der Tugend, alles göttliche und menſchliche Geſez wurde verhöhnt; Treubruch, Verrätherei, Mord und alle Abſcheulichkeiten der Intrike, Weiber- und Pfaffenherrſchaft wechſelten mit einander ab. So war der Hof; aber auch das Volk war in eine Verſchlechterung der Sitten geſunken, welche gegen die ehemalige Tugend traurig abſtach. Jedoch iſt ſie erklärlich und entſchuldbar. Zum Theil blieb den Franken manches Laſter noch als Erbtheil von den Römern, und ſodann hatte die chriſtliche Religion anfangs einen weit ſchädlichern als wohlthtigen Einfluß auf die Moralität; denn der alte Gott war vergeſſen und der neue wurde nicht verſtanden. Was vermochte den niedrigen Künſten der Habſucht und dem Ausbruch rcher Leidenſchaften ferner Einhalt zu thun? Außer einzelnen von wahrer Liebe des Herrn erfüllten Männern, gehörte die damalige Geiſtlichkeit ſelbſt zur verdorbenſten Klaſſe. Der Gang der religiöſen Bildung war äußerſt langſam, fünfhundert Jahre mußten noch verfließen, bis man den ächten Geiſt des Chriſtenthums ahnte und ſeinen wohlthätigen Einfluß bemerkte!

Nicht eher nahm der blutige Frevel im Hauſe der Merovinger ein Ende, als bis nur noch ein einziger Sproſſe von ihnen übrig war, König Chlotar der Zweite, der Großenkel Chlodwigs. Derſelbe vereinigte alſo die ganze fränkiſche Monarchie, wurde aber bald durch ſeinen Sohn Dagobert genöthigt, eine wirkliche Trennung des großen Reichs in Auſtrien und Neuſtrien vorzunehmen Dieſer Dagobert iſt auch derjenige Fürſt, welcher die Geſeze der Schwaben und Baiern, die bisher nur als mündliche Ueberlieferung,

oder doch ſeit kurzem erſt und nur in ſchlechten Aufzeichnungen vorhanden waren, ſammeln, durchſehen, ſäubern und erweitern ließ. Die Reinigung und Vermehrung bezog ſich größtentheils auf die Religion. Denn da das Chriſtenthum beſonders bei den Schwaben einen ſehr geringen Fortgang hatte, ſo wurden alle heidniſchen Begriffe des alten Geſezes ſorgfältig ausgetilgt, und durch eine Reihe chriſtlicher Verordnungen erſezt. Es wurde erlaubt ſein Vermögen der Kirche zu vermachen; dies konnte aber nur durch eine von ſieben Zeugen unterſchriebene, mit Jahr und Tag bezeichnete Urkunde gültig geſchehen. Zur Sicherung des Kirchenguts war deſſen Veräußerung unterſagt, und auf jede Entwendung oder Beſchädigung eine hohe Buße gelegt. Ferner ward in den Gotteshäuſern Jedermann eine Freiſtätte bewilligt; doch mußte der Prieſter, welcher einen leibeigenen Flüchtling entwiſchen ließ, denſelben erſezen; wer hingegen einen Freien auf geweihtem Boden erſchlug, außer dem gewöhnlichen Wehrgeld, noch ſechszig Schillinge beſonders an die Kirche bezahlen. Endlich wurde der Beſuch des ſonntäglichen Gottesdienſtes auf's ſtrengſte anbefohlen; wer ihn auf dreimalige Warnung unterließ, verlor den dritten Theil ſeines Vermögens, und bei fernerm Ungehorſam ſogar die Freiheit.

Da durch die Vereinigung Allemanniens mit der fränkiſchen Monarchie das Verhältniß der allemanniſchen Herzoge zu ihrem Volk eine ganz veränderte Geſtalt gewonnen hatte, ſo kamen auch in dieſer Hinſicht Verordnungen in das Geſez, die früher unbekannt waren; Verordnungen, die ein Gewicht und Anſehen der Herzoge vorausſezen, das dem Geiſt der altdeutſchen Freiheit widerſpricht. Der Mord eines Herzogs wurde mit dem Leben gebüßt, und auf jeden Frevel, der an Sachen oder Angehörigen deſſelben geſchah, eine dreifache Buße gelegt. Es muß auffallen, warum man für nöthig fand, das Verbot zu machen, daß Niemand, ohne vom Herzog beſtätigt zu ſeyn, ſtreitige Rechtsfälle entſcheiden dürfe. Solche Dinge gehörten ſonſt blos vor den Hundert- oder Gaugraf. Neu ſind gleichfalls die Beſtimmungen über den Standes-Unterſchied. Urſprünglich gab es rechtlich nur einen Stand, den des freien Mannes. Das von Dagobert herausgegebene Geſez aber unterſcheidet zwiſchen freien, höhern und

höchſten Allemannen, ohne Zweifel eine Folge jener Vereinigung, die überhaupt das ſchwäbiſche Volk in ganz neue Lebensweiſen hineinzwängte. Die beiden vornehmern Klaſſen waren augenſcheinlich Wirkungen der Monarchie; es waren die Reichsbeamten und Bedienſteten des Herzogs. Der dritte Theil endlich des Allemanniſchen Geſezbuches enthielt die altherkömmlichen Gewohnheiten, das alte einheimiſche Recht, mit wenigen Abänderungen nach den Umſtänden der Zeit.

Die Nachkommenſchaft König Chlotars herrſchte von Dagobert an getheilt in Auſtrien und Neuſtrien, bis auf Theuterich den Dritten, welcher nach dem Tode zweier Brüder und eines Vetters, abermals der einzige Sproſſe des merovingiſchen Hauſes war. Er ſuchte deswegen auch beide Reiche zu vereinigen; allein der auſtraſiſche Hausmeier Pipin vereitelte dies. Das Hausmeieramt ſtammte aus alter Zeit; wem es anvertraut wurde, war der nächſte am Thron, in allen friedlichen Geſchäften der erſte Rath, im Krieg der oberſte Befehlshaber. So viel Gewalt aber blieb bei dem wachſenden Verfall des königlichen Anſehens durch die perſönliche Schwäche der Monarchen nicht zufrieden. Die Hausmeier vergrößerten ſich an Gut und Macht; bald geſchah nichts ohne ihren Willen, endlich regierten allein ſie. Jener Pipin hatte die oſtfränkiſchen Länder ſo gut verwaltet, daß das Volk ihm eifrig anhieng; er ſchlug den König, nahm ihn gefangen, und machte ſich zum Herzog von Auſtrien. In dieſer Würde folgte ihm ſein Sohn Karl, genannt der Hammer, ein Held, der Frankreich durch einen großen Sieg von der Gefahr der Sarazenen befreit hatte. Auch ihm huldigte das Volk, ſo daß er es unternahm, nach dem Tode Theuterichs die Wahl eines neuen Königs zu hintertreiben, um ſeinen zwei Söhnen die beiden fränkiſchen Throne zu verſchaffen.

Ganz natürlich war der Widerwille, den die Herzoge der zu Auſtrien gehörigen Völker bei der emporſtrebenden Macht der Hausmeier zeigten; es beruhte theils auf einem mißbilligenden Gefühl gegen ſolche Anmaßungen, theils auf einer geheimen Eiferſucht. Am ſtärkſten erſchien er in dem herzoglichen Haus von Schwaben. Schon zu Zeiten König Chlotars widerſezte ſich daſſelbe der pipiniſchen Familie, und endlich geſchah durch Herzog Gottfried

ein völliger Abfall. Die Empörung dauerte bis unter den Sohn Karl Martells, Pipin den Kleinen, welcher Herzog Landfried den Zweiten, den Enkel Gottfrieds, nach einer Niederlage gefangen nahm, und hierauf die herzogliche Würde gänzlich aufhob. Das erledigte Amt wurde ſofort unter der Aufſicht königlicher Commiſſarien von den Grafen verwaltet. Dies geſchah im Jahr ſiebenhundert und fünfzig, zwei Jahrhunderte nach der Vereinigung Allemanniens mit dem Reiche der Franken.

Achtes Kapitel.

Von der Aufnahme des Chriſtenthums am Oberrhein.

In jener Schlacht bei Zülpich ſtritten die Allemannen anfangs ſo tapfer, daß das fränkiſche Heer zu weichen anfieng. Als Klodwig dieſes ſah, mochte ihm die ganze Größe des Augenblicks auf das Herz fallen; es galt die Entſcheidung der Frage, ob fürohin ſein oder der allemanniſche Name in Gallien der herrſchende ſey. Und während er voll verzweifelnden Schmerzes, mit thränendem Blick dem Gange des Treffens folgte, kam Biſchof Aurelian und erinnerte ihn an den Gott der Gallier. Da erhob der Held ſeine Hände gen Himmel und rief: „Jeſus Chriſtus, dich flehe ich jezo an um Rettung; verleihe mir den Sieg, und ich will an dich glauben!“ Nach dieſem Gebet that er einen neuen Angriff. Die Allemannen, von ſolcher Zuverſicht überraſcht, hielten den Stoß nicht aus; und da vollends ihr König im Gedränge fiel, ſtürzten ſie in unaufhaltſame Flucht. Klodwig erfüllte ſein Gelübd, und nachdem er ſich hatte taufen laſſen, folgte ein großer Theil des Heeres ſeinem Beiſpiele.

Dieſen Anfang nahm der chriſtliche Glauben unter den Franken. Von ihnen verpflanzte er ſich über den Rhein zu den Schwaben und Baiern. Aber ſein Fortgang fand hier viele und große Hinderniſſe. Die Schwaben beſonders hielten hartnäckig bei Wodan,

dem Gott ihrer Väter. Sie verehrten denſelben in dem Dunkel ſchattiger Haine, in dem Rauſchen fallender Waſſer, in dem Wehen des Windes durch die Wipfel hoher Eichen, auf ſonnigen Hügeln und in ſtillen Thalgründen; ſie verſöhnten ſeinen Zorn durch das Opfer geſchlachteter Hausthiere. Es war im Grunde noch ganz die altdeutſche Religion, nur hatte ſich der Aberglaube durch die Schickſale des Volks und ſeinen häufigen Umgang mit den Römern und Galliern vielfältig vermehrt. Hin und wieder mochte freilich noch aus den römiſchen Zeiten eine Spur des Chriſtenthums vorhanden ſeyn; doch in wie trauriger Geſtalt! Heidniſche und chriſtliche Begriffe und Gebräuche waren häufig vermiſcht; ja, man opferte oft in ein und demſelben Tempel dem Wodan und dem Gekreuzigten. Die in der obern Rheingegend ehemals beſtandnen Bisthümer zu Mainz, Speier, Worms, Straßburg, zu Augſt und Windiſch, welche bei der Eroberung des Landes durch die Allemannen in Zerfall gekommen, ſtellten Klodwig und ſeine Nachfolger nur mühſam wieder her, und die höhere Geiſtlichkeit lag wegen der Kezerei zu leidenſchaftlich im Kampf, als daß ſie auf Verbreitung der Lehre Jeſu unter dem Volk beſonders wohlthätig hätte wirken können. Denn die Franken glaubten katholiſch, während alle übrigen deutſchen Chriſten dem arianiſchen Glauben zugethan waren, und von jeher hatten die chriſtlichen Parteien gegen einander einen größern Haß, als ſelbſt gegen das Heidenthum. Alſo bedurfte es noch einer ganz andern Erſcheinung, um dem Chriſtenthum bei uns den rechten Fortgang zu verſchaffen. Und dies war jene Reihe von Glaubenspredigern, welche weit über das nördliche Meer, aus Irland und Brittanien durch Frankreich an den Rhein kamen. Eine beſondere Fügung der Umſtände hatte den Geiſt und die Lebensweiſe der chriſtlichen Einſiedler im Morgenlande auch nach jenen Inſeln verpflanzt, wo dieſes Mönchsweſen bald ſo ſehr zu nahm, daß aus den iriſchen und brittiſchen Klöſtern ganz Mitteleuropa mit Miſſionären verſehen wurde.

Einer der erſten unter denſelben war wohl Friedolin, der Stifter von Säckingen. Er verließ ſeine Heimath im Anfange des ſechsten Jahrhunderts, und wallfahrtete nach Poitiers zu den Gebeinen des heiligen Hilarius, welchen er ſich zum Vorbild und

Schuzgeiſt erwählt hatte. Aber die irdiſchen Ueberreſte dieſes Bekenners lagen vergeſſen unter verfallenen Mauern, und ſeine Stiftung nahte ſich ihrem Zerfall. Nachdem nun Friedolin unter Vorſchub König Klodwigs dieſelbe wieder hergeſtellt, nahm er einige von den Gebeinen ſeines Schuzheiligen zu ſich, und that eine Bekehrungsfahrt nach Deutſchland. Sie dauerte gegen dreißig Jahre lang, da der unermüdliche Mann allenthalben eingegangene Gotteshäuſer wieder herzuſtellen ſuchte, und mehrere ganz von Neuem gründete. Ueber das Vogheſiſche Gebirg wandte er ſich zuerſt nach Straßburg, von da an den Jura hinauf, und kam endlich über das Thal Glarus herab, bei dem ehemals römiſchen Orte Sanctio, an den Rhein. In der Nähe des alten Ortes bildete der Strom eine Inſel, welche zur Anſiedlung vortrefflich gelegen ſchien. Friedolin unterſuchte ſie mit ſeinen Begleitern; als aber die Umwohner dies bemerkten, vertrieben ſie ihn gewaltſam aus der Gegend. Da begab ſich der fromme Pilger wieder nach Frankreich, wo inzwiſchen König Theubert den Thron ſeines Groß⸗vaters beſtiegen hatte, derſelbe König, durch welchen das Herzog⸗thum Allemannien mit dem fränkiſchen Reich vereinigt worden. Von ihm erhielt Friedolin die Inſel geſchenkt. Alſo, mit der königlichen Schenkungsurkunde unter einer ſchüzenden Geleitſchaft kam er zurück, ging ſicher über den Rhein auf das Eiland, und hernach in das benachbarte Dorf, um ein Obdach zu ſuchen. Dieſes fand er bei Walter, einem Manne von menſchenfreund⸗lichem Charakter, der ſchon bei der erſten Unterredung ein Zu⸗trauen zu dem Fremdling gewonnen hatte. Zulezt ſiegte Friedolins Betragen und Beredſamkeit auch über deſſen Weib; eine Tochter, die ſie gebahr, taufte er und erzog ſie zum chriſtlichen Glauben. Mit Walters Hilfe aber wurde die Inſel vom Geſtrüppe gereinigt, und bald erblickte man darauf um ein Bethaus mehrere freundliche Zellen. Dieſes Kloſter gründete der Stifter für Mönche und Nonnen in der Ehre ſeines Schuzheiligen; begabt wurde es beſonders von Urſo und Landulf, zwei edlen Herren aus dem helvetiſchen Alpen⸗gebirg. Sie ſchenkten ihm das Thal, welches von der Sankt Hilarius⸗kirche, die Friedolin auf dem beſten Meierhof daſelbſt eingeweiht hatte, den Namen Glaris erhielt. Zur erſten Meiſterin oder Abtiſſin ſegnete er die Tochter ſeines Wirthes ein; hierauf ſtarb der fromme

Greis, im Jahr fünfhundert fünfzig, nachdem er ſeit einem halben Jahrhundert unter mancherlei Gefahr, Entbehrung und Mühſeligkeit für die Aufnahme des Chriſtenthums unverdroſſen geſprochen und gearbeitet.

Inzwiſchen hatte ſich zugetragen, daß der biſchöfliche Siz zu Windiſch nach Konſtanz verlegt wurde, um dem chriſtlichen Glauben bei den hartnäckigen Allemannen mehr Eingang zu verſchaffen. Biſchof Maximus, unter dem dieſe Veränderung geſchah, beſaß das Lob eines eifrigen Mannes, aber gleichwohl blieb ſein Wirken ohne beſondern Erfolg. In den ehemals römiſchen Ortſchaften, welche am Rhein und an der Donau lagen, mochten wohl noch chriſtliche Kirchen beſtehen, aber auf dem Lande verehrte man überall den heidniſchen Gott, die wenigen Bekenner der Lehre Jeſu waren noch ſolchen Verfolgungen ausgeſezt, daß ſie ſich oft flüchten mußten, wie dieſes nach der Sage in der Gegend des Unterſees, bei Schienen geſchah, wo die erſten Chriſten gewohnt haben ſollen. Erſt von dem an erhielt die chriſtliche Kirche in Deutſchland einen beſſern Fortgang, als dem Beiſpiele des heiligen Friedolin noch mehrere ſeiner Landsleute nachfolgten. Und dies geſchah vorzüglich während der Regierung König Klothars des Zweiten, und ſeines Sohnes Dagobert, wo ganze Schaaren ſolcher Glaubensprediger am Rheine erſchienen und eine Reihe von Kloſterſtiftungen veranlaßten, aus denen ſpäter das Licht auch der Wiſſenſchaft und Kunſt über unſer Vaterland aufgieng.

Der ausgezeichnetſte war Kolumban, der im Anfang des ſiebten Jahrhunderts, nach einem langen Aufenthalt in Frankreich, mit zwölf Jüngern in die Seegegend kam. Der Leutprieſter zu Arbon wies ihnen an die Stelle, wo die römiſche Stadt Brigantium in Trümmern lag. Hier ließ ſich Kolumban nieder und predigte das Chriſtenthum nicht ohne guten Erfolg. Nach zwei Jahren aber veranlaßte der Tod König Theutberts eine Veränderung in den Gemüthern der Umwohner, und ſie brachten es bei dem allemanniſchen Herzog Gunzo, welcher zu Ueberlingen Hof hielt, dahin, daß die fromme Kolonie aufgehoben wurde. Kolumban begab ſich nun über die Alpen nach Italien, während ſein beſter Schüler Gallus zu Arbon am Fieber liegen blieb. Dieſer Umſtand gab dem Gotteshaus Gallen ſeinen Urſprung. Denn nachdem Gallus

wieder her geſtellt war, ſiedelte er ſich oberhalb Arbon, in einem einſamen, hochgelegenen Waldthale an. Da geſchah es, daß die Tochter Herzog Gunzos in einer Krankheit den heiligen Mann verlangte, und ſchnell genas, als er gekommen war. Von nun an beſaß Gallus alle Gunſt und Hilfe des Herzogs, wodurch ſeine Stiftung in kurzer Zeit zu einem ordentlichen Kloſter heran wuchs. Er hatte die Berufung ſowohl an das Bisthum Konſtanz, als an die Abtei Luxeul, abgelehnt, um ausſchließlich dem Bekehrungsgeſchäft zu leben. Seine Zelle war eine Pflanzſchule von Predigern, Lehrern und Kloſterſtiftern für die ganze Umgegend. Schon bald nach ſeinem Tod begaben ſich von ſeinen Schülern Magnoald und Theodor nach Füeßen und Kempten, wo ſie ebenfalls ſolche chriſtliche Kolonien begründeten. Sankt Gallen aber ſelbſt erhielt in kurzer Zeit einen weitverbreiteten Ruf; Vornehme und Geringe fiengen an, es zu beſchenken, nicht nur in der Nachbarſchaft, ſondern auch in ſehr entfernten Gegenden, wie im Breisgau, wo ums Jahr ſechshundert ſiebzig ein reicher Herr, Namens Ebo, mit ſeiner Gemahlin Odalſinde, verſchiedene Aecker, Weingärten und Leibeigene zu Bezingen, Laufen, Bottingen, und einen Theil des Kirchenguts zu Röteln an den heiligen Gall vergabte. So erhob ſich das Gotteshaus allmählig, und wurde durch den thätigen Geiſt, der ſeine Brüder und Vorſteher beſeelte, nachmals eines der ausgezeichnetſten in ganz Deutſchland.

Ungefähr zu gleicher Zeit, als Kolumban mit ſeinen Jüngern am Bodenſee eintraf, erſchien in der Ortenau ſein Landsmann Offa, und ließ ſich an der Schutter, ohnweit des alten Morodunum, mit einigen Gehilfen nieder. Das von ihm gegründete Kloſter erhielt den Namen Offonszell, bis man es ſpäter Schuttern nannte. Dreißig Jahre nach dieſer Stiftung wurden bei uns zwei ähnliche veranlaßt durch die beiden Irländer Landolin und Trutbert. Jener kam über den Rhein in das Thal zwiſchen den Höhen des Reutharbberges und des Heidenkopfs, nicht weit von den Grenzmarken des Breisgaus und der Ortenau, und dort fand er bei einem biedern Landmanne, Namens Edulf, gaſtfreundliche Aufnahme, wie einſt zu Säckingen der heilige Friedolin bei Walter. Von da aus durchſtreifte er die Umgegend, um ſich einen zur Anſiedlung tauglichen Plaz zu ſuchen. Dieſer ergab ſich am

Zuſammenfluß des Lautenbachs und der Undiz in der Nachbarſchaft des Hügels, wo auf den Trümmern eines Römerkaſtells die Gieſenburg ruhte, die Behauſung Giſocks, eines vornehmen Herrn. Da fällte Landolin eine Tanne, zimmerte ein Kreuz daraus und errichtete es an derſelben Stelle. Hierauf fieng er an, das Geſtrippe auszureuten und den Boden zu reinigen. Nach vollbrachtem Tagwerk kehrte der Mann Gottes jedesmal nach der Hütte ſeines Wirths zurück, und verzehrte mit ihm unter frommen Geſprächen das Abendbrod. Einſt aber blieb er ungewöhnlich lange aus. Da machte ſich Edulf auf, um ſeinen Gaſt zu ſuchen, und fand ihn endlich entſeelt im Blute liegen; es wurde nachher geſagt, ein Jäger Giſocks ſey der Mörder geweſen. Unter Thränen begrub jener den Leichnam in der Nähe des Kreuzes, bepflanzte das Grab mit Waldblumen, und umzog es mit einem Haag von Eichpfählen und Weidengeflecht. Bald wurden Wunder von dieſer Stätte erzählt; fünf in der Nähe aus dem Fels hervorſpringende Quellen wurden für beſonders heilſam gehalten, und das Volk wallfahrtete häufig dahin. Bei dem Grabe aber hatten einige fromme Einſiedler ſich eine Wohnung errichtet, um in ruhiger Abgeſchiedenheit von der Welt ein gottergebenes Leben zu führen. Ihre Beſchäftigung war Gebet und Arbeit. Sie ſtockten den Wald umher aus und machten den Boden urbar; ihre Nahrung beſtund aus Ziegenmilch, Hülſenfrüchten, Kräutern, Wurzeln und wildem Obſt; ihre Kleidung war ein härnes Gewand und ein Thierfell, ihr Lager eine aus Rohr und Schilf geflochtene Matte. Dieſe Männer lehren, wie wenig die Natur bedarf, und wie viel der Menſch entbehren könne, ohne ſeine Pflicht zu verſäumen. Lange beſtunden die Einſiedler am Grabe Sankt Landolins bei ihrer urſprünglichen Lebensweiſe, bis endlich im Jahr ſiebenhundert fünf und zwanzig Biſchof Witger von Straßburg ein ordentliches Kloſter ſtiftete, welches man die Mönchzelle hieß. Seine Nachfolger vernachläſſigten die Stiftung aber ſo, daß der verdienſtvolle Biſchof Etto die Gründung eines ganz neuen Gotteshauſes unternahm, und zwar weiter oben im Thal, am Einfluß des Lautenbachs in die Undiz. Dies iſt der Anfang der Abtei Ettenheimmünſter.

Ganz zur nämlichen Zeit, wie der heilige Landolin, erſchien

Trutbert in unſerm Vaterland. Er kam zunächſt von Rom, wohin ihn ſein Bruder Hugbert begleitet hatte. Der Name Roms war noch immer groß unter den Völkern, und der dortige Biſchof beſaß eine Art väterlichen Anſehens über die chriſtliche Kirche; auch mochte zwiſchen ihm und den brittiſchen Klöſtern eine beſondere Verbindung ſtatt finden. Während Hugbert nach Baiern reiste, begab ſich Trutbert nach Schwaben. Vom Rhein durch den Breisgau herab trat er in das Thal, welches ſich nördlich vom Belchen drei Stunden lang zwiſchen hohen Bergreihen durchwindet, und aus deſſen Schooß der Neumagen in die Ebne hervorſtrömt. Die Gegend gefiel dem fremden Wandrer, und da ihr Eigenthum Herrn Ottbert, einem Sprößling der herzoglichen Familie zugehörte, bat er denſelben um einen Plaz zur Anſiedlung. Nachdem ihm Ottbert ſeinen Wunſch erfüllt, und zur Aufſuchung einer geeigneten Stelle noch zwei Jäger mitgegeben, durchzog Trutbert ſofort das Thal, und entſchloß ſich endlich, unter dankendem Gebet, an dem Zuſammenfluß des Neumagens mit einem andern Bergwaſſer, das man nachmals den Pfaffenbach nannte, ſeine Hütte zu errichten. Bald ſtund ſie auch da, und ſchon wich das wuchernde Geſtrüpp der fleißigen Hand des Einſiedlers, als ihn Ottbert eines Tages beſuchte, und ihm aus Rührung über einen ſo warmen Eifer den ganzen Plaz mit ſammt dem Ertrag einiger benachbarter Höfe zum Geſchenk machte. Auch gab er ihm zur Unterſtüzung in der mühſamen Ausrottung des Waldes ſechs Knechte bei. Dieſe aber wurden ihres Geſchäfts bald überdrüſſig; barbariſche Gemüther haben keine Liebe zu ausdauernder Arbeit, weil ihnen ſolche unnöthig ſcheint, ſo lang ſie wie die Thiere des Waldes ihre Nahrung finden. Es verſchworen ſich unter ihnen zwei Brüder, beſchlichen eines Tages den frommen Greis, als er, von Arbeit und Hize erſchlafft, auf ſeiner Ruhbank eingeſchlummert war, und erſchlugen ihn. Voll Entrüſtung über dieſe That, ließ Ottbert alſobald die Mörder verfolgen. Da begab es ſich, daß dieſelben in der zunehmenden Angſt, womit ſie den pfadloſen Wald durchirrten, am vierten Tag, von der großen Anſtrengung erſchöpft, wieder in die Gegend ihres Verbrechens geriethen, von wo man ſie dem Gaugrafen Boppo zur Verurtheilung überlieferte. In Beiſeyn Ottberts, mehrerer Geiſtlichen und

eines zahlreichen Volks wurde hierauf der Leichnam des edlen Märtyrers feierlich beerdigt, in dem Bethaus, welches jener aus der verwaisten Hütte hatte machen laſſen. Lange wallfahrteten fromme Chriſten dahin; aber drei Geſchlechtsalter hindurch blieb bei den Nachkommen Ottberts der heilige Ort vergeſſen; das Bethaus zerfiel, und wildes Geſtrüpp wuchs wieder, wo Trutbert einen kleinen Garten und ein Feld gehabt. Rambert endlich erinnerte ſich ſeines Großahnen und unternahm die Wiederherſtellung; die Gegend wurde gereinigt und mit einer Kirche geziert, welche hernach ſein Enkel Leutfried erweitert und ſo den Grundſtein zur Abtei Sankt Trutbert gelegt hat.

Ein Jahrhundert war ſeit den Zeiten des heiligen Friedolins bereits verfloſſen, und das Heidenthum mochte nun vom chriſtlichen Glauben beſiegt ſeyn. Unter den Großen des Landes gab es viele überaus eifrige Verehrer der Kirche, welches gröſtentheils eine Folge des Einfluſſes war, den die hohe Geiſtlichkeit am herzoglichen, wie am königlichen Hofe auf die Frauen ausübte; ſchon Klodwig hatte ſich faſt nur durch ſeine Gemahlin zur Taufe bewegen laſſen. Es wurde immer mehr für ein Verdienſt angeſehen, die Gotteshäuſer zu beſchenken, oder ſolche von neuem zu ſtiften. So veranſtaltete im Jahr ſiebenhundert ſechsundzwanzig der Hausmeier Karl Martell die Errichtung eines Kloſters auf jener Inſel im Unterſee, welche anfangs, vielleicht von ihrem erſten Bewohner, Sintlosau, und ſpäter Reichenau hieß. Hiezu war der helvetiſche Biſchof Pirmin auserſehen, und Karl befahl Herzog Landfried dem Erſten, und ſeinem Sohn Berthold, Grafen in der Baar, den ehrwürdigen Mann mit ſeinen Jüngern dahin zu begleiten. Unter ſo mächtigen Beförderern erſtund bald ein anſehnliches Gotteshaus, welches ſowohl von dem Hausmeier als von der herzoglichen Familie reich begabt wurde; jener ſchenkte ihm von den königlichen Kammergütern die Dörfer und Weiler Markelfingen, Alensbach, Kaltbrunn, Wolmatingen, Almansdorf, wie den Königsflecken Ermatingen mit allem Zugehörigen, und mehrere Leibeigene im Thurgau. Aber ſchon im dritten Jahr mußte ſich Pirmin vor Herzog Theobald, dem Bruder Landfrieds, welcher einen Krieg wider den fränkiſchen Hausmeier unternahm, aus ſeiner Pflanzung nach dem Breisgau entfliehen; als Stellvertreter ließ er den Etto

zurück, denſelben Prälaten, welcher nach ſeiner Erhebung zur biſchöflichen Würde von Straßburg durch Karl Martell die Abtei Ettenheimmünſter gründete. Als Biſchof Pirmin über den Schwarzwald floh, fand er bald wieder Schuz bei Graf Ruthard, dem Vetter ſeiner frühern Beſchirmer, einem in der Ortenau, im Breisgau und Elſaß reichbegüterten Herrn. Und mit Hilfe dieſes freigebigen Freunds der Kirche ſtiftete er noch zwei andre unſrer vaterländiſchen Klöſter, Schwarzach und Gengenbach. Jenes war auf der Rheininſel Arnulfsau, bei dem elſaßiſchen Orte Druſenheim, durch die Vereinigung mehrerer Einſiedler entſtanden, und hatte ſchon im Jahr ſiebenhundert vierzehn ſeinen erſten Abt. Die eigentliche Gründung jedoch geſchah durch Pirmin, durch Ruthard und ihren beiderſeitigen Freund, den Biſchof Etto von Straßburg. Die Verſezung des Kloſters nach Schwarzach wurde hundert Jahre ſpäter durch Kriegsnoth veranlaßt. Auch die Zelle zu Gengenbach ſtammte aus früherer Zeit; aber als geordnetes Kloſter erſcheint ſie erſt ſeit ihrer Erneuerung und Erweiterung durch dieſelben drei Stifter. Ruthard, der nachmals bei der Auflöſung des ſchwäbiſchen Herzogthums zum Sendgrafen ernannt wurde, war kinderlos, und vermachte daher den größten Theil ſeiner elſaßiſchen Beſizungen an die Kirche zu Arnulfsau, und ſeine ortenauiſchen Güter an das Gotteshaus Gengenbach; was ihm im Breisgau gehörte, verkaufte er an die Abtei Sankt Denis, und zog aus dieſer untern Gegend an den Bodenſee, wo ſeine Verwandten zu wohnen pflegten.

Zur Zeit Pirmins bewohnten auch am Ambris- oder Michelsberg beim Eingang des Neckarthals, vielleicht auf den Trümmern römiſcher Mauern, wie in der Hohenau, einer Inſel des Rheins bei Leutesheim brittiſche Einſiedler eine Zelle, welche ſpäter an das Kloſter Lorſch gedieh. Lorſch ſelbſt wurde im Jahr ſiebenhundert vierundſechszig gegründet, von Kanchor, einem Grafen des Nordgaus, und erhielt durch ſeinen ſchnell anwachſenden Reichthum einen entſcheidenden Einfluß auf die ganze Umgegend, gleichwie in der öſtlichen Nachbarſchaft unſeres Landes das Stift Hirſchau, deſſen Urſprung noch in das ſiebte Jahrhundert fällt.

Im Nordoſten gegen Baiern und Thüringen hinaus waren die geiſtlichen Anſiedlungen damals noch ſelten. Zwar hatte ſchon

um die Mitte des ſiebten Jahrhunderts der heilige Kilian, ein Irländer, am Mainfluß für eine beſſere Aufnahme des Chriſtenthums gearbeitet; aber er war mitten in ſeinen Bemühungen getödtet worden, und es unterblieben nach ihm faſt alle ähnlichen Verſuche, bis auf den heiligen Bonifazius, welchen man den Apoſtel der Deutſchen nennt. Dieſer eifrige Diener der Kirche war ebenfalls ein Zögling jener berühmten Pflanzſchule in England, und beſaß ganz die Kraft, ganz die Würde und Beredſamkeit, um dem Heidenthum in Deutſchland den lezten Stoß zu geben. Nachdem er die Thüringer und Heſſen bekehrt, machte ihn der Pabſt zum Erzbiſchof von Mainz. Und von jezt an war ſeine Thätigkeit in Begründung und Feſtſtellung der chriſtlichen Kirche unter den Deutſchen um ſo angeſtrengter und ausgebreiteter. Einmal ſtellte er viele alte in Zerfall gerathene oder eingegangene Erzbisthümer und Bisthümer wieder her, alsdann gründete er mehrere neue, wozu in unſerer Nachbarſchaft das würzburgiſche gehört, und endlich veranlaßte er durch ſeine Schüler eine Menge geiſtlicher Pflanzungen an Orten, wo ihm perſönlich zu wirken nicht vergönnt war. Sein durchdringender Verſtand entdeckte allenthalben Mittel zur Beförderung der kirchlichen Angelegenheiten. Er benuzte hiezu vorzüglich ſeine Landsleute beiderlei Geſchlechts; denn nicht nur lebte jener Eifer der Bekehrung in den brittiſchen Mönchen, auch Nonnen kamen nach Deutſchland und verkündigten das Kreuz. Eine ſolche war Lioba, welche Bonifazius nach Biſchofsheim ſandte, einem Dorf an der Tauber, wo er ein Frauenkloſter errichten ließ. Dieſer große Biſchof beſchloß ſein thatenreiches Leben mit dem Ruhme eines Märtyrers; die Frieſen, denen er predigte, erſchlugen ihn. Bonifazius krönte das Werk ſeiner Vorfahren. Was ſeit zwei Jahrhunderten durch Friedolin, Gall, Landolin, Trutbert, Kilian, Pirmin und andere bei uns angefangen worden, hat er vollendet. Die Hiſtorie redet oft allzu eingenommen von den Lorbeern der Kriegshelden; auch die Inful deckte manches heldenmüthige Haupt!

Neuntes Kapitel.

Von den Zeiten der Karolinger.

Jener Hausmeier Pipin, genannt der Kleine, Sohn Karl Martells und Enkel Pipins von Herſtall, als er alle Macht der fränkiſchen Regierung in ſeiner Hand ſah, bewirkte endlich die Verſtoßung des merovingiſchen Hauſes von dem königlichen Thron durch eine Verſammlung der Nation, im Jahr ſiebenhundert ein-undfünfzig, dritthalbhundert Jahre alſo nach Gründung des Reichs der Franken durch Klodwig, den Sohn Merowigs. Hierauf umgab er ſich ſelbſt mit der erledigten Würde, und ward vom Pabſte darin beſtätigt. Billig gieng die Monarchie von einer abgedorrten Familie auf ein friſches, kräftiges Geſchlecht über; denn ſeit König Dagobert geſchah durch ſeine Nachkommen immer weniger, und zulezt gar nichts mehr, während das Reich den Hausmeiern alles verdankte. Nach Pipins Tod erbte Karl deſſen Macht, ein Mann von ſo außerordentlicher Kraft und Weisheit, daß man ſein ganzes Zeitalter nach ihm benannt hat. Seine Eroberungen, ſeine Verwaltung und Geſezgebung, ſeine Sorge für Wiſſenſchaft und Kultur überhaupt, erwarben dieſem Helden den Namen des Großen mit eben ſo vollem Rechte, als ihn irgend ein Fürſt vor- und nachher tragen mochte. Karl beſiegte während den fünfund-vierzig Jahren ſeiner Regierung die Longobarden, welche nach dem Sturz des römiſchen Reichs in Oberitalien ein Königreich geſtiftet hatten; überwand die Sachſen, den faſt einzigen bisher unabhängig gebliebenen deutſchen Volksſtamm; zog über die Pyrenäen und nahm den Mauern oder Sarazenen alles Land bis an den Ebro; demüthigte die Baiern und hob ihr Herzogthum auf, wie weiland ſein Vater das allemanniſche; er drängte die räuberiſchen Avaren zurück, und brachte ihr Land unter fränkiſche Botmäßigkeit. Endlich krönte ihn der Pabſt zum Kaiſer von Rom, achthundert und dreißig Jahre, nachdem Cäſar Auguſtus dieſe Würde ge-gründet, dreihundert und fünfundzwanzig ſeit ſie durch Odoaker untergegangen, und achtundvierzig ſeit die königliche Macht bei

ſeinem Hauſe war. In dieſem Anſehn beherrſchte Karl ein Reich, das vom atlantiſchen Weltmeer bis nach Ungarn hinein, und von der Nordſee bis über die Pyrenäen und an die Alpen reichte. Und bei einer ſo außerordentlichen Macht blieb er gleichwohl in den Schranken der Mäßigung!

Wir haben geſehen, wie die Geſeze unſrer Väter auf die Zeiten Karls des Großen kamen. Vieles hatte ſich indeß in den Verhältniſſen, in der Lebensweiſe, in den Sitten und Meinungen verändert; leider nur zu ſehr ins Schlimmere. Wer konnte helfen, als ein außerordentlicher Geiſt? Karl hat durch ſeine Geſezgebung der Freiheit und Wohlfahrt ſeiner Völker auf Jahrhunderte hin eine Stüze gegeben; den Ruhm ſeiner Eroberungen theilen viele, aber dieſes Verdienſt nur wenige Fürſten mit ihm.

Kaiſer Karl gab ſeine Geſeze in der Verſammlung der Nation auf dem Maifelde bei Worms, wo die Angelegenheiten des ganzen Reiches zur Sprache kamen; ſie hießen Kapitularien wegen ihrer Eintheilung in Kapitel, und wurden durch die Erzbiſchöfe und Gaugrafen den Biſchöfen und Hundertnern zugeſchickt, auf daß ſie von den Gemeinden bewilligt würden. Die Steuerbewilligung und die Berathung über laufende Geſchäfte geſchahen auf Tagen der Fürſten und Großen in den verſchiedenen Königshöfen. Alles Beſondere aber, ſowohl von gerichtlichem und kameraliſchem, als politiſchem und militäriſchem Belang, gehörte vor die Gau- und Hundert-Verſammlungen. Der Gaugraf mußte alle vierzehn Tage entweder ſelbſt oder durch einen Stellvertreter mit zwölf vom Volk gebilligten Beſizern öffentlich Gericht halten. Die Prozeſſe wurden hier wie vor Alters nach Ausſage beeidigter Zeugen und Kundſchaften, oder durch das Gottesurtheil geſchlichtet; nur hatte Karl den Zweikampf verboten, und die Kreuz-, Feuer- oder Waſſerprobe dafür verordnet. Jeder Verurtheilte hatte für ſeine Folgeleiſtung ein Pfand zu hinterlegen oder Bürgſchaft zu leiſten. Vor dem Gerichte wurden auch alle Verträge geſchloſſen; wegen der Zeugen und Urkunden galt noch die alte Beſtimmung. Man hatte für ſolche Vertragsurkunden gewiſſe Formeln; ſie waren auf Pergament, in lateiniſcher Sprache geſchrieben, fiengen gewöhnlich an im Namen Gottes, und endigten mit dem Regierungsjahr des Königs. Die königlichen Urkunden hatten noch beſonders ein Sigill

und das Handzeichen des Fürſten. Uebrigens waren die Geſeze von jeher perſönlich, das heißt, ein Schwabe mußte, wo er ſich auch befand, immer nach allemanniſchem, wie ein Franke nach fränkiſchem Recht gerichtet werden. Als Kontrolle über die Gaugrafen und Hundertner wachten die königlichen Kommiſſäre oder Sendgrafen, welche Pipin der Kurze nach dem Sturz der herzoglichen Würde eingeführt hatte, und deren ſich Karl zur Erhaltung geſezlicher Gleichheit vortrefflich bediente. Es waren je zwei, ein Graf und ein Biſchof. Wenn ſie erſchienen, ſo verſammelten ſich alle geiſtlichen und weltlichen Beamten, um vor ihnen und dem Volk Rechenſchaft über die geführte Verwaltung abzulegen. Dieſe Kommiſſäre hörten jeden Bedrückten, und verſchafften ihm Recht; ſie ſtraften ſchlechte Richter und ungehorſame Bürger, ſie verbeſſerten die herrſchenden Mängel, entfernten eingeſchlichene Mißbräuche, und empfiengen von den jungen Gemeindsgliedern den Huldigungseid.

Das Kriegswesen war von ſeiner urſprünglichen Einfalt ſehr abgewichen, und beſonders der Heerbann in Zerfall gerathen. Karl ſuchte ihn wieder emporzubringen, indem er den Mißbrauch der Gefolgszüge oder Fehde beſchränkte und ſeine Kriege durch die Landeigenthümer führte, wodurch die alte Ehre des vaterländiſchen Wehrſtandes wieder hergeſtellt wurde. Wer ſich nicht einſtellte, wurde um ſechszig Schillinge geſtraft, und wenn ein Beamter den Mangel eines Wehrmanns veranlaßte, konnte er um Vermögen und Amt kommen. Diejenigen, welche zu arm waren, um ſelbſt auszuziehen, mußten zuſammen nach dem Verhältniß ihrer Armuth zur Ausrüſtung der Uebrigen beiſteuern. Auf den Zug nahm Jeder für drei Monat Speiſe mit, Kleider und Waffen aber für ein halbes Jahr. Die Schlachtordnung geſchah in ſtarken und enggeſchloſſenen Maſſen, ſo daß der Stoß derſelben unaufhaltſam war.

Die Steuern, welche der König von der Nation bezog, hatten noch immer den Begriff von Gaben, Geſchenken, und wurden von den Kammerboten verwaltet. Hiezu kamen die Brückenzölle und andere, doch ſehr geringe Einkünfte; alſo lebte er, wie die Beamten, größtentheils von ſeinem Privatgut. Dies und die Einrichtung des Heerbanns, hinderte faſt allen Mißbrauch der

fürſtlichen Gewalt; ein berühmter Geſchichtſchreiber bemerkt hiebei: „Wo der Landesherr keine eigenen Waffen hat, wodurch er das Volk zwingt, und kein Geld, um Werkzeuge der Tyrannei zu miethen, darf er nur Landesvater ſeyn.“

Die Verfaſſung der Kirche richtete ſich im Aeußern ganz nach der weltlichen; was die Grafen, Schuldheißen und Zehntrichter in ihren Gauen und Gemeinden, das waren die Biſchöfe, Dekane und Pfarrer in ihren Sprengeln. Und gleichwie auf den Gaugerichten und auf den Reichsverſammlungen die weltlichen Geſeze gegeben und gehandhabt wurden, ſo die geiſtlichen auf den Stadt- und Landkapiteln, auf den Synoden und Konzilien. Sonſt waren die geiſtlichen Sachen faſt überall von den weltlichen getrennt. Schon auf dem Maifeld verhandelten die Biſchöfe ihre Angelegenheiten beſonders, und über die Leute und Güter der Kirchen hatten die Grafen keine Befugſamen. Denn nach altdeutſchem Rechte beſaß der Herr alle Gewalt über ſeine Leibeigenen und Hinterſäßen. Und in dieſem Sinne übten die Kirchen und Klöſter ſelbſt die Gerichtsbarkeit über das Leben ihrer Unterthanen aus. Sie wurden aber von weltlichen Vögten verwaltet, da es der geiſtlichen Würde unangemeſſen ſchien, über das Blut zu richten. Solcher Vögte bedurften die Gotteshäuſer in den damaligen Zeiten theils zum Schuz gegen fremde Gewalt, theils zur Führung ihrer außerkirchlichen Geſchäfte. Wenn Jemand ein Kloſter ſtiftete, ſo bedung er ſich gewöhnlich die Erblichkeit dieſes Amts für ſeine Nachkommen, doch ſo, daß der Abt und Konvent im Fall der Noth einen andern Sprößling aus derſelben Familie zum Schirmherrn erwählen durfte; bei den älteſten Klöſtern hatte der König das Schirmrecht, und übte es durch ſogenannte Untervögte aus. Die damaligen Pfarrkirchen wurden theils von den Klöſtern, theils von den Laien- und Weltprieſtern verſehen. Dies war der Grund einer heftigen Eiferſucht zwiſchen beiden Theilen, da die Aebte nach und nach alle Kirchen in ihre Hand zu bringen ſuchten, während die Laienprieſter hinwiederum die Mönche als ihre gefährlichſten Nebenbuhler zu haſſen anfiengen.

Die Entſtehung der meiſten Pfarrkirchen fällt in das Jahrhundert Karls des Großen. Gewöhnlich bildeten ſich aus einer Kapelle, die irgend ein reicher Gutsbeſizer oder ein Kloſter auf ſeinem

Grund und Boden erbauen und von einem beſoldeten Prieſter verſehen ließ, und welche ſofort von der Nachbarſchaft beſucht und beſchenkt wurde. Dieſe Geſchenke und der Zehent, welchen Karl an die Kirche zu entrichten befahl, machten das Kirchengut aus. Die Einrichtung des Gebäudes war ganz einfach, und hatte kein anders Haupterforderniß, als eine Kanzel und einen Taufſtein, die in der Mitte nebeneinander angebracht wurden. Dem Herrn oder Patron einer Kirche blieb natürlich das Recht, dieſelbe mit einem Prieſter zu beſezen, welches man den Kirchenſaz nannte, und das man verſchenken, verpfänden oder verkaufen konnte, wie ein anderes Eigenthum.

Eben derſelbe Monarch, deſſen Waffen ganz Europa fürchtete, der hundert verſchiedene Völkerſchaften im Zaume hielt, und der für die Befeſtigung der Kirche und für die Aufnahme ſeines Reichs unaufhörlich in den größten Geſchäften lebte, eben derſelbe bemühte ſich, die deutſche Sprache zu verbeſſern, beſuchte die Jugend in Schulen, die er hatte errichten laſſen, leitete die Wirthſchaft ſeiner Meierhöfe, und trug Kleider, die ihm ſeine Gemahlin verfertigte. So durchdrang und umfaßte ſein Geiſt alles Geringe und Große; aber nichts zeigt ſeine eigene Größe mehr, als wie da er einſt, in ſeinem hohen Alter, von einer Burg an der nördlichen See, die räuberiſchen Normannen an der Grenze ſeines Reiches landen ſah, und unter Thränen ausrief: „Wenn unſere Feinde noch bei meinem Leben dieſes wagen, was werden ſie nach meinem Tode thun?“

Und leider war dies keine leere Ahnung! Unter den Nachkommen Karls zerfiel das Reich in Stücke; Macht und Anſehen ſchwanden mehr und mehr; Geiſt und Kraft erloſchen in dem königlichen Haus; es wurde wie die Merovinger, und endigte wie dieſe. Hundert vierunddreißig Jahre nach der Erhebung Pipins zum fränkiſchen Thron, wurde Karl der Dicke deſſelben durch die Nation entſezt, und etliche zwanzig Jahre ſpäter ſtarb in dem Knaben Ludwig der lezte Sproſſe dieſer Karolinger, unter der größten Schmach und Noth des ſeit langem her von Innen und Außen vielfach bedrängten und ſo traurig zerrütteten Reiches.

Denn als Ludwig der Zweite, der Enkel Karls des Großen, welcher in der Theilung mit ſeinen Brüdern Deutſchland erhalten

hatte, nach einer rühmlichen Verwaltung ſtarb, war das Reich unter der trägen Alleinherrſchaft Karls des Dicken den Einfällen der Slaven, Araber und Normänner preisgegeben, und auf die kurze Regierung König Arnulfs erſchienen unter Ludwig dem Kinde faſt alljährlich die Ungarn und durchzogen verwüſtend ganz Deutſchland. Dieſes tartariſche Volk war aus ſeinem Wohnſize am kaspiſchen Meere verdrängt worden, und hatte ſich zu beiden Seiten der Donau bis nach Deutſchland herauf niedergelaſſen. Kaiſer Arnulf wollte ſich ihrer wider ſeine Feinde bedienen, und lockte ſie in das Reich, welchem ſie bald ſelbſt feindlich begegneten. Der junge König Ludwig wurde durch eine Niederlage genöthigt, den Frieden mit einem jährlichen Tribut zu erkaufen. Dieſen bezogen ſie bis nach dem Ausgang des Karolingiſchen Hauſes, wo der ſchwäbiſche Sendgraf Erchanger, ein Nachkomme weiland Herzog Gottfrieds von Schwaben, mit Hilfe ſeines Bruders Berthold, des linzgauſchen Grafen Ulrich, und Herzog Arnulfs von Baiern, ihre Schaaren am Innfluß in einer großen Schlacht vernichtete.

Aber unendlich größer als die äuſſere Noth war der Schaden, welcher unter den ſchwachen Karolingern der Freiheit und Wohlfahrt des Volks im Innern des Reichs, durch die Anmaßungen der Großen erwuchs. Jene republikaniſche Freiheit der Landbeſizer, worauf Ehre, Macht und Glück der deutſchen Nation ehemals beruht hatten, war gröſtentheils erloſchen; es gab jezo faſt nur Herren und Unterthanen. Denn die Grafen und geiſtlichen Stifter, welche gewöhnlich die reichſten Grundbeſizer waren, benuzten die Beſchwerlichkeiten, womit die Freiheit allzeit verbunden iſt, zur Unterdrückung derſelben im gemeinen Volk. Der Heerbann half ihnen hierbei hauptſächlich, indem ſie eine Menge Leute zu ihrem Zinsleuten und Hinterſäßen machten, um der Laſt deſſelben ledig zu werden. Zudem waren viele Grafen niederträchtig genug, ſelbſt die vermöglichern Landeigenthümer ihrer Gaue, durch alle Mittel der Schikane, die ihnen das Richteramt und die Hauptmannſchaft beim Heerbann in die Hand gab, zur Veräußerung der ererbten Selbſtſtändigkeit zu nöthigen. Und wenn auch ein Theil dieſer bedrängten Bürger die Vormundſchaft der habſüchtigen Grafen noch immer ſcheute, ſo ſtunden ihm die geiſtlichen Stifte bereitwillig offen, unter deren Vogtei er allen Bedrückungen der weltlichen

Oberkeit entgieng. Die Art und Weiſe dieſer Veräußerung beſtund in der Uebergabe ihrer Güter an einen Grafen oder ein Stift, von dem ſie es hernach wieder als ein erbliches Lehngut unter der Verpflichtung zurückempfiengen, jährlich davon einen gewiſſen Zins zu entrichten. Man nannte ſolche Hinterſäßen Hörige oder Zinsleute; aber in manchen Gegenden wurden ſie bald nicht mehr von den Leibeigenen unterſchieden. Nur der bei weitem geringere Theil des urſprünglich freien Volks erhielt ſeine Freiheit unabhängig von dem Einfluſſe der Macht der Großen im Reich; es waren die begütertſten Bürger des Landes, und es kam wohl auch dazu, daß ſie ſich ebenſo ihres Reichthums bedienten, wie die Grafen und Klöſter. Doch blieben ſie im Ganzen immer ein achtbarer Stand, ein ehrwürdiger Ueberreſt der altdeutſchen Volksfreiheit!

In jener Veränderung liegen die Keime des Lehnweſens, wenn man dieſelben nicht ſchon bei den alten Gefolgſchaften ſuchen will, wo der Führer ſeine Geſellen mit Verleihung des eroberten Bodens belohnte. Bald durchdrang der Geiſt dieſes Inſtituts alle Verhältniſſe, und brachte in das Gemengſel derſelben eine Einheit, die manches ſowohl im öffentlichen als Privatleben beförderte, ſo daß man daſſelbe zulezt als eine Wohlthat der Zeit anſah. Gut, Ehre und Leben wurden lehnbar; das ächte Eigenthum verlor ſich fortan mehr, und die Ehre, welche anfangs allein auf dem Grundeigenthum oder dem vollen Bürgerrecht beruht hatte, gieng jezt nach und nach auf den Dienſt über. Hiedurch wurde der ganze Geiſt der deutſchen Verfaſſung verändert. Schon nach jener Vereinigung der Allemannen mit der fränkiſchen Monarchie waren die Leute des Herzogs höher geſtellt, als der gewöhnliche freie Bürger. Und nachdem im Heerbann die Hauptmannsſtellen erblich geworden, nachdem überhaupt die reichen Grundbeſizer Dienſte oder Vaſallen-Verhältniſſe bei den vornehmen Reichsbeamten und den großen Stiftern ſuchten, gieng der Begriff der alten Ehre noch vollends unter. Daher knüpfte jeder Geringere mit einem Angeſehenern ein Lehnsverhältniß an, und endlich war vom oberſten Reichshaupt bis herab zum ſchlechteſten Dienſtmann alles in dieſe Norm gezwängt. Ein Erzeugniß aber des Lehnweſens war der Adel, den wir bald werden auftreten ſehn.

Zehntes Kapitel.

Rückblick auf den bisherigen Gang der Geſchichte.

Urſprünglich ſind die jezt badiſchen Lande eine galliſche Kolonie, alsdann eine Provinz der Römer, hierauf werden ſie eine Eroberung der Allemannen, und durch dieſe endlich ein Beſtandtheil des fränkiſchen Reichs. Dies iſt der Gang ihrer bisherigen Schickſale. Alſo beſtehen unſere Voraltern aus Sprößlingen ganz verſchiedener Völker, aus Galliern, Römern, Schwaben und Franken; der Charakter dieſer Miſchung hat ſich auch bis auf den heutigen Tag erhalten. Unſere Geſchichte aber beginnt eigentlich mit der Beſiznahme des Zehntlands durch die Allemannen, denn hiedurch gieng das frühere Leben gröſtentheils unter; hingegen blieb das allemanniſche Geſez, es blieben die allemanniſche Sprache und Sitte, mit dem freiwillig aufgenommenen Chriſtenthum, die Grundlage aller folgenden Entwicklungen durch die langen Jahrhunderte bis auf uns herab.

Als die Allemannen zum erſtenmal den römiſchen Boden betraten, lebten ſie noch ganz in ihrer altdeutſchen Reinheit, die uns ein großer Römer mit ſo blendenden Farben geſchildert hat. Der Umgang mit den Römern machte ſie gewandter, planmäßiger, begierlicher; aber beſſer nicht. Durch die Kenntniß vieler fremden Genüſſe, durch die ewigen Kriege wurden ſie ausſchweifend und roh; durch ihre endlichen Siege übermüthig und träg. Das hierauf folgende Chriſtenthum hat im Anfange weder ihren Geiſt aufgeklärter, noch ihre Sitten ſtrenger gemacht; im Gegentheil, ſie wurden abergläubiſcher, härter, verſteckter. Und doch, wo war ein tüchtigeres Volk? Ihren uralten Ruhm haben ſie auch unter allen Veränderungen, welche Zeit und Verhältniſſe erzeugten, nie ganz verloren. Waren ſie nicht ſtets offenherziger, einfacher und biederer in ihren Handlungen, als die Franken? Bis auf dieſen Tag hat ſich der Unterſchied beider Stämme erhalten; in den römiſchen Schriftſtellern lieſt man von ſchwäbiſcher Treue

und fränkiſcher Hinterliſt. Viele deutſche Völker ſahen wir gegen ihre Brüder im Kampf; wo haben allemanniſche Waffen gegen Allemannen geſtritten? Welcher Stamm erlitt ſo vieles Ungemach und ſtund allzeit ſo kräftig wieder da? Sie bewohnten ein kleines Land, und erfüllten Jahrhunderte lang die Welt mit ihrem Namen. In billiger Anerkennung dieſes Ruhms ſchreibt ein nordiſcher Deutſcher: „Sobald die Allemannen im dritten Jahrhundert unſre Aufmerkſamkeit erregen, ſtehen ſie ſchon ſchlagfertig auf feindlichem Gebiet und hatten ſchon den Landhag durchbrochen. Dort behaupteten ſie nicht nur mit mehr oder weniger Glück ihre Unabhängigkeit und ihre erweiterten Grenzmarken durch Verträge und Friedensſchlüſſe, ſondern ſie bedrohten unaufhörlich Rhätien, jenes große römiſche Bollwerk, ja Italien ſelbſt, und kämpften um Helvetien und Vindelizien, um Elſaß und Lothringen, in großen und blutigen Schlachten; die Orte dieſer Schlachten zeigen deutlich ihre Plane und ihre Macht. Cäſars Kriege gegen Heerfeſt machen gleichſam den Anfang. Druſus, Tiberius, Trajan erweiterten dort anſehnlich oder befeſtigten das römiſche Gebiet, ſo bedrohlich für die deutſche Sitte und Unabhängigkeit! Jener große markmanniſche Krieg Antonius wurde an der Donau und auch von den Sueven geführt. Auf ihrem Boden lieferte Kaiſer Maximin ein mörderiſches Treffen, und kaum ein Jahrzehent nach ihm ſtehen die Allemannen mitten in Italien und bedrohen ſogar Rom. Und abermals nach kurzem Zwiſchenraum liefern ſie dem tapfern Aurelian dort ſo hartnäckige Treffen. Probus wußte ſie im Zaum zu halten, aber mit welchem Menſchenverluſt! Ueber gewonnene Schlachten und Vortheile der Allemannen gleiten die Römer hinweg, und wie ruhmredig verweilen ſie dabei, wenn Julian bei Straßburg, und Gratian bei Argen ihre Siege erkämpfen! Die Allemannen blieben der Kern der Einwohnerſchaft in Schwaben, im Elſaß und in der Schweiz. Und wenn wir uns ſchon Deutſche nennen, ſo thun doch die Franzoſen nicht übel, Allemagne, und Allemend zu ſagen, wodurch ſie theils die Geſammtheit ausdrücken, theils die alten und tüchtigſten Nebenbuhler der Franken. Allerdings waren dieſe Allemannen damals Gebirgsvölker, und als ſolche ſprach ſie die Viehzucht mehr an, als der Ackerbau. Aber dieſer Sitte des Gebirgs verdankten ſie auch die

Aufbewahrung der Freiheitsfunken, die wir oft wieder auflodern ſehen. Und troz andern haben ſie ſehr bald dieſe Gegenden kultivirt, verſchönert und mannhaft vertheidigt; in allem, was in Europa Großes geſchah, hielten ſie gleichen Schritt, und überboten oft. Denn aus ihrem Schooße iſt das große Haus der Hohenſtaufen, aus ihrem Schooße das große Haus der Habsburger und Zähringer hervorgegangen, und was ſind jene trefflichen Geſchichten ſchweizeriſcher Eidgenoſſenſchaft in ihren edelſten Zügen anders, als die Geſchichte der Allemannen?"

Man hat von dem Siege Klodwigs bei Zülpich eine Unterwerfung des allemanniſchen Volks unter die fränkiſche Herrſchaft hergeleitet. Wo aber iſt hievon in der Geſchichte eine Spur? Niemals wurde das Land zwiſchen dem Rhein, der Donau und dem Main durch feindliche Waffen unterjocht; nur vertragsgemäß erkannten die Allemannen die Obergewalt der Nachkommenſchaft König Merowigs.

Hierauf erſchien die chriſtliche Religion. Die Franken erhielten dieſelbe durch den Hof und von den verdorbenen Galliern; über den Rhein kam ſie langſam, aber durch fromme, begeiſterte, weiſe Männer, deren Wandel die Tugenden darſtellte, welche ſie lehrten. In den Legenden von Friedolin, Kolumban, Gallus, von Landolin, Trutbert und Pirmin mag manches erdichtet, und manches Wahre zu hoch geſtellt ſeyn; gleichwohl, wer den Eifer betrachtet, womit die geprieſenen Glaubenshelden unter hundertfacher Gefahr, Entbehrung und Mühſeligkeit, in fremden, oft unwirthbaren Gegenden das Evangelium in die heidniſchen Gemüther verpflanzten, kann ihnen ſeine Bewunderung nicht verſagen! Sichtbar leitete ſie ein höherer Geiſt; derſelbe innere, auf ſelbſtſüchtige Intereſſen rückſichtsloſe Drang, den wir in unſerer trockenen Weisheit mit dem zweideutigen Namen der Schwärmerei belegen. Als der heilige Gall mehrere vom Herzog Gunzo empfangenen Geſchenke an die Armen vertheilte, und den Magnold ein ſilbernes Gefäß von eingegrabener Arbeit zurücklegen ſah, ſagte er zu ihm: „Mein Sohn, gedenke des Wortes Petri: Gold und Silber haben wir keines." Und als Einige den heiligen Bonifazius gegen die Frieſen vertheidigen wollten, rief er denſelben zu: „Liebe Kinder! vergeltet

nicht Böſes mit Böſem, erwiedert es nach dem Worte der Schrift, mit Milde.“

Um ſo tiefere Wurzeln faßte aber auch ſpäter das Chriſtenthum bei uns, wo ſo lang die väterlichen Götter nicht konnten vergeſſen werden; Schwaben nannte man bald nur das Land der Heiligen, und das Volk erwies die Strenge ſeines Glaubens inſonderheit dadurch, daß es alle Denkmale, die aus der vorchriſtlichen Zeit herſtammten, als heidniſch oder teufliſch verabſcheute. Die Trümmer der römiſchen Gebäude erhielten allenthalben die Namen Heidenſchloß, Heidenloch, Teufelsmauer, und die Grabhügel der galliſchen Anſiedler Hünen- oder Heidengräber. Die Lage der jezt badiſchen Lande brachte es mit ſich, daß ſie ſowohl die erſten als zahlreichſten Klöſter und Kirchen in Deutſchland erhielten. Säckingen, Offonszell oder Schuttern, Mönchzell oder Ettenheimmünſter, Gengenbach, Sankt Trutbert, Arnulfsau oder Schwarzach, Reichenau, Ueberlingen, Baden, Röteln, Abrisberg, Hohenau und Biſchofsheim, reichen in die älteſte Zeit des deutſchen Chriſtenthums hinauf, und ſind für den engen Raum ihrer Entfernung eine auffallende Erſcheinung. Auch wurde in kurzer Zeit Reichenau ein Muſter für geiſtliche Stiftungen, ein Siz der Wiſſenſchaft und Kunſt, eine Heimath vieler frommen, gelehrten, verdienſtvollen Männer!

Nachdem ſich die fränkiſchen Hausmeier die oberſte Gewalt im Reiche angemaßt, erhob ſich jener halbhundertjährige Kampf der ſchwäbiſchen Herzoge wider dieſe Uſurpation; die Allemannen hatten mit den merovingiſchen Fürſten den Vertrag ihrer Vereinigung geſchloſſen; als ein neues Geſchlecht ſich auf den fränkiſchen Thron drängte, mochte er für erloſchen betrachtet werden. Aber die Gewalt behielt Recht, und es erfolgte die Auflöſung des Herzogthums. Man kann die Folgen hievon nicht berechnen. Hätte in den ſchlechten Zeiten der Nachfolger Karls des Großen ein Herzog über Schwaben beſtanden, wie würde ſich alles anders geſtaltet haben, und was wären wir vielleicht jezo! Jedoch billig kam die königliche Würde an ein Geſchlecht, welches die Kraft beſaß, ſie zu behaupten. Wir haben die Schwäche der Merovinger geſehen und die Verdorbenheit ihres Hofs. Was würde aus dem Reich geworden ſeyn ohne den Arm und Geiſt der Pipine? Schon

war im Volk, und auch bei uns in dieſen Rheinlanden, die alte Tugend im drohendſten Zerfall; die nach Ueberwältigung der römiſchen Herrſchaft kaum wieder aufblühende Kultur in ihrem Keime angegriffen, die neue Religion ſchlecht verſtanden, und von meiſt rohen und unwiſſenden Lehrern gepflegt; das Geſez für den veränderten Zuſtand unzureichend, und von nichtswürdigen Beamten zu ſelbſtſüchtigen Zwecken mißbraucht; es konnte alles, was ſich unter ſo vielen Stürmen und Blutſtrömen allmählig zur Aufnahme der bürgerlichen Geſellſchaft gebildet hatte, elend zu Grunde gehen. Da erſchien aus dem pipiniſchen Hauſe, als Retter der untergrabenen Völker, Karl der Große. Den Anmaßungen und Unfugen der Amtleute ſezte er durch ſein Anſehen und durch Geſeze ein Ziel; den Geiſtlichen aber ſchrieb er: „Es iſt billig, daß diejenigen, welche Gott dienen, ſowohl durch frommen Wandel, alle durch Kenntniſſe hervorleuchten. Gut handeln iſt wohl beſſer, als bloſes Wiſſen; aber je mehr ſich Jemand mit Kenntniſſen bereichert, deſto fähiger wird er ſeyn, gut zu handeln. Ein Prieſter muß ſein Leben für ſeine Heerde opfern; er ſoll den Schlechten mit aller Kühnheit widerſtehen, die Unterdrückten aus der Hand der Gewaltigen befreien; er ſoll ſich um der Armen, um der Witwen und Waiſen willen ſelbſt gegen den Richter auflehnen, und jede Ungerechtigkeit mit lauter Stimme verkündigen, und wo es nicht fruchtet, bis zum Herrn des Landes dringen.“ In dieſem Sinn ſorgte Karl für das Volk; er iſt die Krone alles deſſen, was jene alten Herzoge, Chnodomar, Makrian, was die apoſtoliſchen Männer aus Irland und ihre Freunde für unſre Väter gethan.

Da es damals noch faſt keine Städte gab, ſo blieben die Klöſter und koniglichen Höfe die einzigen Orte, von wo ſich die geiſtige Kultur und die Vervollkommnung des Anbaus auf das Land verbreiten mußte. Und wie vortrefflich hat der Kaiſer auch hier gearbeitet! Den Meiern der Königshöfe ſchrieb er mancherlei Verbeſſerungen vor; ſie mußten verſuchen, alle Arten von Getreide und Obſt zu pflanzen, und immer gute Handwerker bei ſich haben, um alle Werkzeuge und Geräthſchaften zu beſizen, welche der Garten-, Wein-, und Feldbau erfordert. Dieſe königlichen Meiereien waren zunächſt in der Landwirthſchaft die Muſter der Klöſter,

welche Karl in geiſtiger Hinſicht durch ſeine Verordnungen und Einrichtungen zu vorzüglichen Erziehungs- und Bildungsanſtalten gemacht hatte; man darf ſagen, daß viele Gegenden unſerer Heimath beinahe nur durch die Stifte zu Reichenau, Säckingen, Gengenbach, Ettenheimmünſter, Schwarzach und Lorſch kultivirt worden ſind. „Nichts iſt mit der Sorgfalt zu vergleichen, heißt es irgendwo, welche ſich unſer Monarch gab, die Kultur ſeiner Länder ſo viel als thunlich, und ſo allgemein als möglich, blühend zu machen. Und er ſuchte die Glückſeligkeit derſelben unmittelbar da, wo ſie allein erzielt werden muß, in der Verbeſſerung der Sitten, und in der Verbreitung nüzlicher Wiſſenſchaften und Kenntniſſe.“

Alſo geſchah auch bei uns unter Karl dem Großen das meiſte ſowohl für die geiſtige, als die Kultur des Bodens. Unſre Landſchaften, unſre Flecken, Dörfer und Höfe, unſre älteſten Kirchen und Schlöſſer tauchen während ſeiner Verwaltung aus der Dunkelheit hervor. Wir erkennen uns unter unſern Voreltern; den größten Theil des jezt Beſtehenden finden wir in jener Zeit zum erſtenmal. Mit der Schilderung dieſes damaligen Zuſtandes der badiſchen Lande beginnt die folgende Abtheilung, woran ſich alsdann die Darſtellung vom Urſprung des Hauſes Zähringen und Baden knüpft, deſſen Schickſale ſofort erzählt werden bis zum Ausgang des zähringiſchen Stammes in Herzog Berthold dem Fünften.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

sen

we
Ei
gen
He
Ge
wo
es
Län
zu
da,
Sit
Ken

sow
Lan
Kirc
der
den
zum
ſtand
wora
Jähr
werd
Bert

Der

badiſchen Landesgeſchichte

Zweite Abtheilung.

Vom Ursprung des Hauses Zähringen bis zu dessen Erlöschen in Herzog Berthold dem Fünften.

Inhalt.

		Seite
Erſtes Kapitel.	Zuſtand der badiſchen Lande unter den Karlingern	71
Zweites Kapitel.	Fortſezung und Beſchluß des Vorigen	84
Drittes Kapitel.	Von den Zeiten der Herkunft des Hauſes Zähringen	93
Viertes Kapitel.	Vom älteſten Adel der badiſchen Lande . . .	103
Fünftes Kapitel.	Herzog Berthold der Bärtige und ſeine Söhne	111
Sechstes Kapitel.	Allgemeiner Zuſtand der badiſchen Lande nach der großen Partheiung	119
Siebtes Kapitel.	Herzog Berthold der Dritte, ſein Bruder, ſeine Söhne und Enkel	127
Achtes Kapitel.	Von den Zeiten der Zähringer überhaupt . . .	138
Neuntes Kapitel.	Kurze Ueberſicht des Ganzen	146

Vorwort

zur zweiten Abtheilung.

Das lebhafte Intereſſe, womit die erſte Abtheilung dieſer Geſchichte vom Publikum aufgenommen wurde, hat mich bei der Ausarbeitung des gegenwärtigen Heftes ſehr ermuntert. Es war dieſelbe aber auch ungleich ſchwieriger; denn was bis in die Karlingiſchen Zeiten als ein doch mehr oder weniger zuſammenhängendes Ganze erſcheint, ſtellt ſich in den folgenden Jahrhunderten in faſt unzähligen Stücken dar, und man bemüht ſich oft umſonſt, einen faßlichen Ueberblick zu gewinnen. Eine andere Schwierigkeit ergab ſich dabei noch aus der Art der vorhandenen Quellen und Nachrichten, welche zwar wohl häufiger werden, aber theils in dürren Jahrzahlen- und Namensverzeichniſſen, theils in heftigen Partheiſchriften beſtehen. Aus jenen lernt man nichts, oder allzuwenig, und dieſe führen den aufrichtigen Forſcher nicht ſelten in ein Labirynth von Zweifeln, die er endlich mit entmuthigter Seele zurückläßt. Faſt alle Jahrbücher wurden von Mönchen verfaßt, und dieſe erhoben, nach dem überaus aufbrauſend leidenſchaftli-

chen Charakter der damaligen Menſchen, die Parthei ihres Kloſters mit ungemeſſenem Lob, während ihre Oppoſition unbedingt von ihnen verdammt wurde. Ich führe nur ein einziges Beiſpiel an. Von Herzog Berthold dem Fünften von Zähringen, deſſen Friedens- und Gerechtigkeitsliebe ſonſt gelobt wird, ſchreibt ein Biſchof aus der ihm feindlichen Parthei der burgundiſchen Großen: „Er hat nichts als Raub, Mord und Brand angerichtet; er hat die grauſamſten Verlezungen und Verſtümmlungen der Glieder an Laien und Prieſtern ausgeübt, und denjenigen, die ſein Zorn traf, weder Sohn noch Tochter verſchont gelaſſen.“ Und ein Geſchichtſchreiber aus dem Anhang der Hohenſtaufen ſagt: „Er wurde zum Kaiſer ernannt, aber wahrlich nicht wegen ſeiner Gerechtigkeits- und Wahrheitsliebe, ſondern weil er reich war, und geizig, und aller Nichtswürdigkeit voll.“

Sehr läſtig und hämmend fiel mir ferner auch der Zwang, den ich mir anthun mußte, um bei der Erzählung anziehender Einzelheiten die Schranken des mir zugemeſſenen Raumes nicht zu überſchreiten. Ich würde gern manchen Zug, manches Bild weiter ausgemahlt haben, aber dadurch wäre das Ganze zu ungleich und fragmentariſch geworden. Die politiſche Geſchichte, die Darſtellung der Veränderungen im deutſchen Recht, welche ſo ungemein intereſſant und belehrend iſt, hätte nach der nächſten Beſtimmung dieſes Buches für das ungelehrte Publikum, ohne weitläufige Erläuterungen nicht genauer gegeben werden können. Ueberhaupt iſt kaum etwas ſchwerer: als Geſchichte für das Volk zu ſchreiben.

In Bezug auf das erſte Heft habe ich einer Bemerkung über das ſogenannte römiſche Zehntland zu erwähnen, die Je-

mand irgendwo gemacht hat, und wodurch ich mich gerne be=lehren ließ. Sie verweist auf eine Abhandlung in Niebuhrs römiſcher Geſchichte, aus welcher hervorgeht, das jene Agri decumates ihren Namen nicht von einem Zehent erhielten, den die dortigen Anſiedler von ihrem Gütherertrag etwa hätten an die Römer abgeben müſſen, ſondern daß ſie ein nach römi=ſcher Art vermeſſenes Grenzland waren. Niebuhr ſagt nämlich: „Der Feldmeſſer begann damit, ſich zu orientiren, und zwar nach den wahren Weltgegenden, nicht nach dem zufälligen Ort des Aufgangs und Niedergangs der Sonne. Lezteres iſt allerdings doch zuweilen geſchehen; ein Beweis von der Rohheit der einheimiſchen römiſchen Meßkünſtler. Hierauf zog er die Hauptlinie von Mittag nach Mitternacht, welche als der Weltaxe entſprechend Kardo genannt wurde. Die, welche ſie rechtwinklicht durch=ſchnitt, trug den Namen Decumanus, wahrſcheinlich von der Kreuzform der Durchſchneidung, die dem Zahlzeichen X entſpricht, wie decussatus. Dieſe beiden Hauptlinien wur=den bis an die Gränze des zur Theilung beſtimmten Be=zirks verlängert, und ihnen parallel, näher oder ferner: wie es die Größe der Vierecke, worin die Feldmark eingetheilt werden ſollte, angab, andere Linien abgeſteckt, welche mit dem Namen der Hauptlinie bezeichnet wurden, der ſie parallel liefen; dieſe ward durch den Zuſaz maximus un=terſchieden. Alle wurden auf dem Boden, ſo weit es ſeine Beſchaffenheit zuließ, durch Reine bezeichnet, von denen die, welche die Grundlinien darſtellten, die größte Breite empfin=gen; nach ihnen je der fünfte. Dieſe Streifen nun, die anſchauliche Geſtalt der formalen Linien, werden limites genannt; ſie blieben Gemeingut, wie in Italien alle, nicht nur jene breitern, zu öffentlichen Wegen vorbehalten. Ihr

Flächeninhalt ward dem zur Theilung beſtimmten Boden entzogen, ſo daß die an die breitern Straßen gränzenden Gevierte kleiner als die übrigen geriethen; ohne Zweifel, um den unwiſſenden Landmeſſer jener nur halbverwickelten Berechnung bei der Eintheilung zu überheben. Die Entfernung der Limiten von einander ward durch die Größe der Vierecke beſtimmt, welche ſie zu bezeichnen dienten. Dieſe beſaßen in den ſpätern Zeiten, unter dem Namen von Centurien, als Quatrate oder Parallelogramme, 200 bis 210, und mehr Jugern."

Ferner habe ich im erſten Hefte, bei der Schilderung der Sitten und Gebräuche unſerer germaniſchen und allemanniſchen Altvordern, ihrer Eheverhältniſſe nicht gedacht, und ergänze nun hier dieſen Mangel. Bei allen unkultivierten Nationen, ſagt man, iſt die Ehe ein Handel, und auch die Deutſchen haben ihre Weiber den Aeltern abgekauft. Aber die Deutſchen waren keine unkultivirte Nation, wie etwa die Patagonier in Weſtindien, ſondern ſie lebten in einer ſehr ausgebildeten Verfaſſung. Und jene Selle bei Tazitus, worauf man ſich beruft, ſpricht durchaus für keinen Kauf, vielmehr haben dort die Hochzeitgeſchenke eine ſehr zarte ſymboliſche Bedeutung. Auch wäre es kaum zu erklären, wie ein Volk, das von dem ehelichen Verhältniß ſo hohe Begriffe hegte, und welches jede Verlezung deſſelben mit ſolchem öffentlichen Abſcheu brandmarkte, daß die Ehebrecherin mit geſchornem Haupt aus ihrem Hauſe gejagt und durch das ganze Dorf gepeitſcht wurde; wie ein ſolches Volk bei Knüpfung dieſes heiligen Bandes keine edleren Intereſſen ſollte gekannt haben! Das Weib des Deutſchen war keine gekaufte Sklavin, wie es bei rohen Horden der Fall iſt, ſondern deſſen Gefährtin,

ſelbſt im Kriege, wo ſonſt der Mann allein gilt. Dieſe höhere Stellung geht auch aus dem Geſeze der Allemanen und Franken unzweideutig hervor, wo die Buße für die Verlezung eines Weibes auf das doppelte des männlichen Wehrgeldes angeſezt iſt. Freilich mochte bei Abſchließung der Ehen auch auf Vermögensumſtände und Familienverhältniſſe geſehen werden, und der Vertrag manchmal nicht viel anders als ein Kauf ſeyn, aber das deutſche Mädchen wurde im Allgemeinen zuerſt durch Liebe errungen, wie bei allen Völkern, welche in einer geſitteten Geſellſchaft leben.

Ein gelehrter Freund der vaterländiſchen Geſchichte hat es getadelt, daß ich nicht zitirte. Da hierin der leiſe Vorwurf eines ungerechten Stillſchweigens gegen das Verdienſt meiner Vorarbeiter liegt, ſo gebe ich hier getreue Rechenſchaft über die von mir in beiden Heften benüzten neuern Werke. Die Einleitung wurde bearbeitet nach der von Obriſt Weiß entworfenen und von Dr. Wörl ausgeführten, bei Herder dahier erſchienenen Karte über das Königreich Würtemberg, das Großherzogthum Baden, und die Fürſtenthümer Hohenzollern; ferner nach dem kolbiſchen Lexikon und den geographiſch-ſtatiſtiſch-topographiſchen Beſchreibungen des Großherzogthums Baden von Heuniſch und Diettenberger. Aber die meiſten beſchriebenen Gegenden habe ich ſelbſt durchwandert und von den höchſten Punkten aus überſchaut. Für die Geſchichte ſelbſt wurden zu Rath gezogen 1) die Abhandlung über den alten Flußlauf im Oberrheinthal, im Badiſchen Archiv von Mone. 2) Die Forſchungen im Gebiete des Alterthums von Leichtlen, und deſſen Abhandlung vom Urſprung der Zähringer, und über Kaiſer Trajan als Begründer oder Mitſtifter von Baden-Baden; ſeine hinterlaſſenen, auf der hieſigen Uni-

verſitäts=Bibliothek befindlichen Manuſcripte gaben für das erſte und zweite Heft noch keine Ausbeute. 3) Herrn Schreibers und Fechts Arbeiten. 4) Endlich Herrn Geiſtlichen Rath Schreibers verſchiedne vaterländiſche Schriften, beſonders die in dem Univerſitätsprogramm von 1833 herausgegebene und erläuterte älteſte und ächte Verfaſſungs=Urkunde der Stadt Freiburg.

Erſt bei der Ausarbeitung habe ich es recht gefühlt, wie viel in der Forſchung noch gethan werden muß, um etwas Vollſtändiges zu leiſten. Aber ſo Gott will, wird es mir gelingen, in einen Wirkungskreis zu kommen, wo es mir vergönnt iſt, für die Aufhellung und Bearbeitung unſerer vaterländiſchen Geſchichte in jedem Grade thätig zu ſeyn, als meine Neigung darnach ſtrebt.

Freiburg, im Juni 1834.

Der Verfaſſer.

Erſtes Kapitel.

Zuſtand der badiſchen Lande unter den Karlingern.

Unter Karl dem Großen, und unter ſeinen Nachkommen begriffen die jetzt badiſchen Lande ganz und zum Theil fünfzehn größere und kleinere Gaue, deren Einrichtung aus den Zeiten der allemanniſchen Anſiedlung im Zehntland herſtammte, und welche ſich in ihren Namen oft noch bis heutzutag erhalten haben. Es ſind der Linzgau, Hegau, Klekgau, Albgau, die Baar, der Breisgau, die Ortenau, der Os- oder Ufgau, der Kraichgau, Lobdengau, Elſenzgau, Pfinz- und Ensgau, die Weingartweiba und der Taubergau. Die Gaue waren eine politiſche Einrichtung; als das Chriſtenthum in Deutſchland aufkam und die Kirche ſich geſtaltete, beſtimmte man auch die geiſtlichen Landkapitel nach den Gau-Grenzen. Die kleinern Gaue enthielten ein oder zwei; die größern, wie der Breisgau und die Baar, vier bis fünf ſolcher Kapitel. Von dieſen ſelbſt aber bildeten mehrere wieder ein Archidiakonat, eine ebenfalls ſehr alte Einrichtung.

Hinter der Stadt Ueberlingen ſteigt ein zahmes Gebirg in nördlicher Richtung ſacht empor und ſtoßt an den Berg bei Sentenhard. Von der öſtlichen Waſſerneige dieſer Höhe zwiſchen dem Bodenſee und dem Ried bei Pfrungen bis hinaus an die Schuſſen lag der Linzgau; ſeinen Namen empfieng er von dem Orte Linz an der Ach, oder wohl eher von dieſem Fluſſe ſelbſt, welchen man zu den Zeiten der Römer Lentia heißen mochte, und wornach ſchon jener allemanniſche Stamm der Lenzer benannt wurde. Im Oſten begrenzte ihn der Argen- und Schuſſengau, im Norden die große Baar und im Weſten der Hegau. Der Hauptſtock des linz-

gauiſchen Gebirgs iſt der breite, waldige und ſteile Gehrenberg, faſt mitten im Lande, welchen der Fleiß der Umwohner ſchon in uralter Zeit theilweis angebaut hat; gegen den See zu verliert es ſich in eine Menge der mannigfaltigſten Hügel, gegen die Schuſſen aber in weite, einförmige Flächen. Durchſchnitten wird es im Ganzen von drei großen und ſehr fruchtbaren Thälern. Das eine bildet eben die Seefelder Ach, die hinter Linz entſpringt, und nach einem ziemlich gekrümmten Lauf in den See fällt. Dies im Süden überaus breite Thal eignete ſich beſonders für den Feldbau, und wurde bald ſtark bewohnt. Viel enger iſt dasjenige der Sikinger Ach, die ſich in der Gegend des alten Dorfes Bermatingen in die Seefelder ergießt. Zwiſchen beiden Waſſern ruht der Heiligenberg, auf deſſen Höhe das Auge des Wandrers eine unbeſchreiblich ſchöne Ausſicht genießt, über die hundert gras= und waldreichen Anhöhen hinweg, hinweg über den Spiegel des Bodenſees an das ſchweizeriſche Ufer und ſo fort bis zu den hohen Alpenhäuptern. Es wird erzählt, daß ſchon in den erſten Zeiten des Chriſtenthums unter den Schwaben auf dieſem Heiligenberg ein Kirchlein geſtanden, welches von wallfahrendem Volk häufig beſucht worden ſey; alles hätten aber die Hungarn bei ihren Einfällen nach Deutſchland zerſtört und zerſtreut.

Jenſeits des Gehrenbergs ſtrömt aus dem Pfrunger Ried die Urnauer Ach in ſtreng ſüdlicher Richtung durch ein enges Thalbett zwiſchen ſehr zahmen Höhen nach dem See herab. In der Nähe ihres Einfluſſes liegt Buchhorn, eine uralte Mahlſtatt des Landes und ein Wohnort der linzgauiſchen Grafen. Der gleichnamige Sohn Graf Ulrichs zu Argengau, des Schwagers von Karl dem Großen, erhielt die Grafſchaft des Linzgaues, und vererbte ſie auf ſein Geſchlecht. Denn ſchon damals waren die Reichsämter meiſt in der Hand angeſehener Familien, und erhielten ſich bei denſelben. Auch hatten die Grafen vermittelſt mancherlei ihrer Stellung anhangender Vortheile und Begünſtigungen im Verlauf der Zeit ſo viel Eigenthum an Gütern und Rechten zu erwerben gewußt, daß mancher als der wahre Herr ſeines Gaues erſcheinen mochte. Die verwirrten Zeiten nach Karl dem Großen waren ganz geeignet, dieſe angemaßte Macht zu beſ·ſtigen, und ſo theilten endlich die Söhne das väterliche Erbe mit der angeſtamm=

ten Würde, wodurch eine Menge kleinerer Grafſchaften entſtund, die zum Unterſchied von einander nach irgend einem Wohnorte ihrer Beſizer benannt wurden. So bildeten ſich im Linzgau die gräflichen Geſchlechter von Buchhorn, von Pfullendorf und von Heiligenberg. Das leztere verarmte durch ſeine Freigebigkeit an die Kirche, während jenes durch glückliche Erbſchaften auch auſſer den Grenzen ſeiner Heimath an Glanz und Reichthum emporkam. Es erzeugte die beiden Zweige der Grafen von Bregenz und Winterthur; aus ihm ſind Burkhard der Ungeborne, Abt zu Sankt Gallen, und Gebhard der Heilige, Biſchof zu Konſtanz, hervorgegangen.

Von allen linzgauiſchen Landſchaften iſt die Seegegend die ſchönſte und fruchtbarſte. Hier entſtunden auch die älteſten Anſiedlungen, die meiſten Höfe und Weiler. Von Buchhorn hinab bis an die Grenzmarken bei Ueberlingen war keine Stunde Wegs ohne bewohntes Land. Am ſüdlichen Abhang des Gehrenbergs lag Markdorf in ſeinen Anfängen, zwiſchen mehrern weit größern Orten. Alsdann, wo jezt Mörsburg ruht, hatten ſich bei der uralten Fähre etliche Wohnungen gebildet, woraus durch die günſtige Lage bald ein anſehnlicher Ort entſtehen mußte. Endlich war Ueberlingen ſchon unter den Merovingern eine Stadt und der Siz allemanniſcher Herzoge; es hieß Iburingen, und mag aus einer galliſchen und nachmals römiſchen Niederlaſſung entſtanden ſeyn, die urſprünglich vielleicht den oft wiederkehrenden Namen Eburum trug.

Im Weſten des Linzgaues erſtreckte ſich der Hegau, zwiſchen dem See und Rhein, und von der Tuttlinger Höhe bis an den Randen. Er umfaßt verſchiedene überaus wohlangebaute Gegenden; beſonders enthält das Thal der Ach, und die Landſchaft zwiſchen dem Ueberlinger und Unterſee viele zum Theil große und alte Ortſchaften. Die Hauptmahlſtatt des Gaues war Stockach, in deſſen Nachbarſchaft, auf der Nellenburg, die hegauiſchen Grafen ihren Siz haben mochten; vielleicht war ſchon von den Römern her ein Schloß daſelbſt. Ein andrer gräflicher Wohnort wurde nachmals Oehningen, oberhalb Stein am Rhein. Die Burg Twiel aber war als Reichslehen in der Hand der herzoglichen Familie, oder bei den Kammerboten. Auch Höwen, deſſen Name im He-

gau mehrmals wiederkehrt, und welches der Landſchaft wohl ihre Benennung gab, alsdann Stoffeln und Krähen wurden damals bewohnt, und haben ihren Urſprung in der älteſten Vorzeit.

Jene Erdzunge zwiſchen dem Zeller und Ueberlinger See bildete eine Unterabtheilung des Hegaus mit dem Namen Unterſeegau. Am Eingang deſſelben lag auf den Trümmern des alten Bodungo die königliche Villa Bodman. Dieſe Art Landgüter, deren eine Menge durch das Reich zerſtreut lag, waren die eigentliche Grundherrſchaft des Königs, und beſtunden theils aus alten Erbgütern, theils aus eingezogenen Beſitzungen der Staats- und Majeſtätsverbrecher. Ihre Einrichtung entſprach ihrem Namen; über die weitläufigen Wirthſchaftsgebäude erhob ſich die königliche Pfalz, wo der König abſtieg, wenn er das Vaterland durchreiste. Denn es gab damals keine bleibenden Reſidenzen wie heutzutag; die Fürſten wohnten verſchiedentlich auf ihren Höfen, eine Sitte, von welcher ſich der Name Hof, als Bezeichnung eines fürſtlichen Aufenthaltes noch jezo herſchreibt. Zu Bodman, wo die Anmuth der Seegegend gerne verweilen läßt, lebte Kaiſer Karl der Dicke, nachdem er im Jahr achthundert ein und achtzig ſehr kränklich aus Italien nach Deutſchland zurückgekehrt. Seine Krankheit war ein andauernder Kopfſchmerz, dem man durch eine Operation abzuhelfen ſuchte; aber der unglückliche Monarch verlor darüber ſeine Geiſteskraft. In dieſem Zuſtand unternahm er einen Zug gegen die einbrechenden Normannen, deſſen Mißlingen ihn bei der Nation ſo verächtlich machte, daß man zu einer neuen Wahl ſchritt. Kaum erlangte Karl, er, der Erbe aller Macht ſeines großen Ahnen, von den Fürſten einige Höfe in Schwaben zum Unterhalt; ſo wandelbar iſt alle irdiſche Größe, wenn ſie nicht auf dem Geiſt beruht! Die Mönche haben an dieſem königlichen Märtyrer gerühmt, daß er ſie beſonders geachtet, fleißig ihre Gebete verrichtet und ihre Pſalmen geſungen, daß er reiches Almoſen geſpendet und ſtets auf die Gnade des Herrn gebaut habe; ſie waren auch ſeine einzigen Freunde im Unglück. Als er geſtorben, brachte man ſeinen Leichnam nach Reichenau, wo derſelbe im Münſter, neben dem Altar der heiligen Maria, feierlich beigeſezt wurde.

Das Stift zu Reichenau war damals in vollem Emporblühen.

Es hatte ſeit ſeinem Gründer, dem heiligen Pirmin, bisher unter ſechszehn Aebten beſtanden, und ſowohl an irdiſchem Beſiz, als an geiſtlichem Ruhme ungemein ſchnell zugenommen. Pirmins Nachfolger war Etto geweſen, der zur biſchöflichen Würde von Straßburg erhoben wurde, und die Abtei Ettenheimmünſter gründete. Das Bisthum Konſtanz erhielten unter den folgenden Aebten Ehrenfried, Sidonius und Johann, derſelbe Geiſtliche, der als Leutprieſter zu Arbon den heiligen Kolumban bei ſeiner Ankunft in Deutſchland beherbergte, und bei welchem der heilige Gall am Fieber krank lag. Aber von allen reichenauiſchen Vorſtehern erwarb ſich Abt Waldo das größte Verdienſt durch die Einführung der Gelehrſamkeit unter ſeinen Mönchen. Mit vieler Mühe und nicht ohne bedeutende Koſten gründete er eine Bücherei, und vervollkommnete die adelige Schule, welche ſchon ſeit längerm zu Reichenau beſtanden hatte. In derſelben wurde Hatto erzogen, ein Graf von Zollern, der bald als einer der talentreichſten Männer ſeiner Umgebung auftrat. Waldo übertrug ihm die Leitung der Kloſterſchule, worin Hatto während eines zwölfjährigen Wirkens eine Reihe von jungen Geiſtlichen heranbildete, welche ihrem Gotteshaus den Ruf eines wahren Sizes der Wiſſenſchaft erwarben. Im Jahr achthundert und eins wurde dieſer Prälat von Karl dem Großen an das Bisthum Baſel berufen; der Kaiſer ſuchte vor allem ſolche Aemter mit tüchtigen Männern zu beſezen. Nachher, da Waldo als Vorſteher nach Saukt Denis kam, erhielt Hatto auch die Abtei Reichenau. Beide Würden zierte er durch ſeine Kenntniſſe und ſeinen edlen Eifer in Emporbringung aller geiſtigen und ſittlichen Kultur. Für die Geiſtlichkeit des baſeliſchen Kirchenſprengels verfaßte er eine Lebensvorſchrift in fünfundzwanzig Sazungen, deren einige viel praktiſchen Verſtand verrathen, und woraus überhaupt eine väterliche Sorgfalt hervorleuchtet. Alsdann ſchickte er von ſeinen ehemaligen Schülern, zur mehrern Aufnahme ſowohl der Wiſſenſchaft als der klöſterlichen Regelzucht, den Erlbald und Wetin in die Schule des berühmten Johannes Skotus, um ſich in den ſieben freien Künſten zu vervollkommnen; den Grimald und Tatto aber nach Anagny in Italien, um die benediktiniſchen Einrichtungen aus erſter Quelle zu erlernen. Unter allen Ordensſtiftern war der heilige Benediktus

der größte, weil er in gleichem Maße ſowohl die geiſtliche, als die Händearbeit, und aber keine übertriebenen Entbehrungen forderte. Seine Jünger lebten auf Monte Kaſſino, und bebauten ſelbſt dieſen Berg. Von ihrem Kloſter gingen bald in alle Theile der europäiſchen Chriſtenheit ähnliche Kolonien aus, und von dieſen drang das Licht der Wiſſenſchaft an Orte, wohin es ſonſt nie gekommen wäre. Endlich zählte der benediktiniſche Orden gegen dreißig Päbſte, zweihundert Kardinäle, und mehr als zwanzigtauſend Biſchöfe und Aebte unter ſeine Mitglieder!

Hattos nächſte Nachweſer zu Reichenau waren Erlbald, Rudhelm und Walafried der Schieler, vortreffliche Gelehrte und Vorſteher; der leztere zumal, welcher bei dem berühmten Meiſter Rhabanus Maurus zu Fulda ſtudirt hatte, und eine Menge Schriften hinterließ, deren man die meiſten noch beſizt, und worin ſich eine ausgebreitete Gelehrſamkeit, ein ſcharfer Verſtand und viel dichteriſches Talent nicht verkennen läßt. Unter ihm zählte die Kloſterbibliothek ſchon über tauſend Bände, bei denen auſſer den Kirchenvätern, den Heiligenlegenden, vielen aszetiſchen Schriften, und den römiſchen und deutſchen Geſezbüchern ſelbſt ein Cäſar, Virgil, Plinius, Flavius Joſephus, und mehrere deutſche Bücher waren. Denn die damaligen Mönche liebten auch die weltlichen Wiſſenſchaften, und ſchrieben nicht, wie ihre ſpätern Nachfolger, ausſchließlich lateiniſch, ſondern zugleich in der vaterländiſchen Mundart. Um wie viel weiter wären wir wohl jezo, hätte man auf dieſem Wege fortgearbeitet!

Ein ſo lebendiger Eifer verdiente alle Beförderung der Könige und Großen. Wirklich beſchenkte Kaiſer Karl das Kloſter zu Au mit zehn Ortſchaften, und von ſeinen Nachkommen erhielt es deren über zwanzig. Noch mehr that das herzogliche Haus; die Emporhebung Reichenaus war ein Lieblingsgeſchäft der Nachkommen Herzog Landfrieds, welcher weiland den Biſchof Pirmin nach der Sintlos-Au geführt. Nur Graf Gerold allein vermachte dem Gotteshaus gegen dreißig Dörfer und Höfe. Dieſe Güter lagen theils in den benachbarten Gauen, theils weit entfernt, in den Alpen, und ſogar auf italieniſchem Boden. Und zu all' dem kam noch die Befreiung von der biſchöflichen Gerichtsbarkeit, von den Zöllen und mancherlei gewöhnlichen Leiſtungen. Hiedurch

wurde die begünſtigte Stiftung an Beſizungen eben ſo wohlhabend, als ihr Name berühmt war, und man fing an, ſie nur Augia Dives, die reiche Au oder Reichenau zu nennen.

Einen langſamern Fortgang hatte die Aufnahme des biſchöflichen Sizes zu Konſtanz. Seit Biſchof Maximus, unter welchem er entſtanden, bis auf Martian waren vier Vorſteher in Armuth und Dunkelheit vorübergegangen. Jener endlich erhielt von der Freigebigkeit König Dagoberts des Erſten, nebſt einer Grenzbeſtimmung ſeines Sprengels, verſchiedene Güter zu beſſerm Fortkommen. Das konſtanziſche Bisthum erſtreckte ſich damals vom Urſprung der Reuß am Sankt Gotthard bis Marbach im Wirtembergiſchen, und von Kempten im Illerthal bis Breiſach am Rhein. Unter Sidonius, dem zweiten jener reichenauiſchen Aebte, welche zur biſchöflichen Würde gelangten, wurde es von der Metropolitankirche zu Beſançon getrennt und der mainziſchen zugetheilt. Aber von allen Vorſtehern während zwei vollen Jahrhunderten zeichnete ſich in der Gelehrſamkeit kaum Biſchof Egino, ein Verwandter Karls des Großen, durch Vermehrung der Stiftsbibliothek, und erſt ſein zweiter Nachfolger Salomon durch beſondere Kenntniſſe und Liebe der Wiſſenſchaft aus. Dieſer Prälat war der Lehrer des berühmten weißenburgiſchen Mönches Ottfried, der eben auf deſſen Antrieb die Evangelien in deutſche Verſe übertrug, ein Werk voll alter Kraft und Einfalt. „Noch immer, heißt es in der Weihung an den Biſchof, noch immer gedenke ich Eurer väterlichen Lehren, und fühle wohl, daß meine Kräfte ohne Eure Aufmunterung und Theilnahme zu einer ſolchen Arbeit nicht würden hingereicht haben. Wenn alſo in dieſem Buche etwas Lobwürdiges iſt, ſo ſchreibt es jenem Unterrichte zu, welchen Ihr mir einſt ertheiltet.“

Biſchof Salomon wurde von ſeinen Zeitgenoſſen ſehr hochgeachtet, und König Ludwig der Deutſche bediente ſich ſeiner in vielen wichtigen Geſchäften; er war ein ebenſo frommer und thätiger, als verſtändiger und gelehrter Mann. Aber in allem, nur in der Frömmigkeit nicht, übertraf ihn bei weitem ſein vierter gleichnamiger Nachweſer. In der ganzen Reihe jener alten Biſchöfe zu Konſtanz iſt Salomon der Dritte ohne Vergleich der ausgezeichnetſte. Er ſtammte aus einem vornehmen thurgauiſchen Geſchlecht,

und war in der ſanktgalliſchen Schule erzogen worden. Sein emporſtrebender Sinn ſuchte bald vornehme Umgebungen; er kam an den Hof König Ludwigs, und auch bei deſſen Nachfolger blieb ihm die alte Gunſt; er empfing nach einander die äbtliche Würde zu Kempten, zu Pfeffers und Sankt Gallen, endlich im Jahr achthundert und neunzig die biſchöfliche zu Konſtanz.

Die Feſte Konſtanz, welche in den Zeiten der Kriege Roms wider die hereinbrechenden Allemannen von Kaiſer Konſtantius gegründet worden, gehörte nachmals zu den merovingiſchen Königshöfen, und erſcheint unter Karl dem Großen mit dem Namen einer Stadt. Von Biſchof Salomon weiß man, daß er ſie wegen der Einfälle ungariſcher Horden mit Mauren und Graben umgeben habe. Der biſchöfliche Siz und ihre Lage zwiſchen dem Ober- und Unterſee, in der Nachbarſchaft der königlichen Pfalz zu Bodman, der damals berühmteſten Klöſter zu Reichenau und Sankt Gallen, bewirkte ein ſchnelles Emporblühen; der kaiſerliche Hof, geiſtliche und weltliche Große, bald in Geſchäften, bald auf Luſtreiſen, beſuchten ſie; es regte ſich bürgerliches Gewerb, es kam einiger Handel auf, und ſofort mehr und mehr ein ſtädtiſches Leben. Während damals ſonſt von Städten kaum die Rede war, nahmen die geiſtlichen Stifter an Zahl und Blühte ungemein zu; im Hegau entſtand ein neues an der Nordſpize des Unterſees, ohnweit des Einfluſſes der Ach. Nämlich, ums Jahr achthundert vier und dreißig, hatte Biſchof Ratolf in Verona, ein Abkömling der Grafen zu Baar, ſeiner Würde entſagt, und nach ſeiner Zurückkunft ins Vaterland von dem Abt Hatto jenes Seeufer zur Errichtung einer Zelle erhalten. Dies Unternehmen war ihm auch ſo gut geglückt, daß bei ſeinem Tode ſchon eine anſehnliche, wohlbegabte Kirche mit mehrern Brüdern, welche der Abt zu Reichenau nachmals zu einem geordneten Kollegialſtift erhob, unter dem Namen Ratolfszell, die Grundlage der jezigen Stadt bildete.

Weſtlich am hohen Randen, zwiſchen dem Rhein und der Wutach, breitete ſich der Klekgau aus, eine größtentheils ſchöne und fruchtbare Landſchaft, welche ſeit uralter Zeit, hin und wieder, an den beſten Pläzen bewohnt war. Eine Stunde

unterhalb des großen Rheinfalls, wo der Strom durch eine merkwürdige Beugung zwei Halbinſeln bildet, lag am Eingang der linken, wohl auf römiſchen Trümmern, das Dorf Altenburg, die gewöhnliche Wahlſtatt des Gaus; die Grafſchaft war bei dem herzoglichen Haus und erbte auf den Kammerboten Erchanger, welcher am Inn die Hungarn ſchlug. Zwiſchen jenen Erdzungen aber ruhte mitten im Rhein ein kleines Eiland, eine Au nach damaligem Sprachgebrauch, wo ums Jahr achthundert und fünfzig ein reicher Herr, Namens Wolfen, auf Betrieb des heiligen Fintan, ein von ſeinen Voraltern gegründetes, aber in den Hauskriegen der Karolinger zerſtörtes Kloſter, wieder erhob. Fintan war ein Ire, wie der heilige Friedolin, wie Trutbert und Pirmin. Unter mancherlei Schickſalen kam er nach Rom, und von da über die Alpen an den Rheinſtrom. Er entſchloß ſich, in dem neuen Gotteshauſe gemeiner Mönch zu werden; aber durch ſeine Tugenden leuchtete er allen Brüdern als Beiſpiel der Nachahmung vor. Nachdem Wolfen die königliche und päbſtliche Beſtätigung ſeiner Stiftung erhalten, nahm auch er den Orden, und fügte ſich unter den Gehorſam des von den Brüdern frei erwählten Abtes; dieſe Wahl ſowohl des Vorſtehers als Schuzherrn, und die eigne Gerichtsbarkeit waren die gewöhnlichen Freiheiten der erſten Kirchen. Ferner vermehrte Wolfen das klöſterliche Grundeigenthum mit vielen Höfen der Nachbarſchaft, und einigen ſogar in Italien. Endlich gelang ihm, von König Ludwig dem Deutſchen eine Schenkung aller Kammergüter in nicht weniger als vierzehn Ortſchaften und Höfen des Klekgaues für ſein frommes Werk zu gewinnen. Durch dieſe und viele Vergabungen benachbarter Großen wuchs Rheinau zum Rang der erſten Abteien heran; aber es fehlte unter ſeinen Vorſtehern derjenige Mann, welcher der Anſtalt einen Geiſt eingehaucht hätte, wie er zu Reichenau gelebt und gewirkt!

An den Klekgau ſtieß zunächſt der Albgau, deſſen Grenzmarken im Norden die Wutach, und im Weſten diejenige Bergreihe bildete, welche vom Stock des Feldbergs zwiſchen der Murg und der Werra an den Rhein herabläuft. Dieſer ganze Umfang iſt ein Bergland, das ſich vom höchſten und wildeſten Schwarzwald in die lieblichſte Rheingegend verliert. Faſt mitten durch

Digitized by Google

ſtrömt die ſchäumende Alb, welche dem Gau den Namen gab. Die gewöhnlichſten Mahlſtätten waren zu Thiengen oder Stühlingen an der Wutach; beſonders aber zu Gurtweil an der Schlücht. Auf der Burg zu Stühlingen und zu Hauenſtein mochten die Grafen ihre Size haben; es war während den kriegeriſchen Zeiten der Karlinger unter den Großen des Landes Sitte geworden, anſtatt wie ehedem in hölzernen Herrenhäuſern oder Pfalzen, auf befeſtigten Burgen zu wohnen, und dieſe Burgen kamen von jezt an mehr und mehr in Schwung, ſo daß endlich jeder wohlbegüterte Freie ſich eine ſolche erbauen ließ. Im ganzen Albgau, wo auf den ſchwarzwäldiſchen Vorbergen viele und zum Theil uralte Dörfer und Höfe lagen, war zur Zeit der Blüthe Reichenaus und Rheinaus noch keine bedeutendere geiſtliche Anſiedlung, als die kleine Zelle an der Alb, tief zwiſchen hohen und finſtern Bergen, wo die Sonne kaum noch hin dringt. Ihr Urſprung iſt unbekannt; die Sage ſpricht von frommen Waldbrüdern, welche an verſchiedenen Orten des Albgaus in Hülinen und Felshölen lang einſchichtig gelebt, und ſich endlich in das Thal der Alb zu einem gemeinſamen Leben vereinigt haben. Da die wilde Gegend nicht hervorbrachte, was die Befriedigung der nächſten Bedürfniſſe forderte, verfertigten ſie Holzwaaren, und trugen dieſelben in die umliegenden Höfe und Weiler, um damit ihre Nahrung zu erwerben. Nachdem ſich ohngeachtet dieſer mühevollen Lebensart ihre Zahl vermehrt hatte, unterwarfen ſie ſich dem Gehorſam des Weiſeſten unter ihnen; dieſen nannten ſie Vater. Unter ihm wurde das erſte hölzerne Haus mit unterſchiedenen Zellen erbaut, und eine beſtimmtere Tagesordnung eingeführt; acht Stunden dienten ſie Gott mit Gebeth und Geſang; eben ſo viel arbeiteten und ruhten ſie. Nach der nothdürftigſten Ueberwältigung des rauhen Bodens, als ein Feld und ein Garten ihre Wohnung umgab, fiengen Einige auch die Bebauung des Geiſtes an; ſie laſen die heiligen Bücher und übten ſich in der Schreibkunſt. Der erſte Stoff, worauf ſie ſchrieben, waren Stücke abgeſchälter Birkenrinde; ſpäter verfertigten ſie Pergament aus den Fellen des Wildes, und banden die einzelnen Blätter zwiſchen buchene Brettchen. Dieß iſt überhaupt der Urſprung des Wortes Buch; noch bis ins fünfzehnte Jahrhundert waren alle Bücherdeckel von Buchen-

holz. In ſo einfacher Lebensweiſe blieben die Brüder an der Alb, bis Einer die Kenntniß der Regel des heiligen Benedikts zu ihnen brachte, und der fromme Freiherr von Seldenbüren die hölzernen Zellen zu einem ſteinernen Kloſtergebäude erhob. Man nannte es von nun an die Zelle des heiligen Blaſius, wegen einer Reliquie dieſes Märtyrers, welche von Rheinau dahin kam.

An der nördlichen Grenzmark der bisher beſchriebenen vier Gaue lag in weiter Ausdehnung die Baar, ein großer, und für ſeine rauhe, bergige Lage auffallend ſtark bewohnter Gau. Sie zerfiel aber in verſchiedene größere und kleinere Abtheilungen. Zuerſt unterſchied man ihre weſtliche Hälfte von der öſtlichen; jene trug von Graf Berthold, einem Enkel Herzog Gottfrieds von Allemannien und Bruder Landfried des Zweiten, den Namen Bertholdsbaar, während dieſe von einem Verwandten deſſelben Folkholdsbaar genannt wurde. Hier hieß die Landſchaft zwiſchen dem Hegau und dem Donauthal die Goldinshundert, das Thal von Geißlingen bis Sigmaringen ſelbſt die Scherra, dann folgten nebeneinander die Birtils-, Albuns- und Adelhartsbaar. Auch dieſe Namen ſtammten aus dem Hauſe Herzog Gottfrieds, welches die Grafſchaft der Baar lange erblich verwaltete. Und ſo kann man wohl mit Recht ſagen, jene Landſchaft iſt die eigentliche Heimath der Ahnen des herzoglichen Geſchlechts von Zähringen. Im ſüdlichen Theil, zwiſchen der Brigach, Breg und Wutach ſchien die Gaumahlſtatt bei Löffingen geweſen zu ſeyn; bei Villingen, in der jezigen Altſtadt, lag ein königlicher Weiler, und auf den Trümmern der alten Stadt Brigobannis der Ort Bräunlingen; auch Hüfingen mochte damals ſchon beſtehen; Eſchingen an der Donau, oder nach heutiger Benennung Donauöſchingen, ſchenkte König Arnulf der Kirche zu Oberzell; Geißlingen und Möringen beſtanden gleichfalls ſchon, und zu Neidingen befand ſich der Hof, wo Karl der Dicke nach dem Verluſt der Krone den traurigen Ueberreſt ſeines Lebens verbrachte. Die hohe Gebirgsgegend vom Feldberg, über den Turner, über das Roßek an die Kinzig hinab, wo die Baar an die Breisgau ſtieß, war freilich noch völlig wild und unbewohnt; doch erhob ſich an den Quellen der Brigach ſeit unbekannter Zeit die Zelle des heiligen Georg, aus welcher bald ein ordentliches Kloſter erwuchs.

Digitized by Google

Von allen ſchwäbiſchen Landſchaften war der **Breisgau** die wohlangebauteſte. Seine Lage zwiſchen dem Rhein und den Vorhügeln des Schwarzwalds, zwiſchen Baſel und Straßburg, ſeine ſonnigen Thäler und waſſerreichen Ebnen mußten die Bevölkerung ſehr ſchnell vermehren. Im Wieſenthal, wo die Kirche zu Röteln bis zu den Zeiten der Merovinger hinaufreicht, an den Weinhügeln von Binzen, Egringen, Auggen, Müllheim, Heitersheim, Staufen, Kirchhofen, Ebringen, Wolfenweiler und Merzhauſen, in der Fläche von Neuenburg bis Breiſach, dann am Kaiſerſtuhl, in der Gegend um Kenzingen und den Vorhöhen der Bergreihen, die vom Hünerſattel gegen Mittag ausgehen, liegt kaum ein Ort, der damals nicht ſchon in ſeinen Anfängen beſtanden hätte. Gewöhnlich ſtund der Breisgau unter zwei Grafen. In der obern Grafſchaft waren zu Hagenbach, zu Kirchheim und zu Ofnadingen am Neumagen, in der untern aber zu Theningen an der Elz die Gerichtsſtätten. Unter den vielen Kirchen, welche man in dieſem Rheinwinkel damals ſchon zählte, erhoben ſich die beiden Stiftungen des heiligen Fridolin zu Säckingen, und des heiligen Trutbert im Münſterthal. Jene war zu einem anſehnlichen Frauenkloſter erwachſen, und zählte dies- und jenſeit des Rheins viele Beſizungen; man weiß auch, daß Kaiſer Karl des Dicken Schweſter Bertha, und ſeine jungfräuliche Gemahlin Richardis, nach einander Vorſteherinnen des Frauenſtifts ſowohl zu Zürich als zu Säckingen geweſen. Sankt Trutbert war aus etlichen Einſiedlern entſtanden, welche ſich um die von Ottbert über dem Grabe des Märtyrers errichtete Kapelle allmälig ſammelten und endlich unter einem erwählten Vorſteher, wie die Brüder an der Alb, mit Arbeiten und Beten ein gemeinſames Leben führten. Aber alles zerfiel durch einen langwierigen Krieg in der Familie Ottberts, und erſt ſein Urenkel Rambert zog den verödeten Ort wieder aus ſeinen Trümmern hervor. Er ließ eine wohlgezierte Kirche errichten, und darin ein gebührendes Grab für die irdiſchen Ueberreſte Trutberts. Hierauf, in Beiſeyn des Biſchofs von Konſtanz, vieler Geiſtlichen und einer großen Menge Volks geſchah die Uebertragung der heiligen Gebeine aus der alten Ruheſtätte in die neue. Dieſe zweite Stiftung des Kloſters Sankt Trutbert fiel in das Jahr achthundert ſechszehn, hundert und ſiebenzig Jahre nach jener erſten durch Graf Ottbert.

Unter den erſten Aebten des wiederhergeſtellten Gotteshauſes mögen wohl einige verdiente Männer geweſen ſeyn; aber es iſt nichts von ihnen bekannt, was des Gedächtniſſes der Hiſtorie werth wäre. Wohlthäter fanden ſich bald aus der Umgegend, wie Immo, Wolfwin und Wolfroh, welche dem Gotteshaus all' ihr Gut zu Tonſol auf ewige Zeit übergaben. Sonſt war man im Breisgau, wie auch anderwärts geneigter, an das entferntere Sankt Gallen fromme Schenkungen zu machen, als an die einheimiſchen Kirchen; es zählte jenes berühmte Stift von der Schuſſen über den See und Schwarzwald bis an den Kaiſerſtuhl herab gegen hundert Ortſchaften, warin ihm mehr oder weniger Rechte zukamen; ſrlbſt noch aus der Ortenau geſchahen Gottesgaben an den heiligen Gall.

Vom Breisgau ſchied ſich die Ortenau durch die Bergreihe des Hünerſattel, durch die Bleich und Elz; von der Baar durch die Höhe des mittlern Schwarzwalds und durch den Anfang der Murg; im Norden hatte ſie den Ufgau, der ſchon zum Herzogthum Rheinfranken gehörte. Es war eine zwar altbewohnte Landſchaft, allein der häufige Sumpf und Wald erlaubte nicht eine ſo ausgebreitete Bevölkerung, wie im Breisgau. Zunächſt am Rhein hinab, und am Eingang der Thäler, aus denen die Schutter, die Kinz, Rench und Acher hervorſtrömen, lagen die meiſten Höfe, Weiler und Flecken. Zu Kinzdorf war die Hauptmahlſtatt, und wohl auch der Siz des Grafen, wenn dieſer nicht etwa auf dem Ortenberg hauste. Innerhalb der Grenzen dieſes Gaues lagen nicht weniger als vier Abteien, Ettenheimmünſter, Schuttern, Gengenbach und Schwarzach; aber von ihrem ſämmtlichen Wirken iſt kaum etwas auf uns gekommen, wenn nicht der Anbau vieler öden Pläze. Ueberhaupt entwickelte ſich hier bei weitem das hiſtoriſche Leben nicht, wie am See, wo das Stift Reichenau, und um den Neckar, wo die Abtei Lorſch eigentliche Glanzpunkte waren.

Zweites Kapitel.

Fortſezung und Beſchluß des Vorigen.

Nach der Einnahme des römiſchen Zehntlandes wohnten die Allemannen vom Bodenſee und Oberrhein bis an den Main hinab; nach ihrer Vereinigung aber mit dem fränkiſchen Reich erſtreckte ſich das Herzogthum Allemannien nur bis an den Osbach, und die Gaue unterhalb deſſelben gehörten zum Herzogthum Rhein- oder Oſtfranken. Wahrſcheinlich war dieſer ſchöne Landſtrich, der ſpäter unter dem Namen der Rheinpfalz vorkommt, eine durch den Vereinigungsvertrag bedungene Abtretung. Kein Theil der ganzen Monarchie wurde von den Königen ſo hoch gehalten, wie dieſes rheiniſche Franzien; ſie ſelbſt behielten die herzogliche Würde darüber, und ließen es nur durch Statthalter verwalten. Nirgend anderswo fand man auch ſo viele königliche Leute, Höfe, Dörfer, Pfalzen und Jagdforſte. Ein damaliger Geſchichtſchreiber nennt es die Burg, die Stärke des Reichs, und ſeine Bewohner das vornehmſte Volk. Ein ſo großer Vorzug mußte die Rheinfranken gegen die übrigen Deutſchen ſehr ſtolz machen, und es iſt hievon noch bis auf den heutigen Tag in dem Charakter der Pfälzer einige Spur zurückgeblieben.

Die rhein- und oſtfränkiſchen Landſchaften begannen mit dem Os- oder Ufgau, deſſen Grenzmarken ſich von der Herrenwieſe über die Murg und auf der Waſſerſcheide des Gebirgs zwiſchen dieſem Fluß und der Enz bis an deren Quelle, und dann längs der linken Höhe hinab zogen durch den Wald bei Bruchhäuſer, und endlich über Dachslanden an den Rhein. Die gemeine Mahlſtatt und wohl auch die Wohnung des Grafen, war zu Vorchheim. Zu Baden, wo die Trümmer der weiland römiſchen Stadt Aurelia unter Moos und Geſträuch verdeckt lagen, beſtunden noch einige Bäder, welche ſchon im ſiebten Jahrhundert von König Dagobert an das Kloſter Weißenburg jenſeit Rheins waren

vergabt worden; ſonſt ſcheint der Ufgau wegen der vielen Waldungen und Sandgegenden wenig bewohnt geweſen zu ſeyn.

Schon bevölkerter war der gegen Nord und Oſt angrenzende Pfinzgau, wozu das Thal der Alb und die Gegend um Karlsruhe mit dem Namen Albgau als eine Unterabtheilung gezählt wurden. Die Gaumahlſtatt lag bei Weingarten auf dem Stallbühl, an der Grenzſcheide gegen den Kraich- und Anglachgau.

Im Oſten des Pfinzgau's dehnte ſich über die Thäler der Enz, Wirm und Nagold bis in die Gegend von Kalw und Beſigheim der Wirm- und Enzgau aus. Im Norden aber lag der Kraichgau, zwiſchen der Höhe des untern Schwarzwaldes und dem Rhein, bis an die Bergreihe, welche bei Eppingen anhebt und ſich über Hilsbach, Düren und Darenbach gegen Wiesloch hinab erſtreckt. Dies war die Markſcheide gegen den Elſenzgau; in der Ebene machte der Wald zwiſchen Mühlhauſen und Ketſch die Grenze gegen den Lobdengau. Alſo beſtund der Kraichgau eigentlich aus den zwei Thälern der Kraich und Salzach, und aus der Rheinebne von Weingarten bis Hokenheim. Er begriff als Unterabtheilungen den Anglach- und den Salzgau in ſich; jener lag längs dem Rhein hinab, dieſer oben am Gebirg, in der Gegend von Bretten, einer Hauptmahlſtatt des obern Landes, wo der Graf ſeinen Siz haben mochte. Den untern Theil, welcher faſt ganz mit Wald bedeckt war, bildete der Bruhrhein, ein Stück des großen Lußhard. Hier beſtund ſchon unter den Karlingern der Könighof Bruchſal als vorzüglicher Ort. Den Kraichgau, wie den angrenzenden der Pfinz, Enz und Elſenz verwaltete bis in's eilfte Jahrhundert ein vornehmes Geſchlecht aus dem überrheiniſchen oder ſaliſchen Franken, aus welchem Otto entſproßte, Herzog der Franken, Stammvater des ſaliſchen Kaiſerhauſes.

Der Elſenzgau verbreitete ſich über das Elſenzthal und über die nördlichſten Auszweigungen des Schwarzwalds, zwiſchen dem Rhein und dem Neckar. Sinsheim war wohl einer der Hauptorte, und zu Steinfurth, nicht weit an der Elſenz aufwärts, der Stallbühl, oder die Gaumahlſtatt.

Alle dieſe Landſchaften wurden ungleich ſchwächer bewohnt als der Lobdengau, zu beiden Seiten des Neckars, von Wiesloch bis in das Weſchnizthal hinauf. Es war die Umgegend der alten

von den Römern zur Stadt erhobnen galliſchen Anſiedlung Lupodunum, ein wahrer Garten, und ſeit den älteſten Zeiten ungemein wohlangebaut; man zählt kaum ein und die andre der jezigen Ortſchaften, deren Namen nicht ſchon im achten oder neunten Jahrhundert vorkäme, und wie im Breisgau ward hier Getreide, Obſt und Wein in Fülle gepflanzt. Einige Orte wurden damals von ſächſiſchen Familien angelegt, welche Karl der Große aus ihrem Vaterland dahin verlegt hatte. Als Hauptort des Gaues erſcheint Ladenburg, welches auch unter den Franken wieder den ehemaligen Rang behauptete. Man unterſchied die Stadt und die Burg; beide mit der ganzen Umgebung, waren königliches Kammergut, und kamen durch die Hand König Dogobert des Erſten im Jahr ſechshundert acht und zwanzig als fromme Schenkung an die Kirche zu Worms. Dieſe Vergabung begriff auch den Markt, die Zölle, wie alle übrigen Kammergüter und königlichen Rechte im Lobdengau in ſich, ausgenommen die Grafſchaft, welche erſt durch König Heinrich den Heiligen an das wormſiſche Bisthum gedieh. Auch ſie ſtund bei dem Haus der Salier, das heißt bei der Nachkommenſchaft des rheinfränkiſchen Kammerboten Werner, die ſich nachmals der herzoglichen Gewalt über Rheinfranken bemächtigte.

An der öſtlichen Grenze des Elſenz- und Lobdengaues hub das Herzogthum Oſtfranken an, deſſen nordweſtlicher Theil aus der Weingartweiba, dem Tauber- und Waldſaſſengau beſtund. Jene umſchloß das odenwäldiſche Bauland, und dieſe bildeten das Tauberthal und die linke Seite des Mainſtroms von Miltenberg bis Würzburg. Ueber die ganze weite Landſchaft, von welcher aus der ältern Zeit aber wenig bekannt iſt, übte das Grafenamt wohl auch das ſaliſche Geſchlecht, und es läßt ſich vermuthen, daß die ſpätern Grafen von Henneberg, ein davon ausgegangener Zweig geweſen ſeyen.

Dies ohngefähr war der örtliche, politiſche und kirchliche Zuſtand der das Großherzogthum Baden einſchließenden alten Gaue, unter der Nachkommenſchaft Karls des Großen. Wir ſehen, es hatten ſich die Verhältniſſe in Deutſchland gegen früher ſchon ſehr vervielfältigt und theilweis völlig umgeſtaltet. Das Emporkommen der Klöſter, die anfangende Erblichkeit der Reichsämter und

die dadurch wachſende Macht der Großen, hatten die ehemalige Gleichheit aufgehoben und das Volk in ein mehr oder minder abhängiges Verhältniß gebracht. Im Ganzen nur wenige Grundeigenthümer konnten ſich unabhängig erhalten; Furcht und Hoffnung, Trägheit, Armuth, augenblickliche Noth und wie hunderterlei Unfälle des Lebens! veranlaßten oder zwangen die bei weitem größere Zahl, theils bei den Reichen und Mächtigen Dienſte zu nehmen, theils ſich in den Schuz derſelben zu begeben und ihre Zinsleute zu werden, oder ſich ihnen wohl gar als Leibeigene zu überlaſſen. Die Leibeigenſchaft war ein Zuſtand, der bei uns urſprünglich in der Regel nur die Klaſſe jener galliſchen und römiſchen Anſiedler traf, welche bei der Einnahme des Zehentlands als die eigentliche Bevölkerung auf ihrem Grund und Boden ſizen blieben, und denſelben hernach für die Eroberer bebauten. Aber durch Glück oder Verdienſt, Zufall oder Verſchulden, waren ſowohl viele leibeigene Leute in den Stand der Freiheit gerathen, gleichwie viele freie Familien in die Leibeigenſchaft. Die Klaſſe der Dienſtmannen beſtund anfänglich zu einem großen Theil aus eigenen Leuten. Aber da man unter dem Worte Dienſt überhaupt ſowohl die Geſchäfte eines Hausbedienten, eines Knechts oder einer Magd, als diejenigen der Beamten des Reichs verſtund, und da wegen des leztern Umſtandes auch der Begriff von öffentlicher Ehre ſich mehr und mehr an jenen Ausdruck heftete, ſo erhielten die Dienſtleute allmälig auch eine höhere Stufe als die Leibeigenen. Es gab alſo Reichsdienſtleute, worunter man die Reichsbeamten oder den Adel, aber ebenſo auch die Dienerſchaft auf den Reichsgrundſtücken oder den königlichen Gütern verſtund, und Dienſtmänner der Großen des Landes, aus denen nachmals der niedere Adel entſprang. Dieſe ſo mannigfachen Verhältniſſe alle bekamen eine allgemeine Norm durch das Lehenweſen. Urſprünglich bildete ſich daſſelbe aus der Verbindlichkeit zum Kriegsdienſt gegen Verleihung von Grundſtücken. Ein ſolcher Lehensmann hieß Vaſall, und ſtund ungleich höher als die andere Dienſtmannſchaft, wie überhaupt ja von Alters her die Handhabung der Waffen das edelſte Geſchäft war. Aber im Verlauf der Zeit ging dieſer Unterſchied hin und wieder mehr und mehr verloren, indem nicht nur die Dienſtleute oft gleichfalls zum Kriege verwendet

wurden, ſondern da ſich auch Lehen bildeten, welche andere Leiſtungen erforderten, als Kriegsdienſte.

Die Zinsbauern bildeten die gewöhnlichſte Klaſſe der gemeinen Grundeigenthümer, und beſtunden aus Leuten, welche irgend einem geiſtlichen oder weltlichen Obern zu gewiſſen, nach altem Herkommen oder ausdrücklichem Vertrag beſtimmten Zahlungen und Dienſten verbunden waren; man hieß ſie gewöhnlich Freizinſer. Durch dieſe Vervielfältigung des Standes der Landbebauer ſcheint die Landwirthſchaft keineswegs verloren, ſondern ſehr gewonnen zu haben; ſie vermehrte die arbeitenden Kräfte und die befördernden Intereſſen gegenſeitig, und erzeugte endlich einen Zuſtand des gemeinen Volkes, welcher durch mancherlei Vortheile den Verluſt der Freiheit noch erträglich machte. Erſt von dem an begann das Elend des deutſchen Bauernſtandes, als man bei Abnahme der urſprünglichen Sitteneinfalt, bei dem Aufkommen ungewöhnlichen Reichthums, die Herrſch- und Habſucht kennen lernte, und auf Antrieb dieſer Laſter mit Liſt und Gewalt die durch geheiligte Gewohnheiten oder wohlverbriefte Verträge gebildeten und erhaltenen Unterſchiede von zinsfällig, von hörig, von leibfällig und leibeigen aufzuheben ſuchte, und alles in den troſtloſen Begriff von Unterthan hineinzwängte.

In dem karolingiſchen Zeitalter kommen ſchon die Namen der meiſten unſerer Städte und Dörfer vor, und außerdem eine Menge Benennungen von abgegangenen Ortſchaften, woraus man wohl auf eine ſehr ſtarke Bevölkerung ſchließen könnte. Aber der Unterſchied von Jezt und Damals beſtund in dem Umfang der Orte; wo wir heut zu Tage große und volkreiche Flecken und Städte ſehen, lagen in jener Zeit der anfangenden Kultur meiſt nur einzelne Höfe und Weiler; ſelten erſchien ein Dorf nach gegenwärtigem Begriff, und noch ſeltener eine Stadt. Die Weiler entſtunden durch die Hütten der Kinder neben der väterlichen Wohnung; hierin liegt der urſprüngliche Grund jener auffallenden Gleichheit in der körperlichen und ſeeliſchen Beſchaffenheit, welche wir als die beſondern Eigenthümlichkeiten der verſchiedenen Dorfgemeinden noch jezt wahrnehmen. Die gewöhnliche größere Vereinigung von Weilern und Höfen war jene alte Markgenoſſenſchaft; die Städte entſtunden an den gangbarſten Stellen, an Marktorten, bei Klö-

ſtern, königlichen Pfalzen, und durch die Umzinglung mit Mauern, zum Schuz gegen die häufigen Einfälle der Hungarn. Die Landwirthſchaft war die hauptſächlichſte Beſchäftigung der Nation, und von den Handwerken wurden diejenigen, welche hieher Bezug hatten, am beſten betrieben. Man theilte alles Land in gebautes und ungebautes. Von dem leztern ſchlug anfänglich jeder Hofbeſizer ſo viel zu ſeinem Gut, als er benüzen konnte. Dieſe friſch umgebrochenen Stücke nannte man bald Neubruch, bald Reute, bald Schwände. Das angebaute Land aber theilte man am gewöhnlichſten in Huben, deren eine gegen vierzig Jaucherten betrug, und Manſe hieß, wenn ſie bewohnt wurde. Es liegt hierin der Urſprung des Namens und Begriffes von Hof, worunter man den Umfang alles deſſen verſteht, was zur Betreibung einer Landwirthſchaft an Boden, Gebäuden, Vieh und Leuten erfordert wird. Meiſt beſtund ein ſolches Hofgut aus mehreren Huben, Ackerfeld, Wiesland und Wald, wozu in guten Gegenden nicht ſelten auch Obſt- und Weingärten kamen. Im Allgemeinen herrſchte wohl die Dreifelderwirthſchaft, wo man das pflügbare Land in drei Zelgen ſchied, deren die eine im Herbſt und die andere im Frühling bepflanzt wurde, während die dritte brach liegen blieb. Als gemeines Maß für die Bebauung galt der Ausdruck Tagwann oder Mannwerk, womit ein Stück bezeichnet wurde, welches ein Mann mit einem Joch Ochſen in einem Tag umpflügte. Bei rauhem und magerem Boden dauerte die Brachzeit natürlich länger, wie auf dem Schwarzwald an einigen Orten zehn bis zwanzig Jahre lang, und es erforderte dort das Brachfeld eine beſondere Behandlung, die man Brachreute hieß. So lange die Brachzeit dauerte, war es Allmend oder Gemeindsweide. Von den Früchten wurden ſchon alle gewöhnlichen Arten angebaut, Hafer, Sommer- und Winterroggen, Gerſte und Spelz. Außerdem ſäete man auch Rüben, Bohnen, Wicken und dergleichen. Auf die Wieſen ward beſonders viel Fleiß verwendet, und der geeignetſte Theil davon, wo das Klima es erlaubte, mußte zugleich zu Obſtgärten dienen. Der Weinbau blühte damals ſchon in den meiſten Gegenden, wo man ihn heut zu Tage betreibt. Man pflanzte den Wein wohl ſeit den Römern her. Im Breisgau iſt beinahe keines der jezigen Weinorte, welches nicht unter den Karlingern

Digitized by Google

ſchon als ſolches vorkommt. Am See und in der Ortenau war der Rebbau weniger verbreitet, hingegen wetteiferte die Pfalz wieder mit den breisgauiſchen Gegenden. Die kleineren Waldungen gehörten gewöhnlich in den Befang einer Mark oder eines Hofes; die Benuzung aber der größeren ſtund urſprünglich frei, und wurde ſpäter, beſonders der Jagd wegen, von den Königen als ein Vorrecht behauptet. Solche Waldungen hieß man Reichsforſte. In allen Gauen unſeres Großherzogthums befanden ſich deren, namentlich im Hegau die Höri, im obern Albgau der Freiwald, im Breisgau der Sauſenhard, in der Ortenau der Kaiſerswald, im untern Albgau der Lußhard, im Lobdengau der Fohrhaag und der Odenwald.

So hatte ſich aus der urſprünglichen Einfalt alles in ungemein manigfaltige Verhältniſſe und Zuſtände getrennt. Die vorherrſchende Geltung hergebrachter Sitte verlor ſich mehr und mehr, Handel und Wandel wurden durch geſezliche Verordnungen beſtimmt. Doch blieben auch bei all' dieſen Veränderungen die Grundzüge des urſprünglichen, der deutſchen Nation angebornen Charakters nach den verſchiedenen Richtungen der Sittlichkeit, der Politik und des bürgerlichen Rechts unverwüſtlich ſtehen; und es wäre die Aufgabe unſerer Staatsmänner und Patrioten, die von der Zeit ſo dringend geforderte Reform des deutſchen Vaterlandes nach dieſen Grundzügen ins Leben zu rufen.

Die althergebrachte Gauverfaſſung beſtund unter den Karlingern noch in ihrer lezten Kraft. Das gräfliche Amt war bereits überall erblich; es gab Gaue, welche mehrere Grafſchaften enthielten, und Grafſchaften, wozu mehr als ein Gau gehörte. Die urſprünglichen Mahl- oder Gerichtsſtätten blieben nur für allgemeine Angelegenheiten; alle beſondern Geſchäfte, Tauſche, Vergabungen und dergleichen wurden in den betreffenden Ortſchaften ſelbſt vorgenommen, und es erſchienen hiebei auch nur die nöthigſten Perſonen. Dies verminderte das Intereſſe des Volkes an den öffentlichen Geſchäften ſehr; es kam ſo weit, daß man die freien Grundeigenthümer zum Beſuch der Landtage durch geſchärfte Strafbeſtimmungen nöthigen mußte. Dieſe Erſcheinung beruhte auf einem auch noch jezt wirkſamen Grund; wo der Deutſche bemerkt, daß in öffentlichen Dingen ſein Recht, ſeine ihm gebüh-

rende Theilnahme nur noch als ein Schein geſtattet wird, zieht er ſich lieber ganz zurück, und überläßt die Verantwortung des oberkeitlichen Mißbrauchs gutmüthig den Verſchuldern. Die Grafen hatten durch ihre Anmaßungen nach und nach eine faſt landesherrliche Macht über ihre Gaue errungen. Sie erbauten ſich feſte Burgen, um dieſelbe deſto ſicherer zu behaupten. Ihr Anſehen und ihr Gewicht ſtieg in dem Maaß, wie ihre Beſizungen ſich vermehrten. Man nannte ſie die Großen, die Vornehmen, die Würdeträger des Reichs, und gab ihnen, wie weiland den Königen, den Titel „erlauchte Männer.“ Sie ſind neben den reichen Grundbeſizern die Stammväter des hohen Adels, während ſich ſpäter aus ihrer Dienerſchaft der niedere heranbildete.

Ueber dieſen traurigen Gang der politiſchen Geſchichte des deutſchen Volks im neunten und den folgenden Jahrhunderten, mag uns die damals begründete Geiſteskultur wieder in etwas tröſten. Das Licht ging von den Klöſtern aus. Karls des Großen Verordnung wegen der Schulen fand, wie wir geſehen, in vielen geiſtlichen Anſtalten eine eifrige Befolgung. Ohnedies führte ſchon die ſizende, ſtille Lebensart der Mönche zu geiſtiger Beſchäftigung. Es bildete ſich nach und nach eine Art Literatur; die Klöſter vertauſchten unter einander ſeltene Bücher, oder ſchrieben ſolche gegenſeitig von einander ab. Die Schreibkunſt, als ein ſo vortreffliches Mittel der Erhaltung und Fortpflanzung alles geiſtigen Reichthums, wurde billig ſehr hoch gehalten; Aebte und Biſchöfe beſchäftigten ſich damit. Studirt wurden die Bibel, die Grammatik, die Geometrie; geleſen die Werke der Kirchenväter, die Legenden der chriſtlichen Märtyrer, und mit beſonderer Vorliebe die Pſalmen; man überſezte ferner aus dem Lateiniſchen in's Deutſche, und übte ſich, oft nicht unglücklich, in der Poeſie. Das wichtigſte aber ſind für uns die Kloſterjahrbücher. Sie entſtunden aus den Kalendern, worein man anfangs außerordentliche Naturereigniſſe, beſonders fruchtbare oder Mißjahre verzeichnete, und ſo allmälig auch andere Begebenheiten, welche das Gotteshaus betrafen, etwa die Ankunft eines Königs oder Fürſten, das Todesjahr eines Wohlthäters und dergleichen. Endlich erweckte die Bekanntſchaft geiſtreicher Mönche mit irgend einem der klaſſiſchen Alten mehr oder weniger glückliche Nachahmungen deſſelben. Es

bildete ſich ein eigenes Latein, welches den einfachen, gutmüthigen Sinn der damaligen Zeit getreu ausdrückt, und oft nur den Fehler eines übertriebenen Wortaufwandes hat. Vor der Zeit Karls des Großen erſchien kaum eine Urkunde ohne die gröbſten grammatikaliſchen Verſtoße, und nach ihm ſind die öffentlichen Inſtrumente auffallend beſſer; ſie wurden ſämmtlich von Mönchen ausgefertigt. Aber nicht allein lateiniſch, ſondern auch deutſch wurde damals geſchrieben; man ahmte hierin dem großen Kaiſer nach, welcher es ſelbſt verſucht hatte, eine deutſche Grammatik zu entwerfen. Wir haben gehört, was Ottfried auf Betrieb des Biſchofs von Konſtanz geleiſtet; zu Reichenau lebte damals ein ſächſiſcher Mönch, welcher eine ganze Sammlung von Schriften in ſeiner Mundart hinterließ. Vielleicht enthielt jenes Heft deutſcher Gedichte in der reichenauiſchen Bibliothek die von Karl geſammelten und nachmals durch den blinden Eifer König Ludwigs des Frommen zerſtörten uralten Heldengeſänge der Nation. Dieſer Verluſt war unerſezlich in Bezug auf unſere eigenthümlich nationale Bildung; es iſt für die Enkel Hermanns dadurch jene ganze großartige Vorzeit untergegangen; wir haben von ihr keine Erinnerungen als aus den Berichten unſerer Feinde. Und hier liegt der erſte Grund der deutſchen Selbſtverachtung, unſerer Ueberſchäzung alles Fremden, und von dem Mangel alles Nationalſtolzes. Wäre auf der Bahn, welche Kaiſer Karl eröffnete, getreulich fortgearbeitet worden, wo und was könnten wir ſeyn!

Auch die Anfänge der deutſchen Kunſt liegen in dem Jahrhundert der Karlinger. Man weiß, wie der Kaiſer ſelbſt ſie beförderte. Am unvollkommenſten war die Muſik, und die Malerei machte freilich auch mehr blos techniſche Fortſchritte; es iſt in den Gemälden jener Zeit eine handwerksmäßige Steifheit, aber bewunderungswürdig bleibt die Zartheit der Ausführung, die Pracht der Farben, und eine gewiſſe Nachahmung der Natur bis in ihre kleinſten Formen. Man verwendete dieſe Kunſt gewöhnlich zur Verzierung der Bücher, zu Tapeten und zu kirchlichen Ornaten, welche mühſam gewoben oder geſtickt wurden. Ein größerer Schwung lebte in der Architektur. Die erſten Pfalzen und Gotteshäuſer waren ohne allen Schmuck, ganz nach dem nächſten Bedürfniß errichtet; unter den Karlingern wurden die meiſten dieſer

Gebäude in einem größern und gezierteren Style neu aufgeführt, wie bei uns der Biſchof Hatto die Münſter zu Baſel und auf der Reichenau weitläufiger, maſſiver und würdiger erbauen ließ. Es herrſchte die ſogenannte byzantiniſche Bauart, welche ſich von der ſpäter aufgekommenen ſogenannten gothiſchen hauptſächlich durch mehr Einfalt und ihre runden Bogen unterſcheidet.

Drittes Kapitel.

Von den Zeiten der Herkunft des Hauſes Zähringen.

Als nach dem Tode König Dagoberts die fränkiſchen Hausmeier mehr und mehr ihre Macht erhoben, und endlich jener Pipin ſich als Fürſt der Franken ausrufen ließ, während das merovingiſche Haus in unwürdiger Dunkelheit verſchwand, mochten die Herzoge der unter Theutbert zur fränkiſchen Monarchie übergegangenen Völker das bisherige Band für gebrochen oder aufgelöst halten, und widerſezten ſich ſofort der Obergewalt des Uſurpators. Am kräftigſten erſchien Herzog Gottfried zu Allemannien; er errang ſeiner Würde die urſprüngliche Selbſtſtändigkeit, welche hierauf von ſeinen Söhnen mit mehr oder weniger Glück ein halbes Jahrhundert lang behauptet wurde. Nur waren das helvetiſche Land und der Elſaß von dem Herzogthum getrennt, und blieben abhängig unter den Hausmeiern. Endlich aber verlor nicht nur Herzog Theobald einen entſcheidenden Feldzug wider Pipin den Kurzen, ſondern es fiel auch ſein Sohn Landfried in die Hände des Feindes, worauf der Sturz der herzoglichen Würde in Allemanien erfolgt iſt.

Die Nachkommen weiland Herzog Gottfrieds blieben aber auch nach dieſem Unfall noch immer groß und mächtig in Schwaben. Es war bei ihnen die Grafſchaft der Baar, des größten Gaues in ganz Deutſchland, welcher von dem Bruder Landfrieds den Namen Bertholdsbaar, wie der ſüdliche Theil deſſelben von den Söhnen die Namen Adelharts- und Birtils-Baar erhalten hatte.

Sie wohnten auf dem Berge Buſſen im Eritgau; ihre Stammgüter lagen von da faſt durch ganz Schwaben zerſtreut; ſie erſchienen ſtets in ſehr vornehmer Verwandtſchaft, und bei vielen wichtigen Geſchäften des Reichs; endlich erlangten Berthold und Erchanger, die Söhne Chadalos, eines Urenkels jenes erſten Berthold, das Sendgrafenamt in Allemannien.

Zu derſelben Zeit aber hatte ſich das Geſchlecht der Herzoge aus Rhätien in der Baar feſtgeſezt und zu einer vorherrſchenden Macht erhoben; der Gedanke der Wiederherſtellung des allemanniſchen Herzogthums beſeelte daſſelbe. Doch erregte es dadurch nicht allein die Eiferſucht der eingebornen Fürſtenfamilie, ſondern auch beim Volk ſolchen Unwillen, daß Graf Burkard öffentlich hingerichtet, ſein Bruder meuchelmörderiſch erſchlagen, und ſeine Söhne mit ihrer Mutter in's Elend geſchickt wurden. Nach dieſem Ausgang ſeiner Nebenbuhler mochte Graf Erchanger die Hoffnung hegen, in dem nämlichen Streben glücklicher zu ſeyn, zumal da er ſich durch jenen Sieg über die Hungarn einen geachteten Ruf bei Hoch und Gering erworben hatte. Aber der ganze Plan ſcheiterte an der Feindſchaft Biſchof Salomons von Konſtanz. Dieſer Prälat, kaiſerlicher Kanzler und über zwölf Klöſter Abt, beſaß durch ſeine ausgebreitete Gelehrſamkeit und ſeinen durchdringenden Verſtand, ein ungemeines Anſehen. Den Kammerboten war er gram wegen früherer Geſchichten; ſie hinwiederum haßten ihn wegen ſeines Einfluſſes, und weil er vom König Arnulf viele Kammergüter zu Bodmann, wo ſie Hof hielten, zu erwerben gewußt. Die gegenſeitige Spannung wurde durch mancherlei Neckereien von Seiten des Biſchofs geſteigert, ſo, daß ſich die beiden Brüder ſeiner endlich gewaltſam bemächtigten, und ihn nach der Diepoldsburg bei Schienen in Verhaft ſchleppten. Auf dieſer Feſte hauste Bertha, Graf Bertholds Gemahlin, eine ſtrenge und gottesfürchtige Frau. Als ſie die Einbringung des Biſchofs vernahm, und wie er von den Kriegsknechten mißhandelt worden, ſchlug ſie voll ſchlimmer Ahnung mit den Worten an ihr Herz: „Der heutige Tag wird uns verderben.“

Inzwiſchen begaben ſich die Kammerboten nach Twiel, ließen Tag und Nacht an den Feſtungswerken arbeiten, und verſahen die Burg mit Lebensmitteln; auch das benachbarte Schloß Hohen-

friedingen wurde verſorgt. Aber mitten in dieſer Arbeit und kaum nachdem ſich Erchanger von ſeiner Partei als Herzog zu Allemannien hatte ausrufen laſſen, überraſchte ſie der Neffe des Biſchofs mit den Dienſtmannen von Konſtanz und Sankt Gallen, und befreite hierauf durch ihre Gefangennehmung ſeinen Oheim. Erchanger wurde nun wegen Landfriedensbruch in die Acht erklärt. Doch beugte das Unglück den Muth der beiden Brüder keineswegs; von den Mauern Twiels herab trozten ſie kühn ihrem Feind. König Konrad, aus dem Hauſe der Herzoge zu Franken, welcher ſeit dem Ausgang der Karolinger in Ludwig dem Kinde die oberſte Reichswürde trug, erſchien ſofort mit einem Heer, um die Aufrührer zu demüthigen; allein eine größere Gefahr rief ihn unverrichteter Sache in das Innere des Reichs. Hierauf ſammelten ſich die Anhänger des Königs und unternahmen gegen die Kammerboten eine Schlacht bei Wahlwies, unterhalb Stockach, im Jahr neunhundert fünfzehn; aber ſie wurden beſiegt, und Erchanger behauptete ſich zum zweitenmal als Herzog zu Schwaben. Da berief der Kaiſer auf Anrathen Biſchof Salomons einen allgemeinen Reichstag nach Altheim im Ries, und ließ dort die Sache der Kammerboten entſcheiden. Sie ſelbſt hatten ſich, im Vertrauen auf das königliche Geleit, dabei eingeſtellt; aber ſie wurden feſtgenommen, zum Tode verurtheilt, und alſobald wirklich enthauptet!

Dieſen Ausgang hatte die Unternehmung der Nachkommen Herzog Gottfrieds, die alte Würde über Allemannien an ihr Haus zu bringen. Man hat den Biſchof Salomon belobt als eine Zierde ſeiner Zeit; man hat nicht allein ſeinen Geiſt und ſeine Kenntniſſe bewundert, ſondern auch ſeine chriſtliche Geſinnung; doch, welches Licht werfen dieſe Geſchichten auf dieſelbe? Er fühlte ſelbſt, wie das vergoſſene Blut nach Verſöhnung ſchreie; der Stachel eines ſchuldbewußten Gewiſſens trieb ihn nach Rom, um ſich einen Ablaß zu erwerben. Jedenfalls aber ſpielte Graf Burkard die unwürdigſte Rolle. Er, welcher die Kammerboten beſonders zum Krieg wider den König aufgehezt, arbeitete heimlich auf's thätigſte an ihrem Sturz; hierauf, als ſie der Rachſucht und Intrike zum Opfer geworden, erhoben ihn die Großen des Landes zum Herzog!

Solchergeſtalt geſchah im Jahr neunhundert ſiebenzehn die Wiederherſtellung des Herzogthums Schwaben, hundert und dreißig Jahre ſeit deſſen Auflöſung durch Pipin den Kleinen; nach grauſamer Unterdrückung der alten Familie von einem eingedrungenen Fremdling. So lang König Konrad lebte, verwaltete Burkard das Land mit derſelben Unabhängkeit von aller königlichen Oberherrſchaft, in welcher Allemannien vor dem Anſchluß an das Reich der Franken beſtanden hatte. Als aber Herzog Heinrich von Sachſen auf den Thron der Deutſchen kam, entſtund hierüber ein blutiger Krieg, wodurch das Land zerrüttet und Burkhard endlich genöthigt wurde, ſich dem Kaiſer zu unterwerfen; auf dem Reichstag zu Worms, im Jahr neunhundert zwanzig empfing er von demſelben das Herzogthum Schwaben feierlich zu Lehen. Sonſt war Burkhards Verwaltung nicht ohne Verdienſt; er hielt die Ungarn glücklich von neuen Einfällen ab, beſiegte den König von Burgund, welcher das helvetiſche Allemannien mit ſeinem Reich vereinigen wollte, und herrſchte allenthalben als ein ſtrenger Richter obwaltender Streitigkeiten. Auch verdankten ihm die Gotteshäuſer manche Vergünſtigung. Im Breisgau, am Eingang des Elzthals, gegenüber der weiland römiſchen Feſte Kaſtelberg, gründete er zu Waldkirch auf Betrieb ſeiner Gemahlin ein Kloſter für vornehme Töchter; ſeine eigene war darin die erſte Vorſteherin. Zu Gunſten des Stiftes Ettenheim entſchied er an dem öffentlichen Landgericht zu Kinzdorf, in Gegenwart der Grafen und einer Menge Volks aus dem Breisgau und der Ortenau, die Mißhellung, welche zwiſchen den ettenheimiſchen und waldkirchiſchen Dienſtleuten entſtanden war, da jene aus Uebermuth wegen der Macht ihres Schuzherrn, des Herzogs, den leztern die Frucht abgemäht und eingeſcheuert hatten. Seinem ehemaligen Widerſacher, dem König Rudolf von Burgund, hatte Burkhard ſeine Tochter Bertha zur Gemahlin gegeben, von welcher Fürſtin gerühmt wird, daß ſie ihrem Manne die Kleider ſelbſt geſponnen und genäht. Nun zog der Herzog in einem Kriege ſeines Schwiegerſohnes nach Italien, und wurde daſelbſt meuchelmörderiſch erſchlagen; und ſo rächte ſich das Blut weiland der Kammerboten Erchanger und Berthold.

Unſerm Vaterland geſchah durch den Tod Burkhards der

größte Schaden dadurch, daß die Ungarn gleich wieder hereinbrachen. „Dieſe Ungarn, ſagt ein Zeitgenoſſe, ſind nur kleine Männer; aber ihr Ausſehen iſt abſcheulich. Sie verlaſſen ihre Pferde nie, und ſind darauf ſo ſchnell, und im Pfeilſchießen ſo gewandt, daß man ihnen nichts anhaben kann. Sie leben kaum wie die Menſchen; ihre Nahrung iſt rohes Fleiſch, und ihr Trank das Herzblut beſiegter Feinde.“ Seit den Zeiten König Arnulfs hatten ſie Deutſchland wiederholt durchzogen, und erſchienen jezt ſeit jener Niederlage am Inn das erſtemal, aber auch um ſo verheerender wieder. Durch Baiern kamen die wilden Horden an den Bodenſee. Die Stadt Konſtanz und das Kloſter Reichenau leiſteten ihnen glücklichen Widerſtand; aber die ganze Gegend umher wurde verwüſtet. Die Mönche von Rheinau flüchteten ſich in die Tiefe des Schwarzwaldes zu ihren Brüdern an der Alb. Der Feind zog auf beiden Seiten des Rheins herab; nichts blieb verſchont; jedem Dorfe verkündete der Rauch von dem Brande des vorhergehenden ihre Ankunft. Endlich, als ſie bei Säckingen ankamen, erhob ſich in der Nacht ein Mann aus dem Frickthal, Namens Hirminger, Vater von ſechs Söhnen, mit einer tapfern Schaar, überfiel und vernichtete die Abtheilung am linken Ufer. Hierdurch wurde die andere zu einem ſchnellen Abzug genöthigt; ſie wandten ſich dem Walde zu, fällten Stämme zu Flößen und fuhren den Strom hinab nach dem Elſaß, wo ihnen Graf Luitfried eine blutige Schlacht lieferte, derſelbe Luitfried, welcher als der dritte Stifter der Abtei Sankt Trutbert angegeben wird.

Da von Burkard nur ein unmündiger Sohn hinterblieben, ſo geſchah es, daß der fränkiſche Graf Hermann durch eine Heirath mit der Mutter deſſelben an das Herzogthum Schwaben gerieth, ein dem königlichen Haus treu ergebener Mann. Vorzüglich that er ſich hervor in dem Kriege König Otto des Großen wider die Feinde ſeiner Erhebung zum Thron. Dieſe aufrühreriſche Partei war ſehr ſtark und zählte außer dem König von Frankreich die nächſten Anverwandten Otto's, ſeinen Bruder und ſeine Schwäger. Der Schauplaz des Kampfes eröffnete ſich am Rhein, wo die Stadt Breiſach mit ganz Elſaß und Lothringen von den Rebellen beſezt worden. Nachdem der König ein lang zweideutiges Treffen glücklich gewonnen, belagerte er Breiſach. Nie war ſeine Lage

gefährlicher; alle Fürſten bis auf den Herzog von Schwaben, deſſen Bruder und den Burggrafen von Worms, verließen ihn; doch, was großen Seelen eigen iſt, er ſich ſelbſt nicht. Und das Glück ſchenkte ihm auch den Sieg; die Anführer der Widerpartei wurden eines Tages bei einem Gaſtmahl von den Getreuen des Königs plözlich überfallen; der eine fiel durch das Schwert, der andere ertrank im Rhein, und ihr Kriegsvolk ſtürzte ſich in die Flucht, worauf Breiſach die Thore öffnete.

König Otto war nun Herr des ganzen Rheinlandes. Das Herzogthum Lothringen und die fränkiſchen Landſchaften bis zum Kraichgau herauf gab er an Konrad, den Burggrafen; das Uebrige bekam Hermann. Durch dieſe Theilung verſchwand jenes alte Herzogthum Rheinfranken, und der Hauptbeſtandtheil ſeiner Länder ging nachmals in die Pfalzgrafſchaft bei Rhein über. Nämlich ſchon König Heinrich hatte in Lothringen die pfalzgräfliche Würde errichtet, um die Gewalt des dortigen Herzogs zu beſchränken. Als nun durch den Gang der Ereigniſſe das herzogliche Anſehen mehr und mehr abnahm, erhob ſich der rheiniſche Pfalzgraf um ſo leichter zum höchſten Anſehen des Landes; er erwarb eigene Güter und gründete dadurch eine Herrſchaft, welche ſich bis in die neueſte Zeit erhalten hat, während die übrigen Pfalzgrafſchaften längſt in Abgang gekommen.

Herzog Hermann zu Schwaben ſtarb im Jahr neunhundert acht und vierzig, und die erledigte Würde ging auf den Gemahl ſeiner Tochter, den Sohn König Otto's über. Dieſer war Leutolf, ein unglückliches Opfer fremder Herrſchſucht; er verlor das Herzogthum durch einen Aufſtand wider ſeinen Vater, und bald darauf das Leben auf einem Kriegszug nach Italien. In die erledigte Würde aber trat jezt der gleichnamige Sohn weiland Herzog Burkhards. Seine Verwaltung des Landes mochte nicht ohne Verdienſt ſeyn; aber er hat ſich beinahe nur durch auswärtige Kriegsthaten hervorgethan, beſonders an jenem Tag auf dem Lechfeld, wo die Ungarn endlich für immer von den deutſchen Greuzen zurückgeſchreckt wurden; und alsdann in Italien wider die Feinde des Kaiſers. Sein Alter würdigte Burkhard durch Beförderung der Gotteshäuſer; er ſtarb kinderlos im Jahr neunhundert drei und ſiebenzig, auf der Burg Twiel, ſeiner gewöhn-

lichen Wohnung. Die herzogliche Würde erbte ſofort an Otto, den Sohn Herzog Leutolfs; doch blieben der Wittwe des Verſtorbenen, der Herzogin Hedwig, die Erbgüter des burkhardiſchen Hauſes, mancherlei Verwaltungsrechte und die Schuzvogteien mehrerer Klöſter mit dem Titel einer Reichsverweſerin zu Schwaben. Sie war die Tochter des Herzogs von Sachſen, und hatte in ihrer Jugend den griechiſchen Kaiſer Konſtantius heirathen ſollen; ſie liebte die griechiſche Sprache und Literatur bald mehr, als ihren laſterhaften Bräutigam, und wußte ſich endlich deſſelben zu entledigen, um ganz der Wiſſenſchaft anzugehören. Den Herzog Burkhard nahm ſie nur, weil er ſchon alt war, und ihrem Vater zu gefallen; die Erhaltung der jungfräulichen Reinheit auch in der Ehe, galt damals für ein großes Verdienſt. Als Wittwe lebte ſie zu Hohentwiel in ſtrenger Zurückgezogenheit der Andacht und dem Studium des klaſſiſchen Alterthums. Der ſanktgalliſche Pörtner Ekehard war ihr Lehrmeiſter, ein junger Mann von heroiſcher Geſtalt, mit durchdringenden Augen und von den gefälligſten Manieren, der beſte Kenner der Alten, und in allen Geſchäften gewandt. Ekehards Gemach ſtieß zunächſt an das der Herzogin. Täglich kam ſie, nach Verrichtung des Morgengebets, in Begleitnug einer Magd zu ihm herüber; um allen Verdacht zu entfernen, blieb die Thüre offen. Nicht ſelten geſchah es, daß hohe Gäſte, Grafen und Fürſten, welche Twiel beſuchten, die ſchöne Frau bei dem gelehrten Mönche fanden, im Diskurs über irgend ein Werk der Griechen oder Römer!

Nach dem Tode Otto's, der zu Schwaben auch das Herzogthum Baiern erworben hatte, gab König Otto der Andere beide Würden dem rheinfränkiſchen Herzog Konrad, welcher ſie in eifriger Treue für das kaiſerliche Haus bis neunhundert ſieben und neunzig verwaltete, wo ihm ſein Neffe Hermann nachfolgte, ein Fürſt von ſolchem Anſehen, daß ihn auf den Hinſcheid des Königs eine Parthei an das Reich erwählte. Doch mußte er unterliegen, und überließ bald darauf das Herzogthum ſeinem gleichbenannten, für die Geſchäftsführung noch zu jungen Sohn. Daher war damals eine ungemein traurige Zeit; alle Verhältniſſe lagen in Verwirrung, die Gottesäuſer zerfielen, und von den Großen des Landes that ein jeder, wozu er Macht genug hatte. Da erſchien der neue

König Heinrich, um Friede und Ordnung wieder aufzurichten. Bei dieſer Gelegenheit verpflanzte derſelbe das Kloſter auf dem Bergſchloß Twiel nach dem Orte Stein am Rhein, welcher während der ungariſchen Einfälle von dem Grafen von Buchhorn war mit Wällen umgeben worden; alsdann empfing das Stift Reichenau aus ſeiner Hand eine große Anzahl Güter in verſchiedenen Gauen; endlich ſchlug er ſowohl das Gotteshaus zu Stein, als die Abteien Gengenbach, Schuttern und Ettenheim zu dem von ihm neu gegründeten Bisthum Bamberg.

Auf den frühen Tod Hermanns trat deſſen Schwager Ernſt, der Sohn Markgraf Leutolds von Oeſtreich, in die Würde eines Herzogs zu Schwaben, ſtarb aber bald an einem unglücklichen Pfeilſchuß auf der Jagd. Sein Erſtgeborner iſt jener Herzog Ernſt, von welchem die Sage des Volkes ſo wunderſame Abenteuer erzählt hat. Sein ganzes Elend entſprang aus ſeiner Anſprache an das Erbe des burgundiſchen Reiches, während König Konrad daſſelbe als ein der deutſchen Krone zugeſprochenes Vermächtniß behauptete. Dieſe Angelegenheit wurde der Zunder einer blutigen Parteiung durch ganz Schwaben; allenthalben erhoben die Großen ihre Waffen wider einander, endlich mit dem Grafen Welf der Herzog ſelbſt wider den König, und zum zweitenmal, nachdem er im erſten Krieg ſich hatte unterwerfen müſſen. Aber auch jezt ſchien ihm kein beſſeres Glück; geächtet und von allen verlaſſen, welche die Rache des gewaltigen Kaiſers fürchteten, mußte er ſich mit dem einzigen Freunde und Waffenbruder, der ihm noch treu geblieben, mit Graf Werner von Kyburg, nach den Wildniſſen des Schwarzwaldes flüchten, auf die Burg Falkenſtein, in der untern Baar. Durch Ueberlieferung Werners, in welchem Konrad den Hauptanſtifter des ganzen Aufſtandes ſah, hätte ſich der Herzog noch retten können; aber er gab den königlichen Unterhändlern großmüthig zur Antwort: „Eher will ich Alles einbüßen, als meinen Freund verrathen.“ Als zu Falkenſtein endlich die Nahrung ausging, rafften die beiden Unglücksgefährten alles zuſammen, was ihnen noch anhing, und drangen gegen Schwaben vor. Da erſchien mit überlegener Macht Graf Mangold von Nellenburg, Schirmherr zu Reichenau, deſſen Beſizungen zunächſt gefährdet waren. Voll verzweifelnden Muthes

ſtürzte ſich Ernſt an der Spize ſeines Häufleins in den Feind. Es wurde mit äußerſter Erbitterung geſtritten; endlich fiel der Herzog, ritterlich, hinter einem Wall von Leichen. Hierauf fiel Werner, ſein Freund bis in den Tod; aber auch Graf Mangold fiel, zur Sühne der unglücklichen Waffenbrüder!

Nach dieſem Ausgang Herzog Ernſts ſezte König Konrad deſſen Bruder Hermann unter Vormundſchaft über Schwaben; um ſo ungehinderter ſchaltete ſeine eigene Hand in dem Herzogthum. Er erwarb ſich viele neue Erbgüter, worunter ein Hof zu Baden im Ufgau war; die uralten Münſterthaler Silberbergwerke im Breisgau ſchenkte er an das Bisthum Baſel; den jungen Hermann führte er bei einem Kriegszug mit nach Italien, wo derſelbe ſtarb. Nach ſeiner Zurückkehr verlieh er ſowohl das Königreich Burgund, als die herzogliche Würde über Baiern und Schwaben ſeinem Sohn Heinrich. Zu einer ſolchen Höhe erhob ſich dieſer Konrad. Zum Glück für die Reichsfreiheit ſtarb er bald darauf; denn Heinrich der Dritte war nicht der Mann, um eine ſo widernatürliche Gewalt in die Länge zu behaupten. Das ſchwäbiſche Herzogthum erhielt ſofort der rheiniſche Pfalzgraf Otto, und nach deſſen baldigem Hinſcheid der Markgraf Otto von Schweinfurt, eine Kreatur des Königs, von welchem nichts bemerkt worden iſt, als ſein Todestag.

Damals war Graf Berthold im Breisgau einer der verdienteſten Männer am Hof. Zum Lohn dieſer Verdienſte gab ihm der König die Anwartſchaft auf das Herzogthum Schwaben. Als aber Otto von Schweinfurt mit Tod abging, war Heinrich ſchon geſtorben, und die Kaiſerin Wittwe verlieh die erledigte Würde ihrem Günſtling, dem Grafen von Rheinfelden; Graf Berthold hingegen wurde mit dem Herzogthum Kärnthen befriedigt.

Dies ſind die Schickſale der herzoglichen Würde zu Schwaben ſeit dem Ausgang Graf Erchangers, welcher deren Wiederherſtellung zuerſt unternommen, bis in die Tage König Heinrich des Vierten, alſo eines Zeitraums von hundert und etlichen vierzig Jahren, wozwiſchen das Land, obwohl vielfach von Kriegsnoth heimgeſucht, durch die Aufnahme der Klöſter und Städte, durch die Vervielfältigung des Handels und Wandels, und die Entwicklung aller bürgerlichen Verhältniſſe dennoch einer beſſern Kultur glücklich entgenreifte.

Erchanger hatte einen Sohn hinterlaſſen, Namens Guntram, den Erben ſeiner Geſinnung, aber auch ſeines Unſterns. Es verwaltete derſelbe die Grafſchaften im Breisgau. Durch Sparſamkeit und zwei vortheilhafte Ehen erwarb er ſich ſolches Gut, daß man ihn den Reichen nannte. Dieſer Landbeſiz und ſeine Abkunft mochten ihm ein Gewicht verſchaffen bei der Parthei wider König Otto den Großen, an deren Spize König Berengar von Italien ſtund. Als nun Berengar im Jahr neun hundert zwei und fünfzig zur Unterwerfung nach Augsburg an die Reichsverſammlung kam, ſo konnte auch Guntrams Antheil nicht unberührt bleiben; er wurde ſeiner Würden und Lehengüter entſezt. Die Grafſchaft des Breisgaus erhielt Leutolf, der Sohn des Kaiſers; die Beſizungen aber ſchenkte dieſer größtentheils an die Kirchen. Die breisgauiſchen, nämlich den königlichen Hof Riegel mit allen Zubehörten in fünfzehn Ortſchaften, erhielt Einſiedeln, und das Uebrige kam nachmals auf Bitten beſonders Herzog Burkards an das Domſtift zu Konſtanz, die elſäßiſchen aber geriethen an die Stifte Peterlingen und Lorſch.

Jene zwei Gemahlinen Guntrams waren vielleicht die Urſache der Trennung ſeiner Nachkommenſchaft in zwei verſchiedene Linien, woraus im dritten Geſchlecht die beiden Häuſer von Zähringen und von Habsburg entſtunden. Welche Verdienſte das erſtere durch Beförderung der Städte und des bürgerlichen Weſens ſich um das Vaterland erworben habe, werden wir ſehen; und an demſelben Tage, als mit Herzog Berthold der zähringiſche Mannsſtamm zu Grabe gieng, erblickte Rudolf von Habsburg das Licht der Welt, der Gründer des Hauſes Oeſtreich und Wiederherſteller Deutſchlands!

Guntrams Söhne waren Berthold, Birtilo und Gebhard, aus der erſten, Landold und Lanzelin aus der zweiten Gemahlin. Von Birtilo, der ohne Leibeserben verſtarb, wiſſen wir, daß er die obere Grafſchaft des Breisgaus verwaltet, und das Kloſter Sulzburg geſtiftet habe. Gebhard ehelichte Bertha, die Schweſter Graf Friedrichs von Büren, des Stammvaters der Hohenſtaufen. Landold war Graf im Thurgau, Lanzelin aber im Klekgau, welche Grafſchaft ſchon ſein Großvater, Herzog Erchanger beſeſſen; er nannte ſich von Altenburg, der uralten klekgauiſchen

Mahlſtatt, wo ſein Siz war. Der Sohn Lanzelins iſt nun Ratbod, der Erbauer des Schloſſes Habsburg, der Wiege von Oeſtreich. Der Sohn aber Graf Gebhards und Frau Berthas iſt Berthold, dieſes Namens der Vierte im Geſchlechte Herzog Gottfrieds, Graf zu Breisgau und in der Ortenau, der Vater Herzog Berthold des Erſten von Zähringen, und Großvater Markgraf Hermann des Erſten von Baden.

Viertes Kapitel.

Vom älteſten Adel der badiſchen Lande.

Zu der Zeit, da das Haus Zähringen in der Geſchichte bekannt wird, blühten ſchon in allen Gauen unſrer Heimath zum Theil reiche und berühmte Geſchlechter des Adels. Es waren die Nachkommen der alten Gaugrafen, und diejenigen von den freien Grundbeſizern, welche ſich durch ein größeres Vermögen im Stande ſahen, ihre urſprüngliche Unabhängigkeit zu behaupten. Jene erbten den gräflichen Tittel in ihren Familien fort; dieſe aber nannten ſich Edelmänner oder Freiherren, während wir ſie, zum Unterſcheid des niedern Adels, welcher bald zahlreich genug an ihrer Seite heranwuchs, mit dem griechiſchen Worte Dynaſten bezeichnen. Viele derſelben, beſonders die in abgelegenen Gegenden anſäßig waren, im Albgau, in der Baar und dergleichen, haben ſich lange erhalten, und den Ruhm eines wohlthätigen, wenn auch weniger gekannten und glänzenden Wirkens zurückgelaſſen, während die größere Zahl wohl auch in jene verderbliche Herrſchſucht verfiel, womit die Grafen zuerſt die freie Bauerſchaft ihrer Gaue unter das Joch der Zinsbarkeit oder Leibeigenſchaft gebeugt haben.

An der äußerſten Grenze des Großherzogthums gegen Morgen, wo die Schuſſen in den Bodenſee tritt, ſaßen auf ihrer angeſtammten Burg die Grafen von Buchhorn. Ihre Väter hatten die Grafſchaft des Linzgaus und des anſtoßenden Argengaus

verwaltet. Der berühmteſte Mann aus dem ganzen Hauſe war Biſchof Gebhard der Seelige, der Stifter von Petershauſen, ſeit Salomon dem Großen der dritte Vorſteher der Kirche zu Konſtanz, ein würdiger Nachfolger ſeines Lehrers, des heiligen Biſchofs Conrad. Den Ort des neuen Kloſters hatte er durch Tauſch von der Abtei zu Reichenau erworben. Die Anſtalt ſelbſt wurde mit einſiedliſchen Mönchen bevölkert, und von dem Gründer reichlich begabt mit Gütern und Leuten in verſchiedenen Gauen. Die Köche, Bäcker, Fiſcher und dergleichen nahm derſelbe aus ſeinem eigenen Stift und übergab ſie der Abtei, mit völliger Befreiung von der todten Hand, das heißt, ſo daß ſie nicht als leibeigne, ſondern als freie Dienſtbothen um den Lohn arbeiteten, und ihre Erſparniß vererben konnten. Man ſieht hieraus, wie damals unter der geiſtlichen Herrſchaft vieles milder war, als unter der weltlichen, und wie ſofort die Bereicherung der Klöſter natürlich erfolgen mußte, da das Volk den Krummſtab jeder andern Oberkeit vorzog. Gebhard ſtarb im Jahr neunhundert ſechs und neunzig nach einer ſechszehnjährigen ſtillen und lobwürdigen Verweſung; hundert und vierzig Jahre ſpäter wurde er vom Pabſt Innocenz heilig geſprochen. Von Gebhards drei Brüdern pflanzte Ulrich als Graf zu Bregenz das Geſchlecht fort, während Reichard, ſeines Vaters Bruderſohn, den buchhorniſchen Stamm erhielt, deſſen Beſizungen nachmals an das welfiſche Haus übergingen.

Kein ſchwäbiſcher Adel war lange Zeit damals ſo mächtig und berühmt, wie dieſe Welfen. Sie hatten ihren Geburtsort etliche Meilen oberhalb Buchhorn zu Altdorf an der Schuſſen, in dem romantiſchen Thal, wo jezt die Stadt Ravensburg liegt. Die welfiſchen Erb- und Lehngüter waren durch viele Gaue zerſtreut, vor den Grenzen Baierns durch Schwaben herein an den Bodenſee, über den Schwarzwald und bis über den Rhein. Der welfiſche Name erſcheint in faſt allen wichtigen Geſchäften des Reichs, wie in den Geſchlechtstafeln faſt aller andern großen Häuſer. Der erſte bekannte Anherr des Hauſes lebte ſchon lang vor der karlingiſchen Zeit. Unter Karl dem Großen erwarb ſein Enkel die Grafſchaft Altdorf, und der Nachkomme dieſes Stammvaters war jener Welf, der aus der Geſchichte Herzog

Ernſts bekannt iſt, der Erbauer von Ravensburg. Seines Groß⸗vaters Bruder war jener Biſchof zu Konſtanz, welcher unter dem Namen des heiligen Conrad aus einer langen Reihe von Vor⸗ und Nachweſern rühmlich hervorleuchtete; die Aufnahme ſowohl der Wiſſenſchaft als Sittlichkeit bei dem konſtanziſchen Klerus, mehrere Kirchen in der Gegend von Konſtanz, und das Spital dieſer Stadt haben billig ſein Gedächtniß bei der Nachwelt er⸗halten. Die nächſten Nachbarn des welfiſchen Stammſitzes waren im Linzgau, außer dem gräflichen Hauſe Buchhorn, die Grafen von Heiligenberg und von Pfullendorf, deren Anfänge jezt aber nicht mehr bekannt ſind.

Unter allem hegauiſchen Adel that ſich Graf Eberhard von Nellenburg durch Herkunft, Reichthum und Frömmigkeit her⸗vor. Schon in den karlingiſchen Zeiten verwaltete ſein gleich⸗namiger Anherr die Grafſchaft des Zürichgaus; die Kinder deſſel⸗ben waren Reginlind, Gemahlin Herzog Burkards von Schwa⸗ben, alsdann Mangold, und Gottfried, der Vater Ebbos, welchem Hedwig, eine Tochter Herzog Hermanns, den Eberhard gebar. Graf Eberhard ſelbſt ehelichte Itha, aus dem gräflichen Hauſe von Kirchberg, und erzeugte mit ihr vier Söhne, welche nachmals in hohen Würden geglänzt haben. Um noch ein Werk ſeiner frommen Geſinnung zu hinterlaſſen, ſtiftete er im Jahr tauſend zwei und fünfzig ein Benediktinerkloſter, wenige Meilen von ſeiner Stammburg, in einer anmuthigen Gegend am Rhein, nicht weit oberhalb des großen Falles, gegenüber von dem Orte Feuerthalen, wo weiland das römiſche Forum Tiberii liegen mochte. Das neue Gotteshaus baute Graf Eberhard in der Ehre aller Heiligen, und begabte es mit den nahen Schifferwoh⸗nungen am Ufer des Stromes, und mit vielen Gütern vom Schwarzwald bis in die Alpen. Hierauf that er eine Wallfahrt nach Compoſtella jenſeits der Pyrenäen, und verlebte ſeine noch übrigen Tage als Mönch.

Ein zweites hegauiſches Grafengeſchlecht war das von Oehnin⸗gen. Den Ort dieſes Namens, welcher bei Stein am Rhein in einer lieblichen und fruchtbaren Umgebung liegt, ſchenkte weiland König Otto der Große mit vielem andern Gut dem Gemahl ſeiner Tochter Richlinde, dem niederrheiniſchen Grafen Kuno.

Die Kinder dieſes Herrn kamen in ſehr vornehme Verbindungen und Würden; Itha heurathete den Grafen Rudolf zu Altdorf, von ihren Schweſtern die eine den Grafen zu Rheinfelden, eine andere den Grafen von Diezen, und eine dritte den König der Rugier; Egbert wurde Markgraf von Staden, ſein Bruder Kuno aber, da er ſich ohne Nachkommenſchaft ſah, gründete zu Oehningen ein Chorherrenſtift für Auguſtinermönche, und übergab es ſeinem Oheim, Biſchof Conrad dem Heiligen zu Konſtanz. Mit ihm verſchwindet ſein Haus, und es treten die Herren von Höwen hervor, das eigentlich hegauiſche Dynaſtengeſchlecht.

Im ganzen Klekgau ſaß der reichſte Freiherr zu Weißenburg auf einem Hügel bei Weißweil, umgeben von Höfen und Ortſchaften, wovon ihm der größte Theil zinsbar oder eigen war. Im nächſten Verhältniß ſtund ſein Geſchlecht zur Abtei Rheinau; ſchon Othram hatte im Jahr achthundert ſechs und ſiebzig vor ſeiner Wallfahrt nach Paläſtina eine Schenkung an das Gotteshaus gethan, und hundert dreißig Jahre ſpäter wählte daſſelbe den Leuthold zum Schirm- oder Kaſtvogt. Das Schirmherrn-Amt ſtammte aus der erſten Zeit des Aufblühens der Kirchen, und hatte ſeinen Grund in dem Verbot der Geiſtlichkeit, ihre weltlichen Geſchäfte ſelbſt zu betreiben. Der Kaſtvogt ſchirmte das Kloſter vor Feindesnoth, er richtete über deſſen Leute, und zog die Gefälle ein. Wie hätte ſo viel Gewalt können ohne Mißbrauch bleiben? Bald erhoben ſich viele Kaſtvögte zu wahren Herren ihres Kloſters, ſchlugen beliebig von dem geiſtlichen Grund und Boden zu dem ihrigen, oder erpreßten von den Gotteshausleuten allerlei ungebührliche Steuern und Dienſte. Dies Unweſen nahm endlich ſo ſehr überhand, daß viele reiche Stiftungen dabei faſt zu Grunde gingen. So hatten die helvetiſchen Grafen von Lenzburg das Stift Rheinau aufs härteſte bedrängt, bis Leuthold von Weißenburg erſchien, welcher ſein Amt rühmlicher verwaltete, und bei ſeinem Ableben die rheinauiſche Kirche mit der weißenburgiſchen Erbſchaft beſchenkte, welche zerſtreut in mehreren Dörfern des Klekgaus lag. Die Grafſchaft dieſes Landes verwaltete noch immer ein Zweig von dem Hauſe Guntrams des Reichen, und Lanzelin, den Vater Ratbods, nennt man eigens einen Grafen von Altenburg; alſo iſt jenes

klelgauiſche Dorf die Wiege des berühmten Geſchlechtes von Habsburg oder Oeſtreich.

Die Grafſchaft des Albgaus theilte ſich in die obere und untere. Dort war Stühlingen, hier Hauenſtein der bezeichnende Ort. Von dem ſtühlingiſchen Grafengeſchlecht ſind kaum einige Namen bekannt; der hauenſteiniſche Antheil kam aus unbekannter Hand an das Haus Habsburg. Sonſt blühte in der obern Grafſchaft die Familie der Freiherren von Krenkingen und von Berau, und in der untern beſonders die von Tiefenſtein. Aber allenthalben herrſcht noch großes Dunkel; man weiß nur, daß Herr Gottfried von Berau den Berg dieſes Namens mit ſeiner väterlichen Stammburg an das Gotteshaus Sankt Blaſien ſchenkte, und Herr Marquard von Krenkingen auf ſeinem Stammgut Tezelheim eine geiſtliche Anſtalt gründete, welche dem Chorherrnſtift zu Oehningen einverleibt ward.

Das Kloſter Sankt Blaſien hatte gegen neunzig Jahre nach ſeiner Vereinigung mit Rheinau in Reginbert von Seldenbüren, einem Freiherrn aus dem Zürichgau, den zweiten Stifter erhalten. Dieſer fromme Ritter, der Welt und ihres Getriebes müde, zog ſich völlig in die Einſamkeit des Schwarzwaldes zurück. Er verwandelte die hölzernen Zellen an der Alb in ein ſteinernes Gebäude, ſchenkte dem neuen Gotteshaus ſein väterliches Erbe, und erwarb ihm vom König Otto dem Großen, unter welchem ſein Arm weiland gekämpft, die nächſte Wildniß, und das Recht der freien Wahl ſowohl des Vorſtehers als des Schirmvogts. Durch dieſe neue Stiftung hörte der alte Verband mit Rheinau auf und die ſanktblaſiſchen Mönche wählten aus ihrer Mitte jezt einen Abt, den bisherigen Prior Beringer, welchen Biſchof Conrad der Heilige von Konſtanz hierauf einweihte. Von nun an beeiferte ſich der benachbarte Adel, durch milde Gaben für das Gotteshaus den Lohn des ewigen Lebens zu verdienen. Sankt Blaſien ſtieg in kurzer Zeit zu einer glücklichen Blühte empor, da Abt Beringer ſeiner Anſtalt auch den Geiſt der Wiſſenſchaft eingepflanzt hatte und würdige Nachfolger fand.

Der vornehmſte Adel in der Baar waren die Grafen von Kirnberg, von Sulz, Hohenberg, Heigerloh, Sigmaringen, Vehringen und Gamertingen, nebſt den Dynaſten von Wartenberg,

Falkenſtein, Lupfen, Waldau und Wolfach. Jene entſproßten wohl größtentheils aus dem Hauſe Herzog Burkhards von Schwaben; für uns haben nur das ſulziſche und lupfiſche Haus Intereſſe, da ſie ſpäter in den Beſiz der Landgrafſchaften Klekgau und Stühlingen-geriethen, und das waldauiſche, aus welchem Heſſo und Hezel, die Stifter der Abtei Sankt Georgen, ſtammten. Seit uralter Zeit beſaß die Familie das Kaſtvogteiamt über Reichenau, und wahrſcheinlich iſt es der nämliche Adel, welcher im Breisgau, hinter dem Kaiſerſtuhl auf der Feſte Uſenberg am Rheingeſtad, ſeine väterliche Behauſung hatte.

Das uſenbergiſche Haus, die Edlen von Schwarzenberg, von Röteln und der Graf zu Neuenburg waren die erſten der breisgauiſchen Großen. Im Jahr tauſend zwei und fünfzig gründete Heſſo von Uſenberg eine Kirche zu Eichſtätt, und zwanzig Jahre ſpäter deſſen gleichnamiger Sohn, vielleicht eben jener Mitſtifter von Sankt Georgen, eine Zelle zu Rimſingen, welche aber bald wegen der zu großen Gangbarkeit des Ortes nach Grüningen, und von da endlich, durch den heiligen Ulrich, in die Vorhügel des Schwarzwaldes verlegt wurde. Ulrich war als Knabe von ſeinen Aeltern dem geiſtlichen Stande beſtimmt worden. Da Kaiſer Heinrich der Dritte ihn aus der Taufe gehoben, erhielt er eine gute Erziehung; er machte viele und zum Theil große Reiſen, und hätte in den erſten geiſtlichen Würden glänzen können, aber ſein ganzes Streben gieng allein auf die Vervollkommnung des klöſterlichen Lebens. Nachdem er in Helvetien mehrere Gotteshäuſer eingerichtet, kam der fromme Mann zur Leitung der neuen Zelle nach Grüningen, welcher Ort von Herzog Berthold, dem Stammvater des Hauſes Zähringen, eingetauſcht worden; doch ſchien ihm nachmals die uralte Zelle Villmars, in dem Thalgrund, wo von der Hofsgrunder Höhe die Möhlin herabfällt, für eine geiſtliche Niederlaſſung geeigneter. Dieſen einſamen, ſtillen, mit hohen Bäumen und grünen waſſerreichen Wieſen umgebenen Ort erwarb Ulrich aus der Hand des Biſchofs zu Baſel, und gründete ſofort in der Ehre der Apoſtel Peter und Paul das Gotteshaus ſeines Namens. Aber ſein Eifer ruhte noch keineswegs. „Um auch das weibliche Geſchlecht, wie eine alte Schrift ſagt, von den Pforten der Hölle zu retten, ſammelte er

aus der Umgegend alle gottergebnen Jungfrauen, Wittwen und des Eheſtandes überdrüſſigen Weiber, und errichtete zu Bolsweil ein Kloſter für ſie.“ Beide Kirchen ſtanden als Tochterſtifte unter der Abtei Klugny, welche damals einen ungemein verbreiteten Ruf hatte. Ulrich ſtarb im Jahr tauſend vier und neunzig, nach einem überaus thätigen und nicht unverdienſtlichen Leben; wenn die Verwalter der weltlichen Geſchäfte einen ſo lebhaften und ſo unermüdeten Eifer bezeigt hätten, wie dieſe Diener der Kirche, um wie viel beſſer müßte es mit uns ſtehen!

Der Herr von Schwarzenberg war Schuzvogt über das Frauenſtift zu Waldkirch; ſeine Stammburg lag auf einer waldigen Höhe am weſtlichen Abhang des Kandels. Der mächtigſte Dynaſt aber im Breisgau mochte der Freiherr von Röteln ſeyn, welcher bei dem uralten Kirchorte dieſes Namens, auf einem zahmen Hügel am Ausgang des geſegneten Wieſenthals ſeine väterliche Burg bewohnte. Herr Dietrich verwaltete das Schirmamt über die diesſeitigen Güter der Kirche Sankt Alban zu Baſel; ſein Name vererbte ſich, nach der Sitte der Zeit, bis in’s vierte und fünfte Geſchlecht; das ganze Haus aber erloſch ſchon dritthalb hundert Jahre nach ihm.

Unter den ortenauiſchen Großen thaten ſich wohl einzig die Freiherren von Geroldseck durch ihren Beſitzthum und als Schuzvögte der Stifter Ettenheimmünſter und Schuttern beſonders hervor. Sie bewohnten einen Berg hinterhalb Lahr; ihre Güter erſtreckten ſich vom Rheine über den Schwarzwald bis nach Schwaben hinaus. Zunächſt gehörten ihnen Mahlberg und Odenheim, diejenigen Orte, wonach einzelne Grafſchaften der Mortenau benannt wurden. Neben Geroldseck mochten auch zu Windeck und Schauenburg uralte Geſchlechter beſtehen, aber es iſt keine Nachricht aus ihrer erſten Zeit bis auf uns gekommen.

Schauenburg gedieh nachmals an die Freiherren von Eberſtein, welche Burg auf einem ſteilen Felshügel am Eingange des Murgthals ruhte. Man erzählt, Otto der Große habe ſie einſt vergeblich belagert; es mochte dies damals geſchehen ſeyn, als der Kaiſer am Rhein ſtund, und im ganzen Land heftige Partheiung für und wider ihn war. Die eberſteiniſche Familie erſcheint beinahe als der einzige Adel des Ufgaus; ſonſt be-

hauptete von der Murg bis an den Main das Haus Henneberg das größte Anſehen. Es ſtammte von den alten Grafen des Rheingaues ab, und beſaß die erbliche Kaſtvogtei über das Stift Lorſch, welches weiland Graf Kanchor gegründet. Aber das älteſte Dynaſtengeſchlecht dieſer Gegenden hauste im Lobdengau, an der Bergſtraße, in dem Garten zwiſchen Heidelberg und Weinheim. Die Wiege deſſelben war wohl Leutershauſen, ein uralter Ort, wo im Jahr achthundert ſieben und achtzig der fromme Leuther ſeine Erbſchaft mit der dortigen Kirche an das Kloſter Lorſch vergabte. In der Nähe erhebt ſich ein waldiger Hügel mit den Trümmern der Feſte Hirſchberg, dem ehemaligen Siz dieſer Freiherren, von welchem das Geſchlecht zu Strahlenberg, einer Burg hinter Schrießheim, ein ſpäterer Zweig iſt. In dem nämlichen Lobdengau entſtund auch das Geſchlecht derer von Steinach, am Ausfluß des gleichnamigen Bergwaſſers in den Neckar, wo jezt die Stadt Neckarſteinach liegt. Ihr gegenüber im Elſenzgau erhob ſich Dilsberg, ein Siz der Grafen von Laufen, welche zu Anfang des zwölften Jahrhunderts vom Maine her an den Neckar gekommen ſeyn mögen.

Das alte kraich- und elſenzgauiſche Grafenhaus währte bis auf Wolfram, welcher im Jahr tauſend und vier zu den Vätern gieng. Denn als von ſeinen zwei Söhnen der ältere ohne männliche Nachkommen verſtarb, nahm Johann, ſein Bruder, Biſchof zu Speier, einen Theil der väterlichen Beſizungen, ſtiftete auf dem Stammgut zu Sinsheim an der Elſenz ein Kloſter für Auguſtiner-Chorherren, und ſchenkte daſſelbe mit der übrigen Erbſchaft in ſechs benachbarten Gauen, der ſpeieriſchen Kirche, zum ewigen Seelenheil ſeines nun erlöſchenden Geſchlechts. Dieſe Stiftung geſchah aber, zum Vortheil des neuen Gotteshauſes, unter der Bedingung ſteter Freiheit von aller Dienſtpflicht gegen das Hochſtift, und einer völlig freien Wahl des Abts und Schirmvogts; ſie geſchah kurz vor dem Tode Biſchof Johanns, am Schluſſe des eilften Jahrhunderts.

Nach ſolchem Ausgang des ſaliſchen Grafenhauſes im Kraich- und Elſenzgau kam die erledigte Würde an das lauſiſche Geſchlecht, deſſen Ahnherr Graf Arnold war, ein Franke von vornehmer Abkunft, der Vater Erzbiſchof Bruno's zu Trier. Seine

Heimath ſucht man bei Walddürn in der Weingartweiba, wo eine uralte Freiherrn-Familie herſtammt; aber wohl eher haben die Grafen von Laufen mit denen von Werthheim im Taubergau ihren Urſprung in einem mächtigen Geſchlechte Oſtfrankens, aus welchem noch unter den Karlingern Graf Boppo erſcheint, ein bei beiden Häuſern ſehr üblicher Name.

Dies ſind die gräflichen und Freiherrn-Geſchlechter badiſcher Lande, deren Ahnen bis in die Zeit hinaufrichten, wo überhaupt der deutſche Adel ſich durch die Erblichkeit der Reichsämter, den Zerfall der Gaue, durch das Lehenweſen und die Errichtung der Burgen anfängt heranzubilden. Die gräflichen Familien wurden nach erlangter Erbfolge durch die Theilungen der Stammgüter unter zwei oder mehrere Söhne ungemein zahlreich. Aus dem nämlichen Grunde geſchah es auch, daß die alten Gaue beinahe überall vergeſſen wurden, und man nur von Grafſchaften ſprach, im Sinne eigentlicher Dynaſten oder Erbherrſchaften. Und eben der Zerfall der Gauverfaſſung bewirkte auch die größere Ausſcheidung der Macht der freiherrlichen Geſchlechter, da ſich dieſelben bei dem Abgang des politiſchen Bandes, wodurch ſie unter die Amtsgewalt des ehemaligen Gaugrafen geknüpft waren, nun unmittelbar unter den Kaiſer ſtellten, und ſo als ein wahrer hoher Adel der Nation erſchienen. Bald jedoch wurde dieſe koſtbare Selbſtſtändigkeit durch das Lehenweſen wieder geſchwächt; die meiſten Geſchlechter ſuchten Lehenverbindungen bei Domſtiften, Klöſtern oder Fürſten, und die falſche Sucht, im Dienſte irgend eines Hofes zu glänzen, überwog leider jene Liebe freier Unabhängigkeit endlich ganz.

Fünftes Kapitel.

Herzog Berthold der Bärtige und ſeine Söhne.

Lang konnte Herzog Berthold nicht vergeſſen wie er von der Königin Agnes und ihren Günſtling um die ſchwäbiſche Herzogswürde betrogen worden; denn Kränthen und die damit verbundene

Mark Verona in Italien, waren als ſo entlegene Länder eine ſchlechte Entſchädigung für das heimathliche Schwaben. Gleichwohl wurde er bald ein Freund und Bundesgenoſſe Herzog Rudolfs, und nachmals deſſen eifrigſter Rath und Helfer. Dieſe Veränderung geſchah durch den neuen König, den Sohn des verſtorbenen, durch Heinrich den Vierten, der zu ſeinem eigenen wie zum Unglück des ganzen Reiches, ſchon als Knabe auf den Thron kam. Zwar beſaß er eine Seele voll Muth und Talent; aber eine mißglückte Erziehung hatte alle Leidenſchaften unbändig in ihm heranwachſen laſſen. Es war damals eine Zeit, wo die Niederhaltung und Verminderung des Anſehens der großen Reichsfürſten bei den Königen zum angelegenſten Intereſſe geworden. Die hohe Geiſtlichkeit ſtimmte hiemit überein; denn bei ihrem ſteigenden Reichthum geizte ſie allmälig auch nach weltlicher Ehre und Gewalt. Alſo ſuchte ſie den Sturz der großen Beamten des Reichs. Schon war ihr gelungen, eine Reihe von Grafſchaften in die todte Hand zu vereinigen, und an der Abſchaffung nun auch der Herzoge arbeitete damals in allem Ernſt Erzbiſchof Adelbert von Bremen, der Erzieher Heinrichs. Die ehrgeizige Jugend des Königs glaubte der herrſchſüchtige Prälat als das beſte Mittel zur Erreichung ſeines Zweckes benüzen zu können. Aber der ganze Plan ſcheiterte an eben dieſem Heinrich; den zu bald und zu ungeſcheut trat derſelbe gegen die mächtigſten nnd angeſehenſten Reichsfürſten feindlich auf. Man ſprach davon, daß ein ſchwäbiſcher Großer durch ſeine Veranſtaltung ermordet worden; hierauf entſezte er den Herzog von Sachſen ſeines Amtes; die Herzoge von Schwaben und Kärnthen aber machte er mißtrauiſch durch alle Vernachläßigung ihrer Rathſchläge und Ermahnungen. Die Gemüther entfernten ſich mehr und mehr von einander; es bildete ſich im Stillen eine Partheiung, welche endlich durch den Pabſt und einen Krieg in Sachſen zum entſchiednen Ausbruch kam. Nämlich, in demſelben Jahr, als zu Rom der Kardinal Hildebrand unter dem Namen Gregor des Siebten an den apoſtoliſchen Stuhl gewählt wurde, traten in Deutſchland Herzog Welf von Baiern, Herzog Rudolf von Schwaben, und Herzog Berthold von Kärnthen zuſammen, und machten einen Bund zur Aufrechthaltung des reichsfürſtlichen An-

ſehens wider die Anmaßung und Gewalt des oberſten Reichs-hauptes. Der König hinwiederum entſezte Bertholden ſeiner Würden, verfolgte deſſen Freund, und erhob ſich trozig gegen den Pabſt, als derſelbe den weltlichen Einfluß auf die Verleihung der kirchlichen Aemter verbot. Ein kräftiges Auftreten der verbündeten Fürſten würde den Verblendeten ſchon jezt auf andere Wege haben bringen müſſen; aber ſie ließen ſich vom Hofe wieder gewinnen, und leiſteten dem Könige ihren Zuzug in dem Kriege, welchen Heinrich gegen die Sachſen unternahm, nachdem er ſie durch die ausgelaſſenſte Tyrannei gegen ſich empört hatte. Doch diente dieſe Verzögerung nur dazu, ſeinen unausbleiblichen Fall deſto empfindlicher zu machen. Denn durch die ſchamloſeſten Treubrüche an dem ſächſiſchen Volk, durch einen tollkühnen Kampf mit dem Pabſte und deſſen Anhang, und durch mancherlei verbrecheriſche Anſchläge gegen den und jenen Fürſten, veranlaßte er die Reichsverſammlung zu Forchheim, im Jahre tauſend ſieben und ſiebzig, ihn abzuſezen, und den Herzog Rudolf an die erledigte Stelle zu erheben. Zwar unterlag die Parthei des neuen Königs den Waffen und Umtrieben Heinrichs; aber doch wurde durch dieſen Krieg die Reichsfreiheit und die Selbſtſtändigkeit der Kirche gerettet.

An dem Verdienſte dieſer Rettung erwarben ſich Herzog Berthold der Bärtige, der Stammvater des Hauſes Zähringen, und deſſen Söhne Berthold und Gebhard, unter allen Fürſten den meiſten Antheil; der dritte Sohn des Herzogs, Markgraf Hermann, der Stammvater des Hauſes Baden, hatte nach dem Unfall ſeines Vaters, Weib und Kind verlaſſen, und ſich in die Abgeſchiedenheit eines Kloſters geflüchtet. Kaum entſchuldbar möchte man die Schonung finden, womit der alte Herzog den jungen, leidenſchaftlichen, verzogenen und ausſchweifenden König behandelte. Auch nachdem er von ihm des Herzogthums Kärnthen beraubt worden, war Berthold der erſte unter ſeinen Rettern, als ihn die Sachſen auf der Harzburg belagerten; er ſprach für den König vor dem verſammelten Heere des Feindes mit aller Kraft ſeiner gerühmten Beredſamkeit; er war ſtets für billige Ausgleichung, ſtets für den Frieden, ſelbſt gegen den eignen Vortheil. Endlich, als alle Treue, als jeder gute, redlichſt

gemeinte Rath umſonſt war, wandte ſich Berthold ſo entſchieden auf die Seite des Pabſtes und ſeines Freundes, Herzog Rudolfs, daß weder jener, noch dieſer irgendwo anders eine feſtere Stüze beſaß. Aber der große Kampf nahm ihn als ein Opfer hinweg. Dreimal hatte der König mit der wildeſten Verheerung die ſchwäbiſchen Lande durchzogen. Nichts galt ihm für heilig; die Kirchen wurden beraubt und entweiht; die Mönche und Nonnen unerhört miß- handelt, und die Landleute durch den Verluſt von Hab und Gut in Verzweiflung geſtürzt. Ueberhaupt hatte die Partheiſucht ſchon zuvor alle Bande der bürgerlichen Geſellſchaft zerrüttet. Weder irgend ein edleres Intereſſe, weder Liebe noch Treu und Glaube, weder Achtung noch Gehorſam herrſchte mehr; Bruder gegen Bruder, Sohn gegen Vater, alles lag in blutiger Zwietracht, vom Palaſt bis herab zur niedrigſten Hütte. Beinah alle Domſtifte und Klöſter hatten zwei Vorſteher, die ſich gegenſeitig bannten und be- kriegten. Zu Reichenau verließ Abt Meinwart gerne die gefahr- volle Würde. Um Geld erhandelte ſie hierauf vom dem König Abt Robert; aber von dem Kaſtvogt des Stifts, dem mächtigen Grafen zu Nellenburg, einem der Eifrigſten im Anhang des Pabſts, durch Drohungen zurückgeſchreckt, entſchädigte ſich dieſer Fremd- ling mit den Abteien Gengenbach und Schuttern, bis ihn der Biſchof mit dem Bann belegte, worin er meuchelmörderiſch erſchla- gen ward. Die Aebte von Stein, von Schaffhauſen, von Rheinau und Sankt Blaſien waren eifrig für die Sache des heili- gen Stuhls. Aber zu Baſel und zu Straßburg ſtunden die Biſchöfe Burkard und Werner mit unerſchütterlicher Feſtigkeit auf Seiten König Heinrichs, gleich wie der Biſchof von Speier. Jene beiden belohnte der König mit den Grafſchaften im Breis- gau und andern Geſchenken; dieſer hatte von Heinrichs Vater ſchon zwei Landgüter zu Baden und zu Eppingen, alsdann den Lusbard und den Königshof zu Bruchſal erhalten. Unter dem einheimiſchen Adel ſtritten auſſer dem Hauſe Nellenburg, welches zwiſchen beide Partheien getheilt war, die Grafen von Oehningen, von Pfullendorf und Neuenburg, die großen Freiherren von Röteln, von Uſenberg und andre für den Altar, für den König hinge- gen der Graf von Heiligenberg, die Herren von Walddürn und alle diejenigen, welche ſich mit dem gemeinen Haufen dahin zu

wenden pflegten, wo das Glück wehte. Zu dieſen Abtrünnigen gehörte auch der rheiniſche Pfalzgraf Herrmann, Rudolfs eigner Schwiegerſohn; doch war ein Pfalzgraf damals noch immer ein bloſer Reichsbeamter, ohne fürſtliche Selbſtſtändigkeit, und daher wohl genöthigt, ſich an das herrſchende Königshaus zu halten.

Am meiſten traf die Verwüſtung das zähringiſche Beſitzthum. Herzog Berthold war alt; ein halbes Jahrhundert hatte er unter fortwährenden Stürmen den Geſchäften des Reichs gelebt, und muthig den Sieg der guten Sache gehofft. Aber dieſe lezten Schläge beugten ihn; nach ſieben Tagen einer ſchmerzlichen Geiſteszerrüttung, ſtarb er im Herbſte des Jahres tauſend acht und ſiebzig, auf ſeiner Feſte Lyntberg im Weilheimer Thal.

Nachdem das gottfriediſche Haus durch weiland Herzog Landfried, durch den Waltboten Erchanger, und durch Graf Guntram ſeit drei Jahrhunderten drei große Unfälle erlitten, ſchien es mit Herzog Berthold am Rande ſeines Untergangs. Da erhob ſich Berthold, der Erſtgeborne des unglücklichen Herzogs, ein Mann voll Kraft, voll unerſchütterlichen Muthes, und rettete die Ehre des zähringiſchen Namens. In Fehden war er aufgewachſen, das Mißgeſchick hatte ihn geſtählt gegen die Wechſelfälle des Lebens, ſein Sprichwort hieß: „Hienieden wechſeln ja immer ſchwarze Wetterwolken mit freundlichem Sonnenſchein.“ Dieſer Fürſt führte blutigen Krieg wider Sankt Gallen, wo der Abt ein Haupt der königlichen Parthei war. Alles ſtiftiſche Gut im Breisgau wurde verwüſtet; es fielen die Burgen Wisnek und Zimbern; bis an den Bodenſee trug Berthold ſiegreich die Waffen, und machte ſich ſowohl ſeinen Feinden furchbar, als der päbſtlichen Parthei unentbehrlich. Daher wählte dieſelbe ſeinen Bruder, welcher zu Hirſchau Mönch geworden, an das Biſthum Konſtanz, ihn ſelbſt aber nach dem Tode Bertholds von Rheinfelden, an das Herzogthum Schwaben. Das Land lag verwüſtet; in Städten und Dörfern herrſchte Hungersnoth und Krankheit, und das Volk ſah in den Zeichen des Himmels die Vorbedeutung noch größerer Gefahr; aber jene glückliche Wahl ſteuerte dem Jammer. Denn in dem allgemeinen Unglück verſammelte Biſchof Gebhard die Prälaten, die Fürſten und Herren in die Stadt Ulm, und berathſchlagte mit ihnen über die Wiederherſtellung des Vaterlandes.

Digitized by Google

Auf dieſem Tag wurde beſchloſſen, in allen geiſtlichen Dingen nach den Vorſchriften der Kirche dem Biſchof zu Konſtanz, in allen weltlichen nach dem allemanniſchen Geſez dem Herzoge Berthold zu gehorſamen. Hierauf beſchworen die Fürſten, Grafen und Herren einen allgemeinen Landfrieden auf zwei Jahre. Voll Hoffnung einer beſſern Zukunft gieng die Verſammlung auseinander. Gebhard aber hielt in Konſtanz eine zweite, um die Geſeze zu verbeſſern, worauf er ſich an den großen Kirchenrath zu Piazenza begab.

Auf dieſe Weiſe geſchah der erſte Schritt zur Wiederaufnahme der Ruhe und Ordnung in den ſchwäbiſchen Gauen durch den Biſchof Gebhard; vollendet wurde das ſegensreiche Werk durch den Herzog, ſeinen Bruder, indem Berthold zur Vermeidung eines langen und heftigen Kriegs gegen Friedrich von Staufen auf den ſchwäbiſchen Herzogshut großmüthig verzichtete. Als Entſchädigung erhielt er von dem König die Reichsvogtei Thurgau mit der Stadt und beiden Münſtern von Zürich, auch blieb ihm der herzogliche Titel und die Reichsunmittelbarkeit, daß heißt eine ſowohl auf ſeine Lehen, als Erbgüter ausgedehnte Unabhängigkeit von der herzoglichen Gewalt. Alſo herrſchte Herzog Berthold mit ſeinem Neffen Hermann, dem Sohne Hermanns des Heiligen, als einer der vornehmſten Fürſten ſüddeutſcher Lande vom untern Neckar bis über den Rhein und hinauf an die Alpen; denn in der Baar und in allen umliegenden Gauen lagen die zähringiſchen Stammgüter zerſtreut, und die Grafſchaft des Breisgaues war nun bleibend bei ſeiner Nachkommenſchaft.

Berthold der Zweite iſt auch derjenige Herzog, welcher anfieng, das alte Schloß Zähringen zu bewohnen, und deſſen Frömmigkeit in dem Gotteshaus Sankt Peter ein würdiges Denkmal hinterlieſs. Schon ſein Vater hatte zu Weilheim am Teckerberg zur Ehre des heiligen Petrus ein Kloſter geſtiftet; als dasſelbe aber durch den Krieg zerſtört worden, verſezte es Berthold in die Nachbarſchaft ſeines Wohnſizes, in ein hoch und angenehm gelegenes Thal an den mittäglichen Vorhöhen des Kandel. Der Bau der neuen Kirche begann im Jahre tauſend ein und neunzig, und zwei Jahre ſpäter weihte ſie Biſchof Gebhard, in Beiſeyn geiſtlicher und weltlicher Großen, feierlich ein. Das Kloſtergut beſtund

aus der nächſten Wildniß und aus einigen Höfen und Grundſtücken in der Umgebung des herzoglichen Sizes. Aber es mehrte ſich bald; die meiſten zähringiſchen Dienſtmanne beeilten ſich, das Werk ihres Herrn durch milde Gaben zu ehren. Auch andre Beförderer thaten ſich hervor, worunter der Herr von Schwarzenberg, Schirmvogt des Frauenſtifts zu Waldkirch, die Freiherren von Falkenſtein und Scherzingen, und der Graf von Neuenburg, dem vornehmſten Adel des Breisgaues angehörten. Das Stift ſtund unmittelbar unter dem Pabſt; die Schuzvogtei führte der Herzog, und die Wahl des Abts gieng frei von den Brüdern aus. Einen Ruf wie Reichenau hat Sankt Peter bei weitem nicht erreicht; aber doch wirkte es wohlthätig genug durch die Urbarmachung und Bevölkerung einer Berg- und Waldgegend, die jezt zu den vermöglichſten des Landes gehört.

Dieſen Anfang nahm das herzogliche Haus von Zähringen. Berthold der Bärtige war ſeit einem Menſchenalter todt; ſeinen zweitjüngſten Sohn Hermann hatte der Gram ſchon vor ihm hinweggerafft; Biſchof Gebhard ſtarb im Herbſt eilfhundert zehn, und Berthold der Zweite das Jahr darauf. Unter den konſtanziſchen Vorſtehern war jener einer der thätigſten; ſein Verdienſt wird klar, wenn man die damaligen großen Verhältniſſe betrachtet. Da die Gewalt der deutſchen Kaiſer zu ausgedehnt und unbeſchränkt geworden war, drohte ſie der Reichs- und ganzen europäiſchen Freiheit den Untergang. Man hatte bei dem Fortſchreiten ihres Glücks kaum etwas Beſſeres zu erwarten, als eine ſoldatiſche Despotie; alle Keime der in den Städten aufblühenden bürgerlichen und wiſſenſchaftlichen Kultur wären erſtickt worden. Da erhob ſich der Pabſt, ſchon ehedem ein väterlicher Beſchüzer der unmündigen Völker wider die Anmaßungen der Gewalthaber. Ohne die Selbſtſtändigkeit der Kirche gab es damals keine Freiheit; daher verbot Pabſt Gregor, welcher mit Recht der Große heißt, die Simonie, oder den weltlichen Einfluß auf die Verleihung der kirchlichen Aemter, und die Hurerei, oder die Ehe der Prieſter, beides, um die Geiſtlichkeit von allen Banden der bürgerlichen Geſellſchaft zu erledigen. Freilich hatten ſich hierüber als eine grauſame Anmaßung viele Stimmen erhoben, und einer der eifrigſten Widerſacher des Cölibats war gerade Gebhards Vorweſer,

Digitized by Google

der Biſchof Otto von Konſtanz; aber doch unendlich anders wie heutzutage ſtund damals dieſe Angelegenheit. Es war eine jugendlich ſchwärmeriſche Zeit; das Gemüth mit ſeiner dunkeln Ahnung herrſchte in allem vor, und die Myſtik, oder das Beſtreben, den Geiſt über die Feſſeln der irdiſchen Leidenſchaften zu erheben, hatte das eheloſe Leben, als die höchſte Bezähmung der Fleiſcheslust, überhaupt zum erſten Verdienſt der Frömmigkeit erhoben. Freiwillig verließen Aeltern und Kinder ihre Familien, um in der Abgeſchiedenheit eines Gotteshauſes dieſe heilige Lebensweiſe zu führen; die Klöſter Hirſchau, Schaffhauſen und Sankt Blaſien, damals die berühmteſten in Schwaben, mußten ihre Gebäude erweitern, um nur den Zufluß frommer Bekehrer zu beherbergen. Ja, noch mehr! „Das gemeinſame Leben, ſagt ein gleichzeitiger Geſchichtſchreiber, kam immer ſtärker in Aufnahme, denn nicht allein vermehrten ſich die Geiſtlichen und Mönche ungemein, ſondern ſelbſt auch die Laien verließen die Bande der Welt, und traten in eine klöſterliche Gemeinſchaft. Es gab in Schwaben ſogar Gegenden, wo die Bauerntöchter aller Verehlichung für immer entſagten, um unter dem Gehorſam eines Prieſters in keuſcher Enthaltſamkeit zu leben. Ganze Dörfer ergaben ſich dieſer Lebensweiſe, und waren aufs eifrigſte beſtrebt, einander gegenſeitig in dem Ruhme der Weltentſagung zu übertreffen.“ Alſo war das päbſtliche Gebot der Eheloſigkeit des Prieſterſtandes eine auf den damaligen Zeitgeiſt gegründete Maßregel, und im Einzelnen weniger grauſam als nützlich für das Ganze; nur jezt erſcheint der Cölibat als unſittlich und verderblich, nachdem die Grundlage, worauf derſelbe erwachſen, völlig hinweggerückt, und der Charakter der Zeit ein ſo durchaus andrer geworden iſt.

Von allen deutſchen Prälaten arbeitete keiner ſo eifrig im Intereſſe des römiſchen Stuhls, oder mit andern Worten, für die Unabhängigkeit des Altares vom Throne, wie Biſchof Gebhard. Sein Muth, ſein Verſtand, ſeine Beredſamkeit, und das Beiſpiel ſeines apoſtoliſchen Wandels kämpften noch glücklicher wider die Feinde der guten Sache, als das Heldenſchwerdt ſeines Bruders. Zweimal von der königlichen Parthei aus ſeinem Sitze vertrieben durchzog er als päbſtlicher Legat das Reich; und endlich, nach Beſiegung aller Hinderniſſe, wirkte Gebhard in dem Umfang auch

Digitized by Google

ſeines Bisthums ſo wohlthätig, daß ihn die einheimiſchen Geſchichtſchreiber unter die erſten Wohlthäter der konſtanziſchen Kirche zählen. Dem Herzog Berthold aber bezeugte ſelbſt ein Schriftſteller von der Parthei ſeiner Feinde den erworbenen Ruhm der Tapferkeit, und andere Zeitbücher ſezen hinzu, daß er gleichwohl ein ebenſo vorzüglicher Beförderer des Friedens, als ſtrenger Handhaber der Gerechtigkeit geweſen ſey; ihm vorzüglich habe Allemannien nach ſo langer Kriegsnoth den Segen des Friedens zu verdanken gehabt.

Berthold hinterließ aus ſeiner Gemahlin Agnes, der Tochter weiland König Rudolfs, vier Kinder, wovon ihm ſein gleichnamiger Erſtgeborner und Konrad in der Herrſchaft nachfolgten; jener, Erbauer der Städte Freiburg und Villingen, dieſer, Herzog und Rektor von Burgund.

Sechstes Kapitel.

Allgemeiner Zuſtand der badiſchen Lande nach der großen Partheiung.

Keine Zeit war wie diejenige, welche nach dem großen Kampf zwiſchen Thron und Altar eintrat. Die rohen und niedrigen Leidenſchaften hatten ausgetobt; der Uebermuth ward durch die allgemeine Noth gebrochen; man ſah die Nichtigkeit alles irdiſchen Treibens und fühlte, wie noch nie ſo ſtark, den Drang eines höhern Bedürfniſſes, eines höhern Troſtes, als die Welt befriedigen und geben konnte. Nach einem halben Jahrtauſend, ſeit jene iriſchen Glaubenshelden nach Deutſchland gekommen, erſchien erſt jezt die Blühte des ſo lang kaum verſtandenen Evangeliums. Dieſe Blühte war aber im Geiſte des noch jugendlichen Zeitalters eine fromme Schwärmerei; ſie erzeugte die myſtiſche und romantiſche Geiſtesrichtung, worin ſich die Gemüther unendlich vertieften und erhoben. In keinem Jahrhundert wurden mehr Kirchen geſtiftet und beſchenkt, in keinem geſchahen ſo viele und große Wallfahrten, und in keinem erſchien das Ritterthum glänzender, als in dem zwölften.

Digitized by Google

Nur in unſerm kleinen Vaterland entſtunden damals über fünfzehn neue Klöſter. Man ſtiftete ſolche, oder begabte andere aus Dankbarkeit für ein erlangtes Glück, oder zur Sühne einer Schuld, oder zum Heil der Seele und für die ewige Ruhe der Verſtorbenen.

Noch bei Lebzeiten Herzog Berthold des Zweiten von Zähringen erbaute Berthold, Graf zu Vorchheim, aus dem Hauſe Henneberg, mitten im Lußhard, bei dem Orte Godesau ein Kloſter, welches mit zwölf Mönchen aus Hirſchau beſezt wurde, und woraus die nachmalige Benediktiner-Abtei Gottsau entſtund. Der Stifter hatte ſein frommes Werk mit der umliegenden Gegend begabt, auch ſchenkte er den Brüdern einen Weingarten zu Hohenberg. In der Verfaſſung ward beſtimmt, daß die Wahl des Abts ihnen frei ſtehe, die Kaſtvogtei hingegen bei ſeinem Hauſe erblich verbleiben ſoll. Verwirke ein Vorſteher durch Nachläßigkeit, oder Verſchwendung, oder Habſucht, oder ſchlechte Sitten ſein Anſehen, ſo möge der Kaſtvogt mit Berathung der ganzen Kloſtergemeine ihn abſezen, der Vogt ſelbſt aber ſolle getreu ſein Schirmamt verwalten, gerechtes Gericht halten, und keine andere Steuer fordern, als das gewöhnliche Drittel der Bußen, und an den Gerichtstagen die gebräuchliche Bewirthung; beläſtige er das Gotteshaus durch unnöthige Beſuche, beſchädige er auf irgend eine Weiſe das Kirchengut, oder ſey er nachläßig und überlaſſe ſeine Pflicht einem Untervogt, ſo möge ihn der Abt mit Willen der Brüder verwerfen, und einen andern beliebig an ſeine Stelle berufen. Ferner wurde beſtimmt, und von dem Kaiſer beſtätigt, daß jeder Verlezer des Kloſtereigenthums, er ſey ein Nachkomme des Stifters oder ſonſt Jemand, allen Schaden zu erſezen, und in die königliche Schazkammer drei Talente Goldes zu bezahlen habe. Würde endlich irgend ein Menſch es wagen, dieſes ſein Teſtament zu brechen, ſo beſchwöre der Graf den heiligen Vater zu Rom, im Namen des Herrn, der heiligen Jungfrau Maria, des Apoſtels Petri und aller Heiligen Gottes, „den Verwegnen zu verfluchen, ihn zu trennen von der Gemeinſchaft mit den Söhnen der Kirche, und von der Erbſchaft des ewigen Heils; ſein Gedächtniß ſolle vertilgt ſeyn aus dem Buche des Lebens, die Erde ſoll ſich unter ihm aufthun, und die Hölle ihn verſchlingen, wie Dathan und Abyron.“ Auf ſolche Art geſchahen die meiſten Kloſterſtiftungen;

die Verſorge durch Drohungen der geiſtlichen und weltlichen Macht ſchrieb ſich aus den vorigen Zeiten der Verwirrung her, wo jeder that, was ihm die Habſucht oder die Rache befahl.

Zwölf Jahre ſpäter gründete einige Meilen unterhalb Gottsau, im Gebirge hinter Bruchſal, Graf Boppo von Laufen mit Hilfe des Erzbiſchofs von Trier, ſeines Bruders, das Kloſter Wiegoldsberg bei Odenheim. Dieſes Gotteshaus wurde gleichfalls mit hirſchauiſchen Mönchen angepflanzt; die Schuzherrlichkeit ſollte in dem laufiſchen Hauſe forterben. Später wurde eben demſelben die Vogtei auch des Kloſters zu Lobenfeld übertragen. Der alte Ort Lobenfeld, im untern Thal der Elſenz, war urſprünglich ein kleines Reichslehen, welches der Edelherr Megenlach von Obrigheim, da er ſich ohne Leibeserben ſah, zu einem gottgefälligen Zwecke dem Hochſtift Worms übergab, worauf Biſchof Burckhard ein Frauenkloſter vom Orden des heiligen Auguſtin daſelbſt errichtete.

Jenſeit des Nekars war einige Jahre früher auf dieſelbe Art das Kloſter Neuburg geſtiftet worden. Gegenüber vom Abrahamsberg, wo weiland brittiſche Einſiedler gewohnt, und vor hundert Jahren die Aebte zu Lorſch eine Probſtei errichtet hatten, lagen auf dem Hügel, welcher ſich im Angeſichte der Stadt Heidelberg ſanft erhebt, die Ueberreſte eines uralten, vielleicht urſprünglich römiſchen Schloſſes. Dieſe verwandelte der Edle Anshelm in eine Zelle, und zierte dieſelbe mit einer Kirche zu Ehren des heiligen Bartholomäus. Hierauf übergab der Stifter das Gotteshaus zur Beſezung und Einrichtung dem Kloſter Lorſch, von dem er die umliegenden Gründe zu Lehen trug. Aber ſowohl einige Fehden am Nekar, als die nachläßige Wirthſchaft der Mönche, brachten die Anſtalt ſo in Zerfall, das nach vierzig Jahren der hohenſtaufiſche Pfalzgraf Konrad die leeren Zellen mit adeligen Jungfrauen von der benediktiniſchen Regel beſezte.

Unweit hinter Neuburg an der Steinach, in einem angenehmen Thalgrund, baute im Jahr eilfhundert zwei und vierzig Biſchof Burkhard von Worms das Bernhardinerſtift Schönau. Die ganze Gegend war ein wormſiſches Lehen in der Hand der Grafen von Laufen, welche es dem Geſchlecht von Steinach als Afterlehen überließen. Da gab Herr Bligger von Steinach die ſchöne Wieſenau, wo jezt das Kloſtergebäude ruht, gegen andere Güter und

Gefälle jenem Biſchof. In dem Stiftungsbrief wird das Kloſter von allen Abgaben freigeſtellt, und allein der Obhut des Domſtifts zum voraus unterworfen. Der erſte Abt war Konrad, aus dem Haus Henneberg; unter ſeinem Nachweſer Gottfried kam die heilige Hildegrad, als Mönch verkleidet, nach Schönau, und lebte hier mit glücklicher Verbergung ihres Geſchlechts, viele Jahre lang unter den frommen Brüdern.

Im nördlichſten Theil unſers Landes, im Taubergrund, zwiſchen Wertheim und Biſchofsheim, wurde um dieſe Zeit auch die Ziſterzienſer Abtei Bronnbach aufgerichtet. Erzbiſchof Arnold zu Mainz hatte den Ort Bronnbach von einem dortigen Edlen eingetauſcht, und weihte ihn bei ſeiner Abreiſe zur großen Kreuzfahrt im Jahr eilfhundert ſieben und fünfzig, dem Herrn und der Jungfrau Maria. Begabt wurde das neue Gotteshaus von dem benachbarten Adel, beſonders von den Grafen zu Wertheim, deren Güter ſich von der Tauber über den Odenwald hin bis an den Neckar und die Bergſtraße erſtreckten.

Zahlreichere Stifte noch entſtunden damals im Schwarzwald. Wo die untere Alb ſich aus mehrern Bergwaſſern in einem hohen, einſamen und wild-romantiſchen Thale ſammelt, ſtiftete Graf Berthold von Eberſtein mit ſeiner Gemahlin Uta zwei Klöſter, eines ums Jahr eilfhundert acht und dreißig für Benediktiner-Nonnen, das andere zehn Jahre ſpäter für Mönche von der Regel des heiligen Bernhard, welche man die ziſterzienſiſche nennt. Zu Frauenalb wurde Uta die erſte Vorſteherin; Herrenalb, welches eine halbe Stunde weiter abwärts liegt, richtete Abt Berthold ein. Dieſer Prälat kam aus dem untern Elſaß, von Neuburg, welchem Stift das Albkloſter als eine Tochterkirche unterworfen war. Es gehörte den beiden Gotteshäuſern die ganze umliegende Wildniß mit allen Gütern und Leuten, die Graf Berthold und ſeine Lehnleute zu Ottersweier und Dobel beſeſſen hatten; die Schirmvogtei übte die Nachkommenſchaft des Stifters.

Noch mehr im Gebirg an der mittäglichen Abdachung des Kniebis, zwiſchen hohen und rauhen Bergwänden, an dem Waldbach Nordwaſſer, entſtund im lezten Jahrzehend des zwölften Jahrhunderts das Prämonſtratenſerſtift Allerheiligen. Die Gründerin war Uta, eine Frau aus kalwiſchem und und zähringiſchem Geblüt,

die Wittwe Graf Bertholds von Eberſtein, und Gemahlin Welf des Sechsten, Herzogs von Spoleto.

Hinter der Veſte Hachberg, wo damals der gleichnamige Enkel Markgraf Hermann des Heiligen wohnen mochte, beſaß Herr Kuno von Horben mit viel andrem Gut den Ort Thenenbach, welchen ihm Herzog Berthold von Zähringen, der Enkel des zweiten dieſes Namens, abkaufte und in ein Ziſterzienſer=Kloſter verwandelte.

Weit früher, um die nämliche Zeit mit dem Kloſter Neuburg, war im Linzgau, in dem Thal der Seefelder Ach, die Ziſterzienſer Abtei Salem aufgerichtet worden. Dort gehörte der Ort Salmannsweiler mit einer alten Kirche dem Ritter Guntram von Adelsreute. Da der fromme Mann ſich ohne männliche Nachkommenſchaft ſah, ſezte er Gott zum Erben ſeines Gutes ein, und ſchenkte es dem bernhardiniſchen Orden. Alſobald erhob ſich ein wohleingerichtetes Gotteshaus, unter dem Abte Frowin, einem ehemaligen Gefährten des heiligen Bernhard. Die Abtei Salem ſtund unmittelbar unter dem römiſchen Stuhl und unter der Schuzvogtei der Herzoge zu Schwaben; bald blühte ſie zu einem der angeſehenſten Stifte dieſes Landes empor.

Noch früher, ſchon in den Tagen, als die Abtei Gottsau erbaut wurde, beſchäftigte ſich der Freiherr Gerold von Scherzingen aus dem Breisgau mit einer ähnlichen frommen Stiftung. Als der Entſchluß in ihm reif geworden, reiste er in Begleitung ſeiner Gemahlin und ſeines Sohnes nach Klugny in Burgund, und legte dort auf den Altar des heiligen Peter und Paul die Vergabung ſeines Eigenthums zu Sölden an das klugnyſche Tochterſtift in Bolsweil. Hierauf wurden über den Trümmern der zerſtörten Burg zu Sölden ein Frauenhaus und eine Kirche errichtet, und die Bolsweiler Nonnen unter ihrem Prior dahin verſezt.

Endlich ſtiftete der kinderloſe Freiherr Marquard von Krenkingen auf ſeinem Eigenthum im Thal der Steinach, ohnweit der albgauiſchen Mahlſtatt Thiengen, eine Zelle für Auguſtiner=Mönche; er begabte ſie reichlich und ſtelle alles unter den Schuz des Kaiſers, welcher den Vetter des Stifters zum Untervogt beſtellte.

Aber neben dieſen neuen Stiftungen wurden auch die ältern überaus reich beſchenkt. Reichenau vor allen war ſo ſehr begünſtigt, daß bald das Sprichwort aufkam, wenn der Abt nach Rom reiſe,

könne er täglich auf ſeinem Grund und Boden Mittag machen und übernachten. Das Kloſter glich einer königlichen Pfalz; der Abt hielt Hof wie ein Fürſt; er zählte über dreihundert adeliger Vaſallen und über fünfzehnhundert Mönche und Prieſter ſeines Stiftes. Die Abteien Sankt Trutbert, Sankt Peter, Sankt Blaſien, Ettenheimmünſter, Gengenbach, Schuttern und Schwarzach fanden unter den Kaiſern, unter dem Adel und Volk mehr oder minder freigebige Wohlthäter, und ihre Beſizungen vergrößerten ſich von Jahr zu Jahr, nur waren einige durch Feuersbrünſte und Fehden, durch den Druck obwaltender Biſchöfe oder ihrer Kaſtvögte unglücklich. Am meiſten that ſich Sankt Blaſien hervor; bald zählte es nicht weniger als ſieben Tochterkirchen, die Neuenzell, Berau, Bürgeln, Sizenkirch, Gutnau, Wislighofen und Ochſenhauſen. Dies alles und noch mehr gab die Frömmigkeit des benachbarten Adels; nicht ſelten entſchlugen ſich Vater, Mutter, Söhne und Töchter der Welt, überließen ihr ganzes Erbgut der Kirche, und erwählten das verſchloſſene Leben, wie die Familie von Kaltenbach im Breisgau, welche dadurch ausſtarb. Ueberhaupt war in Sankt Blaſien der Eifer chriſtlicher Weltverachtung ſo groß, daß ſich Leute aus den vornehmſten Geſchlechtern des Landes, welche zu Bekehrung dahin gekommen, mit freudiger Hingebung den niedrigſten Dienſten unterwarfen. Der Ritter Arnold von Uelingen, nachdem er lange Zeit dem Schwerdte gelebt, hütete die Schweine des Kloſters; Herr Lambert von Fahrnau diente den Brüdern als Laſtträger, und Graf Berthold von Frikingen als Handlanger in der Bäckerei; Herr Werner von Bottingen, welcher kränklich war, und eine ſchwere Arbeit nicht verrichten konnte, zettelte das Garn zum Weben; Graf Ulrich von Sulz endlich machte den Küchenjungen und Ofenheizer; auch holte er dem Großkellner die Fiſche am Schluchſee, und um weder den Abend- noch den Frühgottesdienſt zu verſäumen, that er dieſen zweiſtündigen beſchwerlichen Weg jedesmal um Mitternacht.

Solche Verläugnungen, ſoche Opfer machte die Myſtik in der Kirche zum Verdienſt, während in der Laienwelt die Romantik alle empfänglichen Gemüther aus dem niedrigen Kreis der Alltäglichkeit zu einem edlern Empfinden und Streben erhob. Man hat billig die Kreuzzüge als die Blühte des mittelalterlichen Ritterthums bezeichnet, und das Ritterthum als die Blühte einer durch

die Religion gemilderten, geläuterten, ja geheiligten jugendlich unverdorbenen Kraftentwicklung. Der ritterliche Geiſt verbreitete über das damalige Zeitalter, deſſen äußere Formen ſonſt durch das Lehenweſen ſchon ſämmtlich in eine ſteife Form gezwängt waren, einen unendlichen Reiz von Manigfaltigkeit des inneren geſellſchaftlichen Treibens.

Es erwachte ein dichteriſcher Drang, bei vielen beſonders genährt durch die wundervollen Abentheuer der Fahrten nach dem heligen Land; es vervollkommneten ſich die Turniere, um ſo vortrefflichere Anſtalten und Uebungen, da ſie die volle deutſche Manneskraft in dem Glanz veredelter Kunſt und in den Schranken der zarteſten Sitte zeigten; es verfeinerte ſich der Umgang durch die hohe Würdigung der Frauen und die geſteigerten Begriffe einer ſchwärmeriſchen Liebe. Hinwiederum herrſchte aber nicht eine etwa grund- und gehaltloſe Schwärmerei, ſondern die Fülle unverdorbener, ſtarker Sinne machte ungehemmt ihr Recht geltend; es durchkreuzten ſich in allen Richtungen der entſagende Ernſt betrachtender Seelen und die Freuden eines frohen Lebensgenuſſes.

Damals erſchien in unſerm Vaterlande der heilige Bernhard, Abt von Clairvaux, Stifter des Ziſterzienſer Ordens, ein hochgefeierter Mann ſeine Zeitalters. Der Pabſt hatte ihn beſtimmt, in Deutſchland das Kreuz zu predigen. In Frankfurt bat ihn Biſchof Hermann von Konſtanz, auch ſeinen Sprengel zu beſuchen. Alſo zog der goße Prälat die Bergſtraße herauf, durch die Ortenau, durch den Breisgau über Kenzingen, über das neuerbaute Freiburg, über Krozingen, Heitersheim, Schliengen nach Baſel, und von da über Schaffhauſen nach Konſtanz. Als er gegen Säckingen kam, ritt ihm Herzog Konrad von Zähringen mit ſeiner Dienſtmannſchaft feierlich entgegen. Hierauf hielt Bernhard noch am nämlichen Abend den Gottesdienſt; aber das Volk war hier weniger gläubig wie an andern Orten. Zu Konſtanz ſelbſt empfing ihn eine ungeheure Menge unter Geſang und Glockengeläut. Abt Bernhard ſprach von dem Zuſtand der chriſtlichen Kirche im Morgenland. „Die Heiden, ſagte er, werden ſie verſchlingen. Und wer trägt die Schuld? Wir, durch unſere Sünden. Denn gegen uns ſelbſt kehren wir unſre Waffen, gegen uns ſelbſt, anſtatt wider den Feind des Herrn.“ Seine Beredſamkeit und Wunderkraft,

denn überall heilte er Blinde und Lahme, unterjochte die Herzen der Menge. Viele, ſowohl aus dem Volk als aus dem Adel und den Fürſten, nahmen das Kreuz, und endlich begab ſich Markgraf Hermann von Baden mit den Biſchöfen von Baſel und Straßburg, an der Spize eines zahlreichen Heeres, auf die Kreuzfahrt König Konrads, im Jahre eilfhundert acht und vierzig.

Der an Veränderungen im gemüthlichen und geiſtigen Leben der Deutſchen ſo reiche Zeitraum des zwölften Jahrhunderts iſt aber auch durch die völlige Umſtaltung des Rechts- und politiſchen Zuſtandes wichtig. Es war dieſelbe größtentheils eine Frucht der Erblichkeit der Reichsämter, oder des Untergangs der alten Gaueinrichtung. Auf den Gauen hatte urſprünglich die politiſche Verfaſſung der Deutſchen hauptſächlich beruht; aber wir haben geſehen, wie die Gauvorſteher, die Grafen, allmählig aufhörten, blos königliche oder vielmehr bloſe Reichsbeamte zu ſeyn, und ſich eine landesherrliche Erbmacht anmaßten. Auf dem nämlichen Wege befanden ſich die Herzoge, und es verſchwand der alte Begriff von Herzogthum, indem dies Wort endlich nichts anders mehr bezeichnete, als den Umfang der den Herzogen ehedem beſonders übertragenen und jezt erblichen Gaue, ihrer Stammgüter und der Lehen, die ſie als Beſoldung genoßen. Da nun beim Fortgang der Landesherrſchaft die Grafen und Herzoge die Gerichtsbarkeit nicht mehr im Namen des Reiches, ſondern als wahre Landesherren in ihrem eigenen ausübten, ſo entzogen ſich die freien Geſchlechter derſelben, und erhoben ihre Beſizungen ebenfalls zu ſelbſtſtändigen Herrſchaften, denen ſie die Benennungen ihrer Wohnſize oder Schlöſſer beigelegt. Auch hatten einige Kaiſer angefangen, viele Gaugrafſchaften an die geiſtliche Hand zu geben, und es kamen endlich zur Verwaltung der königlichen Rechte und Kammergüter wieder ganz neue Reichsbeamte auf, die Landgrafen, die Reichs- oder Landvögte. Hiedurch gieng die unſprüngliche Verfaſſung ſo ſehr verloren, daß ſchon in den Urkunden des zwölften Jahrhunderts die Namen der meiſten Gaue nicht mehr vorkommen, und mehrere bald völlig in Vergeſſenheit geriethen. Man lieſt dagegen von den gräflichen Gebieten Buchhorn, Heiligenberg und Nellenburg im Linzgau und Hegau, von einem Grafen zu Altenburg im Klekgau, von den Grafſchaften Stühlingen und

Hauenſtein im obern Albgau; ferner von einer Grafſchaft Harichingen im Breisgau, von den Grafſchaften Aſen und Kirnberg in der ſüdlichen Baar, von den Grafſchaften Mahlberg, Kinzdorf und Odenheim in der Ortenau, von den Grafſchaften Forchheim im untern Albgau, und Bretten im Kraichgau. So erſchienen auch die Territorien der Klöſter und Freiherren mehr und mehr als beſondere Diſtrikte mit beſondern Verfaſſungen und Charakteren. Das deutſche Volk beſtund ſofort nicht mehr aus einem einfachen Vereine freier Gemeinden unter ſelbſtgewählten Vorſtehern, ſondern in faſt unzähligen Formen von Herrſchaft und Abhängigkeit, von Freiheit, Hörigkeit und Leibeigenſchaft. Von jener erſten allgemeinen Volksfreiheit blieb nur noch ein Reſt in den Land- und Reichsſtänden übrig, deren Entwicklung in das folgende Jahrhundert fällt.

Siebtes Kapitel.

Herzog Berthold der Dritte, ſein Bruder, ſeine Söhne und Enkel.

Acht Jahre nach dem Hinſcheid ſeines Vaters erbaute Herzog Berthold der Dritte die Stadt Freiburg im Breisgau. Urſprünglich war die ganze Gegend an der Treiſam ein Wald; nur lag am ſüdlichen Abhang des Roßkopfs der alte Ort Herdern, und jenſeits am Bromberg der Ort Wühre. Zur Zeit aber Herzog Berthold des Bärtigen entſtund inmitte jenes Waldes ein fürſtliches Jagdſchloß, auf deſſen Stelle noch das älteſte Haus der Stadt gezeigt wird. In der Nähe, an den umliegenden Bergen, wurden damals mehrere Erzgruben bearbeitet, und ſo fügte es ſich, daß die Bergleute bei dem neuen Jagdgebäude ihre Hütten aufrichteten, wodurch im Verlauf noch deſſelben Jahrhunderts ein Dorf entſtund, wo endlich Herzog Berthold der Zweite eine Kirche zur Ehre des Apoſtels Petrus erbauen ließ, die dem Pfarrer zu Umkirch als Filial beigegeben ward. Hierauf, im Jahr

Digitized by Google

eilfhundert fünfzehn, entſchloß ſich Herzog Berthold der Dritte, dieſes Dorf zu einer freien Stadt zu erheben, zu einem Gemeinweſen, wie er es zu Köln vorfand, wo man ihn mit anderm Adel, während eines Kriegs der berühmten Stadt gegen den Kaiſer, in Verhaft gehalten hatte. Bald kam auch der edle Entſchluß zur Ausführung, und es erſchien allmählig der Ort Freiburg auf weithin das einzige gemeine Weſen von ſolcher Bedeutung. Die Wahl der Lage für die neue Niederlaſſung war vortrefflich. Am weſtlichen Rande des Schwarzwalds, mitten in dem uralt angebauten, reichbelebten großen Rheinwinkel, zwiſchen Schwaben und Elſaß, mußte ſie ſich für eine Handelsſtadt vollkommen eignen. Ebenſo günſtig wie die Lage, war auch ihre Verfaſſung, ein getreues Abbild der kölniſchen. Eine Mark ledigen Eigenthums reichte hin, um in der neuen Stadt Bürger zu werden. Wer ſich darin niederließ, erhielt eine Hofſtätte von hundert Fuß in der Länge und halb ſoviel in der Breite. Ein Leibeigner durfte ſich nicht anſiedlen, wenn ſein Herr ihn verlangte; blieb er aber Jahr und Tag unangeſprochen, ſo mochte er ſich fortan der gewonnenen Freiheit erfreuen. Auch die Leute des Herzogs durften nicht in der Stadt wohnen, auſſer wenn ſie mit Einwilligung der Gemeinde das Bargrecht erlangt hatten. Die Wahl des Leutprieſters, des Schultheißen, des Raths, des Nachtwächters und Hirten ſtund bei der Bürgerſchaft, nur die Beſtätigung bei dem Herrn; auch forderte derſelbe keine andre Steuer, als an Martini zwölf Pfenninge von jedweder Hofſtatt. Allen Fremden, welche den Markt zu Freiburg beſuchten, war Sicherheit verſprochen und billiger Erſaz, wenn einer beſchädigt würde. Auch blieb jedem Bürger ein freier Abzug vorbehalten, unter ſicherm Geleit bis auf die Mitte des Rheins. Im ganzen Gebiet des Herzogs zahlte kein Bürger einen Zoll; nur der Stadtzoll wurde gegeben, und war für die einzelnen Gegenſtände genau beſtimmt; doch gaben Bürger nur den halben, die Geiſtlichen und die Diener des Herrn gar keinen. Aus dieſem Zoll wurden verſchiedene öffentliche Ausgaben beſtritten. Maaß und Gewicht, eine für den Handel und Verkehr ſo wichtige Sache, ſtund unter ſtrenger Aufſicht des Raths. Man handelte bereits mit Getreide, Wein und Vieh, mit Oehl, Salz, Obſt, Honig, Häringen und

Gewürzen, mit verſchiednen Metallen, mit Wolle, Pelzwerk und Gewändern. Rückſichtlich des liegenden Gutes genoßen die Bürger viele Freiheit. Erwerben konnten ſie ſolches im Breisgau überall ungehindert, und über das Erworbene oder Ererbte nach Willkür verfügen; auch bezahlten ſie von ihren Beſizungen kein Schuzgeld an den Herrn. Das Erbrecht war ganz einfach; Kinder einer und derſelben Mutter theilten unter ſich die Erbſchaft und erbten wieder von einander, während von den Kindern aus verſchiedenen Frauen jedes ſeine leibliche Mutter erbte. Ihre Mündigkeit begann mit dem zwölſten Jahr; bis dahin ſtunden ſie unter der Gewalt von Vater oder Mutter. Die Waiſen ethielten einen Vormund, deſſen Gut dem Herzog, und deſſen Leib den Bürgern zur Strafe anheimfiel, wenn er ſein Vogtamt treulos oder eigennüzig verwaltete. Haus und Hof eines Bürgers wurden wie für heilig gehalten; wer ſich gegen die Mahnung des Hausvaters eindrängte, war demſelben völlig verfallen. Ueber die Händel der Bürger unter ſich galt eine billige Verordnung, ganz nach den damaligen einfachen, aber ſtarken und aufbrauſenden Charakteren. Gegen Raufereien verfuhr man mit nothwendiger Strenge; welcher Bürger dem andern im Zorn eine Wunde ſchlug, verlor die Hand; ein Mörder aber den Kopf, und wenn er entwichen war ſo wurde ſein Haus niedergeriſſen, und blieb ein Jahr lang im Schutte liegen. In all' ſolchen Vorfällen galten die Grundſäze des allemanniſchen Rechts; der Beweis beruhte auf gleichbürtigen Zeugen und Eidſchwüren, oder wo ſie verworfen wurden, auf dem Zweikampf. Gewöhnliche Vergehungen gegen Frauen büßte man mit Geld; der heimliche Umgang eines Bürgerſohns mit einer Bürgerstochter konnte den Zwang zur Heirath veranlaſſen. Was das Verhältniß der Bürger zu den Fremdlingen betraf, ſo entſchied hier der Umſtand, daß es in jener Zeit des anfangenden Bürgerthums nöthig war, die Bande der Geſellſchaft enge genug zu knüpfen, um ihnen deſto mehr Stärke und Feſtigkeit zu geben. Liebe und Achtung mußten eine beſondere Beſchränkung haben auf den Nachbarn, auf den Gemeindsgenoſſen, ſonſt hätten die bürgerlichen Anſtalten kaum den gehörigen Halt bekommen wider die vielen Hinderniſſe ihres Emporſtrebens. Die auf die Vergehungen eines Bürgers gegen einen Frem-

der geſezten Bußen ſtunden in keinem Verhältniß zu der Behandlung des Leztern, wenn er ſich gegen jenen vergieng. Ausserdem durfte der Fremdling oder Gaſt weder Zeugſchaft leiſten, noch gegen den Willen des betreffenden Bürgers zum Zweikampf erſcheinen. Die Rechtspflege und verwaltende Obrigkeit der Stadt beſtund anfangs, weil die Geſchäfte den einfachſten Gang nahmen, nur aus vier und zwanzig Rathsherren. Dieſe beſtimmten die Preiſe für den Wein, das Brod und Fleiſch, welches damals die gewohnteſte Nahrung war; ferner ernannten ſie aus ihrer Mitte den Fronwäger, durch deſſen Hand alles gieng, was von Auswärtigen in der Stadt gekauft oder an ſie verkauft wurde. Eben dieſelben hielten auch in ihrer Verwahrung alles erbloſe Gut, das nach Ablauf von Jahr und Tag in drei gleichen Theilen der Stadt, der Kirche und dem Herzoge zufiel. Wenn ein durch Gewalt Verwundeter die Glocke zog, ſo erſchienen ſie, die Wunde zu unterſuchen; gegen ihren Urtheilſpruch konnte man an den Rath zu Köln appelliren. In beſonderm Betreffe des Herzogs waren die Bürger nur auf eine Tagreiſe zu ſeinen Fehden verpflichtet, damit jeder Abends wieder bei ſeinem Heerd ſeyn konnte; aber Keiner durfte ausbleiben, wenn das Aufgebot ergieng, unter Androhung der Zerſtörung ſeines Hauſes. Im Fall eines Aufruhrs mochte Jeder gewaffnet dem Lärm zuſpringen; wenn aber Jemand erſt nach Hauſe gieng, um ſich dort zu waffnen, ſo hatte er die Huld des Herrn verwirkt. Für ſich und ſeine Nachkommen behielt der Herzog nichts vor als die Schirmherrſchaft, da die Stadt auf ſeinem Grund und Boden erbaut war.

In ſolchem Geiſt gründete Herzog Berthold der Dritte das gemeine Weſen von Freiburg, und bald noch ein zweites zu Villingen auf dem Schwarzwald. Seit uralter Zeit war derſelbe Ort eine Stammbeſizung des zähringiſchen Hauſes, und zu Ende des zehnten Jahrhunderts das beſondere Erbtheil Graf Bertholds, des Enkels von Guntram dem Reichen, und Vaters von Herzog Berthold dem Erſten. Dieſer Herr war ein Sohn Graf Gebhards aus Frau Bertha, der Schweſter des Stammherrn von Hohenſtaufen, und allgemein gekannt unter dem Namen Bezelin von Villingen. Er vergrößerte den Ort und erwarb ihm durch Fürſprache Herzog Hermanns zu Schwaben von König Otto dem

Dritten das Marktrecht, mit Vergünſtigung der Münzgerechtigkeit, des Zolls und Gerichtsbanns für ſich und ſeine Nachkommenſchaft. Hiedurch wurde Villingen auf weit und breit der angeſehenſte Flecken, bis ihn nach Verfluß von hundert und zwanzig Jahren Herzog Berthold zur Stadt erhob. Sie wurde erbaut nach dem Vorbilde Freiburgs, in länglicht runder Form, mit zwei ſich in der Mitte durchkreuzenden Hauptſtraßen und vier Thoren.

Aber bald hierauf fiel der ruhmwürdige Gründer dieſer Gemeinweſen, in einem Krieg des elſaßiſchen Grafen Hugo von Dachsburg, welchem er wider deſſen aufrühreriſche Unterthanen Hilfe geleiſtet, und es folgte ihm, da ſeine Söhne noch minderjährig waren, in Beſizungen und Würden ſein Bruder, der ſchon früher als Herr zu Freiburg auftrat, und die dortige Verfaſſung durch eine öffentliche Urkunde geregelt und befeſtigt hat. Dieſer Herzog Konrad war ein nicht minder verſtändiger und thätiger Fürſt; das Haus Zähringen gelangte durch ihn zum höchſten Gipfel ſeines Glanzes. Zuerſt, im Jahre eilfhundert fünf und zwanzig, erwarb er die Kaſtvogtei des Stifts zu Sankt Blaſien; alsdann in den zwei nächſtfolgenden das Rektorat über Burgund, und endlich begann er den Bau des freiburgiſchen Münſters, eines der herrlichſten Denkmäle altdeutſcher Baukunſt! Aber ſein Leben war voll Mühſeligkeit, und durch Kriege mehrfach getrübt. Noch immer herrſchte zwiſchen den Häuſern Zähringen und Hohenſtaufen die alte Eiferſucht. König Lothar, welcher das leztere haßte, ſuchte jenes zu begünſtigen, um dadurch eine Stüze ſeines Thrones zu gewinnen. Daher, als Graf Reinold von Burgund ſich weigerte, ihm zu huldigen, er die Züchtigung des Widerſpännigen dem Herzog Konrad übergab. Die burgundiſche Krone war etwa ſechshundert Jahre nach der Einwanderung der Burgunder nach Süddeutſchland durch König Konrad den Salier dem Reich unterworfen worden. Nachdem nun in König Heinrich dem Fünften das konradiſche Haus erloſch, betrachtete Reinold dieſelbe als erledigt, und trug ſich mit den Gedanken, die alte Freiheit in Burgundien wieder herzuſtellen. Aber Herzog Konrad erſchien mit ſeiner Macht und mit einer ſtarken Hilfe aus dem Reich, ſchlug ſeinen Feind, und brachte ihn gefangen vor den König. Kaum gelang es der Geiſtesgegenwart des beſiegten

Grafen, die Grafſchaft über Hochburgund durch Unterwürfigkeit für ſich zu retten; alles übrige erhielt Konrad von Zähringen unter dem Titel eines Reichsverweſers. Aber dieſe günſtige Lage des Herzogs veränderte ſich bald durch den Tod König Lothars, welchem Konrad von Hohenſtaufen auf dem Throne der Deutſchen nachfolgte. Denn natürlich hielt Konrad zur Parthei Herzog Heinrichs von Sachſen, des Eidams von Lothar, welcher ebenfalls den Thron der Deutſchen ſuchte. Hierüber erhob ſich ein neuer und unglücklicher Krieg für Herzog Konrad, indem des Königs Neffe, Herzog Friedrich zu Schwaben ſich aufmachte, und die zähringiſchen Länder dies- und jenſeits des Rheins ſo behend überfiel, daß die zähringiſche Macht zurückwich, und der Herzog gezwungen war, ſich zu unterwerfen. Durch Vermittlung des heiligen Bernhard, welcher mit ungemeinem Eifer an der Herſtellung der Einigkeit unter den deutſchen Fürſten arbeitete, um ſie für einen allgemeinen Kreuzzug zu gewinnen, erhielt er von dem neuen Könige ſofort die Belehnung der bisher verwalteten Lande, und überdies noch einen Theil der Herrſchaft des neuerdings widerſpännigen Grafen Reinold. Doch blieben die Gemüther wie zuvor; Herzog Konrad verband ſich noch enger mit dem welfiſchen Haus durch eine Heirath ſeiner Tochter Klemenzia mit Heinrich dem Löwen; zur Morgabe erhielt ſie die Burg Baden im Breisgau, oberhalb Müllheim, auf einem Vorhügel des Blauen, mit hundert Dienſtmannen und fünhundert Manſen Feld.

In all' ſeinen Händeln und Geſchäften bewies ſich dieſer Herzog von Zähringen gleich bieder und kräftig, würdig des Ruhmes ſeiner Väter; ein Geſchichtſchreiber ſeiner Gegenparthei nennt ihn einen der tapferſten und reichſten Fürſten damaliger Zeit; von ſeiner Denkungsart ſind jener freiburgiſche Freiheitsbrief und die Grundſteinlegung des Münſters unzweideutige Zeugen; ſeiner mildthätigen Hand erfreuten ſich namentlich die Kirchen zu Reichenau und zu Bürgeln; Sankt Blaſien genoß unter ſeinem Schirm einer ſichern Ruhe; der frommen Stiftung ſeines Vaters endlich zu Sankt Peter beſtätigte er alle ihre Rechte und Beſizungen. Konrad hinterließ aus ſeiner Gemahlin, einer Tochter des Herzogs von Namur, außer Klemenzia und Anna, den Berthold, Rudolf und Adelbert. Jener folgte ihm in der Herrſchaft; Rudolf wurde

geiſtlich, und nachmals an das Bisthum Lüttich erhoben; Adelbert aber erbte die zähringiſche Herrſchaft bei Weilheim, und erſcheint ſofort als Stammvater der Herzoge von Teck, welche bei mancherlei Schickſalen und in verſchiednen Würden zweihundert und neunzig Jahre lang unter den ſchwäbiſchen Großen erſcheinen.

Jene Zutheilung einiger Lande von Graf Reinolds Herrſchaft an Herzog Konrad hatte einen neuen Krieg erregt, welchen Berthold der Vierte ſofort von ſeinem Vater übernahm. Er geſchah wider die Erbin Reinolds, Frau Beatrix zu Hochburgund; aber da Friedrich der Erſte ſich im Jahr eilfhundert ſechs und fünfzig mit derſelben verehlichte, ſo mußten die Waffen ruhen. Beide Theile verglichen ſich durch einen Vertrag, wornach der Herzog von dem Kaiſer in der burgundiſchen Statthalterſchaft dieſſeit des Jura beſtätigt wurde, und zum Erſaz des erlittenen Verluſts die Regentſchaft des Reichs von Arles, nebſt der Kaſtvogtei über die Hochſtifte Sitten, Genf und Lauſanne erhielt. Dieſer Erſaz war aber kaum ein ſolcher zu nennen gegen die eingebüßte Statthalterſchaft des jenſeitigen Burgund und die verlorne Schirmvogtei über Zürich. Der Glanz des zähringiſchen Namens wurde dadurch ſehr verdunkelt; doch kam der auswärtige Verluſt nur dem einheimiſchen Lande zum Beſten. Denn die burgundiſchen Kriege hatten einen ſtets großen Aufwand gefordert, ohne daß der Beſiz der Herrſchaft etwa geſicherter wurde. Die Burgunder haßten jede fremde Obwaltung, und Herzog Berthold war genöthigt, auch jezt noch um die Behauptung ſeines Anſehens zu kämpfen. Nach dieſem Kampf erbaute er zur Sicherung ſeines Sieges die Stadt Freiburg im Uechtland, ganz nach dem Muſter der breisgauiſchen. Im Breisgau aber ſelbſt gründete Herzog Berthold ein zweites Gemeinweſen zu Neuenburg am Rhein. Anfangs war dort nur ein Hof, deſſen Grund und Boden er an das von ihm errichtete Kloſter Thennenbach verkaufte, ſpäter aber wieder an ſich zog, und den Ort zu einer Stadt erhob, mit einer ähnlichen Verfaſſung wie in dem benachbarten Freiburg.

Lange vordem war Herzog Berthold nach Italien gezogen, in dem Kriege Kaiſer Friedrichs gegen die lombardiſchen Städte, und während derſelben Zeit hatte er auch die Fehde mitgemacht, welche wegen Räubereien zwiſchen dem Herzog Welf und dem

Digitized by Google

Pfalzgrafen zu Tübingen entſtund. Dieſer Welf war ein Sohn Herzog Heinrich des Schwarzen von Baiern, der Schwager Herzog Berthold des Dritten von Zähringen, und Gemahl jener Uta von Kalw, der Stifterin des Kloſters Allerheiligen. Der kleine Krieg wurde mit äuſſerſter Erbitterung geführt. Auſſer dem Hauſe Zähringen und Baden waren für die welfiſche Parthei die Biſchöfe zu Augsburg, Speier und Worms, die Grafen von Pfullendorf, von Habsburg, von Kalw, Heiligenberg und Vehringen; für den Pfalzgrafen hingegen Herzog Friedrich von Schwaben, und die Grafen von Zollern mit ihrem Anhang. Es kam bei Tübingen zur Schlacht; die Welfiſchen mußten fliehen, erholten ſich aber ſogleich wieder und brachten ihren Feind in ſolche Bedrängniß, daß Herzog Friedrich den König von Böhmen zu Hilfe rief. Hierauf begann eine wilde Verwüſtung aller Lande der ſtreitenden Partheien; der Linzgau, die Baar, die Ortenau und andere Gegenden waren bei uns der Kriegsnoth ausgeſezt; das Kloſter Schuttern ward ein Raub der Flammen, und unweit der Donau brach Herzog Berthold die Burg Fürſtenberg. Endlich erſchien der Kaiſer und vermittelte den Streit.

Den größten Einfluß in Schwaben behaupteten damals das Welfiſche, Zähringiſche und Hohenſtaufiſche Haus. Lezteres war das jüngſte, aber ungemein im Wachsthum durch den hochſtrebenden Geiſt, der ſeine Sprößlinge beſeelte; es vergrößerte ſich unter anderm auch am Bodenſee durch die Erbſchaft der Grafen von Buchhorn und Pfullendorf. Die Welfen hingegen beförderten theils ſelbſt die Abnahme ihres Glücks, während Zähringen ſich durch ein ſtets kluges und mäßiges Benehmen bei ſeinem erworbenen Anſehen erhielt. Selbſt die verloren gegangene Kaſtvogtei über Zürich gewann Herzog Berthold wieder, und blieb dadurch ein von dem Herzogthum Schwaben unabhängiger Fürſt. Im Breisgau verwaltete er die Landgrafſchaft, das uralte Erbe ſeiner Väter; über Sankt Blaſien, Thennenbach, Sankt Peter, über das Stift zu Stein und andre Klöſter gehörte ihm das Schuzherrnamt. Berthold war ein Mann von vieler Einſicht, geſtählt durch mancherlei herbe Erfahrungen, und von ſo bewährter Tapferkeit, daß ihm in Italien der Kaiſer das Reichsbanner anvertraute; er ſtarb im Jahr eilfhundert ſechs und achtzig, und hinterließ außer zwei

Töchtern nur einen einzigen Sohn. Dies war Berthold der Fünfte oder Reiche, der Erbe aller Macht und Tugenden ſeines Vaters; nur brachte ihn eine allzugenaue Sparſamkeit in den Verruf des Geizes, wie eine rückſichtsloſe Strenge in den Schein der Härte und Grauſamkeit. Die burgundiſchen Großen beſonders fühlten ſeine kräftige Herrſchaft; er wollte ihren ſtets unruhigen Stolz endlich beugen, ſchlug ihre Macht zweimal, und befeſtigte hierauf viele Orte im Land, namentlich Mudon, Iverdon und Burgdorf; an der Aare aber erbaute er von neuem die Stadt Bern, in demſelben Sinn, wie ſeine Väter die beiden Freiburg. Dies alles geſchah, während die andern Großen des Reichs mit Kaiſer Friedrich auf der Kreuzfahrt nach dem heiligen Lande waren. Kein Fürſt ſicherte damals ſo umſichtig ſeine Macht, wie Herzog Berthold; auch bei uns erweiterte er die Befeſtigungen von Breiſach. Hierin ſah das Haus Hohenſtaufen Grund genug zu einem Krieg wider Zähringen. Es erſchien Herzog Konrad von Schwaben mit ſtarker Heeresmacht in den untern Landen, und drohte alle zähringiſchen Gaue zu überziehen. Als derſelbe ſich aber zu Durlach gelagert hatte, erſtach ihn ein Bürger, deſſen Weib er ſchänden wollte. Bald darauf ſtarb auch der König, des Herzogs Bruder, und ſo endigte ſich der Krieg.

Der zähringiſche Name erſchien von dem an in erneutem Glanze ſeines Anſehens. Herzog Berthold war durch eine wohlgeordnete Wirthſchaft und durch die Vermeidung aller unnöthigen Kriegszüge ſehr reich geworden; er beſaß die Freundſchaft des Pabſtes, und das welfiſche Haus band ein natürliches Intereſſe an das ſeinige. Alſo geſchah es, daß ihm die Churfürſten den damals erledigten Thron des Reichs anboten. Allein Berthold liebte zu ſehr den Frieden, um ſich mit Herzog Philipp von Schwaben, dem Bruder des verſtorbenen Kaiſers, in einen weitausſehenden Kampf einzulaſſen, da derſelbe die deutſche Krone um jeden Preis zu erringen trachtete. Er nahm von ihm das Doppelte der bereits verwendeten ſechstauſend Gulden Unkoſten, und entſchlug ſich einer Würde, die nur zu oft mehr Glanz als Glück und Macht gegeben hatte.

Die Fürſten wählten ſofort den Herzog Otto von Braunſchweig, einen Sohn Heinrich des Löwen, und Herzog Berthold wurde von dem Pabſte dringendſt aufgefordert, deſſen Parthei zu nehmen;

Digitized by Google

aber Philipps angeſtammte Macht und ſein erworbener Anhang waren zu groß, und ſowohl er als ſeine Freunde zu klug und zu thätig, als daß ihnen nicht endlich ſelbſt der römiſche Stuhl hätte nachgeben müſſen. Zu den eifrigſten Beförderern der Sache Herzog Philipps gehörte Biſchof Diethelm zu Konſtanz, aus dem Geſchlecht der Freiherren von Krenkingen, welche ſich damals aus ihrem Stammſize im Albgau auch in den benachbarten Klekgau verbreitet, und eben durch den Biſchof die Kaſtvogtei über das Stift Rheinau erworben hatten; ein kräftiger, angeſehener und um den Anbau des Landes nicht unverdienter Adel.

Man weiß, wie König Philipp durch das Schwert Otto's von Wittelsbach zu Bamberg fiel. Nach dieſem erhob ſich der Kampf um die Krone zwiſchen König Otto und Herzog Friedrich, dem Sohn weiland Kaiſers Barbaroſſa. Jener erſchien am Bodenſee, und lagerte ſich zu Ueberlingen; aber zu gleicher Zeit kam ſein Gegner aus Italien nach Konſtanz. Otto verſäumte ſich, während Friedrich täglich neue Freunde gewann, zog endlich am Rhein herab, und warf ſich nach Breiſach, wo er auf den Beiſtand des Herzogs von Zähringen und der benachbarten Biſchöfe rechnete. Allein Berthold blieb ruhig, und alle übrigen Großen ſchlugen ſich zur Parthei des jungen heldenmüthigen Friedrich. Als derſelbe in dieſen Gegenden erſchien, herrſchte zu Breiſach eine heftige Gährung. Denn das Kriegsvolk des Königs trieb mancherlei Muthwillen in und außer der Stadt; ſie vergriffen ſich an Hab und Gut der Bürger, ſchändeten ihre Weiber und Töchter, und fielen heraus auf das umliegende Land, um zu rauben. Dies veranlaßte eine Verſchwörung der Städter und Landleute. An dem beſtimmten Tag ertönte die Sturmglocke; da erhob ſich das ergrimmte Volk, überfiel ſeine Bedränger, erſchlug ſie, oder ſtürzte ſie in die Fluten des Rheins. König Otto, voll Schreck und Beſtürzung, rettete ſich kaum noch mit einem kleinen Häufchen, welchem Markgraf Hermann von Baden zur Flucht nach Sachſen verhalf. Dieſer Vorfall geſchah im Jahr zwölfhundert und zwölf; durch ihn wurde das ganze Rheinthal für Friedrich gewonnen.

Während all' dieſer Geſchichten war Herzog Berthold mit friedlicher Befeſtigung ſeiner Macht beſchäftigt; er vervollkommnete die Einrichtungen ſeiner Städte und Herrſchaften, und führte eine

ſtrenge Wirthſchaft, die ſeinen Reichthum vermehrte. Seine Beſizungen bildeten wirklich ein nicht geringes Fürſtenthum; im Breisgau, in der Ortenau und in Schwaben lag ſein Stammgut mehr oder weniger zerſtreut, überhaupt aber herrſchte er vom Jura und vom Züricher See bis über den Schwarzwald an den Neckar hinab. Seine Dienſtmannſchaft beſtund aus einer Reihe zum Theil angeſehener Geſchlechter von Adel; es gehörten dazu die Herren von Staufen, von Röteln, von Falkenſtein. Wie wohlthätig er in ſolchem Anſehen gewirkt habe, muß anerkannt werden, wenn auch ſein ſonſtiger Charakter als zweideutig erſcheint. Ueber keinen Fürſten ſind ſeltſamere und unheimlichere Gerüchte im Umlauf geweſen, wie über dieſen Berthold, den lezten Sprößling des ſo glorwürdigen Stammes von Zähringen. Er lechze nach Menſchenfleiſch; er ſchlachte und koche ſeine eigenen Dienſtleute, um ſie zu verzehren; er habe ſeine Gemahlin heimlich enthaupten laſſen; er übe Treubruch, und ſuche fremdes Gut; ihm aber hätte der burgundiſche Adel ſeine beiden Söhne vergiftet. In der That bleibt die Behandlung ſeiner Neffen, Bertholds und Kuno's von Urach, welche er bei dem Wahlgeſchäft den Churfürſten als Geiſeln übergab, aber nicht wieder auslöste, ein unzweideutiger Makel ſeines Charakters. Berthold, von Geſtalt und Kraft ein Rieſe, war rauh und launiſch gegen die Welt, aber doch ängſtlich um das Urtheil derſelben über ſein Leben. Als ſein Schweſterſohn, der Abt von Thennenbach, im Jahr zwölfhundert ſechszehn von Rom zurückkehrte, ließ er ihn zu ſich kommen; er hauste damals in dem Schloß, welches von ihm oder ſchon von ſeinem Vater auf der nächſten Höhe hinter Freiburg erbaut worden war. Der folgſame Prälat erſchien, und traf den Herrn ſehr aufgeräumt in fröhlicher Geſellſchaft ſeiner Ritter; man würfelte, ſcherzte, ſang und tanzte nach dem Spiel einer Orgel. Der Gaſt mußte erzählen von ſeiner Reiſe; ſofort wollte Berthold wiſſen, was der Pabſt von ihm halte, und da der Abt dieſer Frage auszuweichen ſuchte, gebot er ihm zornig, die Wahrheit zu geſtehen. Nun ſprach jener: „Der Habſucht beſchuldigt man Euch zu Rom, und der Ungerechtigkeit gegen Wittwen und Waiſen.“ Hierüber ergrimmte der Herzog dermaßen, daß er den zitternden Erzähler mit Scheltworten überhäufte, und ſchwur, er würde ihn über den Schloßfelſen hinab werfen laſſen,

Digitized by Google

wenn er nicht ſeiner Schweſter Sohn wäre. Von dem an empfand auch die Abtei Thennenbach die ganze Unhuld ihres Stifters. Einmal befahl ſogar der Herzog, die Weinfäſſer des Kloſters zu vernichten; doch ſcheuten ſeine Leute die Strafe des Himmels, und zerſchlugen nur ein leeres.

Berthold der Fünfte oder Reiche, Herzog von Zähringen, Rektor zu Burgund, ſtarb völlig kinderlos zu Freiburg im Breisgau, im Jahr zwölfhundert achtzehn, im hundert und ſechszigſten, nachdem die herzogliche Würde durch Berthold den Bärtigen an ſein Haus gekommen, und im vierzigſten nach Erwerbung der burgundiſchen Statthalterſchaft durch Konrad, ſeinen Oheim. Der Leichnam des Verblichenen wurde in der Münſterkirche hinter dem Fronaltar zur Erde beſtattet, unter großem Trauergepräng, mit Schild und Speer, als zum Zeichen, daß ſich mit ihm die Reihe ſeiner Väter nun endige!

Achtes Kapitel.

Von den Zeiten der Zähringer überhaupt.

Während der Herrſchaft der Herzoge von Zähringen entwickelte ſich in unſern badiſchen Landen unſtreitig das mannigfaltigſte, reichſte, blühendſte Leben. Wir ſehen die Klöſter noch im beſten Flor ſowohl ihres irdiſchen Wohlſtandes als geiſtigen Wirkens; den alten großen Adel im Beſitze ſeines ächten Glanzes durch wohlangebaute Herrſchaften und die Tugenden ritterlichen Muths, ungeheuchelter Frömmigkeit und einer mäßigen Haus-Wirthſchaft; die bürgerlichen Gemeinen in erſter froher Aufnahme; das Landvolk, freilich oft in trauriger Unterwürfigkeit, doch auch hin und wieder auf dem Wege zu glücklicher Sicherung altererbter Freiheiten; überhaupt endlich alles, was die menſchliche Geſellſchaft fördert und veredelt, Handel und Künſte beſonders, in munterſtem Gedeihen.

In der Seegegend waren bisher immer das Stift Reichenau und die Stadt Konſtanz die erſten Punkte. Dort lebte vor allem

noch die Wiſſenſchaft; man las die Werke weiland Abt Bernos über die Muſik, über das Leben einiger Helden der Kirche, über die heilige Schrift, über die Geſchichte der Allemannen, und deſſen Briefe an verſchiedne gelehrte und fromme Männer; ferner las man die zahlreichen, das ganze damalige Wiſſen umfaſſenden Bücher Hermann des Lahmen, eines ungemeinen Geiſtes, von dem das berühmte Kirchenlied Salve Regina herrührt, und welcher mehrere ſowohl griechiſche als arabiſche Schriften in's Lateiniſche überſezt hat. Auch zu Rheinau wurde manches gethan, und ſelbſt in den Wildniſſen der Stifte Sankt Georgen und Sankt Blaſien belebten Kunſt und Gelehrſamkeit viele ſtillen, von der Welt abgekehrten Gemüther. Dort hatte man von Abt Theoger ein großes Werk über die Muſik, und hier lebte einige Zeit Meiſter Berthold, der berühmteſte von allen damaligen Geſchichtſchreibern Schwabens. Er war mit Biſchof Gebhard nach Sankt Blaſien gekommen, und leitete daſelbſt lange Zeit die Schule. Seine Erziehungsgrundſäze beruhten auf einer genauen Kenntniß der menſchlichen Seele und waren vortrefflich. „Wer die Jugend nicht liebt, ſagte er, von dem erlernet ſie nichts. Alles hat ſeine Zeit, ſo auch der Unterricht; denn das menſchliche Alter gleicht nach Plato dem Wachs, es kann für die Eindrücke zu weich oder zu hart ſeyn. Wer die Wiſſenſchaft nicht aus angebornem Drang, nicht aus Liebe zur Wahrheit und Tugend betreibt, iſt ihrer unwürdig, und wird ſie nicht weiter bringen; einen Solchen ſollte man nie zum Lehrer machen. Es iſt verächtlich, nur allein um des Brodes oder um der Eitelkeit willen zu lehren; man muß forſchen wollen, und den Muth haben, die gefundene Wahrheit zu bekennen. Aber das Forſchen und Lernen endigt nur mit dem Leben.“ Dieſer Mann hat der Parthei der Kirche durch ſeine Feder mehr genüzt, als mancher der ausgezeichnetſten Kämpfer mit Schwerdt und Mund; er ſtarb im Kloſter Allerheiligen zu Schaffhauſen, um's Jahr eilfhundert, kurz vor der Zeit, da Herzog Berthold der Zweite von Zähringen ſich gegen das Haus Hohenſtaufen des Herzogthums Schwaben entſchlug.

In andern Gotteshäuſern des Landes wurde gewiß auch mehr oder weniger in dieſem Sinne gearbeitet; aber die Zeit hat uns

davon keine Denkmale aufbewahrt. Und wenn einige leider nichts geleiſtet haben, ſo war daran entweder häufige Kriegsnoth ſchuld, wie zu Schuttern, Ettenheim und Schwarzach, oder innerer Zwieſpalt, wie zu Gottesau, oder der Druck eines habſüchtigen Kaſtvogts, wie zu Sankt Trutbert. Der ſpätere Zuſtand der Klöſter war ſchlecht und ihr Wirken verderblich; aber von ihrer damaligen Zeit gilt noch vollkommen, was ein geachteter Geſchichtſchreiber bemerkt: „Die Klöſter ſind die Size der Frömmigkeit und des Fleißes, Zufluchtsörter für die Verfolgten, Ruheſtätten für die Ermüdeten geweſen. In ihnen ward die Wiſſenſchaft gepflegt, durch ſie ſind unzählige Schulen geſtiftet worden. Wüſten, Sümpfe und Moräſte haben ſie urbar gemacht, und die errettende Lehre des Chriſtenthums mit Standhaftigkeit und Aufopferung unter wilde verlaſſene Menſchen verbreitet. Nie ſchämten ſich die Mönche des niedrigſten Berufs; ſie ſtunden dem Höchſten mit Muth und Tugend vor, und arbeiteten geduldig am Geringſten."

Von der frommen Schwärmerei unſers vaterländiſchen Adels haben wir gehört; er hatte jedoch auch noch eine andre Richtung. Er war ungemein kräftig, tapfer und wild; ein innerer, ſtets unruhiger Drang trieb ihn zu kühnen und abentheuerlichen Unternehmungen; aber das Ritterweſen bändigte dieſe Kraftfülle, wo es die Religion nicht that. Es war eine Anſtalt, welche aus den beſten Elementen der damaligen Zeit entſprang; die ſonſt rohe leibliche Stärke und Gewandtheit wurde dadurch zu den edelſten Zwecken verwendet, zur Ehre der heiligen Kirche, zum Dienſt der Damen, zum Schuz der Wittwen und Waiſen. Der junge Adel ward für die Ritterwürde eigentlich erzogen; es gab angeſehene Herren, Barone, Grafen, und ſelbſt Fürſten, welche an ihrem Hof ſtets eine Reihe adeliger Jünglinge zur Bildung um ſich hatten, wie Herzog Welf, der Gemahl Utas von Kalw oder Schauenburg. Der Tag des Ritterſchlags war faſt feierlicher als ſelbſt der Tag der Taufe, und das würdige Erſcheinen beim Turnier galt für wichtiger, als bei uns jede ähnliche Handlung. Wirklich war auch das Turnier eine unvergleichliche Einrichtung, eine wahre Polizei des Adels; denn kein Beſleckter durfte dabei zu erſcheinen wagen. Man hat die olympiſchen Spiele der Griechen als ein herrliches Inſtitut geprieſen; die Kampfſpiele des deutſchen Mittelalters waren noch herrlicher.

Digitized by Google

Der Adel wohnte im eilften und in den nächſtfolgenden Jahrhunderten meiſt auf einſamen Burgen, deren kühne Lage und maſſive Bauart ſchon allein den Geiſt ihrer Bewohner andeuteten. Die Beſchäftigung des Burgherrn waren die Jagd, die Sorge um die Landwirthſchaft, mancherlei Verrichtungen bald eines Vogtamts, bald als Schiedsrichter, oder Obmann; denn viele Angelegenheiten, Kaufe, Verkaufe, Tauſche, Vergabungen, Sühnen und dergleichen, wurden nach dem Zerfall der Gaugerichte damals auf den Schlöſſern des Adels vorgenommen, wobei es immer einen luſtigen Tag gab. Sonſt lebte man ſehr einfach und auch die Kleidung war für gewöhnlich auf die nothwendigſte Bedeckung berechnet; nur in den Feſtzeiten wurden koſtbare, mit Gold und Silber gezierte Stoffe zur Schau getragen. Aber es war kein Flitterweſen, wie in unſrer modernen Welt, ſondern alles gediegen, und auf lange Dauer berechnet. Das ganze Familienleben hatte ein patriarchaliſches Anſehen, und in vielen Nachrichten ſind Spuren der edelſten häuslichen und allgemein menſchlichen Tugenden. Wenn der Freiherr Werner von Kaltenbach im breisgauiſchen Schwarzwald auf die Jagd gieng, ſo wußten die Armen ſchon, wo er ausruhe, und ſein Mahl verzehre; dahin verſammelten ſie ſich nun, und wurden von ihm brüderlich geſpeiſet. Ebenderſelbe lud oft die Geiſtlichen aus der Umgegend an ſeinen Tiſch; ſein Haus blieb keinem Fremdling, keinem Bedürftigen verſchloſſen. Als Biſchof Gebhard von Konſtanz in ſeiner Noth nach dem Schwarzwald floh, fand er auch auf der Burg Kaltenbach gaſtfreundliche Aufnahme. Er ſegnete den alten Werner, deſſen Gemahlin und ihre Söhne, zwei biedere, ritterliche Jünglinge. Der Biſchof ſprach von den Wirren der Zeit, von der Gefahr der Kirche, von dem Verdienſte der Weltverachtung. Da legte Herr Werner das Schwerdt ſeiner Väter ab, und wurde zu Sankt Blaſien Mönch; ihm folgte Ida, und nahm zu Sulzburg den Schleier; endlich entſagten auch beide Söhne den Freuden ihres ausblühenden Lebens, und wurden nacheinander Vorgeſezte der Zelle zu Bürgeln, welche der ſanktblaſiſche Abt Ruſten aus dem Vermögen der frommen Familie errichtet hatte.

Sonſt behauptete der damalige Adel viel Stolz, und war ungemein eiferſüchtig auf ſeine Ehre und Vorrechte. Der Lehen-

dienſt herrſchte faſt allgemein; doch gab es auch noch einzelne Geſchlechter, welche ſich von aller Abhängigkeit ledig erhalten hatten. Als Kaiſer Friedrich der Erſte einſt durch das Städtchen Thiengen zog, und alles Volk ihm ſeine Ehrfurcht bezeugte, bemerkte er einen Ritter, der vor ſeiner Behauſung inzwiſchen ruhig auf einem Stuhle ſaß, und kaum das Haupt entblöste. Dies wunderte Friedrich, und er ließ nach dem Manne fragen. Da erwiederte derſelbe: „Ich bin der Freiherr von Krenkingen, der Herr dieſes Ortes. Ich habe dem Kaiſer meinen Hut gezogen, und mehr bin ich nicht ſchuldig; ich trage weder von ihm noch ſonſt von Jemand ein Lehen, ich bin frei an Leib und Gut.“ Friedrich freute ſich dieſer Antwort, und verlieh dem Freiherrn das Recht, in ſeiner Stadt Thiengen goldne Münzen mit dem kaiſerlichen Bildniß zu prägen, um einen ſo tüchtigen Edelmann dem Reiche zu verbinden. Die damalige adelige Lebensart war ſehr ungebunden, wenn ſchon die öffentlichen Formen durch das ſteife Lehenzeremoniel beſchränkt wurden; und man bemerkte im Benehmen zwiſchen dem oberſten Reichshaupt und ſeinem lezten Dienſtmann keinen ſolchen Unterſchied, wie heutzutag zwiſchen einem Landjunker und ſeinem Pächter. Es gab viele Feier- und Feſttage, wo man ſich nach geendigtem Gottesdienſt der Freude unbeſorgt überließ. Muſik und Geſang veredelten dieſelbe. Vor allem blühten der Geſang und die Dichtkunſt. Schon viele Ritter verfertigten Verſe und trugen ſie vor. Es waren aber keine mühſam gedrechſelten Machwerke, ſondern natürliche, freie und volle Ergüſſe des Herzens. So hat man noch die Gedichte eines Edlen von Kürnberg bei Kenzingen, welcher Dienſtmann der großen Barone von Uſenberg war, und ein ganzes Epos von dem Edlen von Herbolzheim, einem Dienſtmann Herzog Berthold des Fünften von Zähringen.

Freilich äuſſerte ſich die damalige Kraft unter dem Adel oft auch auf eine rohe und ſchlechte Weiſe. In erbitterten Fehden wurde weder der Menſchen, noch des Viehes, noch des Gewächſes auf dem Felde geſchont. Die Partheien belauerten und überfielen einander auf einſamen Wegen; beraubten ſich um ihr Gut und verübten mancherlei Grauſamkeit. Ja, es gab ſelbſt einzelne Edle, welche faſt nur vom Raube lebten. Die Kaſtvögte der

Klöſter ließen ſich manche Gewaltthätigkeit zu Schulden kammen, und manches Gotteshaus lebte mit ſeinem Schirmherrn in faſt ſtetem Krieg, wie Rheinau anfangs mit den Grafen von Lenzburg, dann mit den Freiherren von Krenkingen, und wie Sankt Trutbert mit den Edlen von Staufen. Aus dieſem Hauſe war Otto, welchen Herzog Berthold der Fünfte unter ſeinen Dienſtmännern am liebſten hatte; aber er nöthigte den Abt Hugo durch unaufhörliche Beſuche, Kränkungen und Beeinträchtigungen, ein Burgrecht mit der Stadt Breiſach zu errichten, worauf ihm der erzürnte Schuzherr nach dem Leben trachtete. Unter dem Nachweſer Hugos drang Otto einſt unverſehens in das Kloſter und überfiel mit gezücktem Dolch einen der Mönche, während derſelbe mit ſeinen Brüdern die Pſalmen ſang; kaum konnte ſich der Verfolgte noch in die Kirche retten. Als Otto hierauf mit ſeinem Herrn an die Reichsverſammlung nach Frankfurt mußte, ſtahl er dem Gotteshaus zuvor noch zwei Pferde zur Fortbringung des Gepäcks. Die Brüder beklagten ſich darüber bitterlich, aber der Schuzherr entgegnete ihnen mit der Drohung: „Schweigt, oder kein Stein bleibt von euerm Kloſter auf dem andern, wenn ich zurückkehre.“ Doch kehrte er nicht zurück; ein Sturz ſeines Pferdes koſtete ihm das Leben. Da dankten die Trutbertiner dem Himmel, daß er ſie endlich von ihrem Bedrücker befreit.

Neben den Gotteshäuſern und Burgen, welche bisher faſt allein der Schmuck des Landes waren, erhoben ſich jezt mehr und mehr auch die Städte. Von Konſtanz, Ueberlingen, Stein und Thiengen, von Breiſach, Freiburg, Villingen, Neuenburg, von Durlach und Ladenburg haben wir gehört. Aber im Linzgau hatten ſich inzwiſchen auch Markdorf und Mörsburg zum ſtädtiſchen Rang erhoben. Im Hegau wurde wahrſcheinlich auch Engen damals mit Mauern umgeben, und bei dem Kloſter Allerheiligen am Rhein bildete ſich die Stadt Schaffhauſen. Im Klekgau, Albgau und in der Baar mochte kaum eine oder die andre der jezigen Stadtgemeinden ſchon beſtehen. Hingegen war im Breisgau der Ort Endingen von dem Freiherrn von Uſenberg ſchon frühe mit Mauern verſehen worden. Von der Stadt Offenburg in der Ortenau vermuthet man, daß einer der zähringiſchen Herzoge ſie gegründet habe. Im Lobdengau verdankte um's Jahr

eilfhundert acht und fünfzig Heidelberg dem Pfalzgrafen Konrad ſeine erſte Erhebung zu einem bürgerlichen Gemeinweſen. Dieſer Konrad war der Halbbruder Kaiſer Friedrich des Erſten, und hatte von ihm die Pfalzgrafſchaft bei Rhein erhalten, als dieſelbe durch den kinderloſen Tod Graf Hermanns von Stahleck dem Reiche heimfiel. Der neue Pfalzgraf verließ hierauf ſeinen bisherigen Siz zu Bacharach, und gründete ſich einen neuen in der herrlichen Gegend am Ausgang des Neckarthals, auf der alten Burg am Jettenbühl, welche er vom Bisthum Worms zu Lehen trug. Bei dieſer Gelegenheit befeſtigte Konrad auch den am Fuße des Berges gelegenen kleinen Ort, und verſah ihn mit ſtädtiſchen Rechten; dies iſt der Urſprung der Stadt und des Schloſſes Heidelberg.

Bekanntlich haßten unſere germaniſchen Vorfahren die Städte als verderbliche Hinderniſſe der Freiheit. Aber wie ſehr verwandeln ſich die Zeiten! Gerade durch die Städte wurde ſpäter die deutſche Freiheit erhalten, als ihr die größte Gefahr drohte. Die erſten ſtädtiſchen Anſiedlungen in Deutſchland ſtammen von den Römern ab. Der Deutſche bezeichnete ſie mit dem Namen Burg, der von dem Wort bergen herkommt, und den Begriff eines mit Mauern verwahrten Ortes hat; der Ausdruck Stadt wurde erſt gebraucht, als die Schlöſſer entſtunden, welche man ebenfalls Burgen hieß. Daß nun ſchon im zehnten und eilften Jahrhundert Städte bei uns erſcheinen, haben wir geſehen; dasjenige jedoch, was nach heutigem Sinne einen Ort zur Stadt macht, die innere Einrichtung, die Geſeze, Freiheiten und Rechte, kurz die Verfaſſung, kam erſt unter den Zähringern und Hohenſtaufen allgemein empor. Und folglich begann auch erſt jezt ein ächt ſtädtiſches Treiben, eine bürgerliche Lebens- und Denkungsart, ein dritter beſonderer Stand, das Bürgerthum, welches zwiſchen dem hörigen Volk und dem freien Adel allmälig eine Annäherung und Vermittlung bewirkt hat.

Bei allen Veränderungen in den innern deutſchen Verhältniſſen war immer das gemeine Volk am zweideutigſten behandelt worden. An vielen Orten lebte es als völlig leibeigen, an andern als blos hörig oder zinsbar, hin und wieder auch noch als frei; ſonſt fand man gewöhnlich alle drei Stufen unter einander ver-

mengt. Die bei weitem größere Zahl waren die hinterſäſſigen und Zinsbauern, unter denen ſich oft ein großer Wohlſtand bildete, und deren die wenigſten vielleicht ihre Abhängigkeit mit der Freiheit vertauſcht hätten. Aber nicht ſelten wurden ſie auch durch Liſt und Gewalt ein Opfer der Habſucht; mancher Herr, manches Kloſter ſchmälerte ihr Recht, und drückte ſie in die Reihe der Leibeignen herab. Doch wurde andrerſeits der Zuſtand der Leibeignen dadurch wieder ſehr befördert, daß es ein Grundſaz der damaligen Herren war, ſie wo möglich auf den Grundſtücken feſt zu halten, was dann zu allerlei Verträgen und zu einem beſtimmten Erbrecht führte. Gewöhnlich erbte das Gut auf den älteſten Sohn, und Gütertheilungen kamen wohl ſelten vor. Die Abgaben und Dienſte, welche die Bauern zu leiſten hatten, blieben immer ſehr verſchiedenartig; ihre Zahl und ihr Maaß beruhte auf der größern oder geringern Fruchtbarkeit des Bodens, auf altem Herkommen oder abgeſchloſſenen Verträgen. Sowohl die freien Zinsleute, als die Leibeignen, bekamen allmälig ihre eignen geordneten Gerichte, ſo daß jeder Schuldige nur von Seinesgleichen gerichtet wurde. In dieſen Gerichten und in jenem Erbrecht lag eine vorzügliche Bürgſchaft für einen im Allgemeinen billigen Lebenszuſtand des Landvolks. Leider aber wurde demſelben während des zwölften Jahrhundert an manchen Orten wieder eine Laſt aufgelegt, für deren Befreiung ſich weiland ſeine Vorväter meiſtentheils gerade in die Hörigkeit begeben hatten, nämlich der Kriegsdienſt. In der zähringiſchen Zeit fiengen mehrere Fürſten an, zur beſſern Führung ihrer Fehden nebſt den Vaſallen und Dienſtmännern auch das Landvolk aufzubieten, wodurch für die betreffenden Familien ein ungeheurer Schaden erwuchs. Schon in den Kriegen Herzog Berthold des Zweiten von Zähringen hatten deſſen Widerſacher ihre Bauern bewaffnet. Doch galt dies noch für einen ſolchen Frevel gegen die kriegeriſche Ehre, daß der Herzog nach ſeinem Siege die armen Leute faſt ſämmtlich grauſam entmannen ließ.

Wenn es bei der Verſchiedenheit der Hörigkeitsverhältniſſe Zuſtände gab, welche man der Freiheit weit vorzog, ſo waren manche andre dagegen faſt unerträglich. Allein auch hier blieb die angeborne Billigkeit des deutſchen Charakters ein mildernder

Grund; denn jeder Bauer durfte Hoffnung haben, ſich in einen beſſern Zuſtand emporzuarbeiten. Es geſchah dies durch die Freilaſſung oder durch den Loskauf, und die damalige Verfaſſung erlaubte es, daß der Nachkomme des ſchlechteſten Leibeignen ſchon im ſechsten Geſchlecht die oberſte Würde des Reiches erlangen konnte!

Neuntes Kapitel.

Kurze Ueberſicht des Ganzen.

Sechshundert Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung werden die Ufer des Rheins und die Vorhügel des Schwarzwaldes durch galliſche Einwandrer zum erſtenmal bleibend bewohnt. Aber die glückliche Vergrößerung dieſer Kolonie reizte die Eiferſucht eines kriegeriſchen Nachbarvolks; vier oder fünf Jahrhunderte ſpäter erſchienen die Deutſchen anfangs in einzelnen Horden, dann mächtiger, und endlich in einem großen Bund ihrer Stämme, zur Abwehr der fremden Eindringlinge. Lange währte der blutige Kampf, doch widerſtand das durch eine entnervende Kultur und mancherlei innere Zerrüttungen geſchwächte Gallien jener Kraft der noch jugendlich unverderbten Germanen endlich nicht mehr. Das Rheinthal wird ſofort von den Siegern beſezt, und ſchon droht der ſueviſche Heerführer Arioviſt ganz Gallien unter das deutſche Joch zu bringen. Da entriß ihm Cäſar dieſe Beute, und von dem an ſind die Römer der allgemeine große Feind unſrer germaniſchen Altvordern, beinahe ein halbes Jahrtauſend hindurch! Während dieſer Zeit war das Land ſüdlich und weſtlich am Schwarzwald von den Deutſchen größtentheils verlaſſen und abermals von galliſchen Anſiedlern beſezt worden. Und unter der römiſchen Obwaltung geſtaltete ſich hier wie im Elſaß, in Helvetien, Rhätien und Vindelizien eine aus deutſchem, galliſchem und römiſchen Stoff beſtehende Kultur. Aber nirgend iſt nationales Leben, nirgend eine großartige Entwicklung eigenthümlicher Kräfte, und ſomit

geht billig der ganze Zuſtand durch die Eroberung der Allemannen in einen wenn gleich anfangs rauhern, doch kräftigern und eigenthümlichern über. Hierauf behaupten die Allemannen zuerſt ein völlig ſelbſtſtändiges, alsdann mit dem fränkiſchen Reich verbundenes Herzogthum. Doch beruhte die Verbindung nur darauf, daß der Herzog den König der Franken aus dem Hauſe des Merowig, unter einer vorgeſchriebenen Formel als ſeinen Herrn erkannte, und ihm in den Kriegen des Reichs ſeine Hilfsmannſchaft zuführte. Inzwiſchen aber war die merowingiſche Oberherrſchaft für Allemanien beſonders nüzlich, da ſie die Einführung des Chriſtenthums beförderte; kaum würden jene frommen Glaubensprediger ohne ſolches ihren Zweck erreicht haben.

Die Vereinigung der deutſchen Herzogthümmer mit der fränkiſchen Monarchie und das ſofort empfangene Evangelium veränderten die ganze Verfaſſung. Der Grund zur Herzogswürde als landesherrlicher Gewalt iſt gelegt, und hiemit die urſprüngliche Einrichtung der Zehnten, Hunderten und Gaue in ihrer Wurzel angegriffen. Dies und der Fall der alten Götter durch die Lehre des Gekreuzigten, erzeugt eine moraliſche und politiſche Krankheit, aus der nur ein Genius, wie Karl der Große, die Nation retten kann. Aber eben dieſer Kaiſer giebt Geſeze, deren Folgen theils mehr oder minder verderblich werden, weil eben wieder nur er die Kraft beſizt, ſie zum Gedeihen der Völker zu handhaben. Deswegen war nach ihm der Zerfall um ſo trauriger. Doch, auch während der ſchlimmſten Zeit, unter der größten Verwirrung und Noth in faſt allen Theilen des Reichs, blühen im Stillen die Wiſſenſchaften empor, wozu durch ihn der Saamen ausgeſtreut worden. Ein anderer wohlthätiger Genius, der Retter aus jener zweiten Gefahr unſers Volkes, als unter den ſchwachen Karlingern im Innern die Geſeze zerfielen, und Deutſchland von außen die Beute barbariſcher Horden zu werden drohte, war König Heinrich der Erſte. Er vermehrte die Grenze mit Städten, und gründete das Turnier, zwei Anſtalten, wodurch für die Folge unendlich viel Gutes entſprang. Wie traurig würde die Geſchichte ſeyn, wenn der Himmel den armen Völkern nicht zuweilen ſolche Genien zuſchickte!

Jene Tage von den Karlingern bis auf das ſaliſche Kaiſer-

Digitized by Google

haus ſind eine Uebergangsperiode. Mit ihr beginnen die Jahrhunderte, welche wir das Mittelalter nennen, eine Zeit, worin ſich das deutſche Leben mit ſeiner leiblichen Kraft und mit dem Reichthum ſeiner Seele zur vollſten Blüthe entfaltet hat. Früher, im germaniſchen Alterthum, war Alles und das Höchſte die bürgerliche und politiſche Freiheit; ſie gab den belebenden Geiſt; für ſie wurde geſtritten, oft glorreich geſiegt, und noch glorreicher geſtorben; nach ihr mußte ſich ſelbſt die Verehrung der Götter geſtalten. Dies aber veränderte ſich durch das Chriſtenthum und die Erblichkeit der Staatsämter. Die Selbſtſtändigkeit der Herzogthümer war verloren, die Gaue erloſchen, die Nation trennte ſich in Stände von ſehr verſchiedenem Grad und Anſehen; es gab eine Geiſtlichkeit, einen Adel und eine Bauerſchaft. Handel und Wandel vervielfältigten ſich; das aufgehende Licht der Wiſſenſchaft, gepaart mit den Empfindungen eines ſtarken Gemüthlebens, und mit dem aufrichtigſten ganzen Glauben an das Evangelium, gebar jene myſtiſche und romantiſche Schwärmerei, die wir als den Charakter dieſer mittlern Zeit, des wahren Jünglingsalters der deutſchen Geſchichte, erkennen.

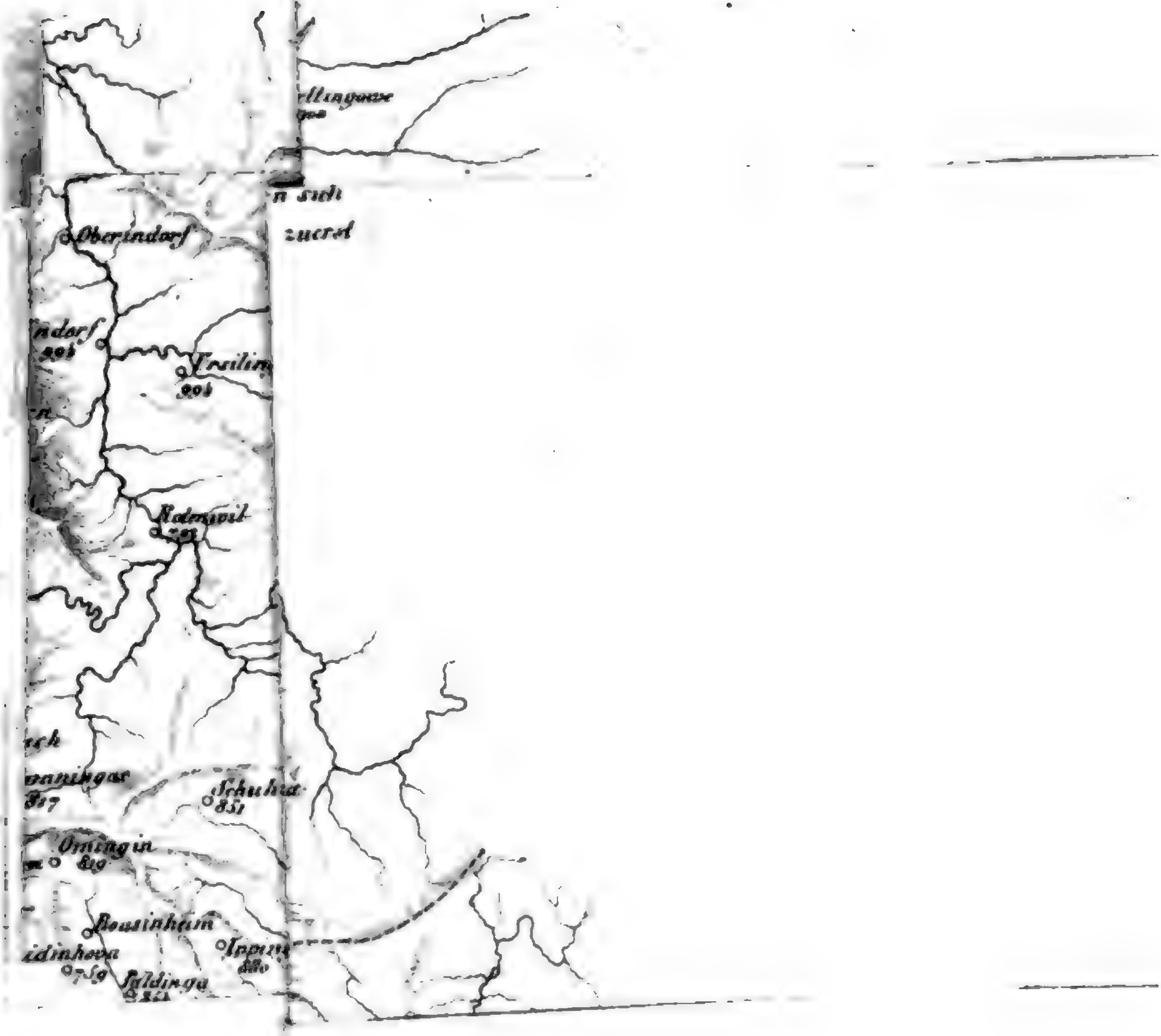
Der Pabſt und ſeine Geiſtlichkeit, der Kaiſer und das Ritterweſen ſind die vier Säulen, um welche ſich alles damalige Leben bewegt. Jener war entſtanden durch die Ehrfurcht der Völker gegen Rom, dieſer durch die Vorherrſchung des germaniſchen Lebens in Europa. Es beſtunden unter der Obwaltung dieſes Kaiſers in Deutſchland die vier National-Herzogthümer Schwaben, Franken, Baiern, und Sachſen. Jenes war das mächtigſte; zu den ſchönſten, bevölkertſten und wohlangebauteſten Gauen deſſelben gehörten zum Theil diejenigen, welche das heutige Großherzogthum Baden umſchließen. Nachdem die deutſche Krone hundert Jahre hiedurch bei dem ſächſiſchen Herzogshauſe, und eben ſo lang bei dem fränkiſchen geweſen, kam ſie an das ſchwäbiſche. Kein Monarch war ſeit Karl dem Großen ſo mächtig, wie Friedrich der Rothbart; man nannte ihn den König der Könige. Damals entſtund die große Partheiung der Guelfen und Guibelinen, auf dieſer Oppoſition beruhte die europäiſche Freiheit!

Dies iſt in wenig Worten die Geſchichte unſers Vaterlandes bis zum großen Zwiſchenreich. Man lieſt ſie mit einem ſehr ge-

theilten Gefühl. Das Chriſtenthum, der Anbau der Seelen, Gelehrſamkeit, Wiſſenſchaft und Kunſt, ſieht man emporblühen, wie die Kultur des Bodens, wie die Geſellſchaft, das Städteweſen, Handel und Gewerbe; aber hinwiederum die urſprüngliche Verfaſſung, jene republikaniſche Selbſtſtändigkeit aller Grundbeſizer, verſchwinden in dem Lehenweſen, welches nicht allein den Leib, ſondern auch den Geiſt hörig machte und niederhielt, und ſofort alles Leben würde getödtet haben, wenn der Reichthum der jugendlich mittelalterlichen Naturen nicht einen ſo glücklichen Ausweg gefunden hätte. Denn untergegangen war die deutſche Freiheit keineswegs, nur erſcheint dieſelbe und der Kampf um ſie in ganz anderer Geſtalt. Ihre Erhaltung geſchah auf einem doppelten Weg. Wo die Herrſchſucht der Kaiſer ſie zu vernichten drohte, erhob ſich der Pabſt im Bunde mit den Fürſten des Reichs; wo der Adel und die Geiſtlichkeit ſie gefährdeten, ſtunden der Kaiſer, die Fürſten und Städte! Ferner erzeugte die Religion und Kunſt mit der eingebornen Kraft und Biederkeit des deutſchen Mannes jenes Ritterweſen, welches die Geſellſchaft glücklich aus den Feſſeln des ſteifen Lehenzeremoniels errettete, und dem mittelalterlichen Leben einen Schwung verlieh, den wir kaum mehr ahnen. Das eilfte und folgende Jahrhundert mit ſeinen Klöſtern und Burgen, mit ſeinen anfangenden Gemeinweſen, mit ſeinen Münſtern und Werkmeiſtern, Tournieren, Kreuzzügen und Sängern, ſind für uns eine untergegangene, erloſchene Welt; kaum erweckt hin und wieder ein geiſtreicher Freund dieſes Alterthums die Erinnerung des Namens und Geiſts ſeiner Blüthen, während wir gewöhnlich an jene ſtarken und warmen Gefühlsnaturen unbillig genug unſern kalten, zerſezenden Maßſtab legen. „Enthuſiasmus, ſagt der Geſchichtſchreiber von Schwaben, Enthuſiasmus für Freiheit und Religion haben bei dieſem kräftigen Menſchengeſchlecht Dinge hervorgebracht, zu denen ſich unſere moderne Denkungsart verhält, wie die flachen Thalwohnungen zu den kühnen Felsſchlöſſern.“ Wahrlich, die Deutſchen wiſſen nicht, was für ein Volk ſie waren; und in ſolcher Vergeſſenheit liegt der erſte Grund ihres Verzweifelns, wieder eines zu werden!

An all’ jenen Entwicklungen haben die jezt badiſchen Lande vorzüglichen Antheil gehabt. Gehörten nicht Reichenau und Sankt

Blaſien zu den berühmteſten Klöſtern Deutſchlands? So war auch das Bisthum Konſtanz nicht nur das größte, ſondern Salomon der Erſte und der Dritte, Konrad der Heilige, und der zähringiſche Gebhard, behaupten, jeder in ſeiner Art, faſt den erſten Plaz unter den damaligen großen Prälaten. Alsdann, wo blühte ein ſtattlicherer Adel, als um dieſelbe Zeit am See und im Rheinthal? Dieſe Ritter, deren Voraltern meiſt noch Wildniſſe bewohnten, haben uns eine Reihe wohlbebauter Herrſchaften hinterlaſſen. Endlich entſtunden Konſtanz, Ueberlingen, Neuenburg, Breiſach, Freiburg, Villingen, Offenburg und Ladenburg, welche folglich den älteſten Städten des deutſchen Reichs beizuzählen ſind. Wirklich hat ſich kein Fürſtenhaus um die Aufnahme des Bürgerthums ſo verdient gemacht, wie Zähringen; dadurch nimmt es eine Stelle ein in der Weltgeſchichte, wo nur das Wichtigſte, das Größte verzeichnet wird. Möge dieſer Geiſt noch ſeine ſpäte Nachkommenſchaft beſeelen! Das ununterbrochene Wirken der ſechs ſich unmittelbar folgenden Herzoge, innerhalb eines Zeitraums von anderthalbhundert Jahren, iſt ein ſeltenes Schauſpiel. Unzählige Fürſten und Fürſtengeſchlechter, welche halbe Welttheile beherrſchten, ſind ſpurlos verſchwunden; alſo belehrt uns die Geſchichte, daß einzelne Menſchen, wenn auch von geringer Macht, aber von Geiſt und Muth, mehr wägen, als ganze Reiche und Jahrhunderte ohne Kraft und Wille!


Oberindorf
Omingin
819
Bousinheim
851

Digitized by Google

Der

badiſchen Landesgeſchichte

Dritte Abtheilung.

Vom Ausgang des zähringiſchen Stammes in Berthold dem Fünften bis zum vierzehnten Jahrhundert.

Inhalt.

Seite

Erſtes Kapitel. Von der Theilung des zähringiſchen Erbes. . . 151

Zweites Kapitel. Von der nächſten Nachkommenſchaft Hermann des Heiligen. 154

Drittes Kapitel. Schickſale der Pfalzgrafſchaft bei Rhein. . . . 158

Viertes Kapitel. Von dem damaligen Adel der jezt badiſchen Lande. 163

Fünftes Kapitel. Fortſezung und Beſchluß des Vorigen. . . . 171

Sechstes Kapitel. Das große Zwiſchenreich. 178

Siebtes Kapitel. Markgraf Rudolf der Erſte und ſeine Söhne. . 186

Achtes Kapitel. Von den Zeiten König Rudolf des Erſten. . . 190

Neuntes Kapitel. Fortſezung und Beſchluß des Vorigen. . . . 202

Zehntes Kapitel. Von den damaligen Zuſtänden und Verhältniſſen überhaupt. 214

Eilftes Kapitel. Fortſezung und Beſchluß des Vorigen. . . . 221

Zwölftes Kapitel. Wiederholung des bisherigen Ganges unſerer Geſchichte. 230

Erſtes Kapitel.

Von der Theilung des zähringiſchen Erbes.

Bisher hatten die zähringiſchen Erblande zwei Theilungen erlitten. Einmal durch Berthold und Hermann, die Söhne des erſten Herzogs; alsdann durch Berthold und Albrecht, die Söhne Herzog Konrads. Dort waren dem jüngern die Herrſchaften Hachberg im Breisgau und Baknang im Murrgau, nebſt einigen ortenauiſchen Gütern, hier aber die Beſizungen im Neckargau ausgeſchieden worden. Beides waren Todtheilungen, wodurch alſo für die Nachkommenſchaft ſowohl Markgraf Hermanns, als Herzog Albrechts die Erbfolge auf die bei dem zähringiſchen Stamm verbliebenen Lande verloren gieng. Als nun dieſer mit Herzog Berthold dem Fünften erloſch, fiel die Haupterbſchaft an deſſen zwei Schweſtern, und jene abgetrennten Zweige erhielten von den eigentlichen Gütern nichts; wenigſtens finden wir die Markgrafen von Baden nachher blos im Beſize der Landgrafſchaft des Breisgaues, und die Herzoge von Teck mußten ſich mit leeren Anſprüchen begnügen, die ſie klugerweis an den Kaiſer verkauften.

Die ältere Schweſter Herzog Bertholds, welche den Grafen Egon von Urach geheurathet hatte, war Agnes; die jüngere war Anna, die Gemahlin Graf Ulrichs von Kiburg. Dieſe bekam die Erbſtücke in Helvetien, das heißt die Landgrafſchaft Burgund; jene aber die Erblande im Breisgau, auf dem Schwarzwald und in Schwaben. Das Uebrige, die Städte Bern, Solothurn und beide Freiburg, ferners Zürich mit der Landvogtei des allemanniſchen Helvetiens, und Rheinfelden mit der anhängenden Grafſchaft, nahm Friedrich der Zweite zu Handen des Reichs, wurde

aber nach einem heftigen Streit endlich beſtimmt, Freiburg im Breisgau an den Grafen Egon wieder zurück zu geben.

Das Geſchlecht, aus welchem dieſer Egon entſproſſen war, gehörte zum älteſten und angeſehenſten Adel in Schwaben, zu den Nachkömmlingen der alten Vorſteher des Neckargaues. Wo die Ems aus einem engen Thal der rauhen Alp der ebnern Landſchaft und dem Neckar zurauſcht, ruhen auf einem abgetrennten Felshügel, über der gleichnamigen Stadt, ungemein maleriſch die Trümmer der Stammburg Urach. Etwas nördlicher, an der Lauter und Lindach, lagen Lindburg und Teck, ſüdlicher aber erhoben ſich zu beiden Seiten der Echaz die Burgen Achalm und Pfullingen, ebenfalls uralte Grafenſize, deren Familien mit dem urachiſchen Geſchlechte eines Urſprungs ſeyn mochten. Schon in den Zeiten der Jugend Herzog Berthold des Erſten von Zähringen lebte zu Urach Graf Egon, durch deſſen Söhne ſein Haus in großen Glanz gerieth. Der gleichnamige Erſtgeborne ehelichte eine Schweſter Graf Rudolfs von Rheinfelden, des nachmaligen Herzogs zu Schwaben und Königs der Deutſchen; Gebhard aber und Konrad thaten ſich in geiſtlichen Würden hervor. Jener ſtarb im Jahre eilfhundert und acht als Biſchof zu Speier, mit dem Lobe mannigfacher Verdienſte um das Reich und um ſein Stift; Kuno ſtieg durch ſein ausgezeichnetes Talent bis zum Kardinal, und erwarb ſich als apoſtoliſcher Legat den Ruhm eines der thätigſten Kämpfer für die Sache der Kirche ſowohl in Paläſtina, als im ganzen Abendland. „Den Privatvortheil, lehrte er immer, muß man der allgemeinen Wohlfahrt aufopfern, wo es Noth thut. Nicht eine behagliche Zurückgezogenheit von den Stürmen der Welt bringt der Seele Heil, ſondern eine unverdroſſene Arbeit in Verbreitung des göttlichen Lichts.“

Dieſes berühmten Prälaten Großneffe iſt nun Graf Egon, der Schwager Berthold des Fünften von Zähringen, ein kräftiger und angeſehener Mann, aber wie der Herzog ſo geizig, daß er deſſen Wittwe Klementia ſiebzehn Jahre lang gefangen hielt, um ihr Witthumsgut zu genießen. Die Früchte ſeiner Verbindung waren Egon der Jüngere, welcher ihm in der Herrſchaft nachfolgte, Konrad und Berthold, die ſich dem geiſtlichen Stande widmeten, eben jene beiden Brüder, welche Herzog Berthold bei

ſeiner Wahl zum deutſchen König den Kurfürſten als Geißeln übergab, aber nach ſeinem Zurücktritt nicht wieder auslöste, ſo daß ſie endlich aus eignen Mitteln ihre Freiheit erkaufen mußten. Konrad wurde nachmals Kardinal und Biſchof von Oporto, in welcher Würde er dem Beiſpiele ſeines Ahnherrn Kuno glücklich nacheiferte; Berthold hingegen lebte als Abt zu Thennenbach in erbitterter Mißhellung mit ſeinem Oheim, wie denn die Schriften dieſes Gotteshauſes das Andenken des Herzogs mit dem Namen eines **grauſamen Wütherichs** beflecken.

Durch die Söhne Graf Egon des Jungen zerfiel auch die urachiſch zähringiſche Erbſchaft in zwei Theile. Denn während Konrad als Stammhalter des neugegründeten Hauſes der Grafen von Freiburg dieſe Stadt mit den Herrſchaften Neuenburg und Badenweiler behauptete, erhielt Heinrich ſowohl die urachiſchen Stammgüter im Neckargau, als die ehedem zähringiſchen Beſizungen in der Baar mit den Städten Villingen und Haslach. Graf Heinrich erwählte zu ſeinem Size das Schloß Fürſtenberg, unweit der Donau, auf einer hervorragenden Bergſpize des äußerſten Gebirgszweiges vom öſtlichen Arme des Feldbergs. Noch blühet ſein Geſchlecht, ſtets eines der verdienteſten und ausgezeichnetſten unter der großen Zahl des ſchwäbiſchen Adels.

Alſo befand ſich alles Beſizthum weiland der Herzoge von Zähringen theils bei den Häuſern Freiburg, Kiburg und Fürſtenberg, theils in der Hand ihrer älteſten Agnaten, der Markgrafen von Baden, oder des andern Zweigs, der Herzoge zu Teck. Und im Verlauf von fünf Jahrhunderten hat es ſich begeben, daß das Meiſte der altzähringiſchen Lande auf dem Schwarzwald und im Rheinthal unter die Hoheit der Nachkömmlinge Markgraf Hermann des Heiligen wieder vereinigt wurde. Damit ſind nun verbunden ein großer Theil der alten Pfalzgrafſchaft bei Rhein, alsdann die Gebiete vieler Grafen, Freiherren, Kirchen und Städte vom Bodenſee über den Schwarzwald hinab bis an den Main, ein zwar immer noch kleiner Staat mit dem Rang eines Großherzogthums beim deutſchen Bund; aber eines der ſchönſten, eines der fruchtbarſten, bevölkertſten, wohlangebauteſten und aufgeklärteſten Länder deutſcher Zunge!

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Von der nächſten Nachkommenſchaft Hermann des Heiligen.

Die Gemahlin Markgraf Hermann des Heiligen ſtammte wahrſcheinlich aus dem uralten und reichbegüterten Hauſe von Eberſtein, deſſen Voraltern die Grafſchaft des Ufgaus ehedem mögen verwaltet haben. Und von daher ſcheint auch die Burg Baden zu rühren, welche ſich ohnweit der Feſte Eberſtein, auf einem ziemlichen Hügel über das Thal erhob, wo um einen alten Königshof und bei einigen Badhäuſern, auf den Trümmern der römiſchen Stadt Aurelia, verſchiedene Hütten und Höfe entſtanden waren. Judith konnte ſie ihrem Eheherrn als Mitgift zugebracht haben; gewiß wenigſtens wohnte ihr Sohn daſelbſt, und nannte ſich nach der Sitte jener Zeit, Markgraf von Baden, welcher Titel ſofort auf ſeine Nachkommenſchaft übergieng.

Dieſer Hermann der Zweite war die einzige Frucht der kurzen Verbindung Hermann des Heiligen mit Judith, und beſaß als väterliches Erbe das Schloß Hachberg mit der umliegenden Herrſchaft, dann einige ortenauiſche Güter und das Dorf Baknang; als mütterliches aber die Burg Baden mit vielleicht noch andern angefallenen Stücken im Ufgau. Baknang mochte aus dem hohenſtauſiſchen Familiengut durch Bertha, die Gemahlin Graf Gebhards, des Großvaters von Herzog Berthold dem Erſten, an das zähringiſche gediehen ſeyn. Markgraf Hermann errichtete aus der dortigen, ſchon von ſeinen Aeltern bereicherten Kirche, ein Chorherrenſtift für Auguſtiner Mönche, und beſtimmte das neue Gotteshaus zur Ruheſtätte für ſich und ſeine Nachkommen. Er ſtarb ſehr alt im Jahr eilfhundert und dreißig. Sein hinterlaſſener Sohn, Hermann der Dritte oder Große, hat innerhalb vierzig Jahren ein mannigfach bewegtes Leben geführt. Einmal begleitete er den König Konrad nicht nur auf vielen Reiſen durch das Reich, ſondern that mit ihm auch den großen Kreuzzug ins heilige Land,

und hierauf mit deſſen Nachfolger, Friedrich dem Rothbart, jene Heerfahrt nach Italien wider die ſtolze Macht von Mailand. Bei dieſer Gelegenheit mag geſchehen ſeyn, daß ihm der Kaiſer die Würde eines Regenten der veroneſiſchen Mark übergab, welche ſchon ſein Großvater begleitet hatte. Denn Verona war ein wichtiger Schlüſſel zu Deutſchland und Italien, und Friedrich wollte denſelben wohl in der Hand eines getreuen und tapfern Mannes wiſſen. Das Amt der Markgrafen beſtund urſprünglich in der Beſchirmung der Reichsgrenzen, oder vielmehr in der Verwaltung gewiſſer Grenzländer. Sie beaufſichtigten alſo daſelbſt die königlichen Einkünfte, ſaßen zu Gericht, und handhabten das Kriegsweſen. Eine ſo ausgedehnte Gewalt in meiſt ſehr entlegenen Provinzen blieb ſonſt nicht ohne glückliche Verſuche der Vergrößerung. Bei Verona mußte dies jedoch um ſo weniger der Fall ſeyn, je ſchwankender das Anſehen war, welches die deutſchen Kaiſer über Italien behaupteten. Die Würde eines Markgrafen von Verona war ſchon bei dem Sohne Hermann nichts mehr, als ein bloſer Name, den ſeine Nachkommen hin und wieder erneuerten. Den Titel Markgraf aber, welchen zuerſt Hermann der Heilige mit jenem Amt erworben hatte, iſt im Hauſe Baden bis auf unſere Tage erhalten worden.

Hermann der Große hinterließ in ſeinem gleichnamigen Sohn einen würdigen Nachfolger. Dieſelbe Treue gegen den Kaiſer, und derſelbe ritterliche Geiſt ließen ihn ſowohl an der zweiten Fahrt Friedrichs nach Italien, als an deſſen unglücklichem Kreuzzuge Theil nehmen. Dort belohnte ihn die Beſtätigung ſeiner ererbten Würde als Markgraf zu Verona, hier aber fand er mit dem Kaiſer ſeinen Tod. Für keinen Kreuzzug zeigten ſich die Deutſchen ſo bereitwillig, wie für dieſen. Der erſte Aufruf dazu war in unſerer Nachbarſchaft ergangen, an dem Reichstag zu Straßburg, im Jahr eilfhundert acht und achtzig, wo anfangs die päbſtlichen Geſandten vor der verſammelten Menge kaum einen Einzigen für das Kreuz gewannen, der Biſchof der Stadt hierauf aber ſo rührend ſprach, daß Viele weinten, und von den Grafen, Freiherren und Rittern die meiſten, mehrere tauſende zu Pferd und zu Fuß, zum Empfang des heiligen Zeichens herbeiſtrömten. Der Ruf hievon durchlief alle Nachbarländer, und es wurden bald auch die Könige von Frankreich und

England für die Heerfahrt gewonnen. Sofort bewerkſtelligte der Kaiſer einen zweiten Reichstag zu Mainz, den er einen Gottestag genannt haben wollte. Hier erſchien eine ungeheure Menſchenmenge, und ſowohl aus dem Adel als vom Volk meldete ſich eine ſo große Zahl fur den Zug, daß man genöthigt war, dem Eifer durch eine Verordnung Schranken zu ſezen. Endlich brach Friedrich auf, mit einem Heere von nicht weniger als einmalhundert fünfzigtauſend Mann. Als daſſelbe an der griechiſchen Grenze in fünf Haufen abgetheilt wurde, trug Graf Berthold von Neuenburg aus dem Breisgau das Banner des erſten, und Markgraf Hermann ſtund mit dem Herzog von Meran an der Spize des dritten. Man weiß, wie Friedrich beim Baden im Saleph ertrank; der ſchmerzlich beweinte Leichnam wurde nach Antiochien gebracht, wo bald darauf der Markgraf ſeinem Kaiſer und Freund nachfolgte, ohne die Freude genoſſen zu haben, die heilige Stadt aus den Händen der Ungläubigen befreit zu ſehen!

Bisher war in der Nachkommenſchaft Hermann des Heiligen nur ein Sohn dem Vater gefolgt; Hermann der Vierte aber hinterließ aus Frau Bertha, einer Tochter des Pfalzgrafen von Tübingen, zwei Söhne, wodurch die badiſchen Lande eine Theilung erlitten, indem der gleichnamige Erſtgeborne als Fortſezer des Stammes die Landgrafſchaft des Breisgaus, die ortenauiſchen Beſizungen, Baden und Baknang behielt, während Heinrich die Herrſchaft Hachberg überkam, und ſofort durch ſeine Kinder das hachbergiſche Haus gründete, welches in zwei Aeſten zwei Jahrhunderte lang geblühet hat.

Hermann der Fünfte, oder Streitbare, derſelbe Markgraf von Baden, welcher im Jahr zwölfhundert und zwölf, dem Gegenkönig Otto von Braunſchweig aus der Gefahr zu Breiſach in die Heimath verhalf, erſcheint in faſt ſteter Begleitſchaft ſowohl Kaiſer Friedrich des Zweiten, als des römiſchen Königs Heinrich, und hatte an den wichtigſten Reichsgeſchäften löblichen Antheil. In ſeinen eignen Sachen führte er mit verſchiednem Glück mehrere Fehden und Prozeſſe; das Merkwürdigſte aber iſt der Erwerb der Städte Durlach, Ettlingen, Sinsheim und Eppingen. Nämlich, als Heinrich der Schöne, Herzog zu Sachſen und Pfalzgraf bei Rhein, im Jahre eilfhundert neunzig ohne männliche Nachkommenſchaft ver=

ſchied, ſo erbten ſeine Schwiegerſöhne, Herzog Otto von Baiern und Markgraf Hermann von Baden, das welfiſche Stammgut Braunſchweig. Da aber der Kaiſer dieſe Stadt für ſich haben wollte, traf er mit den beiden Fürſten einen Tauſch; der Markgraf empfing um ſeinen Antheil erſtlich das Eigenthum der Stadt Durlach und das Lehen der Stadt Ettlingen, alsdann die Pfandſchaft der Städte Sinsheim und Eppingen auf eine Summe von drei und zwanzig hundert Mark Silber. Dieſer Markgraf Hermann war ein ungemein eifriger Anhänger Friedrich des Zweiten, wodurch er ſich viele Händel zuzog. Die Dauer ſeiner Verwaltung erſtreckte ſich über ein halbes Jahrhundert. Zu Ulm gründete er eine Deutſchordens-Kommende, und zu Baknang ward die Kirche von ihm beſchenkt; ſeine Gemahlin Irmgard aber ſtiftete zu Büren, ohnweit Baden, für Ziſterzienſer Nonnen das Gotteshaus Lichtenthal, wo beide Gatten nach ihrem Tode beſtattet wurden. Der Bau des Kloſters erreichte gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ſeine Vollendung, und die Söhne der Stifterin bereicherten es mit dem Kirchenſaz zu Ettlingen und Baden, mit den Dörfern Büren und Winden, nebſt verſchiedenen Gefällen in der Umgegend. Eingeweiht wurde es durch Biſchof Heinrich von Straßburg, und ſofort der Aufſicht des Abts zu Neuburg im Elſaß übertragen.

Von den zwei Söhnen Markgraf Hermann des Streitbaren pflanzte Rudolf das Geſchlecht fort, und erſcheint ſohin als Stammvater des neuern markgräflich badiſchen Hauſes. Sein Bruder Hermann aber, genannt der Kleine, erwarb durch die Hand der Erbtochter von Oeſtreich das Lehen dieſes Herzogthums. Denn beide hinterlaſſenen Söhne Herzog Leopold des Glorreichen waren ohne männliche Nachkommenſchaft verſtorben, und auch des ältern einzige Tochter Gertrut verlor ihren Gemahl, den König von Böhmen, bevor ſie einen Erben geboren hatte. Hiedurch wurde das verwaiſte Land der Zankapfel verſchiedener Partheien, bis es der einen gelang, die Herzogin Wittwe mit unſerm Markgrafen zu vermählen, worauf Hermann ſowohl vom Pabſt als vom König in der neuen Würde beſtätigt ward. Die Frucht dieſer Ehe iſt Friedrich, jener unglückliche Freund Herzog Konradins von Schwaben, welchem er mit auf dem Schaffot zu Neapel endigte.

Digitized by Google

Nach dem Hinſcheiden Hermanns nämlich war es dem jungen Könige Ottokar von Böhmen auf eine ſchmähliche Weiſe gelungen, ſich des Herzogthums Oeſtreich zu bemächtigen, und der Erbprinz Friedrich wurde dadurch genöthigt, bei ſeinem Vetter, dem Herzog von Baiern, eine Zuflucht zu ſuchen. Dort ſchloß er jene Freundſchaft. Konradin war der Sohn Kaiſer Konrads des Vierten, nach deſſen Tod das vor ſechszig Jahren an die Hohenſtaufen geerbte Königreich Sizilien, durch einen Bruder des Königs von Frankreich unter Zuthun des Pabſtes eingenommen worden war. Dies gleiche Schickſal, durch fremde Gewalt aus ihrem Erb verdrängt zu ſeyn, mochte die beiden Prinzen um ſo enger an einander ketten; Friedrich war der unzertrennliche Gefährte Herzog Konradins, als derſelbe, aufgefordert von den Italiern, die des grauſamen Drucks ihrer franzöſiſchen Obwaltung müde geworden, mit einem Heer über die Alpen zog, aber nach einer verlornen Schlacht gefangen, hierauf lang in ſtrenger Haft gehalten, und endlich, beſonders auch auf Betrieb König Ottokars von Böhmen, enthauptet wurde.

Nachdem das hohenſtauſiſche Haus anderhalb hundert Jahre aufs Glorreichſte geblüht, nahm es dieſen traurigen Ausgang, und des lezten unglücklichen Sprößlings bis in den Tod bewährter **Freund ſtammte aus dem Geblüte der Zähringer, weiland der bitterſten Feinde von Hohenſtaufen!**

Drittes Kapitel.

Schickſale der Pfalzgrafſchaft bei Rhein.

Die pfalzgräfliche Würde hatte ihren Urſprung am fränkiſchen Königshof, gleichwie das Hausmeieramt. Aber ſie kam erſt empor, nachdem das leztere durch die glückliche Uſurpation der Pipine erloſchen war. Denn nun vertrat der Pfalzgraf die Stelle weiland des Hausmeiers, und wurde in allen weltlichen Ange-

Digitized by Google

legenheiten gleichſam der erſte Miniſter des Königs. Durch die Theilung der fränkiſchen Monarchie entſtunden zwar mehrere Pfalzgrafen, und auch in Deutſchland bei jedem Herzogthum ein eigner; allein derjenige im Rheinfranken galt wegen der vorzüglichen Stellung dieſes Landes als Erzpfalzgraf, und erhielt ſich fortan, während die übrigen wieder abgiengen. Denn das Schickſal der rheinfränkiſchen Herzoge blieb immer ſehr ſchwankend, und da beſonders die Kaiſer aus dem ſächſiſchen Geſchlecht deren Macht zu beſchränken ſuchten, ſo benüzte der Pfalzgraf einen ſo günſtigen Umſtand glücklich genug zur Vergrößerung und Sicherung der ſeinigen. Nun aber trug ſich zu, daß das Haus dieſer Herzoge durch Konrad den Salier ſelbſt an die oberſte Reichswürde kam, und daß ſofort die Pfalzgrafſchaft der bisherigen Familie entriſſen und in verſchiedene Hände gegeben wurde, bis ſie an das Haus Hohenſtaufen gedieh.

Solches geſchah ums Jahr eilfhundert fünf und ſechszig. Nachdem nämlich das rheinfränkiſche Herzogshaus in König Heinrich dem Fünften erloſchen war, gieng der damalige Pfalzgraf Hermann, welcher ſich von der Burg Stahlek bei Bacharach herbenannte, mit dem Plane um, die herzoglichen Länder und Rechte an ſich zu reißen. Dieweil aber ein großer Theil derſelben bereits in den Händen der Biſchöfe von Speier, Worms und Trier war, ſo entbrannte hierüber ein heftiger Krieg. Hermann trachtete zumal nach dem Lehen des Worms- und Lobdengaus, und fiel mit dem Grafen von Leiningen, Kazenellenbogen, Spanheim und Naſſau verwüſtend in die ſtiftwormſiſchen Lande, um den Biſchof zur Nachgiebigkeit zu nöthigen. Da aber erſchien Kaiſer Friedrich, und verurtheilte ihn mit ſeinen Helfern durch ein Gericht zu Worms als Landfriedenſtörer zum Hundetragen, welches von jeher für die entehrendſte Strafe galt. Acht Jahre nach dieſer Demüthigung ſtarb Pfalzgraf Hermann, und der Kaiſer verlieh die erledigte Würde ſeinem Bruder Konrad, von dem wir wiſſen, daß er der erſte Gründer Heidelbergs war.

Auch dieſer Pfalzgraf führte aus Vergrößerungsſucht erbitterten Krieg wider die geiſtlichen Fürſten am Rhein. Doch waren dieſelben ſchon zu mächtig geworden, als daß er vom Verfolge ſeiner Abſichten nicht hätte abſtehen müſſen. Das einzige Mittel,

in den Beſiz der beſtrittenen Landestheile zu gelangen, blieb ihm in dem Entſchluſſe übrig, ſich zum Vaſall der Biſchöfe zu machen. So trug er denn von dem Hochſtifte Worms eben jene Gegend zu Lehen, wo das Schloß und die Stadt Heidelberg erbaut wurden. Immerhin aber erſchien der Pfalzgraf bei Rhein, im Nachglanz der rheinfränkiſchen ſchon urſprünglich mit dem erſten Erzamt des Reichs verknüpften Herzogswürde, als ein ſehr angeſehener Herr, und ſeine verſchiedenen Länder konnten ein beträchtliches Fürſtenthum bilden. Namentlich beſtunden dieſelben in den Beſizungen am Rhein und Neckar, welche aus dem alten Herzogthum herſtammten, und von den bisherigen Pfalzgrafen mit ihren Erbgütern vereinigt worden waren; alsdann in dem wormſiſchen Lehen der Grafſchaft des Lobdengaus, ferner aus vielen Lehen der reichen Abtei Lorſch, und endlich in dem Heirathsgut der Gemahlin Pfalzgraf Konrads, einer Frau aus dem in jenen Gegenden altbegüterten Hauſe Henneberg. Ueberhaupt umfaßte alſo die Rheinpfalz ohngefähr den Bezirk des Speier=, Worms= und Nahgaus, des obern und untern Rheingaus, des Kraich=, Neckar und Elſenzgau, welches größtentheils ſchöne, wohlbebaute und starkbevölkerte Länder waren. Daher bemühte ſich Kaiſer Heinrich der Sechste auch ſehr, die pfalzgräfliche Würde bei ſeinem Hauſe zu erhalten, als Konrad im Jahre eilfhundert fünf und neunzig ohne männliche Nachkommenſchaft zu den Vätern gieng. Es war ſeine Abſicht, deſſen hinterlaſſene Tochter mit einem ſeiner Stammesverwandten zu verbinden. Doch gewann hier die Liebe den Sieg über die Politik; die pfälziſche Erbin wurde die Gemahlin des ſchönen Prinzen Heinrich von Braunſchweig.

Damals, nachdem Herzog Berthold von Zähringen die deutſche Krone ausgeſchlagen, erhob ſich im Reich die blutige Partheiung zwiſchen den Gegenkönigen Philipp von Hohenſtaufen und Otto, dem Bruder des neuen Pfalzgrafen. Heinrich focht anfangs bereitwillig für die brüderliche Sache; als ihm aber Otto die Unkoſten des Krieges nicht erſezen wollte, ſchlug er ſich auf die Seite Philipps. Da ſchrieb ihm der Pabſt: „Ein unauslöſchlicher Mackel wird es für dich und deine Nachkommenſchaft ſeyn, daß du um einer Kleinigkeit willen dich von deinem Bruder zu deſſen Feind gewendet.“ Dieſer Vorwurf mochte gewirkt haben; nach

Digitized by Google

König Philipps Ermordung kämpfte Pfalzgraf Heinrich um ſo ritterlicher für Otto. Aber wir haben gehört, wie Friedrich der Zweite allenthalben Sieger ward, und ſein Gegner ſich kaum nach Sachſen rettete. Der neue König erklärte den Pfalzgrafen ſofort in die Acht, und verlieh die Rheinpfalz an ſeinen treuen Anhänger, den Herzog Ludwig von Baiern, aus dem Hauſe Wittelsbach. Doch waren die pfälziſchen Unterthanen ſo ſehr für ihren alten Herrn eingenommen, daß ſie ſich der neuen Herrſchaft hartnäckig weigerten, und den Herzog ſogar gefangen nahmen, als er in Heidelberg erſchien. Auch gelang es dem Pfalzgrafen Heinrich, ſich wieder mit dem Kaiſer zu verſöhnen, und der ſchwierige Handel wurde hierauf von Friedrich durch Veranſtaltung einer Heirath zwiſchen Heinrichs Tochter und dem Sohne Ludwigs glücklich geſchlichtet.

Dieſer Sohn war Otto, welcher im Jahre zwölfhundert ein und dreißig das Herzogthum ſeines Vaters mit der Rheinpfalz in ein Haus vereinigte, und ſo als einer der mächtigſten Fürſten erſcheint, mit zwei Stimmen auf dem Reichstag. Aber nicht allein that er ſich durch das zufällige Geſchenk der Macht hervor, ſondern mehr noch durch viele edle Eigenſchaften ſeines Geiſtes, ſo daß ihm ſeine, obgleich unter vielen Stürmen geführte Verwaltung den Namen des Erlauchten erwarb. In die größte Bedrängniß gerieth er durch ſeine mannhafte Treue gegen Kaiſer Friedrich den Zweiten, nachdem derſelbe vom Pabſte mit dem Banne belegt worden, und viele frühere Anhänger verloren hatte. Denn ſofort fiel auch Otto in den Bann, und ſein Fürſtenthum unter das Interdikt, das heißt, es wurden alle Kirchen geſchloſſen, und alle gottesdienſtlichen Verrichtungen aufgehoben, ſo daß man an vielen Orten weder die Neugebornen taufen, noch die Verſtorbenen begraben konnte. Die Abſicht des römiſchen Hofs, gegen den Herzog das öffentliche Mißvergnügen zu erwecken, ſchlug aber fehl; denn die Unterthanen Ottos ſtellten die Sache dem Himmel anheim und blieben ruhig. Nichts iſt unverwüſtlicher als die Liebe eines Volkes zu ſeinem Fürſten, wenn dieſelbe auf wahrhaften Tugenden deſſelben beruhen kann.

Es ſteht mit vielem Lobe aufgezeichnet, was Herzog Otto in ſeinen Landen zur Emporhebung der Kultur gethan hat. Für die

Digitized by Google

Rheinpfalz erhob er Heidelberg zur Hauptſtadt. Man erzählt ſich die Sage, daß auf dem Hügel des jezigen Schloſſes in der heidniſchen Vorzeit eine Wahrſagerin, Namens Jetta, prophezeit habe, aus ihrem Hain werde einſt ein fürſtlicher Palaſt entſtehen, und zunächſt im Neckarthal eine blühende Stadt. Wie ſchon von den Römern die Höhen des Königſtuhls und des Heiligenbergs befeſtigt worden, wie alsdann hier ein Schloß und dort ein Kloſter entſtanden, wie ſich zwiſchen beiden am Ufer des Fluſſes ein Dorf gebildet, und wie ſolches die erſten Mauern und eine ſtädtiſche Verfaſſung erhalten, wiſſen wir; ſeinen ganzen ſpätern Fortgang und Flor verdankt Heidelberg den Pfalzgrafen aus dem Hauſe Wittelsbach, ſein neues prachtvolles Schloß, ſeine Brücke über den Neckar, ſeine Erweiterung und ſeine Hochſchule!

Im Jahre eilfhundert drei und fünfzig ſtarb Otto der Erlauchte, Herzog in Baiern, Kurfürſt und Pfalzgraf bei Rhein. Nach zwei Jahren einer gemeinſchaftlichen Verwaltung theilten hierauf ſeine beiden Söhne Ludwig und Heinrich die väterlichen Lande, gemäß dem damals geltenden Grundſaz, daß dem ältern der beſſere Theil gebühre. Alſo erhielt Ludwig die Pfalzgrafſchaft; denn die mit derſelben verbundene erſte weltliche Erzwürde des Reichs, die aus dem rheinfränkiſchen Herzogthum ererbten Vorrechte, und ein beträchtlicher Zuwachs von bairiſchen Gauen, gaben ihr den Vorrang. Dieſe Theilung war aber eine gänzliche, das heißt eine Todtheilung, obgleich Ludwig noch immer den herzoglichen Titel fortführte, wozu er ſein Recht etwa auf den mit der Rheinpfalz verbundenen Theil des Herzogthums Baiern gründen mochte. Sein gewöhnlicher Siz befand ſich auch ſowohl in München, als zu Heidelberg, wo er die durch Waſſer- und Feuersnoth zugleich verwüſtete Stadt wieder herſtellte, und vielleicht den Grund zum neuen Schloſſe gelegt hat. Herzog Ludwig beſaß große Eigenſchaften, und würde in der Verwaltung dem Ruhm ſeines Vaters würdig nachgefolgt ſeyn, wenn ihn nicht eine zu launenhafte Strenge und eine allzu aufbrauſende Hize an viel Gutem verhindert, und zu viel Böſem verleitet hätte. Als er einſt auf einem Kriegszuge begriffen war, kam ihm von ſeiner zweiten Gemahlin Maria, der jungen und ebenſo tugendhaften als reizenden Tochter des Herzogs von Brabant, ein Brief an den Raugrafen Heinrich zu Handen, welchen der

Bote mit einem an ihn verwechſelt hatte. Der Innhalt enthielt nichts Sträfliches. Aber in Ludwigs heftiger Gemüthsart entbrannte plözlich die ganze Gewalt der Eiferſucht; er hieb den unglücklichen Boten auf der Stelle zuſammen, eilte nach Donauwerth, ſtieß in beſinnungsloſer Wuth auch den Schloßhauptmann und die Freundin ſeiner Gemahlin nieder, und ließ deren Kammerfrauen vom Thurme herab werfen. Vor ihr ſelbſt erſchien er mit dem Brief, und unter den abſcheulichſten Beſchuldigungen. Sie erblaßte und erröthete, ſie wollte den Irrthum darthun, allein der Wütherich blieb taub gegen ihre Worte, und rief den Scharfrichter, der ihr das Haupt abſchlug!

Dieſe Geſchichte erfüllte Jedermann mit Abſcheu, und das Volk des Pfalzgrafen fieng an, ihn als eine Schreckgeſtalt zu fliehen. Ihm aber öffnete das ſo ſchuldlos vergoſſene Blut bald genug die Augen, und ſein Schmerz war jezt, wie zuvor ſeine Wuth, ohne Grenzen. Er that Buße mit Kaſteiungen und Wallfahrten; er ſtiftete ein Kloſter, um ſein Gewiſſen vor Gott zu reinigen; doch umſonſt, der Gram bleichte ihm das Haar im blühendſten Alter. Pfalzgraf Ludwig, genannt der Strenge, ſtarb endlich nach einer dritten Vermählung, im Jahr zwölfhundert vier und neunzig.

Viertes Kapitel.

Von dem damaligen Adel der jezt badiſchen Lande.

In der dießſeitigen Pfalz, durch die Ortenau herauf in den Breisgau und über den Schwarzwald bis an den Bodenſee blühte damals ein ungemein zahlreicher, meiſt wohlhabender und ſtattlicher Adel. Ueberhaupt hatte ſich in Deutſchland die Maſſe dieſes Standes, ſeit dem eilften Jahrhundert, ſehr vergrößert, theils durch die Vermehrung der Zweige alter Familien, theils durch das Emporkommen der Dienſtmänner, denen das Lehenweſen und die Ritterwürde zu den adeligen Rechten verhalf.

Wir wiſſen, daß der älteſte und vornehmſte Adel der Pfalz aus den Grafen von Laufen und Henneberg, nebſt den Baronen von Hirſchberg und Steinach, im odenwäldiſchen Bauland und im Taubergrund aus den Grafen von Wertheim und Freiherren von Düren beſtund. In den Tagen, als das hohenſtaufiſche Haus die rheiniſche Pfalzgrafenwürde erwarb, lebte Herr Konrad von Hirſchberg, aus deſſen Söhnen der gleichnamige Erſtgeborne den alten Stammſiz behielt, während Heinrich ſich auf der Feſte Strahlenberg niederließ. Von Hirſchberg findet man hinter Leutershauſen, auf einem ſteilen und waldigen Hügel, nur noch einiges Gemäuer; aber der Thurm von Strahlenberg ſchaut von einem Vorſprung des hohen Oehlbergs bei Schrießheim weit hin über die Ebnen der Pfalz. Es theilte ſich ſofort das Geſchlecht in zwei Aeſte, wovon der ältere bis in das ſiebzehnte, der jüngere bis in das fünfzehnte Jahrhundert geblüht hat. Beide waren Lehnleute der benachbarten Abtei Lorſch, und führten zumal die Vogtei über das Dorf Schrießheim, welches ſeit uralter Zeit jenem Gotteshaus zugehörte. Sie erſcheinen als ein ziemlich begüterter und gegen die Kirchen wohlthätiger Adel; beſonders empfieng das Kloſter Schönau reiche Schenkungen aus ihrer Hand. Vielleicht entſtunden in der hirſchbergiſchen Familie auch die Herren von Schauenburg, welche als Vögte über Doſenheim, Handſchusheim und Seckenheim ebenfalls Lehnleute von Lorſch waren, und deren Stammſchloß ohnweit der Strahlenburg, auf einem andern Vorſprung des Oehlberges lag. Der gleichnamige Großenkel Herrn Gerhards, von deſſen Frömmigkeit das Stift Lorſch im Jahr eilfhundert und dreißig einen Rebberg bei Weinheim empfangen hatte, ehelichte eine Tochter des lezten Grafen von Laufen, und nahm ſofort den gräflichen Titel an. Mit ſeinem Enkel Berthold aber erloſch das Geſchlecht, worauf durch deſſen Tochter das ſchauenburgiſche Erbe an Erkinger von Magenheim, und von dieſem kaufweis an Pfalzgraf Ludwig den Strengen übergieng.

Auch die Edlen von Steinach waren dem Kloſter Lorſch lehenspflichtig; aber die Gegend ihrer Stammburg, am Ausfluß der Steinach in den Neckar, trugen ſie von den Hochſtiften Mainz und Worms zu Lehen. Sie blühten in mehreren Zweigen, auf der Feſte Harfenberg im Odenwald, auf Schadeck, auf Vorder-,

Mittel- und Hinterburg, welche Schlöſſer in geringer Entfernung, auf vier Hügeln am rechten Neckarufer, überaus romantiſch gelegen ſind. Es war ein eben ſo zahlreicher, als kräftiger Adel, der bei den nahen Höfen in hohen Bedienſtungen ſtund, und aus welchem Herr Konrad im Jahr eilfhundert und fünfzig ſchon als Jüngling die biſchöfliche Würde zu Worms erhalten hatte. Der herrſchende Familien-Name war Bliker, wozu ſpäter noch die Benennung Landſchade gekommen iſt.

Von dem gräflich hennebergiſchen und wertheimiſchen Geſchlecht haben wir aus dieſer Zeit faſt keine Nachricht, und das Haus der Grafen von Laufen, welche zu Dilsberg ſaßen, und im Kraich-, Enz- und Elſenzgau eine weitläufige Herrſchaft verwalteten, war mit dem gleichnamigen Enkel Graf Boppos, des Bruders von Erzbiſchof Bruno zu Trier, im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts ausgeſtorben. Die Lehen der Städte Laufen, Sinsheim und Eppingen hatte der Kaiſer zu Handen des Reichs genommen, und ſie, wie wir gehört, an Markgraf Rudolf von Baden verpfändet; die Grafſchaft Bretten war an das gräfliche Haus von Eberſtein gediehen, die Eigengüter aber, gleichwie an die ſchauenburgiſche Familie, durch eine zweite Erbtochter auch theilweis an die Freiherren von Düren.

Dieſe hausten faſt mitten im odenwäldiſchen Bauland, an einem Nebenwaſſer der Morre, auf einer Burg, deren Fundamente aus römiſchem Mauerwerk beſtunden, und um welche ſich allmälig ein kleines Dorf gebildet hatte. Ihre zahlreichen Beſizungen lagen zerſtreut zwiſchen dem Main und Neckar bis an die Jaxt hinab; über Amorbach führten ſie die Schirmvogtei, aber unter ſtetem Krieg wider das Gotteshaus, welches ſeine Güter und Rechte durch ſie gefährdet ſah. Sonſt erſcheint das Geſchlecht von Düren als ein wohlthätiger und verdienter Adel. Denn nicht nur ſtifteten ſie bei Schlierſtadt das Ziſterzienſer Frauenkloſter Seligenthal, ſondern ſie gaben ſelbſt mehreren Ortſchaften ein ſtädtiſches Daſeyn. So erhob ſich unter ihnen das Dorf bei der Stammburg zur Stadt, welche man ſofort Walddürn hieß. So erhoben ſich ferner als ihr Werk die Städte Buchen und Neidenau. Buchen war ein uralter Ort der amorbachiſchen Kirche, deſſen Eigenthum ſie ſich zu erwerben wußten, und ihn hierauf zuerſt mit Graben und Pfahl-

werk, bald aber mit einer ſteinernen Ringmauer umgaben. Dieſe Stiftung, wie die von Seligenthal, geſchah vorzüglich durch Herrn Konrad, den Gemahl jener lauſiſchen Erbtochter. Sein Sohn Ulrich verband ſich mit einem Fräulein von Boxberg, deren Familie zum erſten Adel des Taubergaues gehörte, und in nicht weniger als vier Zweigen blühte, welche ſich von den Burgen Boxberg, Krautheim, Klingenfels und Lar benannten. Noch erhebt ſich auf einem Felſen an der Umpfer das Stammſchloß hoch über das Städtchen Boxberg. Durch Schulden gedrückt, verkaufte ſie Herr Kraft im Jahre zwölfhundert neun und dreißig um tauſend Mark an den Grafen von Hohenloh, in deſſen Hand nachmals die ganze boxbergiſche Erbſchaft übergieng.

Nicht nur im Ufgau, ſondern in einem weit größern Umkreis waren die Grafen von Eberſtein der angeſehenſte und mächtigſte Adel. Ihre Herrſchaft erſtreckte ſich zunächſt über das Alb- und Murgthal mit den anſtoßenden Berggegenden, wozu aus dem lauſiſchen Erbe die Grafſchaft Bretten kam. Das Stammſchloß ruhte auf einem Vorſprung des äußerſten, noch ſehr hohen Kopfs der Bergreihe, welche ſich vom Kniebis zwiſchen der Os und Murg gegen Raſtatt hinaus ſtreckt. Noch erblickt man die alten Trümmer von wucherndem Strauchwerk bewachſen; ihre Lage iſt frei und kühn, und gewährt eine entzückende Ausſicht über die Ebnen des Rheinthals und den Eingang des Murgthals. Wir haben gehört, wie die eberſteiniſchen Ahnen mit den alten Grafen des Ufgaus zuſammenhängen, wie wahrſcheinlich die Burg Baden ihr Eigenthum war, und durch Frau Judith an Markgraf Hermann den Heiligen gedieh, und wie ferner Graf Berthold mit ſeiner Gemahlin Uta die beiden Klöſter Herren- und Frauenalb gründete. Der Vater dieſes Stifters der Alb-Klöſter war Berthold, ein beſonderer Wohlthäter der Kirche zu Hirſchau, und Verwandter des größten Adels in Franken und Niederſchwaben; ſein Sohn aber Eberhard, welcher mit Frau Kunigund vier Söhne erzeugt hat, Eberhard, Otto, Berthold und Albrecht. Aus ihnen hinterließ der Erſtgeborne nur eine Tochter, die Gemahlin Graf Heinrich des Streitbaren von Zweibrücken, dem ſie den Simon gebar, Graf zu Zweibrücken und Eberſtein. Von den übrigen pflanzte Otto in

zwei Ehen, mit Kunegunde von Freiburg und Beatrix von Trautheim, das Geſchlecht fort. Dieſer Herr erreichte ein Alter von hundert Jahren, und lebte in wechſelvollen Verhältniſſen; die fromme Stiftung ſeiner Ahnen zu Herren- und Frauenalb ehrte er durch reiche Gottesgaben. Seine Tochter Adelheit gab er dem Markgrafen Rudolf von Baden; von ſeinen drei Söhnen ſtarb der gleichnamige Erſtgeborne unbeerbt, und die Nachkommenſchaft des zweiten, Graf Wolframs, aus einer Tochter Graf Boppos von Wertheim, erloſch mit ſeinen Enkeln, ſo daß der eberſteiniſche Stamm auf den Nachkommen Heinrichs, des jüngſten, beruhte.

Das Haus Eberſtein zählte mehrere adelige Lehenträger, worunter die Herren von Windeck und Schauenburg in der Ortenau als die vornehmſten erſcheinen. Urſprünglich waren die erſten ſelbſt ein freier Dynaſtenſtand, ſanken aber mehr und mehr, endlich bis zum Dienſtadel herab. Von ihrer Stammburg ſieht man noch zwei ſtarke Thürme auf einer Höhe beim Dorfe Waldmatt im Bühlerthal. Sie führten die Kaſtvogtei des Kloſters Schwarzach, und unter ihrer Hand bildete ſich bei einer alten Burg die kleine Stadt Stollhofen. Sonſt lagen die windeckiſchen Eigen- und Lehngüter in vielen Ortſchaften zwiſchen der Rench und Os zerſtreut, namentlich zu Bühl, zu Ottersweier, Achern, Renchen, dann zu Sellingen, Hügelsheim und Sandweier. Ohnweit von Windeck, am Eingang des Renchthals, auf einem freien, ziemlich erhabenen Hügel, ruhte die Schauenburg, ein altzähringiſches Schloß, welches mit der Hand Luitgardens, der Tochter Herzog Berthold des Zweiten, als Mitgift an den rheiniſchen Pfalzgrafen Gottfried von Kalw, und von dieſer als mütterliches Erbtheil an deſſen Tochter, jene Herzogin Uta, gekommen ſeyn mag. Nach dem Tode dieſer Frau erhielt es ihr nächſter Erbe, Graf Eberhard von Eberſtein, welcher ſofort einen ſeiner Dienſtmänner damit belehnte, und hier iſt der Urſprung der Edlen von Schauenburg.

Aber weit über dieſen und den übrigen ortenauiſchen Adel, als die von Diersburg, Bärenbach, Neuenſtein und Ortenberg, aus deren Geſchichte nur einzelne Namen bekannt ſind, erhob ſich das Geſchlecht der Freiherren von Geroldseck. Es iſt ſchon erwähnt worden, daß ſie die Kaſtvogtei der Stifte Schuttern und Ettenheimmünſter trugen, als Lehen von den Hochſtiften zu Bamberg

und Straßburg. Dieſe Aemter waren ſehr vortheilhaft, und vermehrten das Anſehen der Familie nicht minder, als deren Verbindungen mit ſchwäbiſchen und fränkiſchem hohen Adel. Auch hatte ſchon zur Zeit Kaiſer Barbaroſſas Herr Konrad die ſtraßburgiſche Biſchofswürde erlangt. Aber bis auf die Tage des großen Zwiſchenreichs hat ſich Niemand weiters merkwürdig gemacht. Damals lebte Herr Walther, ein rüſtiger und mannhafter Degen, welcher den ererbten Reichthum glücklich vermehrte. Denn durch die Hand ſeiner Gemahlin Heilika, der Erbtochter eines Aſtes der Grafen von Sulz, erhielt er eine nicht geringe Herrſchaft in Schwaben, und alsdann durch Kriegsglück eine Zweite in der Ortenau. Nämlich, als Kaiſer Friedrich der Zweite in den päbſtlichen Bann gerieth, griff der Biſchof Heinrich von Straßburg nach den Beſizungen, welche das hohenſtaufiſche Haus auf verſchiedene Weiſe in der Ortenau erworben hatte. Hierüber entſtund ein heftiger Krieg, worin ſich der Biſchof mit den benachbarten Großen, mit Markgraf Hermann von Baden, Graf Konrad von Freiburg und Herrn Walther von Geroldseck verbündete. Er machte ſich auf an der Spize ſeiner Vaſallen und Dienſtmänner, und unterwarf ſich den Elſaß, während ſeine Bundesgenoſſen dieſſeits des Rheins Neuenburg, Mahlberg, Hauſen und andere Orte wegnahmen. Endlich zog der Biſchof ſelbſt über den Rheinſtrom, nahm die Stadt Offenburg, fiel alsdann verheerend in das Kinzinger Thal, und zwang es mit Gengenbach unter ſeine Gewalt. Von dieſer Beute empfieng der Herr von Geroldseck die Feſte Mahlberg mit der anhängenden Herrſchaft, wozu namentlich das Dorf und Schloß Lahr gehören mochte, und welche ihm auch bei nachmaliger Umſtaltung der Verhältniſſe als bleibend beſtätiget wurde. Nach ſolcher Vergrößerung ſeiner Macht ſtiftete Herr Walther im Jahre zwölfhundert neun und fünfzig zu Lahr neben dem Schloſſe ein Gotteshaus, welches er mit Mönchen aus dem ſtraßburgiſchen Auguſtinerkloſter Steig beſezte, und demſelben als ein Priorat unterwarf. Solches that er als Vollzug des lezten Willens ſeiner verſtorbenen Gemahlin, welche ihm drei Söhne hinterlaſſen hatte. Der eine davon kam an das Domſtift zu Straßburg, der andere ward kaiſerlicher Landvogt im Elſaß, und Heinrich ehelichte die Erbtochter der Grafen von Veldenz. Dieſer theilte

nach dem Tode ſeines Vaters das geroldseckiſche Erbe mit den Kindern ſeines Bruders; ſie empfingen die neuerworbene Herrſchaft von Lahr, Mahlberg und Sulz, er ſelbſt behielt die alten Stammgüter; die Silberbergwerke im Schutterthal, der Wildbann und die Burg Schwanau im Elſaß blieben gemeinſchaftlich; auch war es den beiderſeitigen Unterthanen erlaubt, frei von einer Herrſchaft in die andere zu ziehen. Alſo trennte ſich das Haus Geroldseck in die Veldenzer und in die Lahrer Linie; jene blühte bis in das ſiebzehnte Jahrhundert, dieſe bis zu Ende des vierzehnten.

Die nächſten Verwandten und Nachbarn der Geroldsecker waren im Breisgau die Freiherren von Uſenberg, die Enkel jenes Stifters der Kirche zu Grüningen, ein angeſehener und ſehr begüterter Adel. Es gehörte ihnen die alte Stadt Endingen mit einer Menge von Höfen und Dörfern der Umgegend, ferner die Vogtei über Sulzburg und das anſtoßende Thal; die Edlen von Kenzingen und von Kirnberg waren ihre Dienſtmänner. Herr Rudolf von Uſenberg zeichnete ſich durch ſeine Wohlthätigkeit gegen die Kirche zu Thennenbach aus; er ſchenkte ihr ums Jahr zwölfhundert neunzehn mehrere Wieſen und Aecker, und erlaubte auch ſeinen Dienſtleuten und Unterthanen, ähnliche Gottesgaben an die Abtei zu thun. Nicht weniger wohlwollend gegen dieſelbe erzeigte ſich auch ſeyn gleichnamiger Sohn, obwohl er früher mit ſeinem Bruder Burkhard die Kirchen ſeines Gebietes, namentlich das Kloſter zu Sulzburg, ſo hart bedrückt hatte, daß er durch Befreiung derſelben von allen Forderungen und Steuern den begangenen Frevel zu ſühnen ſuchte. Herrn Burkhards Sohn war Heſſo, und Rudolf hinterließ aus Frau Elsbeth von Lichtenberg, welche er zur Hebung einer Mißhelligkeit zwiſchen ihm und ihrem Vater geheirathet, einen gleichnamigen. Beide ſchmälerten ihr Erbe durch Vergabungen und Verkäufe, wozu bald mancherlei Irrung kam, welches den Glanz des Hauſes mehr und mehr verdunkelte, bis es mit den Töchtern Heſſo des Vierten ums Jahr dreizehnhundert neun und ſiebzig ausſtarb.

Ein ähnliches Schickſal hatten die Geſchlechter der Freiherren von Schwarzenberg und von Röteln. Wenn man bei dem Dorfe Buchholz das Elzthal betreten hat, ſo erblickt man rechts, zwiſchen zwei der äußerſten Vorhügel des Kandels eine gähe und

ſcharfzugeſpizte Höhe, mit dichtem Gebüſch bewachſen, aus welchem noch einige Mauertrümmer hervorſchauen, die lezten Ueberreſte des Schloſſes Schwarzenberg. Gegenüber, auf einem weit niedrigern Hügel, zunächſt bei der Stadt Waldkirch, erhebt ſich der Thurm Kaſtelberg, deſſen Name einen römiſchen Urſprung verräth. Von dieſen zwei Burgen bis gegen die Feſte Hachberg, dann vom Glotterthal bis auf den Kandel und zerſtreut im übrigen Breisgau, lagen die ſchwarzenbergiſchen Erbgüter, von denen ſchon zu den Zeiten Herzog Berthold des Dritten von Zähringen Herr Konrad einige an das Gotteshaus Sankt Peter vermacht hatte. Seine Nachkommen führten friedſam, wie er, die Kaſtvogtei des Frauenſtifts zu Waldkirch, wo unter ihrer Pflege allmälig ein Flecken entſtund, den ſie nachmals zur Stadt erhoben. Aber Vergabungen und Schulden minderten das angeſtammte Gut, und die Familie endigte ſehr verarmt mit dem fünfzehnten Jahrhundert.

Auf der herrlichen Burg, deren Trümmer man an dem Abhange der ſanften Hügelreihe zwiſchen der Kander und Wieſe, oberhalb Lörrach erblickt, herrſchte der Freiherr Konrad von Röteln über viele umherliegende Höfe und Dörfer ſeines uralt angeſtammten Erbes. Seine Ahnen weiland zu Zeiten der zähringiſchen Herzoge hatten in großem Glanze gelebt, und ſowohl Herr Leutold, als nach ihm Herr Walther, zu Baſel die biſchöfliche Würde getragen. Er ſelbſt galt noch als ein ſehr angeſehener Herr, der in mancherlei Geſchäften des Kriegs und Friedens mit den erſten des vaterländiſchen Adels vorkommt. Seine Söhne jedoch, die ihm eine Tochter des Grafen von Welſchneuenburg gebar, ſchwächten auf mancherlei Weiſe den Reichthum des Hauſes, welches nun mit ihren Kindern erloſch.

Neben den großen Dynaſten-Familien von Uſenberg, Schwarzenberg und Röteln blühten im Breisgau noch mehrere adelige Geſchlechter, namentlich die Herren von Falkenſtein, von Keppenbach, von Wehr und von Wielandingen; ferner die weiland zähringiſchen Dienſtmänner von Staufen, von Baden, von Tonſol und Ampringen, deren Gedächtniß meiſt durch fromme Schenkungen an die einheimiſchen Klöſter erhalten worden iſt, oder durch Unbilden, welche ſie denſelben zugefügt. Noch blicken die Trümmer der Burg Falkenſtein von einem hohen Felſen des ſchauerlich

ſchönen Höllenthals drohend auf den Wandrer herab; und wo unterhalb deſſelben das Zahrtner Thal ſich zu beiden Seiten der Treiſam wie ein Garten ausbreitet, lagen die Güter der Familie. Der Herr von Keppenbach wohnte auf ſeiner Burg im Brettenthal, hinter der Feſte Hachberg, ohnweit Thennenbach.

Die Edlen von Staufen hausten aber nicht allein auf der ſchönen Burg bei der gleichnamigen Stadt, am Eingang des Münſterthals, ſondern tiefer im Gebirg auch auf den Felsſchlöſſern Scharfenſtein und Rödelsberg. Die von Baden waren der Dienſtadel, welcher an der Burg zu Badenweiler haftete. Die Burg Wehr aber lag in dem Thal dieſes Namens, welches eine Fortſezung des Todtmooſer Bergtobels iſt; die edle Familie daſelbſt mochte mit dem abgeſtorbenen Adel von Wart, Waldeck und Eiſtatt verwandt ſeyn, und erloſch auch bald, worauf die Herren von Klingen in ihr Erbe traten. Endlich die von Wielandingen gehörten zum ſtiftſäckingiſchen Lehenadel; ihr Schloß ſtund im Thal der obern Murg, an der Grenze des Albgaus.

Fünftes Kapitel.

Fortſezung und Beſchluß des Vorigen.

Von allem albgauiſchen Adel waren die Dynaſten von Tiefenſtein und Krenkingen bei weitem der ausgezeichnetſte. Das Stammſchloß der erſten erhob ſich auf einem ſchroffen Felshügel mitten im Albthal, unterhalb Gerweil, wo ſich die Waſſer verſchiedner Thalſchluchten bei einem üppigen Wieſengrund vereinigen. Rechts und links aber ſtehen gähe Bergwände mit hervorſpringenden Felsklippen, und die Alb ſelbſt drängt ſich ſchäumend zwiſchen herabgerollten Steinmaſſen hindurch. In dieſer wilden Einſamkeit lebten zur Zeit Kaiſer Friedrichs des Zweiten die Brüder Hugo und Diethelm, wie ihre Ahnen, ohne Durſt nach Glanz, genügſam bei ihrem angeſtammten Gut. Ueberhaupt bewies der Adel

im Gebirg mehr Liebe zu einem ruhigen Beſiz, und mehr Stolz auf ſeine urſprüngliche Unabhängigkeit, als derjenige im flachen Land. Kaum würde man, wie weiland von den Herren zu Kaltenbach, von dem tiefenſteiniſchen Geſchlechte die Namen kennen, wenn ſich daſſelbe nicht in den Jahrbüchern der Klöſter Sankt Blaſien und Stein am Rhein als deren Wohlthäter ein Gedächtniß geſtiftet hätte. Es gehörte ihm der Freiwald mit den benachbarten Höfen und Weilern, alsdann von der Wehr bis hinauf an die Schlücht, und ſelbſt noch jenſeit Rheins viele Gerechtſame an Gütern und Leuten. Als nun Hugo und Diethelm alt wurden, wollten ſie durch fromme Gottesgaben den Reichthum ihres Hauſes heiligen. Jener, obgleich Vater von zwei Söhnen, vermachte der ſanktblaſiſchen Kirche einen großen Theil ſeines Erbtheils, worauf er daſelbſt in den Orden trat; dieſer aber verwandelte ſein Schloß auf dem Brühl, unterhalb Ibach, in eine Kirche, die er mit der nächſten Umgebung, mit dem ganzen Freiwald und einigen angrenzenden Hofgütern dem Gotteshaus zu Stein übergab, und dort ebenfalls Mönch wurde. Der Abt des beſchenkten Kloſters ſchickte hierauf zwei geiſtliche Brüder mit mehrern Knechten nach der Kirche auf dem Brühl, von wo an man dieſelbe gewöhnlich die Neuenzell nannte. Dieſe Stiftungen der frommen Brüder mochten ein Ruhm ihres Namens ſcheinen. Als aber Hugos gleichnamiger Erſtgeborener herangewachſen war, und die beſten Güter ſeiner Ahnen in fremden Händen ſah, ſchmerzte ihn die verſchwenderiſche Freigebigkeit ſeines Vaters und Oheims und er dachte, ſich dafür zu entſchädigen. Weit hinten an der Alb, in der Gegend von Urberg, in einem Thurm an der Bildſteinfluh, pflegte Hugo mit ſeinen Knechten zu lauern, um von dort auf die Güter und Leute des Kloſters Sankt Blaſien zu rauben. Dies trieb er ſo lang, bis ein rächender Arm ihn erſchlug. Das tiefenſteiniſche Geſchlecht erloſch mit ſeinem Neffen Ulrich, im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts.

Die Edlen von Krenkingen waren ſeit den Zeiten Biſchof Diethelms zu Konſtanz, jenes eifrigen Freundes und Rathgebers von König Philipp, nicht nur im obern Albgau, ſondern auch im Kleckgau die mächtigſten Dynaſten. Ihr Geſchlecht hatte ſich ſchon bald nach Herrn Marquard, dem Stifter der Zelle zu Tezelheim,

in zwei Aeſte zertheilt, wovon der eine in dem Bergtobel unterhalb Bonndorf die Thürme Rockenbach und Weißenburg bewohnte, während der ältere theils noch auf der Stammburg im Steinachthal, theils auf dem Schloſſe zu Thiengen, oder auch auf der Feſte zu Weißenburg im Kleckgau ſaß. Jener führte das Schirmamt des von Tezelheim nach Riedern übertragenen Frauenſtifts, dieſer die Kaſtvogtei zu Rheinau. Ueberhaupt aber erſtreckte ſich das krenkingiſche Familiengut von der Wutach an der Schlücht und Schwarzach aufwärts ins Gebirg bis gegen den Schuchſee und hinüber an den Bonndorfer Wald. Alsdann gehörten dazu noch verſchiedene Grundſtücke und Rechte im Kleckgau, in der Baar und im Hegau. Man kann ſagen, die Krenkinger waren ein ebenſo verdienter, als reicher und kräftiger Adel. Sie erſchienen oft am Hofe des Kaiſers; unter ihrer Vogtei blühten viele Gemeinden glücklich heran, und der uralte albgauiſche Mahlort Thiengen ward durch ſie zur Stadt. Nur die Mönche zu Rheinau erhoben bittere Klagen wider ſie; doch, als der rheinauiſche Abt Burkhard im Jahr tauſend einhundert und vierzig nach der Einnahme einer italieniſchen Feſtung die frohe Stimmung des Kaiſers benuzte, um die Befreiung ſeines Stifts von den krenkingiſchen Kaſtvögten zu bewirken, erkannte Friedrich öffentlich die ihm von den Freiherren geleiſteten Dienſte, und bezahlte ihnen für die Entäußerung des Schirmamts zwölfhundert Mark Silber. Leider waren die Enkel dieſer tapfern Ritter allzuoft des Namens ihrer Ahnen unwürdig, und der Glanz des weiland ſo ſtattlichen Geſchlechts gieng mehr und mehr unter.

Zu den Erwerbungen, welche die Krenkinger im Verlauf des dreizehnten Jahrhunderts machten, gehörte beſonders die Feſte und Herrſchaft Gutenburg an der Schlücht, eine Stunde hinterhalb Thiengen, wo auf einem faſt iſolirten Felshügel hart über dem Fluß noch die Trümmer eines Schloſſes hervorragen. Urſprünglich ſtund dort ein Thurm für den Vogt der ſanktgalliſchen Güter und Leute in jener Gegend. Als mit dem zwölften Jahrhundert das Lehenweſen immer mehr aufkam, und es zum Ruhme eines Stifts gehörte, viele Vaſallen zu zählen, trug der Abt von Sankt Gallen auch dieſen Thurm mit den zugehörigen Grundſtücken und Rechten der argauiſchen Familie von Gutenburg zu Lehen

auf, welche ſich nun eine Wohnung dabei erbaute, und ſofort als ein nicht unanſehnlicher Adel des Albgaues erſcheint. Aber ſie verarmte ſpäter ſo, daß ihre Burg an das krenkingiſche Haus fiel, und ihre Sprößlinge nur noch auf dem Schlößchen Bernau am linken Rheinufer unterhalb Waldshut dürftig fortlebten.

Nördlich von Krenkingen und Gutenberg, wo der Albgau mit dem Hegau und der Baar zuſammenſtoßt, hausten auf einſamen Burgen die Edeln von Thanneck und von Blumeneck. Jene ſtarben frühe aus, dieſe aber waren lang der vornehmſte Lehnadel des Hauſes Fürſtenberg. Wo ſich die Wutach, nachdem ſie die Eitrach aufgenommen, von Morgen nach Mittag wendet, und ihr Bett in der Tiefe eines weiten Felsthales liegt, bei dem kleinen Dorf Blumeneck, ſieht man noch den Ueberreſt von der Burg dieſes Namens, auf einem losgeriſſenen Kalkſteinkloz, der ſich drohend gegen den Fluß hinab neigt. Nichts iſt ſchauerlicher, als dieſe Szene, und man wendet ſich gerne zu der friedlichern Ausſicht gegen Abend, nach der Baar, wo am Ausgange des Eitracher Thals, das Städtchen Blumenberg mit den Trümmern ſeiner Burg freundlich in das tiefere Wutachthal hinabſchaut.

Die Herren von Blumenberg waren eines und deſſelben Geſchlechts mit denen von Blumeneck, und theilten mit ihnen das gleiche Schickſal. Zunächſt hinter Blomberg erhebt ſich der Fürſtenberg, von wo aus Graf Heinrich, jener Sohn Egons zu Freiburg, das zähringiſche Erbe in dieſen Waldgegenden beherrſchte. Gegenüber, auf einem freiſtehenden Hügel bei Geißingen an der Donau, wo das Auge einer der ſchönſten Ausſichten über die ſüdweſtliche Baar genießt, wohnte ſeit uralter Zeit der Freiherr von Wartenberg. Es gehörten ihm in den benachbarten Thälern viele Höfe und Dörfer. Von den Söhnen Herrn Konrads erlangte am Schluſſe des eilften Jahrhunderts Heinrich die äbtliche Würde über Rheinau, zu eben der Zeit, als die Kaſtvogtei dieſes Stiftes an die Krenkinger gedieh. Dieſer Abt Heinrich war ein ſehr kluger und thätiger Prälat, der ſein Amt lobwürdig verwaltete, und auch in auswärtigen Geſchäften mehrfach gebraucht wurde. Mit nicht gleichem Ruhm erſcheint ein ſpäterer Heinrich aus eben dieſem Geſchlecht als Nachfolger Abt Bertholds zu Sankt Gallen. Es wurde von ihm aufgezeichnet, er habe ſeine Wahl

erkauft, er habe einem Gottesraub begangen, Geiſtliche geſchlagen eine Jüdin beigehalten, endlich das Kloſter verlaſſen, und ſey als Laie im Land umhergezogen! Um jene Zeit muß es geſchehen ſeyn, daß zwiſchen zwei Brüdern eine Theilung des wartenbergiſchen Stammgutes eintrat, und nun durch die Tochter oder Enkelin des einen das Schloß Wartenberg an das Haus Fürſtenberg gedieh, während die Nachkommenſchaft des andern auf der Feſte Wildenſtein bei Rothweil bis in die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts fortdauerte.

Tiefer in der Baar walteten die Großen Freiherrenhäuſer von Lupfen, von Zimmern und Falkenſtein; endlich an der Gutach die Herren von Hornberg, auf dem Schloſſe bei der Stadt dieſes Namens, und an der Kinzig die wolfachiſchen Barone, auf einer Burg ohnweit Wolfach. Aber von beiden Familien iſt wenig bekannt. Nur weiß man, daß im Jahr eilfhundert fünf und vierzig Arnold von Hornberg das Kloſter Enz geſtiftet, und daß die Stadt und Herrſchaft Wolfach durch Frau Udelhild an Graf Friedrich erbte, den Sohn des Stammvaters von Fürſtenberg.

Nachdem im Kleckgau das Geſchlecht von Weißenburg mit Herrn Lütold im Jahr eilfhundert fünf und zwanzig geendigt hatte, war neben dem Hauſe Krenkingen die freiherrliche Familie von Küſſaberg der vorzüglichſte Adel dieſer Landſchaft. Sie bewohnte das Schloß bei Küßnach, nicht weit vom Rhein, auf einem der höchſten Häupter des kleckgauiſchen Gebirgs. Das Auge beherrſcht daſelbſt die ganze Umgegend, eine reiche, herrliche Ausſicht! Denn gegen Mitternacht ſtellt ſich der langedehnte Rücken des Schwarzwalds dar, gegen Morgen das Thal des Kleckgaus bis an den ſteilen Randen; gegen Abend erblickt man den Zuſammenfluß der Schlücht und Wutach, des Rheins und der Aar, und endlich gegen Mittag, jenſeits hundert waldiger Hügelreihen des Thurgaues, die hohen Alpenhäupter. Herr Heinrich und ſein Bruder Wernherr lebten um die Mitte des zwölften Jarhunderts. Jener nahm wegen ſeiner Gemahlin, einer Tochter Graf Albrechts des Weiſen von Habsburg, den gräflichen Titel an, und erſchien oft am kaiſerlichen Hof; dieſer erwarb ſich zuerſt als Vorſteher der Schule, und hernach als Abt zu Sankt Blaſien den Ruhm eines gelehrten, thätigen und frommen Mannes. Aber ſchon mit Heinrichs

gleichnamigen Enkel erloſch im Jahr zwölfhundert und fünfzig die Familie, und das küſſabergiſche Erbe gieng durch deſſen Schweſter an den Herrn von Lupfen über. Da erhob ſich zwiſchen dieſem und Biſchof Eberhard von Konſtanz ein Krieg wegen der Feſte Küſſaberg, welche der verſtorbene Graf, da er ſich ohne Nachkommenſchaft ſah, an das Hochſtift verpfändet hatte. Ein ſchiedsrichterliches Erkenntniß ſühnte den Streit endlich dahin, daß der Biſchof die Burg behalten, dafür aber dem von Lupfen das Schloß Stühlingen nebſt zwölf Mark Hubengeld zu Lehen auftragen ſoll. Sonſt fanden ſich im Kleckgau noch die Herren von Erzingen, von Griesheim, von Jeſtetten, von Randeck und von Balm, welche ſämmtlich Lehnleute der Abtei Rheinau oder des benachbarten großen Adels waren.

Jenſeits des hohen Randen, im Hegau, behauptete noch immer der Graf zu Nellenburg als Abkömmling der alten Gauvorſteher und Schirmvogt des Stifts Reichenau das größte Anſehen. Seine Beſizungen reichten bis in die Baar und den Kleckgau. Auch hat kein Haus dieſer obern Lande in ſo hohen Würden geglänzt, und ſo viel Antheil an den großen Geſchäften Schwabens und des Reiches gehabt, wie das nellenburgiſche. Schon von den Söhnen des Stifters der Abtei Allerheiligen zu Schafhauſen, wurde einer Erzbiſchof von Trier, ein anderer Abt in der Reichenau, und Graf Eberhard erſchien zur Zeit der Partheiung unter Heinrich dem Vierten ſtets in der Zahl der erſten Reichsfürſten. Sein Bruder Wolfrad pflanzte die Familie fort, und von deſſen Kindern erlangte Bruno zu Trier die Würde ſeines Oheims, während Eberhard die angeſtammten Güter verwaltelte und ſeinem Sohne Mangold hinterließ, welcher ſich nachmals Landgraf zu Hegau nannte. Von der Feſte Nellenburg ſieht man bei Stockach, auf einer beträchtlichen Höhe, gegenüber vom Bogenthaler Wald, annoch einige Trümmer; das Geſchlecht ſelbſt endigte im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts.

Zu den hegauiſchen Dynaſten gehörte bevorab der Herr von Höwen. Die Burg dieſes Namens iſt einer jener Felskegel, die im Herzen des Hegaus, zwiſchen der Biber und Ach, weit über Ebnen, Thäler und Hügel ihre Häupter erheben, und dieſer Landſchaft einen ſo eigenthümlichen Charakter verleihen. Ferner

der Baron von Roſeneck, deſſen Burg ſich im Angeſichte des Hohentwiler Bergs, auf einer mäßigen Waldhöhe zwiſchen Gottmadingen und Rilaſingen darſtellte. Auch die Herren von Thengen waren ein uraltes freies Geſchlecht, welches ſpäter die Herrſchaft Eglisau im Kleckgau und die Landgrafſchaft Nellenburg erwarb, und ſofort mit dem gräflichen Titel erſchien. Ihre Güter lagen am weſtlichen Randen und im Thal der Biber; zu Thengen, welche Stadt ſich unter dem Schirme dieſer Freiherren heranbildete, ſteht von ihrer Stammburg noch ein hoher, gewaltiger Thurm. Die übrigen Edelherren des Hegaus, die von Stoffeln, von Krähen, von Friedingen, von Randeck, von Bodmann und von Hohenfels mögen urſprünglich ein bloſer Dienſtadel geweſen ſeyn.

Seit dem Ausgang der Grafen von Pfullendorf blühte im Linzgau außer den Grafen von Buchhorn kaum ein anderer bedeutender Adel, als das gräfliche Haus von Heiligenberg. Durch die Schirmvogtei der konſtanziſchen Kirche und des Kloſters Petershauſen, wie durch ſeine ausgedehnten Güter behauptete es am ganzen See ein entſcheidendes Anſehen. Doch geriethen die Grafen ſowohl mit Konſtanz als andern Städten und Stiftern in mancherlei Zwiſte, die ihre Nachbarſchaft verhaßt machten, und vielfältig verſchuldetes Unglück ſchwächte den Glanz und Reichthum der Familie. Auch erloſch dieſelbe ſchon mit Graf Berthold, welcher im Jahr zwölfhundert ſieben und ſiebzig ſeine ganze Erbſchaft an den Grafen von Werdenberg verkaufte, worauf dieſes große rheinthaliſche Geſchlecht einen um ſo ausgebreiteteren Einfluß in Schwaben ausübte.

Unter den adeligen Familien, welche während des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts bei uns geblüht haben, ſind die aufgezählten die merkwürdigſten; denn neben ihnen gab es noch viele andere, die theils als kleine Dynaſten, theils als Dienſtmänner weltlicher und geiſtlicher Großen, tief im Gebirg oder an den Vorhöhen deſſelben ihre Burgen und Thürme bewohnten. Von den alten Baronen fand man wohl keinen mehr, welcher ſich nicht durch irgend einen Lehensverband zum Vaſallen gemacht hatte. Und mit jener freien Unabhängigkeit ſchien auch bei den meiſten ihr Glücksſtern gewichen zu ſeyn. Die Koſten der Hofdienſte, der Kriegszüge, und mancherlei Verluſte bei Streitigkeiten und Fehden,

welche aus der Verwickelung der Lehens-Verhältniſſe entſprangen, veranlaßten Schulden, Pfandſchaften, Veräußerungen, wozu oft noch eine große Vermehrung der Familienglieder und eine ſchlechte Hauswirthſchaft kam. So ſchwächten ſich die weiland mächtigſten Häuſer, und einige verbluteten ſich ganz, während der kleine Adel, durch dieſen Zerfall und andere Umſtände begünſtigt, faſt in einer Unzahl emporwuchs. Beſonders geſchah ſolches während der Verwirrung des großen Zwiſchenreichs, wo derjenige am meiſten gewann, welcher mit Liſt und Gewalt am geſchickteſten den Zufall zu benuzen wußte. Der Adel, den wir nach jener Periode bei uns finden, ein wie ganz anderer iſt er, als der frühere!

Sechstes Kapitel.

Das große Zwiſchenreich.

Schon während der fünfzehnjährigen Abweſenheit Kaiſer Friedrichs des Zweiten in Italien und Paläſtina, hatten ſich in Deutſchland die Bande der bürgerlichen Ordnung mehr und mehr aufgelöst. Von den Großen verfolgte ein Jeder die Plane ſeiner Habſucht, und die kleinen Herren entſchädigten ſich hinwiederum für ihren durch jene erlittenen Verluſt grauſam genug an dem wehrloſen Volk. Um ſo trauriger wurde dieſer Zuſtand, da man bei dem ſinkenden Glücke Friedrichs den Landgrafen von Tübingen, und nach deſſen Tod den Grafen von Holland, auf Betrieb des Pabſtes zu Gegenkönigen erhob. Und als Kaiſer Friedrich im Jahre zwölfhundert fünfzig, und bald darauf ſein Sohn und Nachfolger Konrad an dem Gift ihrer Feinde geſtorben, blieb die Nation vollends ohne Oberhaupt, worauf der öffentliche Zuſtand in ein ſchrankenloſes Fauſtrecht ausartete. Denn kein deutſcher Fürſt wollte in einer ſo verwirrten und gefahrvollen Zeit die Zügel des Reiches übernehmen, und jene fremden, der Graf von Kornwallis und der König von Kaſtilien, welche von den Partheien gewählt wurden, beſaßen weder Kraft noch Wille genug, um ſich nur zu behaupten. Alſo zerfiel alles Anſehen der Geſeze; Gewalt und

Liſt allein verſchafften Recht, welches einen unaufhörlichen innerlichen Krieg erzeugte. In Schwaben und am Rheinſtrome beſonders, wo auch wegen der Jugend Konradins eigentlich kein Herzog mehr beſtund, wurden alle Verhältniſſe äußerſt verwirrt und zerrüttet durch unzählige Mißhellungen und Fehden.

Damals erhob ſich in Helvetien Graf Rudolf von Habsburg, und ſezte die obere Rheingegend dreißig Jahre lang in Bewegung. Er hatte den Plan, ſeine argauiſchen Stammlande durch Eroberung des Schwarzwaldes und Breisgaus mit dem Elſaß, wo ihm die Landgrafſchaft gehörte, zu einem abgerundeten Fürſtenthume zu verbinden. Geboren war dieſer Graf Rudolf auf der Feſte Limburg am Rhein, unterhalb Breiſach, von Graf Albrecht dem Weiſen zu Habsburg und Frau Heilwig, der Tochter Graf Hartmanns zu Kiburg. Seine Jugend verfloß unter den Waffen, theils in einheimiſchen Fehden, theils in Italien, wohin Kaiſer Friedrich, ſein Taufpathe, ihn mitgenommen. Als er zurückkehrte, mit den erſten Lorbeern geſchmückt, im Gefühl ſeiner inwohnenden Kraft und voll Bewunderung der Thaten des großen Kaiſers, fiel es ihm auf, daß er arm, daß ſein väterliches Erbe von viel reichern und mächtigern Herren umgeben ſey. Dies erregte ſeine Eiferſucht, die ihm jenen kühnen Plan eingab. Unſchwer fand ſich die Gelegenheit zum Krieg, und es galt zuerſt Herrn Hugo von Tiefenſtein an der Alb. Rudolf hatte die grafſchaftlichen Rechte, welche über den untern Albgau an der Burg zu Hauenſtein hafteten, von ſeinen Vätern ererbt, und gedachte nun, da er auch über das Damenſtift zu Säckingen die Kaſtvogtei beſaß, dieſe Gegenden ſämmtlich unter ſeine Landeshoheit zu bringen. Er begann mit Vertreibung der Brüder zu Neuenzell und Einziehung ihrer Güter, worüber ſofort die Fehde mit Hugo ausbrach. Der Graf erſchien an der Spize ſeiner Vaſallen und Dienſtleute vor deſſen Stammburg, um ihn mit einem Schlag zu vernichten. Aber er kämpfte lang umſonſt gegen die Mauern von Tiefenſtein, und mußte endlich zu einer Liſt die Zuflucht nehmen. Er ſchloß Friede und zog ab, während von ſeinen Leuten einige verborgen zurück blieben, von welchen der Freiherr einſt unverſehens überfallen und hilflos erſchlagen ward. Nach dieſem wandte ſich Rudolf gegen ſeine eignen Vettern, den Grafen Rudolf von Habsburg zu Laufen-

burg, und Graf Hartmann von Kiburg. Jenen, der ſein Vogt geweſen war, beſchuldigte er einer Uebervortheilung, und fiel verwüſtend in das laufenburgiſche Gebiet; dieſen hatte er um Geld ſo unbeſcheiden gedrängt, daß der alte Graf die Hand von ihm abzog, und ſein Erbe an die Domkirche zu Straßburg verſchrieb, worüber erzürnt, der verwegene Neffe auch die Grafſchaft Kiburg mit blutigen Waffen überzog.

Nachdem dieſe Fehden durch gegenſeitige Erſchöpfung beendigt worden, unternahm Graf Rudolf zum Schuze ſeiner Erwerbungen im Albgau, die Erbauung der Stadt Waldshut. Wie weiland zu Freiburg, hatte ſich auch hier um ein altes Jagdhaus ein kleines Dorf gebildet, welches der Graf ſofort mit Mauern umgab und mit ſtädtiſchen Freiheiten verſah. Ebenfalls war die Wahl des Ortes ſehr glücklich, als an der Heerſtraße von Schafhauſen nach Baſel ohnweit des Einfluſſes der Aar in den Rhein, am Eingang des Schwarzwaldes, an einer Stelle, wo theils das hohe Rheinufer, theils das tiefe Bette des vom nahen Gebirge herabſtürzenden Waſſers ſchon eine natürliche Befeſtigung bildete. Dies neue Gemeinweſen gründete Graf Rudolf mit Hilfe ſeines Bruders, eines Domherrn zu Straßburg, im Jahre zwölfhundert neun und vierzig. Die Verfaſſung, die er ihm gab, war ſo geeignet, daß es ſchnell genug heranblühte. Die Bürgerſchaft wählte den Schultheißen, den Rath, den Leutprieſter, den Stadtwaibel und die Thorwärter; der Graf behielt ſich nur die Beſtätigung vor. Der Rath aber beſtund aus acht Mitgliedern, die innerhalb der Grenze oder des Stadtbanns über Gut und Blut zu Gericht ſaßen, und alle ſtädtiſchen Angelegenheiten verwalteten; von ihrem Urtheil war keine Appellation mehr an fremde Gerichte geſtattet. Die Aufnahme in das Burgrecht geſchah um ein geringes Geld, und wer von den Leuten eines geiſtlichen oder weltlichen Herrn während Jahr und Tag ruhig in der Stadt ſaß, durfte nicht wieder abgefordert werden. Der Genuß von Allmenden, von Wald, von Wun und Waid ſtund Arm und Reich gleich frei. Ueber Ehe- und Erbſachen galten billige Verordnungen. Streitigkeiten und Rauferien wurden durch ſchwere Bußen geahndet; doch durften Geächtete Haus und Hof behalten, und wenn ein fremder Mörder nach Waldshut floh, war er in jedem Haus ſechs Wochen und

drei Tage ſicher; floh aber ein Einheimiſcher aus der Stadt, ſo blieb derſelbe für immer verbannt.

Die Errichtung des waldshutiſchen Gemeinweſens war ein wohlberechnetes Unternehmen, denn von dem an konnte ſich Graf Rudolf als Herr des untern Albgaus betrachten. Nach ſolchem richtete er ſein Auge weiter und erhob ſich ſofort wider den Biſchof von Baſel. Derſelbe hatte das vor ſechzig Jahren in die Hand des Kaiſers gegebene Lehen der Stadt Breiſach, nach dem Tode König Konrad des Vierten, wieder eingezogen, welches dem Grafen ſo ſehr mißfiel, daß er mit ſeinen Dienſtmännern plözlich vor der Stadt Baſel erſchien, alles biſchöfliche Gut verwüſtete, und das Frauenkloſter Sankt Maria Magdalena niederbrannte. Der Biſchof ließ aber den Frevel nach Rom berichten, worauf Pabſt Innocenz den Kirchenräuber mit dem Bann belegte. Da ſtund Rudolf von ſeinen Fehden ab, und begab ſich nach Böhmen, wo im Jahr zwölfhundert vier und fünfzig König Ottokar einen Kreuzzug wider die heidniſchen Preußen unternahm, welchem der Graf von Habsburg mit vielen andern Großen aus dem Reiche beitrat, um ſich von dem Banne zu reinigen.

Nach ſeiner Zurückkunft legte er das Schwert zur Seite und blieb einige Zeit ruhig. Sein Vergnügen war die Jagd in den ungeheuern Forſten des Albgaus, welche er von der Burg Hauenſtein aus zu durchziehen pflegte. Damals lebte in dieſer Gegend, zu Rickenbach, der Pfarrer Dietrich, mit welchem der Graf ſchon ſeit früher bekannt war. Derſelbe hatte ſich mittlerweile in das Todtmoos begeben, und auf einem ſonnigen Hügel dieſes ſonſt finſtern und ſumpfigen Thals ein Bethaus errichtet, um hier, wo weit und breit keine Kirche gefunden wurde, im Dienſte der heiligen Jungfrau, zur Auferbauung der einſchichtigen Umwohner ein gottgefälliges Leben zu führen. Als ihm aber die Kargheit des Bodens bald die nöthige Nahrung verſagte, ſo machte er ſich auf den Weg zu dem Grafen von Habsburg, erzählte ſeine Noth und bat ihn um ſo viel Einkommen, als ein Prieſter zum Leben bedürfe. Da ſprach Rudolf: „Wahrlich, wollte ich der Kirche im Todtmoos auch um des Herrn und ſeiner Mutter willen nicht aufhelfen, ſo müßten mich doch die getreuen Dienſte dazu bewegen, welche Ihr mir erwieſen habt, wenn ich mit meinem Knechte auf der Jagd

bei Euch einſprach, und von Eurem Brode genoß.“ Sofort ſchenkte er dem frommen Manne den Zehnten einiger Höfe feierlich in einer Urkunde, wodurch der Grund zu der nachmaligen Pfarrkirche im Todtmoos gelegt wurde.

Durch ſolche Handlungen gewann Rudolf die Herzen des Volks, während ihn ſeine Tapferkeit beim Adel in gefürchteter Achtung erhielt. Als die Unſicherheit des Zwiſchenreichs auch bis in die Thäler der Alpen drang, wählten ihn die drei Waldſtätten zu ihrem Hauptmann, und im Jahr zwölfhundert ſechzig that das nämliche die Stadt Straßburg in einem Krieg mit ihrem Biſchof Walther, aus dem Hauſe Geroldseck, gegen welches Graf Rudolf ſchon ehedem feindlich aufgetreten war. Nämlich, in den Zeiten der Partheiung wider Kaiſer Friedrich den Zweiten wurde Graf Konrad von Freiburg durch Rudolf auf deſſen Seite gezogen, während Herr Walther von Geroldseck hartnäckig im Anhang des Pabſtes verharrte. Im Vertrauen auf ſeinen Reichthum mochte er beleidigenden Uebermuth zeigen. Da nahm Graf Konrad ſein Volk zuſammen, zog durch das Thal der Elz, über das Gebirg des Hünerſattel, überfiel und zerſtörte die Bergſtadt Brinzbach; eilte alsdann das Schutterthal hinab, überraſchte den Freiherrn im Schloſſe zu Lahr, und nahm ihn nebſt ſeinem Sohne gefangen; nur mit ſchwerem Löſegeld mochte Walther ſich wieder frei machen. Seit dieſem Unfall wird das Haus Geroldseck mehr und mehr von einem traurigen Schickſale verfolgt. Zunächſt gab ihm jene ſtraßburgiſche Fehde noch einen weit härtern Schlag. Herr Walther erkaufte im Jahr zwölfhundet ſechzig, bei dem Abſterben Biſchof Heinrichs von Straßburg, ſeinem gleichnamigen Erſtgeborenen die erledigte Würde. Aber der neue Prälat that allerlei ungebührliche Forderungen an die Bürger, wogegen ſich dieſe mit gewohntem Freiheitsſtolze verwahrten. Endlich entzündete ſich die Spannung zum Krieg, und Walther, von ſeinem Vater und Bruder unterſtützt, rüſtete eine drohende Macht. Doch begieng er die Unklugheit, den Grafen von Habsburg zu reizen, welcher ſofort die Hauptmannſchaft der Straßburger übernahm, und mit ſeinem ganzen Anhang wider den Biſchof zu Felde zog. Anderthalb Jahre lang dauerte der Krieg; von Breiſach bis gegen Selz wurden beide Ufer des Rheins gegenſeitig verwüſtet. Endlich, im März tauſend

zweihundert zwei und ſechzig, kam es zu einer entſcheidenden Schlacht; der Biſchof verlor ſie, und ſtarb aus Gram darüber im folgenden Jahr.

Walthers Helfer in dieſem Krieg war Abt Berthold von Sankt Gallen geweſen, ein Mann, der eher zum Feldherrn, als wie zum Prälaten geſchaffen ſchien. Dieſer haßte ſowohl das Anſehen des Biſchofs zu Konſtanz, als die emporſtrebende Gewalt des Grafen von Habsburg, und bereitete gegen beide ſeine Waffen. Biſchof Eberhard, aus dem gräflichen Geſchlecht von Waldburg, hatte das Verdienſt eines für ſeine Macht ſehr thätig beſorgten Vorſtehers, wie er denn nicht allein von dem benachbarten Adel mehrere Herrſchaften und Schlöſſer zuſammenkaufte, zu Gottlieben und Zurzach Brücken über den Rhein baute, nnd von König Wilhelm die Stadt Ueberlingen pfandweis erwarb, ſondern auch nach dem Beſitze der beiden Abteien Rheinau und Reichenau trachtete. Hierin aber fand er ein Hinderniß eben in Abt Berthold, welcher ſchon die von ihm auf alle Angehörigen ſeines Bisthums gelegte Steuer verweigert hatte. Als Eberhard dieſen Widerſtand ſah, überzog er mit gewaffneter Hand das ſanktgalliſche Gebiet, wogegen ſich Berthold ebenfalls erhob, ſo daß zwei bis drei Jahre in wechſelſeitiger Verwüſtung verfloſſen. Der vom Pabſt endlich bewirkte Frieden fiel zu Gunſten des Abts von Sankt Gallen aus, weil derſelbe in Rom eigens beſoldete Geſchäftsführer unterhielt. Ueberhaupt zeigte Berthold in allem ebenſoviel Muth und Klugheit, als er Macht beſaß. Dieß wußte auch Graf Rudolf ſehr wohl, und um bei den vielen Fehden, worein er ſich neuerdings verwickelt hatte, einen ſo gefährlichen Feind zu entfernen, trug er ihm geradeswegs ſeine Freundſchaft an. Da der Abt nicht weniger froh war, einem weitausſehenden Kriege gegen den durch die kiburgiſche Erbſchaft ſehr mächtig gewordenen Grafen glücklich zu entgehen, ſo nahm er denſelben bereitwillig auf, und beide rüſteten ſich ſofort wider Heinrich von Neuchatel, den Nachfolger Biſchof Bertholds zu Baſel. Der Stoff des Unwillens war wie früherhin die Stadt Breiſach, auf welche Rudolf einige Anſprüche beſeſſen, für deren Abtretung er aber immer neue Entſchädigung von dem Biſchof forderte. Als die Mißhellung ſchon in offenen Zwiſt ausgebrochen war, kam dazu noch, daß Heinrich, der jüngere Sohn Graf

Konrads von Freiburg, welcher aus Neuenburg am Rhein wegen Schändung einer Bürgersfrau vertrieben worden, wider dieſe Stadt und ihren Beſchüzer, den Biſchof zu Baſel, Hilfe bei dem Grafen von Habsburg ſuchte. Alſo entbrannte ein heftiger Krieg, welcher gegen vier Jahre gedauert hat. Während eines Waffenſtillſtandes verwahrte ſich der Biſchof durch die Befeſtigung von Kleinbaſel, durch Erwerbung der Schlöſſer Bruntrut und Tiefenſtein, und mancherlei Verbindungen. Hierauf aber begann eine um ſo wildere Verwüſtung, wobei die breisgauiſchen und elſaßiſchen Rheinufer, bei uns namentlich die Stadt Säckingen, die Schlöſſer Auggen und Gerſteneck von den Biſchöflichen, die Feſte Tiefenſtein, die Frauenkloſter Sizenkirch und Gutnau von den Rudolfiſchen geplündert und zerſtört wurden.

Neben dieſen Fehden der Großen des Landes, lebten auch die kleinern Herren allenthalben in blutigem Haber, beſonders die Kaſtvögte mit ihren Klöſtern. Im Kleckgau hatten ſich die Freiherren von Krenkingen des Schirmamts über das Stift Rheinau wieder bemächtigt, und einen aus ihrem Geſchlecht in die äbtliche Würde erhoben. Und da ſich dieſer gegen Berthold von Sankt Gallen, welchem die Abtei vom Pabſte zugeſprochen war, glücklich behaupten konnte, führte er ein um ſo ſorgenloſeres Leben, hieng ſich an den rheinauiſchen Lehenadel, und verſchwendete mit demſelben das Kloſtergut, während ſeine Vettern von den Gotteshausleuten willkürlich Steuern und Dienſte erpreßten. Auf gleiche Weiſe bedrängten im Breisgau die Herren von Staufen noch wie ehedem das Kloſter Sankt Trutbert, und in der Ortenau die Herren von Windeck das Gotteshaus Schuttern. Selbſt der reiche Freiherr von Geroldseck zog unbilligen Vortheil aus den Abteien Schuttern und Ettenheimmünſter. Im Murrgau wurde die Kirche zu Baknang, die Ruheſtätte des badiſchen Hauſes, ums Jahr zwölfhundert drei und ſechzig, von benachbarten Rittern überfallen, und nach Niedermezelung vieler Brüder geplündert und verbrannt, worauf die Räuberhorde ſogar einen Einfall in die badiſchen Lande that, und alles verwüſtete, bis ihr Markgraf Hermann der Kleine ſtrafend entgegenzog.

Bei ſolcher Herrſchaft der rohen Gewalt, und bei ſo allgemeiner Unſicherheit des Handels und Wandels waren unter denjenigen,

welche Ordnung und Ruhe wollten, Verbindungen zu Schuz und Truz eine natürliche Folge. Schon in vorigen Jahrhunderten hatten ſich die norddeutſchen Handelsſtädte in jenen Bund zuſammengethan, welchen man die Hanſe heißt. Ihm ahmten jezt die rheiniſchen Städte nach, durch Köln beſonders dazu ermuntert. Dieſes Bündniß von wenigſtens ſiebzig bürgerlichen Gemeinweſen, wurde im Jahr zwölfhundert fünf und vierzig zum erſtenmal feierlich beſchworen. Bei uns gehörten dazu Breiſach, Freiburg und Heidelberg. Zum Hauptmann aller Bundestruppen machte man billig den rheiniſchen Pfalzgrafen, Herzog Ludwig den Strengen von Baiern, den angeſehenſten Fürſten des weſtlichen Deutſchlands. Als der Vortheil einer ſo mächtigen Verbindung zu gegenſeitiger Aufrechthaltung der Geſeze, und wechſelſeitiger Hilfe und Sicherung, ſich bald genug offenbarte, war unter den geiſtlichen und weltlichen Großen, und auch unter dem geringen Adel der Rheinlande kein wohldenkender Mann, der ihm nicht beizutreten ſuchte. So finden wir aus unſerer Pfalz Herrn Konrad von Strahlenberg, Herrn Rumpold von Steinach, und Heinrich von Ehrenberg als Mitglieder deſſelben. Zwar zerfiel der Bund nach einem Jahrzehend wieder; aber das Beiſpiel, das er einmal gegeben, der Geiſt, den er erweckt hatte, erbten auf die nachfolgenden Zeiten fort, und haben in dieſer Folge unendlich viel Gutes bewirkt!

Bis in das zwanzigſte Jahr lagen die deutſchen Länder unter der jammervollen Verwirrung und Noth des Zwiſchenreichs, als nach dem Tode König Richards die Fürſten ſich im Herbſte eintauſend drei und ſiebzig zu Frankfurt am Main verſammelten, um endlich der verwaisten Nation ein kräftiges Oberhaupt zu geben. Nachdem die Wahl lange ungewiß geſchwankt hatte, erſcholl plözlich der Ruf durch das Land, daß ſie auf den Grafen von Habsburg gefallen ſey. Rudolf ſelbſt erfuhr ſeine Erhebung in dem Lager vor Baſel. Freudig erſtaunt über ein ſo unverhofftes Glück, legte er das Schwert bei Seite, dankte Gott, und ſagte zu ſeinem Kriegsvolk: „Habet Friede mit Allen.“

Siebtes Kapitel.

Markgraf Rudolf der Erſte, und ſeine Söhne.

Zwiſchen Graf Rudolf von Habsburg und Herzog Ludwig dem Strengen von Baiern war Markgraf Rudolf von Baden damals der mächtigſte Herr; aber ſein Leben iſt mehr durch eine übertriebene Freigebigkeit gegen die Geiſtlichkeit und verderbliche Fehden ausgezeichnet, als durch Thaten eines großen und weiſen Regenten. Wichtig wurde ſie durch die Geſtaltung der bisher badiſchen Lande zu einem zuſammenhängenden Fürſtenthum mit dem Namen einer Markgrafſchaft unter bereits ausgebildeter Landeshoheit.

Markgraf Rudolf war in der Partheiung zwiſchen Kaiſer Friedrich und Pabſt Innozenz auf Seite des leztern geſtanden. So erſchien derſelbe auch unter den Unzufriedenen, als Graf Rudolf von Habsburg den deutſchen Thron beſtieg. Denn er hatte, wie andre Fürſten und Herren, während der Verwirrung des Zwiſchenreichs, und nach dem Untergange der herzoglichen Würde in Schwaben, mancherlei Reichsrechte und Lehen in anmaßlichen Beſiz gebracht, und mußte ihren Verluſt befürchten, wenn das neue Oberhaupt auf der Wiederherſtellung des kaiſerlichen Anſehens beharrte. Wirklich erließ Rudolf wiederholt einen Befehl der Zurückgabe aller dem Reich entfremdeten Güter und Rechte; er ſezte über Schwaben die Grafen von Hohenberg und von Werdenberg, ſeine Verwandten, zu Landvögten, und empfahl ihnen den Vollzug jenes Mandats. Dieſe ſtrengen Vorkehrungen erweckten aber auf der andern Seite einen um ſo entſchiedenern Widerſtand, und als der Kaiſer die Ungehorſamen mit der Reichsacht belegte, verſchworen ſie ſich unter einander zu gegenſeitiger Hilfe für Behauptung ihrer erweiterten Gewalt. An der Spize des Bundes ſtund eben Markgraf Rudolf von Baden. Man zählte dabei die mächtigſten Herren in Schwaben und Helvetien, die Grafen von Wirtemberg, von Helfenſtein, von Freiburg und Neuenburg, von Tockenburg und Montfort, die Barone von

Griesberg, Klingen und Regensberg. Sie hatten ſich auch an Herzog Heinrich von Baiern angeſchloſſen, und an König Ottokar von Böhmen, welche das neue Reichsoberhaupt nicht anerkennen wollten. Alſo reichte die Verſchwörung vom Rhein bis nach Ungarn. Aber dieſe Gefahr beraubte den König keineswegs ſeiner Geiſtesgegenwart. Im Vertrauen auf den ihm treu gebliebenen Adel, und auf ſeinen mächtigen Schwiegerſohn, Pfalzgraf Ludwig von Baiern, zog er mit einer kleinen Macht unverweilt aus dem Aargau über den Schwarzwald in den Breisgau, belagerte Freiburg, und fiel ſodann, vom Pfalzgrafen unterſtüzt, in die badiſchen Lande ein. Schon hatten die mit König Rudolf verbundenen Grafen von Zweibrücken und Leiningen nebſt den Herren von Fleckenſtein und den Straßburgern die markgräfliche Stadt Selz im Elſaße weggenommen. Rudolf ſelbſt drang dem Markgrafen nicht nur alle vom Reich herrührende Orte wieder ab, ſondern brachte auch deſſen eigne Städte und Schlöſſer Baden, Durlach, Mühlburg und Grezingen in ſeine Gewalt. Ebenſo glücklich ſtritt er wider die übrigen Theilnehmer des Bundes. Als Markgraf Rudolf dieſen Fortgang der feindlichen Waffen ſah, eilte er, ſich dem Könige zu unterwerfen. Er wurde von demſelben gütig aufgenommen, und durch ihn ſofort auch mit der Stadt Straßburg ausgeſöhnt. Von dem an herrſchte einige Jahrhunderte lang das freundſchaftlichſte Verhältniß zwiſchen der Nachkommenſchaft des Königs und des Markgrafen, und die Anzahl der Verdienſte iſt nicht gering, welche ſich Baden um Habsburg erworben hat!

Nach der Auflöſung des ſchwäbiſchen Grafenbundes rüſtete ſich der Kaiſer, um den König von Böhmen zu überziehen. Es ſammelte ſich um ihn aus Schwaben und vom Rheinſtrom eine zahlreiche, kampfluſtige Ritterſchaft; doch war die übrige Hilfe aus dem Reich ſo dürftig, daß Rudolfs Heer von den böhmiſchen Schaaren weit überboten wurde. Gleichwohl beſiegte und erſchlug er ſeinen Feind in einer großen Schlacht auf dem Markfeld; dieſes Ende nahm König Ottokar, fünf und zwanzig Jahre, nachdem er den Prinzen Friedrich von Baden aus ſeinem rechtmäßigen Erbe verdrängt, und zehn Jahre nachdem er deſſen Tod befördert hatte. Während aber König Rudolf in Oeſtreich verweilte, blieben

nicht alle Theilnehmer jenes Bündniſſes der ſchwäbiſchen Großen ſo ruhig, wie der Markgraf von Baden. Die meiſten wollten ſich für die erlittene Demüthigung rächen, und befehdeten beſonders die Städte. Allenthalben erhob ſich der kleine Krieg, um ſo erbitterter, je ungerechter die Veranlaſſung war. Da ſchädigte Graf Hartmann von Grüningen das badiſche Gebiet; alſofort erhob ſich der Markgraf Rudolf mit Albrecht, Grafen zu Hohenberg, und züchtigte den Landfriedenſtörer. Bald hierauf zeigte ſich auch der Biſchof von Straßburg wieder feindſelig, fiel unverſehens über den Rhein, erſtieg das Schloß bei Durlach, plünderte und verbrannte es. Dieſe Fehde währte bis in das Jahr zwölfhundert ein und achtzig. Der Biſchof hatte von Baſel fünfzig Mann zur Verſtärkung erhalten, und neuerdings eine badiſche Stadt belagert. Da begegnete ihm Rudolf, brachte ſein Volk ins Gedräng, und machte ſo viel Gefangene, daß er gegen deren Auslöſung einen vortheilhaften Frieden erhielt. Die lezte Fehde beſtund Markgraf Rudolf mit ſeinem Sohne Hermann ſechs Jahre ſpäter wider Burkhard von Hohenberg, wegen Anſprüchen an die Stadt und Feſte Altenſteig. Er kam mit ſechstauſend Reiſigen, ſchlug den Grafen, und nahm den ſtreitigen Ort ein. Hierauf aber ſchlichtete der König den Streit durch gewählte Schiedsrichter, über die er den Herzog Konrad von Teck zum Obmann geſezt. Und es endigte hiemit die Reihe von Unruhen, welche ſeit faſt fünfzehn Jahren die ſchwäbiſchen und obern Rheinländer zerrütteten; denn König Rudolf hatte kurz zuvor auch den Grafen Eberhard von Wirtemberg, ſeinen hartnäckigſten Widerſacher, zum Gehorſam und Frieden gebracht.

Wie ſehr aber von dem Reichsoberhaupte darauf hin gearbeitet worden war, die großen Landherren in Schwaben und am Rheinſtrom aus ihrer angemaßten Macht auf den alten Fuß zurückzuſezen, ſo blieben doch nun ihre Lande bei dem Anſehen ſelbſtſtändiger Fürſtenthümer. Denn ſo viel hatte man erreicht, daß kein Herzog mehr aufkam, daß alſo die Grafen, die großen Barone, die Biſchöfe und Aebte ihre Staatsgewalt unmittelbar vom Reiche zu Lehen trugen.

Und in dieſem Sinne erſcheint ſeit den Tagen Rudolfs eine **Markgrafſchaft Baden**. Es begriff dieſelbe den ehemaligen

Pfinz- und Ufgau, und den größten Theil des Kraich- und Enzgaus, mit den Städten Steinbach, Baden, Ettlingen, Durlach und Pforzheim, ein im Weſten ganz ebenes, im Oſten ziemlich bergiges, in vielen Gegenden an Getraide, an Wein und an Holz ſehr ergiebiges, damals auch ſchon wohlbewohntes Land.

Markgraf Rudolf der Erſte ſtarb im November zwölfhundert acht und achtzig, nachdem er ſeit vierzig Jahren durch mehr als fünfzehn fromme Vergabungen an die Kirchen zu Lichtenthal, Gottesau, Bikesheim, Herrenalb, Schwarzach, Pforzheim, Steinheim, Schönau, Baknang, Hirſchau und Maulbronn, für das ewige Heil ſeiner Seele geſorgt. Er hinterließ vier Söhne, wovon der älteſte, Markgraf Hermann der Sechste, den Stamm fortpflanzte. Die kurze Regierung dieſes Fürſten iſt allein durch einen Vertrag merkwürdig, worin die Anſprüche des markgräflichen Hauſes an das Erbe der Grafen von Eberſtein erweitert wurden: der Erfolg einer Fehde Hermanns mit den Grafen von Zweibrücken, welche er als Sieger zu einem vortheilhaften Frieden nöthigte. Sie mußten ihm gegen fünfzehnhundert Mark Silber die Burg und Herrſchaft Eberſtein, mit Ausnahme der Edelleute und Mannlehen, in Pfandſchaft geben, mit dem Vorkaufsrecht im Fall einer künftigen Veräuſſerung. Hermann folgte ſeinem Vater im Jahr zwölfhundert ein und neunzig, und bald darauf endigte auch ſein älteſter Bruder Rudolf. Die beiden überlebenden waren Heſſo und Rudolf der Dritte, deren der leztere kinderlos verſchied, während die Nachkommenſchaft des erſtern mit ſeinen Enkelinen aus Rudolf Heſſo erloſch.

Damals hatte ſich Graf Eberhard von Wirtemberg nach dem Ableben Kaiſer Rudolfs von Habsburg neuerdings erhoben, ſowohl ſchon gegen Adolf von Naſſau, mit welchem der Sohn Rudolfs, Herzog Albrecht von Oeſtreich, um die erledigte Würde ſtritt, als ſpäter auch gegen den leztern, und gegen deſſen Nachfolger, König Heinrich den Siebten. Eberhard war ſelbſt unter den Thronbewerbern geweſen, und da er nun die Krone auf dem Haupte eines andern ſehen mußte, behauptete er trozig: „Ich bin Niemands Lehenmann, und mag wohl thun was mir gefällt,“ Aber zu dieſem Ungehorſam kamen die mannigfachen Klagen der Abgeordneten aus den ſchwäbiſchen Städten, und es ergieng ſofort

über den landfriedenſtöreriſchen Grafen die Reichsacht. Es war umſonſt, daß er ſich durch verſchiedene Bündniſſe zu verſtärken ſuchte; Eberhard hatte die öffentliche Stimme zu ſehr gegen ſich. „Ganz Schwaben ſtund auf, ſagt ein Geſchichtſchreiber, um den verhaßten Feind endlich zu vernichten.“ Sein anfängliches Waffenglück änderte ſich auch bald, und er verlor endlich ein Haupttreffen, worauf das alte Stammſchloß Wirtemberg in Schutt und Aſche verſank, und zu Beutelsbach in der Stiftskirche die Gebeine der wirtembergiſchen Ahnherren vom Hohne der Sieger aus ihren Gräbern geriſſen, und zerſtreut wurden. Ein Ort nach den andern ergab ſich, ſo daß von achtzig Burgen und Städten dem Grafen nur vier getreu blieben. In dieſer Bedrängniß floh Eberhard aus dem empörten Land nach Beſigheim, zu Markgraf Heſſo, ſeinem Schwager. Und hier, in einem Thurme brüderlich verwahrt und verpflegt, konnte er geſichert einer beſſern Zeit entgegen harren.

Achtes Kapitel.

Von den Zeiten König Rudolf des Erſten.

Drei und zwanzig Jahre nach dem Tode Kaiſer Friedrich des Zweiten, ſeines Taufpathen, kam Graf Rudolf von Habsburg, wie wir gehört, durch einſtimmige Wahl der Fürſten an die oberſte Würde des Reichs. In ſeinen Fehden während des Zwiſchenreichs zeigte er den Geiſt eines Eroberers; aber kaum hat ein deutſcher König weniger an Erweiterung der Reichsgrenzen gedacht, als Rudolf. Sein ganzes Regiment wiedmete er der Wiederherſtellung der öffentlichen Ordnung in Deutſchland, und dann der Begründung einer Hausmacht. Ueber die italiſchen Angelegenheiten, womit ſich das Haus Hohenſtaufen zu Grund gerichtet hatte, war er durch dieſe Erfahrung belehrt genug, um dieſelben ihrem Schickſale zu überlaſſen, und auch der von ihm verſprochene Kreuzzug nach Paläſtina blieb unterlaſſen. Wer bedauerte eine ſo kluge

Beſchränkung? Nur um ſo glücklicher gedieh Rudolfs Wirken für die Wiederaufnahme des Vaterlandes. Nachdem er die ſtolze Widerſpännigkeit König Ottokars von Böhmen gedemüthigt, und die Frucht dieſes Sieges, das Herzogthum Oeſtreich, ſeinem Hauſe zugewendet; nachdem er jenen aufrühreriſchen Bund der ſchwäbiſchen Grafen zerſprengt, und ſo die Geſeze und das königliche Anſehen wieder hergeſtellt, beſchäftigte ihn unabläſſig die Errichtung eines allgemeinen Landfriedens und die Vertilgung des Raubadels. Bis in ſein höchſtes Alter bereiste er fortwährend das Reich, um allenthalben die Klagen des Volks zu hören, und den Uebelſtänden durch gütliche Vergleichung oder mit Gewalt zu ſteuern. Es vereinigten ſich in ihm auch ſo viel glückliche Eigenſchaften, daß ihn die Fürſten, die Geiſtlichkeit, der Adel, die Bürger und Landleute mit gleicher Liebe und Ehrfurcht hochachteten. Freilich gab es eine Parthei, welche den König mit gehäſſigen Augen anſah; wo aber wird der Gute und Edle von den Schlechten und Eigennüzigen nicht gehaßt? Mit volksthümlicher Offenheit erſchien er im Kreiſe der Bürger, und beförderte die Bündniſſe ihrer Gemeinweſen zur Sicherung des Handels und Wandels. Gegen den raubſüchtigen Adel aber war ihm kein Züchtigungsmittel zu ſtreng. „Sind das Edelmänner, „ſagte er, die den Frieden brechen und das Volk mißhandeln? Der ächte Adel iſt fromm und ritterlich, und ſchüzt die Schwachen vor unbilliger Gewalt.“ An den Fürſten ſchäzte Rudolf die Sorge für ihr Land und das Beiſpiel einer weiſen Sparſamkeit. Als ihm einſt Markgraf Hermann von Hachberg, welcher in dem Ruf einer ſehr genügſamen Lebensweiſe ſtund, auf ſeine Erkundigung nach derſelben zur Antwort gab: „Meine Leute eſſen ein einziges Gemüße mit Fleiſch, ich und meine Frau einen Kapaunen“, ſprach er zu ihm: „Wahrhaft, Ihr eſſet nicht übel, wenn Ihr es ſo thut.“ Rudolf hielt auch den Markgrafen beſonders werth, und bediente ſich ſeines tapfern Armes nicht minder als ſeines klugen Rathes. So hatte er ihm in dem böhmiſchen Krieg das Reichsbanner anvertraut, und ſpäter auf ſein Gutachten die Verordnung gemacht, daß es keinem von Adel ferner erlaubt ſeyn ſolle, in irgend eines andern Herrn Gebiet obgleich er Güter darin beſize, ohne deſſelben Urlaub eine Burg zu erbauen. Sein Kriegsvolk endlich betrachtete König Rudolf

nicht als willenloſe Werkzeuge, die nur da wären, um ſie hinzuopfern. Es wird erzählt, daß er auf Bitten des Abts von Rheinau noch in ſeiner lezten Regierungszeit vor das Schloß Weiſſenburg im Kleckgau gezogen ſey, um die Freiherren von Krenkingen für ihre Bedrückungen der Gotteshausleute zu züchtigen. Als nun die Belagerung ſchon in die ſiebte Woche gedauert, und Jemand dem Könige gerathen, er ſolle doch ſtürmen laſſen, habe ihm derſelbe entgegnet: „Ich will lieber einige Zeit länger hier verweilen und das Leben derjenigen ſchonen, denen ich meinen Kriegsruhm verdanke.“ Und ſo wäre auch die Burg ohne Blutvergießen durch Untergrabung gewonnen worden.

Nur achtzehn Jahre lang ſaß Rudolf der Erſte auf dem deutſchen Thron; aber als ihn der Tod zu den Vätern rief, verließ er das Reich beruhigt und in glücklicher Wiederaufnahme aller Verhältniſſe. „Der Landmann, ſagt ein alter Geſchichtſchreiber, führte ſeinen Pflug wieder, der ſonſt ungebraucht im Winkel geſtanden hatte, und der Kaufmann, welcher ehedem aus Furcht vor den Räubern daheim geblieben war, fuhr nun ſicher auf allen Straßen.“ Damals befanden ſich unſere badiſchen Gaue in folgendem Zuſtand.

In der Seegegend war kein wichtigerer Ort als die Stadt Konſtanz. Ihre Lage und der biſchöfliche Siz mußten ſie zu einem ſtarken und wohlhabenden Gemeinweſen emporheben. Volksmenge, Handel und Gewerbe wuchſen durch den Beſuch ſo vieler geiſtlichen Großen an Reichstagen oder an Synoden, welche die Kaiſer und Biſchöfe von Zeit zu Zeit dahin ausgeſchrieben. Wie ſchon ehedem die hungariſchen Horden, hatte die konſtanziſche Bürgerſchaft in den Kriegen der Hohenſtaufen und Zähringer, den Feind mehrmals tapfer von ihren Mauern zurückgeſchlagen. Konſtanz mochte mit Augsburg glücklich wetteifern. Aber im Jahr zwölfhundert drei und vierzig war die Stadt durch einen ſchrecklichen Brand, und nach kurzer Erholung im ſiebten Jahre darauf abermals faſt gänzlich in Trümmer und Aſche verſunken. Dieſer Unfall drückte um ſo ſchwerer, da ſeine Folgen durch das beginnende Zwiſchenreich vielfach vermehrt wurden. Doch half die ſegensreiche Regierung König Rudolfs den Bürgern um ſo eher zu ihrem vorigen Flor, als ſich bei den damaligen Verhältniſſen ein gemeines

Weſen auch aus der größten Noth weit leichter erholte, wie ein Fürſt. Im Bisthum waren ſeit Gebhard von Zähringen bis auf Rudolf von Habsburg=Laufenburg, einem Vetter König Rudolfs, eilf Prälaten gefolgt, und viere ſeit Diethelm von Krenkingen, Herzog Philipps zu Schwaben Freund und Rathgeber, nach welchem Herr Werner, aus dem breisgauiſchen Adel von Staufen, in die erledigte Würde gekommen. Unter dieſen Vorſtehern hatte Biſchof Hermann, der zweite Nachweſer Gebhards, durch ſeine treue Anhänglichkeit von Kaiſer Friedrich dem Erſten jene goldene Bulle erworben, worin die weiland von König Dagobert gezogenen Grenzen des konſtanziſchen Kirchenſprengels neu beſtimmt, und dem Bisthum alle bisher erworbenen Güter und Rechte beſtätigt ſind. Hiezu gehörten die Stifte Petershauſen, Kreuzlingen, Reichenau und Wagenhauſen; die Probſteien Biſchofszell, Sankt Stephan zu Konſtanz, Boll, Sindelfingen und Oehningen; alsdann gegen ſiebzig Hofgüter und Kirchen im Thurgau, in Rhätien, Schwaben, auf dem Schwarzwald und im Breisgau; endlich das Jagdrecht in dem Reichswald Höri. Dieſer zog ſich vom Unterſee und Rhein über den Schiener Berg, und ſofort von der Singer Ach, welche damals Murg hieß, hinaus an das Thalwaſſer bei Wahlwies und Eigeltingen, das man Simmelſee nannte. Vermehrt wurden nachher die ſtiftiſchen Beſitzungen mit den Herrſchaften Thanneck, Küſſaberg und Friedingen, durch Biſchof Heinrich, den zweiten Nachfolger Werners von Staufen, einen ebenſo kriegeriſchen, als frommen Prälat, der die Freiherren von Neufen mit ihrem ganzen Anhang, und den Abt von Sankt Gallen in zwei Fehden glücklich beſiegt hatte; ferner mit den Städten Ueberlingen, Vehringen und Klingenau, nebſt dem Marktflecken Zurzach, durch jenen Biſchof Eberhard von Waldburg, den Vorweſer Biſchof Rudolfs, durch deſſen Hand zu dieſen Erwerbungen noch die Burgen Bodman und Radrach kamen.

Neben Konſtanz und neben dem großen Adel von Heiligenberg und Nellenburg, blühten am See und in der Nachbarſchaft ſowohl von früher her die Städte Markdorf, Mörsburg, Ueberlingen und Stockach, als ſeit den zähringiſchen Zeiten, Pfullendorf und Radolfs=Zell. Jenes war urſprünglich ein Schloß und Dorf,

und von dem lezten Sprößlinge des pfullendorfiſchen Grafenhauſes für ein Leibgeding an Kaiſer Friedrich vermacht worden. Von dieſem hatte es Friedrich der Zweite ererbt, und auf Verwendung des dortigen Pfarrers Ulrich, welchen der Kaiſer ſehr liebte, in Anbetracht der durch ſeinen Krieg wider Herzog Otto von Braunſchweig dem Ort widerfahrnen Unfälle, im Jahr zwölfhundert zwanzig, mit der Freiheit und mit einer reichsſtädtiſchen Verfaſſung beſchenkt. Er verordnete, daß wer zu Pfullendorf Bürger ſeyn wolle, daſelbſt haushäblich wohnen und ſich allen Dienſten der Stadt unterziehen müſſe. Leibeigne dürften keine ohne Bewilligung ihres Herrn in das Burgerrecht aufgenommen werden. Wenn ein Bürger eine oder mehrere leeren Hofſtellen beſize, ſo habe er dieſelben innerhalb Jahr und Tag zu überbauen, ſonſt fielen ſie dem Reich anheim. Hievon könne nur die Armuth oder ſonſt ein wichtiger Umſtand befreien. Die Mühlwerke, welche neu errichtet würden, mögen bei der Befeſtigung der Stadt kein Hinderniß veranlaſſen. Und damit das junge Gemeinweſen um ſo freudiger heranwachſe, ſolle den Bürgern auf ſechs Jahre alle Steuer nachgelaſſen ſeyn, mit dem Beding jedoch, daß während dieſer Zeit von der Gemeine jährlich zwanzig Mark erhoben und zur Ausführung der Mauern und Thürme verwendet werden. Die Beſezung ſowohl des Bürgermeiſteramts, als der Stadtpfarrei, und die Reichsſteuer hatte ſich Friedrich vorbehalten. Zwar begünſtigte die Lage Pfullendorfs deſſen Aufnahme keineswegs, aber die Reichsfreiheit und der wachſende Eifer, womit man ſich damals nach den Städten drängte, haben auch dies Gemeinweſen in kurzer Zeit bedeutend emporgehoben. Viele Edel-Geſchlechter der Umgegend ließen ſich daſelbſt nieder, und die auswärtigen Bürger nahmen bald ſo zu, daß die Stadt den König Rudolf im Jahr zwölfhundert zwei und achtzig um Erneuerung des Verbotes von Kaiſer Friedrich bat, wornach niemand ein Bürgerrecht zu Pfullendorf erhalten ſollte, als wer daſelbſt wohne.

Radolfszell war aus den Wohnungen erwachſen, welche ſich nach und nach um das dortige Chorherrenſtift geſammelt hatten, und die man ſpäter mit Mauern und Graben umgab. Der Herr von Friedingen beſaß die Kaſtvogtei über das Stift, deſſen Eigenthum der Abtei Reichenau zuſtund. Nach endlicher Vergleichung

der langen Streitigkeiten zwiſchen beiden Theilen, erneuerte im Jahr zwölfhundert ſieben und ſechzig Abt Albrecht von Ramſtein der Stadt zu beſſerer Aufnahme alle Rechte und Freiheiten, deren ſie ſich von Alters her erfreut habe. Ferner möge dieſelbe hinfür auch außerhalb der Ringmauer, in ihrem ganzen Bann, die Gerichtsbarkeit ausüben. Wer von den reichenauiſchen Gotteshausleuten Jahr und Tag ruhig in Zell angeſeſſen ſey, deſſen Nachkommen ſollen an die Abtei keinen Sterbefall mehr bezahlen dürfen, und wenn er ohne geſezliche Erben verſcheide, ſo möge ſeine Hinterlaſſenſchaft an die nächſten Blutsverwandten übergehen, falls dieſelben zu Zell ſchon wohnen oder dahin ziehen wollen. Alsdann dürfe aber die angefallene Erbſchaft nicht aus der Stadt weggezogen oder verkauft werden. Auch ſey es keinem Bürger erlaubt, ſein Eigenthum an ein anderes Gotteshaus zu vermachen, als an Reichenau und das einheimiſche Chorherrenſtift. Der alte Gebrauch, daß auswärtige Herren von ihren in der Stadt verſtorbenen Leibeigenen nur ein Drittel der Fahrniß erben, ſoll erneuert ſeyn. Endlich gewähre man jedem Bürger mit all dem Seinigen freien und ſichern Abzug. Dieſe Verfaſſung wurde der Stadt Zell nach zwanzig Jahren von dem Biſchofe zu Konſtanz beſtätigt.

Alſo lag es im Geiſte der Zeit, daß wie in den vorigen Jahrhunderten Kirchen und Klöſter, jezt überall bürgerliche Gemeinweſen entſtunden. Von Jenen aber geriethen die größern mehr und mehr in Zerfall. Reichenau bezog ſchon unter Abt Diethelm von Krenkingen von den ehemaligen ſechzigtauſend Gulden Einkünften nur noch den vierten Theil. Jener große Reichthum des Stifts hatte unter den Mönchen Trägheit und Schwelgerei erzeugt. Seit langem lagen die von den erſten Vorſtehern mit ſo vieler Mühe geſammelten Bücher unbenuzt in ihrem Staub. Hingegen bewirtheten die Aebte immer eine Menge von Gäſten, zogen mit fürſtlicher Begleitſchaft auf Reiſen, führten an der Spize einer theuern Dienſtmannſchaft verderbliche Fehden, und zeigten auch ſonſt einen überaus ärgerlichen Wandel. All dies war ſo früh und ſo allgemein eingeriſſen, daß ſchon von Abt Bernhard, welcher im Jahr zwölfhundert und acht an die Verwaltung kam, als löblich gerühmt wurde, er habe weder Huren noch Buben, weder ſeinen Kindern noch Kebsweibern etwas gegeben!

Die kleinern Stifte erhielten ſich noch einige Zeit wenigſtens in ihrem ökonomiſchen Wohlſtand, eben weil man bei der Armuth ſich weniger verſäumet, als wo Ueberfluß alle Kräfte abſpannt. Das Kloſter Petershauſen, gegenüber von Konſtanz, hatte ſich von mehrfachen Plünderungen und andern Verluſten aus früherer Zeit glücklich erholt, und erwarb hierauf unter den Aebten Konrad, Ulrich und Heinrich ſowohl einige kaiſerliche Vergünſtigungen, als um Geld verſchiedene Güter und Rechte. In gleicher Wiederaufnahme aus frühern Unfällen war die Abtei Salmansweiler, welche unmittelbar im Schuze des Reiches ſtund, und die Aufſicht über mehrere Klöſter des Ziſterzienſer Ordens neulich vom Pabſt erhalten hatte. Beſonderes Lob erwarb ſich Abt Ulrich, deſſen Wahl im Jahr zwölfhundert ſechs und ſiebzig geſchah; er befreite das Gotteshaus nicht allein von allen Schulden, ſondern kaufte ſelbſt noch neue Güter, welche durch einige fromme Schenkungen vermehrt wurden. Bei dieſem Wohlſtand mochte ſein gleichnamiger Nachweſer billig zur Verherrlichung des Stiftes das Münſter beginnen, das wir noch jezo zu Petershauſen, als eines der ſchönſten Denkmale altdeutſcher Baukunſt, bewundern.

Dies ohngefähr mochten die bedeutendſten Orte und Verhältniſſe der Gegenden am Bodenſee geweſen ſeyn. Die Landſchaft überhaupt, und zumal der Hegau, gewährte einen reichen, mannigfach belebten Anblick: die Städte und Klöſter mit ihren Mauern und Thürmen, dann die Höfe und Flecken zwiſchen Feld und Wald, endlich die kühnen Burgen auf ſo vielen Hügeln und Felsſpizen! Aus allen erhob ſich Twiel, jener alte Siz der allemanniſchen Herzoge, wo man den größten Theil Oberſchwabens überſchaut. Hier hatte auch noch Herzog Konradin verweilt. Nach ſeinem Tode kam Twiel als Reichslehen an die Edlen von Klingenberg, die aus dem benachbarten Thurgau ſtammten, aber im Hegau und weiterhin nicht wenig begütert waren, wie ihnen unter anderm das Schloß bei Stein am Rhein zugehörte.

An den hegauiſchen Grenzmarken gegen den Kleckgau lag Schafhauſen, ſeit dem Ausgang des zwölften Jahrhunderts eine Stadt. Es übte dieſelbe ſchon einen großen Einfluß auf die Nachbarſchaft aus, wo ihr Adel ſeine Seßhäuſer hatte. Zu demſelben gehörte

beſonders die Familie von Randenburg, deren Stammſchloß auf einem Vorſprung des hohen Randen, beinahe die ganze kleckgauiſche Landſchaft beherrſchte. Wir haben geſehen, wie reichbegütert das Kloſter Rheinau in deſſen Gegenden war, und wie deſſen Schirmvögte von Krenkingen ſich darin vergrößerten. Unter andern Orten gehörte ihnen die Vogtei zu Neukirch, einem ſtiftkonſtanziſchen Hof, welcher bald zu einem Flecken und wohl während des dreizehnten Jahrhunderts zur Stadt emporkam. Sonſt war im ganzen Gau kein bürgerliches Gemeinweſen mehr, außer zu Eglisau, deſſen Beſitz von den Freiherren von Regensberg nachmals an die von Thengen gedieh. Noch immer waren die grafſchaftlichen Rechte des Kleckgaus in der Hand der Grafen von Habsburg, welche am langen Stein bei Thiengen, oder auf der Halde bei Rheinau mit zwölf Männern vom Adel und vom Volk ihr Landgericht hielten, gleichwie im Hegau die Grafen von Nellenburg das ihrige zu Stockach. Es entſtunden dieſe Landgerichte aus den alten Gaugerichten, und haben ihr freilich mehr und mehr beſchränktes Anſehen noch über vier Jahrhunderte erhalten.

Die Stadt Thiengen, mit welcher jenſeits der Wutach der Albgau beginnt, hatte der Freiherr von Krenkingen an das Hochſtift Konſtanz gegeben, und ſelbige als Lehen wieder zurück empfangen. Aber bei dem abnehmenden Wohlſtand der Familie waren ſeine Nachkommen zu mancherlei Beeinträchtigungen der Rechte des kleinen Gemeinweſens genöthigt, wogegen ſich die Bürgerſchaft jedoch ſo muthig erhob, daß der benachbarte Adel in einem Schiedsgericht den langen Hader ſchlichtete. Einige Stunden oſtwärts an der Wutach bildete ſich damals eine zweite ſtädtiſche Gemeine, zu Stühlingen, wo in uralter Zeit auf dem Schloſſe ein gleichnamiges Grafengeſchlecht gehaust hatte. Nach dem Erlöſchen deſſelben war der Ort ebenfalls an das konſtanziſche Hochſtift gediehen, und von dieſem, wie wir gehört, an den Herren von Lupfen. An der Burg zu Stühlingen mochten die Rechte der Grafſchaft des obern Albgaus hangen, denn ſeit damals erſcheint die lupfiſche Familie mit dem gräflichen Titel, und immer ein Glied aus ihr als Vorſitzer des Landgerichts zu Stubeneich. Die Grafſchaft aber des untern Albgaus hieng an der Burg Hauenſtein und war bei dem Haus Habsburg. Beide Länder trennten

ſich durch die Schlücht, und der Charakter ihrer Bewohner entwickelte ſich ſo verſchieden, daß dieſer kleine Waldſtrom als eine weſtliche Grenze von Schwaben gilt. Die Grafen von Lupfen thaten ſich unter dem oberſchwäbiſchen Adel bald ſo hervor, daß ſie mit den größten Landherren in faſt allen wichtigen Geſchäften erſcheinen. Von Eberhard, dem Sohne jenes Grafen Heinrich, welcher durch ſeine Gemahlin die küſſabergiſche Erbſchaft gewann, wird erzählt, daß er einer der theuerſten Ritter im ganzen Lande geweſen. Derſelbe erwarb von ſeinen Stammes-Vettern viele Rechte und Güter; auch beſaß er an der Herrſchaft Lenzkirch einen großen Theil, woraus nachmals vielfache Irrungen entſtunden. Der andere Theil kam als fürſtenbergiſches Lehen in die Hand der Edlen von Blumeneck, welche zuweilen auf der Burg Urach ſeßhaft waren, und aus denen Herr Konrad in der Kirche zu Lenzkirch begraben liegt. Von Urach ſieht man auf einem ſanften Hügel am Eingang des Lenzkircher Thals noch die Trümmer; vielleicht erbaute Graf Egon, als er durch ſeine Gemahlin die zähringiſchen Güter auf dem Schwarzwald erbte, zu deren Schuz dieſen Thurm, welcher hernach in der Theilung ſeiner Neffen an Heinrich gedieh, den Stammherrn von Fürſtenberg.

Die Stadt Waldshut, bald der wichtigſte Ort der untern Grafſchaft oder des Waldes, hatte ſich zwanzig Jahre nach ihrer Gründung ſchon ſo erhoben, daß ihre Mauern erweitert werden mußten. Hiezu ließ ihr König Rudolf das Bauholz unentgeltlich vom Freiwalde zukommen, bei welcher Gelegenheit die erſte ſteinerne Brücke über die Alb errichtet wurde. Dieſes ſchnelle Wachsthum der Bürgerſchaft geſchah durch den kleinen Adel der Umgegend, und durch die Abzüger des Abts von Sankt Blaſien. Denn jener ſuchte die ſtädtiſchen Freiheiten theils aus Eiferſucht gegen die mächtigern Herren, oder aus Armuth; dieſe aber fanden in einem gewerbtreibenden Orte ein glücklicheres Loos, als in der einſamen Waldgegend. Die Stadt zählte im dreizehnten Jahrhundert ſchon viele ſehr wohlhabende Bürger; ſie beſaß einen Markt, eine öffentliche Schule, und war in zwei Pfarrgemeinden getheilt. Die polizeilichen Verordnungen hatte man nach Bedarf der Zeit erweitert. Wer an Markttagen Jemand verwundete, mußte die doppelte Buße bezahlen; wenn ein Bürger mit Stein baute, genoß

er verſchiedene Vortheile; ein baufälliges Haus aber, welches der Eigenthümer nicht herſtellte, wurde niedergeriſſen. Im Rath erhielten die adeligen Geſchlechter die Oberhand, wie bei den meiſten damaligen Stadtobrigkeiten, ein Umſtand, der einerſeits vortheilhaft, anderſeits jedoch um ſo nachtheiliger auf die Entwicklung des gemeinen Weſens eingewirkt hat.

Im ganzen Albgau war das Stift Sankt Blaſien der mächtigſte Grundherr, und es übte ſtets einen großen Einfluß auf das Schickſal der Waldleute aus. Sein eigenthümlicher Zwing und Bann erſtreckte ſich vom Feldberg die Höhe abwärts über den Hochkopf bis mit dem Arberg an die Alb, alsdann über Heppenſchwand und den Blaſiwald an die Schwarzach, und endlich vom Schluchſee an der Ach hinauf und über die Bärhalde bis wieder zum Feldberg. In dieſem Bezirk, welchen Sankt Blaſien in den Zeiten ſeines Anfangs als eine menſchenleere Wüſte von Otto dem Großen geſchenkt erhalten hatte, lebte das Volk leibeigen; ſonſt auf dem Wald zinſete es größtentheils blos an das Stift. Durch eine Reihe frommer Vermächtniſſe des benachbarten Adels und durch die Erwerbungen kluger Aebte war das Kloſtergut ſchon frühe ſehr herangewachſen; aber hinwiederum auch, nur nicht wie zu Reichenau, der geiſtige Flor und die Religiöſität in Verfall gerathen. Schon jener Abt Werner von Küſſaberg beklagte dies, und ſuchte durch eine Blumenleſe aus den heiligen Vätern, die er für ſeine Mönche mühſam verfaßte, der einreißenden Lauheit zu ſteuern. „Es iſt jezo wohl eine ſchlimme Zeit, heißt es darin, man ſcheut allenthalben eine geſunde Lehre; man unterhaltet ſich lieber mit nichtswürdigen Fabeln, als mit demjenigen, was zu unſerm Heile beiträgt. Wer liest und ſtudirt noch die vortrefflichen Schriften dieſer Väter? Faſt Niemand, denn ſie ſind den modernen Ohren zum Eckel geworden.“ Doch gab es immer noch einzelne Männer, welche der Wiſſenſchaft mit Eifer oblagen. So hinterließ Abt Otto eine Fortſezung zu dem berühmten Geſchichtsbuche des Abts von Freiſingen; der Lehrer Arnold lag neben ſeinem beſchwerlichen Amte bis in's höchſte Alter dem Studium der Bibel ob, und Konrad, welcher als Abt nach Muri gerufen ward, beſchrieb ſowohl die Stiftung der Zelle Bürgeln, als die Geſchichte jenes Gotteshauſes. „Immer, ſagt er, muß man die Bücher vermehren

und verbeſſern, weil das Leben eines Geiſtlichen ohne ſie nichts iſt.“ Aber im Allgemeinen entſchlugen ſich die Mönche mehr und mehr ihrem urſprünglichen Berufe der geiſtigen und Handarbeit. An jener hinderte ſie zum Theil auch der Chorgeſang für die Abgeſtorbenen, welcher durch die vielen bruderſchaftlichen Verbindungen des Kloſters ſo häufig geworden war, daß er die beſte Zeit verdarb; und von dieſer befreiten ſich die Brüder nach und nach, indem ſie immer häufiger zu den kirchlichen Weihen hinzutraten. Und nun folgten die Zeiten des Zwiſchenreichs, wo Sankt Blaſien ſolche Unfälle erlitt, daß nur eine ſo kluge und thätige Verwaltung, wie diejenige Abt Arnolds des Zweiten, den vorigen Wohlſtand wieder herſtellen konnte. Mit dem Ertrag der Bergwerke, die unter ſeinem Vorweſer im Todtnauer Thal eröffnet worden waren, kaufte er viele Güter an; von reichen Almoſen unterſtüzt, ſtellte er die durch Feuersnoth zerſtörten Zellen zu Bürgeln, Berau und Sizenkirch wieder her; auch ſicherte er die ſanktblaſiſchen Pfarrkirchen durch eine päbſtliche Bulle gegen die Beſezung mit fremden Prieſtern. Als Arnold verſchied, zählte das Stift, außer mancherlei Rechtſamen an Gut und Leuten, eine Menge zerſtreuter Höfe, über hundert Ortſchaften, mehr als dreißig Kirchen und Zellen, und gegen vierzig Lehen- und Dienſtmänner. Dieſer Erwerb dauerte auch unter den nächſtfolgenden Aebten fort, während der glücklichen Zeiten König Rudolfs, welcher die geiſtlichen Stiftungen ſtets beförderte, und auch jenen einſt an der Neuenzell verübten Frevel dadurch geſühnt hatte, daß er der Kirche den Zins verſchiedener Güter in nicht weniger als ſechszehn Ortſchaften des Albgaues vermachte.

Auch Sankt Georgen in der Baar hatte ſowohl an irdiſchem Beſitzthum zugenommen, als im Geiſte ſeines großen Abts Theoger noch immer die Regel-Zucht und Gelehrſamkeit treu gepflegt. Aber durch zwei Brände während der erſten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts war das Gotteshaus in die äußerſte Armuth herabgeſunken. Kaum mochte es ſich mit den Einkünften und Gütern wieder erholen, welche ihm die Abtei Reichenau und ſein damaliger Schirmvogt, Graf Egon von Freiburg, großmüthig verliehen. Später führten die benachbarten Freiherren von Falkenſtein die Kaſtvogtei von Sankt Georgen, und verlegten ſofort ihre Familiengruft dahin.

In der jezt badiſchen Baar erſchien zu jener Zeit die Stadt Villingen als das einzige Gemeinweſen von Bedeutung. Wir haben gehört, daß ſie mit dem zähringiſchen Erbe an die Grafen von Urach oder Freiburg, und bei der Trennung des Hauſes im Jahr zwölfhundert ſechs und dreißig an die fürſtenbergiſche Linie gekommen ſey. Vier und dreißig Jahre nach dieſem wurde durch eine feurige Kugel, welche aus der Luft in die Stadt fuhr, ein Haus in Brand geſteckt, worauf das Feuer ſo ſchnell und gewaltig um ſich griff, daß ganz Villingen niederbrannte, und über dreihundert Menſchen ihr Leben einbüßten. Nur die maſſiven Gebäude, die Thürme, die Pfarrkirche, das Spital und Franziskanerkloſter blieben verſchont. Es ſind ſchon bei andern Städten ſolche ſchrecklichen Brände vorgekommen; die Urſache davon lag in der Mangelhaftigkeit der Löſchanſtalten und in der Bauart, denn die meiſten Privathäuſer beſtanden aus Riegelwänden, und viele hatten wohl noch Stroh- oder Schindeldächer.

Der Graf von Fürſtenberg behauptete die Städte Villingen und Haslach zwar immer als Eigenthum, von den Kaiſern hingegen wurden ſie als Reichslehen angeſehen. In dieſem Streit wählte König Rudolf den Mittelweg, und trug dieſelben im Jahr zwölfhundert drei und achtzig, mit Zuſtimmung der Reichsſtände, dem Grafen Heinrich für ewige Zeiten zu Lehen auf, nachdem er ihm ſchon früher, in Anbetracht ſeiner vielfachen Verdienſte, die Grafſchaft der Baar übergeben hatte, welche von Graf Hermann zu Sulz freiwillig dem Reiche heimgeſtellt worden war. Das villingiſche Gemeinweſen mochte dem Grafen Heinrich manches zu verdanken haben; aber nach deſſen Hinſcheid wurde es ein Zankapfel ſeiner Söhne Heinrich und Egon. Da wahrten ſich die Bürger mit kluger Sorgfalt auf jeden Fall der Entſcheidung hin; beide Brüder mußten ihnen gemeinſchaftlich ihre Verfaſſung beſchwören, wie König Rudolf dieſelbe beſtätigt hatte, und zugleich das feierliche Verſprechen ablegen, der Stadt innerhalb zweier Jahre einen Herrn zu verſchaffen. Sie blieb nun dem Jüngern überlaſſen, der aber ſein gegebenes Wort ſo wenig hielt, daß die Villinger in offene Fehde mit ihm geriethen, und nur das Anſehen des Königs den Frieden wieder herſtellen konnte.

Neuntes Kapitel.

Fortſezung und Beſchluß des Vorigen.

Alle Theile unſeres Landes übertraf damals der Breisgau, dieſe weite zwiſchen dem Rheinſtrom und dem höchſten Rücken des Schwarzwaldes, über hunderterlei glückliche Fluren ausgedehnte Landſchaft. Denn nicht nur zählte man darin mehr als zwölf Klöſter und Zellen, eine Reihe ſtarkbewohnter Ortſchaften, und neben den großen Baronen von Röteln und Uſenberg eine Menge mittlern und niedern Adels, ſondern ſelbſt auch gegen zehn wohlbegründete Städte. Ein ſolcher Reichthum ſo verſchiedener Stände und Niederlaſſungen mußte wohl ein vielbewegtes Daſeyn erzeugen, wie dies nur am See, und bei der Nachbarſchaft von Worms und Speier, in der Gegend am Lorſch und des pfalzgräflichen Sizes zu Heidelberg, etwa noch der Fall ſeyn konnte. Wirklich iſt die breisgauiſche Geſchichte jener Zeit ſo reichhaltig, daß ſie allein ſchon ein vollſtändiges Bild des mittelalterlichen Lebens und Treibens darbieten kann.

Zunächſt an den ſüdöſtlichen Grenzmarken gegen den Albgau und Aargau lagen die beiden Städte Laufenburg in ihren erſten Anfängen. Jenſeits des Rheins, mitten in der großen Stadt, erhebt ſich ein ſanfter Hügel mit den Trümmern des Schloſſes, wo jener Oheim Graf Rudolfs von Habsburg gewohnt hatte, welcher von ihm nach der tiefenſteiniſchen Fehde bekriegt wurde. Es war Rudolf der Verſchwiegene, der Bruder Graf Albrechts des Weiſen, und im ſechsten Glied ein Enkel des Erbauers der Feſte Habsburg. Während ſein königlicher Neffe die öſtreichiſche Linie des habsburgiſchen Hauſes gründete, erſcheint er als Stammherr der laufenburgiſchen, die mit Graf Johann dem Vierten im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts erloſch. Aus der Stammerbſchaft war ihr bei der Theilung die Grafſchaft des Kleckgaus mit der Kaſtvogtei des ſäckingiſchen Frauenſtifts zugefallen; aber jener Krieg hatte ſo verderblich auf ihren Wohlſtand gewirkt, daß ſie

ſich erſt ſpät aus einer empfindlichen Armuth erholte. Von den Söhnen Rudolfs des Verſchwiegenen, erlangte, wie bemerkt worden iſt, der gleichnamige die Biſchofswürde zu Konſtanz; von ſeinen Enkeln aber aus Gottfried gieng einer nach England, und man will wiſſen, daß das bekannte Geſchlecht der Vielding von demſelben herſtamme.

Das uralte Stift Sankt Fridolin zu Säckingen hatte ſich während des zehnten nnd eilften Jahrhunderts ſehr hervorgethan. Das Thal Glaris in den helvetiſchen Alpen, verſchiedene Güter und Gerechtſamen im Aargau und dieſſeit des Rheins auf dem untern Wald zwiſchen der Wehr und Murg, bildeten ſeine Beſizungen; zu ſeinen Lehnleuten gehörten die Edlen von Hauenſtein, von Wieladingen, Weſſenberg, Mandach und Bielſtein. Anfangs ſtund es im unmittelbaren Schuze des Kaiſers, ſeit Friedrich dem Erſten aber trugen die Grafen von Lenzburg und von Baden das ſäckingiſche Kaſtvogtei=Amt vom Reiche zu Lehen, bis daſſelbe im Jahr eilfhundert und achtzig an Graf Albrecht den Reichen von Habsburg gelangte. Nach dem Tode dieſes Herrn erhob ſich zwiſchen ſeinem Sohne Rudolf und der Aebtiſſin mancherlei Irrung wegen der Feſte Laufenburg, welche urſprünglich von dem Stift zu Lehen herrührte. Der Streit wurde um ſo heftiger, da der Graf immer ungebührlicher auftrat, und erſt als beide Theile durch den gegenſeitigen Schaden des Handels müde geworden, ſezten ſie die Entſcheidung deſſelben an den Ausſpruch der Aebte von Muri, Engelberg, Luzirnach und Salem. Allſofort erſchienen dieſe Prälaten im Jahr zwölfhundert und ſieben zu Säckingen und machten mit Zuziehung der Aelteſten aus den Leuten des Kloſters folgende Richtung: Erſtlich ſoll der Graf den Flecken Säckingen und alle ſtiftiſchen Beſizungen, die Geiſtlichkeit, die Dienſtmänner und übrigen Gotteshausleute in denſelben Rechten und Freiheiten unverlezt erhalten, wie ſolche zu Zeiten Graf Arnolds von Baden beſtanden haben; zumal ſoll weder ein Bürger, noch ein Gotteshausmann vor ein fremdes Gericht gezogen, und kein ſäckingiſcher Leibeigner oder Zinsbauer genöthigt werden, ſich zu Laufenburg haushäblich anzuſiedeln. Dagegen wird die Aebtiſſin dem Grafen beide laufenburgiſchen Schlöſſer dies= und jenſeit des Rheins gegen einen jährlichen Zins von zehn Pfund Wachs auf ewig abtreten,

und alle Gerichte, welche ſie zu Säckingen ausübt, mag auch Laufenburg innerhalb ſeines Bannes beſizen. Dabei bleibt aber die Martiniſteuer dem Stift, und es iſt dem Grafen nicht erlaubt, in der Nachbarſchaft jener Schlöſſer, ohne Zuſtimmung der Anwohner etwas zu bebauen. Auch darf er nur dann ſeine Reiter in den ſtiftiſchen Ortſchaften und Höfen beherbergen, wenn eine gemeinſchaftliche Fehde es erfordert, nie aber ſeinen Leuten geſtatten, dort irgend einen Handdienſt oder eine Heulieferung zu erzwingen, oder ihr Vieh zu überwintern. Die ſtiftiſchen Forſte ſoll der Graf in guter Hut halten, und den benachbarten Eiſenwerken kein Brennholz mehr abliefern. Endlich ſollen nur zwei Weidlinge zum Fiſchen gemeinſchaftlich gehalten werden, und die Leute des Kloſters über die Brücke zu Laufenburg freien Zug haben. Dieſe Sühne geſchah im Münſter, in Gegenwart des Freiherrn Konrad von Krenkingen und andern benachbarten Adels, der ſäckingiſchen Geiſtlichkeit und Dienſtleute. Hierauf vermachte Graf Rudolf dem heiligen Friedolin für den ihm zugefügten Schaden zu ſeinem und ſeiner Aeltern Seelenheil zwei Höfe an der Aar.

Von dem an genoſſen die Frauen zu Säckingen unter friedlichem Schirm ihre zeitlichen Güter in geſichertem Beſiz. Aus dem Flecken, welcher bei den Klostergebäuden allmälig entſtanden war, entwickelte ſich mit Zuthun der Aebtiſſin und ihrer Lehenmänner ein ſtädtiſches Gemeinweſen, beſonders als man im Zwiſchenreich genöthigt wurde, hinter Mauern und Graben Schuz zu ſuchen. Aber kaum mochte die Stadt etwas herangewachſen ſeyn, als um's Jahr zwölfhundert und ſiebzig in dem Hauſe eines Bäckers Feuer ausbrach und bis auf wenige Gebäude alles hinwegfraß. Es war in der Zeit der Fehde Graf Rudolfs von Habsburg wider den Biſchof zu Baſel, welcher dieſen Unfall benuzte, und noch am nämlichen Tag mit ſeiner Mannſchaft einherzog, die rauchenden Trümmer belagerte, die Ringmauern niederwarf und die gehauenen Steine zur Befeſtigung ſeiner Schlöſſer hinwegführte. Als die Bürger dieſen Untergang ihrer Heimath ſahen, erinnerten ſie ſich, daß man vor Jahren ſchon die Gebeine des heiligen Friedolin habe raſſeln hören, eine Abmahnung von ihren Sünden, deren Strafe ſie nun erlitten. Die Aebtiſſin aber, Frau Anna von Pfirt, nahm die koſtbaren Reliquien und gab ſie bis zur Wiederherſtellung des Kloſters dem Grafen

Rudolf nach Laufenburg in Verwahrung. Wie die Stadt Säckingen ſich erneuerte, iſt bekannt; aber von jener Zeit an war ſie als ſtiftiſches Lehen in der Hand der ſäckingiſchen Kaſtvögte von Habsburg.

Auf die Gegend unterhalb Säckingen, über das Wieſenthal, bis gegen Neuenburg und Breiſach, übte nebſt Rheinfelden den meiſten Einfluß Baſel aus, ſchon damals das größte Gemeinweſen des ſüdweſtlichen Deutſchlands. Die kleine Stadt dieſſeit des Rheins war im Jahr zwölfhundert ſiebzig angelegt worden, und beſtund als eine eigne Gemeinde unter einem Schultheiß und zwanzig Räthen. Hierauf befreite ſie König Rudolf nach dem Wunſche Biſchof Heinrichs, ſeines Freundes und Sekretärs, von der Leibeigenſchaft, und gab ihr die Verfaſſung von Kolmar, mit der Ausnahme, daß die eignen Leute ſeiner Söhne, der Herzoge von Oeſtreich, wie des Freiherrn von Röteln, nicht anders, als nach dem üblichen Vorbehalt in das Burgrecht dürfen aufgenommen werden.

Von Neuenburg haben wir gehört, daß es wie Villingen und andere Städte der zähringiſchen Erbſchaft von den Kaiſern als heimgefallenes Reichslehen betrachtet, aber doch von den Grafen zu Freiburg als Eigenthum behauptet wurde. Die Stadt Breiſach war aus einem ſtiftbaſelſchen Hofgute entſtanden, wovon wegen der Wichtigkeit des Plazes weiland König Heinrich der Sechste den halben Theil mit der Hälfte des angrenzenden Berges aus der Hand des Biſchofs, welcher den Ort befeſtigen ließ, zu Lehen genommen. Wie ſofort bei dem Banne König Friedrichs des Zweiten, Biſchof Berthold von Pfirt dies Lehen wieder an ſich zog, und welche Irrungen hieraus entſprangen, iſt erwähnt worden. Aber während der Verwaltung des Biſchofs Peter Reich geſchah es, daß Breiſach ganz an das Reich kam, wahrſcheinlich durch König Albrecht, gegen welchen jener Prälat bei der Parthei Adolfs von Naſſau ſtund.

An den breiſachiſchen Bann ſtieß zunächſt die Herrſchaft Uſenberg, deren älteſter Hauptort die kleine Stadt Endingen war, wo aber um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts Herr Rudolf von Uſenberg das Dorf Kenzingen ebenfalls mit Mauern umgeben, und in der Nachbarſchaft das Ziſterzienſer Frauenhaus Wonnen-

thal geſtiftet hatte. Wer ſich in der neuen Stadt niederließ erhielt eine Hofſtatt von hundert Fuß in die Länge und ſechzig in die Breite. Auch ſonſt wurden den Anſiedlern viele Vortheile eingeräumt; die Söhne des Gründers aber gaben der kenzingiſchen Bürgerſchaft das freiburgiſche Stadtrecht, worin dieſelbe von König Rudolf im Jahr zwölfhundert drei und achtzig beſtätigt ward.

Neben der Herrſchaft Uſenberg folgte die Markgrafſchaft Hachberg, und jenſeits deſſelben das Waldkircher Kloſtergut im Elzthal und Simonswald. Der hachbergiſche Diſtrikt ſchien im nächſten Zuſammenhang nicht groß, aber außer dem Sulzburger Thal und einem Stücke des Sauſenhard am ſüdlichen Abhang des Blauen, gehörten dazu mancherlei durch den Breisgau zerſtreute Güter und Rechte, womit die Edlen von Keppenbach, von Auggen und andre theilweis belehnt waren. Auch beſaßen die Markgrafen das zähringiſche Stammlehen der Landgrafſchaft des Breisgaues, und hielten zu Hagenau, oder zu Ofnadingen, oder zu Theningen mit zwölf freien Männern das offene Landgericht. Der Sohn Markgraf Hermann des Vierten, des Stifters der hachbergiſchen Linie des Hauſes Baden, war Markgraf Heinrich, jener von König Rudolf ſo geachtete Fürſt. Man weiß, daß derſelbe ſowohl an die Abtei zu Thennenbach verſchiedene Vermächtniſſe gethan, als auch das Kloſter Adelhauſen bei Freiburg, wo ſeine beiden Töchter den Schleier genommen hatten, wohlthätig bedacht habe, und in ſeinen lezten Lebensjahren in den Orden der Deutſchritter getreten ſey. Von ſeinen drei Söhnen gieng der jüngſte gleichfalls in den Ritterorden, Heinrich und Rudolf aber theilten unter ſich die hachbergiſchen Lande; der älteſte erhielt das Stammſchloß mit der Herrſchaft im untern, der andere hingegen die Beſizungen im obern Breisgau mit der Feſte Sauſenburg, von welcher man bei Kandern im Sauſenhard, auf einer Vorhöhe des Hundsrücken noch die Ueberreſte eines Thurmes findet. Durch dieſe Theilung entſtund eine neue Linie des badiſchen Fürſtenhauſes, die von Hachberg-Sauſenberg.

Die Frauen zu Waldkirch genoſſen ruhig ihres Glücks unter der wohlthätigen Verwaltung ihrer Aebtiſſin Sophia und bei dem friedlichen Schirm Herrn Wilhelms von Schwarzenberg. Ebenſo ungeſtört war der Fortgang des Kloſters Sankt Peter ſeit ſich

daſſelbe von einem Brande im Jahr zwölfhundert ein und dreißig wieder erholt hatte. Durch Abt Walther waren die Gebäude aus ihrer Aſche weit größer und geſchmackvoller neu erhoben worden, „gleich einer geſchmückten Braut Chriſti, wie die Kloſterchronik erzählt, gleich einem neuen Jeruſalem.“ Eine Stunde höher im Gebirg beſtund das Auguſtinerkloſter Maria Zell oder Sankt Märgen, ſchon im Anfang des vorigen Jahrhunderts durch den ſtraßburgiſchen Domprobſt Bruno von Hohenberg gegründet.

Sankt Trutbert auf dem weſtlichen Schwarzwald, wurde im Fortgang ſeines Wohlſtandes durch mancherlei Unfälle, und beſonders durch die gewaltthätige Vogtei der Herren von Staufen ſehr gehemmt. Denn weder kaiſerliche und päbſtliche Schuzbriefe gewährten ihm eine dauernde Sicherheit, noch wollte es fruchten, daß Abt Hugo in Hoffnung mitbürgerlicher Hilfeleiſtung zu Breiſach ein Burgrecht genommen hatte. Das kleine Gotteshaus Willmarszell, wo der heilige Ulrich gelebt, und das altzähringiſche Nonnenkloſter zu Sulzburg, mochten gewaltſamen Beeinträchtigungen weniger ausgeſezt ſeyn, gleichwie das Frauenſtiſt zu Güntherſthal. Dies verdankte ſein Daſeyn Herrn Günther, einem Edelmann, welcher auf der Kibburg gewohnt, und bei dem Mangel männlicher Nachkommenſchaft das benachbarte Thal mit einer neuen Behauſung zur Gründung einer Zelle ſeiner Tochter Adelheit übergeben hatte. Eingerichtet war das Kloſter noch von Abt Berthold zu Thennenbach geworden, dem Neffen des lezten Herzogs von Zähringen. Aber die gottgeweihten Frauen fanden bald die Nähe der aufblühenden Stadt Freiburg zu ſtörend, und zogen tiefer in die Abgeſchiedenheit des Gebirgs, nach Oberried. Doch war die dortige Gegend ſo rauh, daß ſie gerne wieder zurückkehrten. Sie verſchönerten hierauf ihre Zellen mit einer neuen Kirche, und gelangten durch die frommen Schenkungen der Grafen von Habsburg und Freiburg, der Herren von Geroldseck, von Klingenberg, Blumeneck und Keppenbach zu einem genüglichen Wohlſtand.

Ueber all' dieſe breisgauiſchen Burgen, Klöſter und Städte erhob ſich das gemeine Weſen von Freiburg. Im Genuſſe ſeiner vorzüglichen Verfaſſung und unter der ſorgſamen Pflege der Nachkommen des Gründers, war daſſelbe ſchnell herangeblüht, und erſtarkte durch mancherlei Begünſtigungen der Ort- und Zeitverhältniſſe bald ſo, daß es nach dem Ausgang von Zähringen der

Obwaltung eines beſondern Herrn wohl hätte ledig ſeyn mögen. Aber lang und hart genug mußten die Bürger das Joch der Grafen von Urach empfinden. Die anfängliche Freundſchaft war ſchon unter dem Sohne Graf Egon des Alten durch Erbauung des niedern Schloſſes unangenehm geſtört worden. Hierauf brachte von den Kindern Egon des Jungen der kriegeriſche Graf Konrad durch ſeine Einmiſchung in die damaligen Händel und Kriege beträchtliche Schulden auf ſein Haus, welche ſich nachmals zu einer Laſt vermehrten, die auch die Bürgerſchaft zu drücken anfieng. Endlich ſtürzte Graf Egon der Dritte, wegen ſeiner Theilnahme an der Verſchwörung der ſchwäbiſchen Großen wider König Rudolf, die Stadt in einen empfindlichen Verluſt, da ihre Mannſchaft die damals dem Reich gehörige Burg Zähringen zerſtört hatte, und ſie dieſe Uebereilung hernach mit ſchwerem Gelde büßen mußten. Von Jahr zu Jahr wuchs von dem an die gegenſeitige Spannung. Es half wenig, daß der König ſelbſt beide Theile gütlich vermittelte. Der Graf war ein übermüthiger Mann und haßte das aufkeimende Selbſtgefühl dieſer Bürger, welche er lieber als ein höriges Volk vor ſeinen Füßen geſehen hätte. Er rüſtete heimlich eine große Macht und zog mit ſeinem Schwager, Biſchof Konrad von Straßburg, vor die Stadt, um ſie zu demüthigen. Unerſchrocken aber ergriffen die Freiburger ihre Waffen. Und es trug ſich zu, daß bei einem Ausfall der Biſchof von dem Mezger Hauri erſtochen ward, worauf der Feind erſchrocken abzog. Als die Bürger dieſes ſahen, erſtiegen ſie das gräfliche Schloß auf der Burghalde, brachen und verbrannten es. Eine abermalige Vermittlung ſtellte die Ruhe auch wieder nur auf kurze Zeit her. Graf Egon hatte mit ſeinem Sohne Konrad verſprochen, ſich ferner in keiner Weiſe als Feind der Stadt zu zeigen, ihr vom Kaiſer die Befreiung von fremden Gerichten auszuwirken, die alten Stadtbriefe zu erneuern, und der Bürgerſchaft gegen eine jährliche Steuer von dreihundert Mark auf ſiebzehn Jahre das Wein-Umgeld zu überlaſſen. Wenn er aber ſolches der Form nach hielt, ſo blieb in ſeiner Seele nichts deſto weniger der alte Groll, und die Mißhellung brach von Zeit zu Zeit in neue Flammen aus. Dieſer Kampf jedoch wandte ſich nur zum Vortheil der Stadt; es kam ein überaus reges Leben unter die Bürger, das öffentliche Intereſſe wurde ſtets wach er-

halten, und das gemeine Weſen lernte nicht allein ſeine Kraft kennen, ſondern gewann auch gegen Auſſen an Gewicht und Anſehen. Die freiburgiſche Verfaſſung wurde bei den meiſten Städten der Umgegend zu Grunde gelegt, und Freiburg blieb alsdann für dieſelben eine Art von Obergerichtshof, ſo daß ſie in ihren Streitſachen von ihm den entſcheidenden Rechtsſpruch nahmen. Die Bürgerſchaft zeigte ſich auf die Erhaltung und Erweiterung ihrer Freiheiten, als auf ihr koſtbarſtes Gut, immer ſehr ſorgfältig bedacht. Schon im Jahre zwölfhundert vier und zwanzig war neben dem alten Rath noch ein neuer von vier und zwanzig Geſchwornen errichtet worden, um dadurch einſeitige Urtheile zu verhindern. Später entwarf man aus den lateiniſchen Originalien eine deutſche Abfaſſung der Stadtrechte, ließ dieſelben inzwiſchen von König Rudolf beſtätigen, und gab endlich im Jahr zwölfhundert drei und neunzig die neue Verfaſſungsurkunde heraus. Auch ſonſt hatte ſich zu Freiburg alles vermehrt und erweitert. Es waren die Klöſter der Dominikaner, Karmeliter und Franziskaner nebſt einem Johannitter- und Deutſchherren-Haus errichtet worden, und ein zahlreicher Adel aus der Umgegend in die Stadt gezogen. Die Gewerbe vermehrten ſich, der Handel blühte auf, man gründete wohlthätige Anſtalten, verbeſſerte die Feſtungswerke, und vollendete zu vorzüglichem Ruhm und Heil gemeiner Bürgerſchaft den großen Münſterbau bis auf das Chor.

Einen weniger glücklichen Fortgang hatte in der Ortenau die Stadt Offenburg, wiewohl ſie nach dem Ausgang der Zähringer von dem Kaiſer unmittelbar unter das Reich geſtellt worden war. Die Urſache lag in einer nicht ſo günſtigen Oertlichkeit und in dem Zwiſchenreich, deſſen Verwirrung der Biſchof von Straßburg dazu benuzen wollte, ſich zum Oberherrn der Ortenau aufzuwerfen. Wir haben gehört, wie er ſchon im Jahre zwölfhundert ſechs und vierzig Offenburg und das ganze Kinzinger Thal mit bewaffneter Hand in ſeine Gewalt nöthigte. Hierauf folgte ein Zuſtand der Ungewißheit und des Haders, welcher nicht geeignet war, die Aufnahme eines gemeinen Weſens zu befördern. Und dies änderte ſich erſt, nachdem König Rudolf den Grafenbund vernichtet, und ſeinen Schweſterſohn, den Grafen Otto von Ochſenſtein zum Reichslandvogt über die Ortenau geſezt hatte.

Mit Offenburg theilten die Städte Gengenbach und Zell am Harmersbach das gleiche Schickſal. Jene verdankte ihren Urſprung dem dortigen Stift, und dieſe den nahen Bergwerken. Die gengenbachiſchen Mönche hatten ſich lange Zeit durch gute Zucht und Gelehrſamkeit ausgezeichnet. Aber der alte Reichthum und viele neue Gottesgaben frommer Hände erzeugten auch hier Trägheit und Uebermuth. Doch war Abt Berthold noch ein thätiger Vorſteher, welchen König Rudolf ſehr ſchäzte, und ihm für ſeine Kirche die Befreiung von fremder Gerichtsbarkeit ertheilte.

Die Klöſter Ettenheimmünſter und Schuttern ſtunden damals gemeinſchaftlich unter dem Abt Hermann, aus dem Geſchlechte Burner, einem würdigen Prälaten. Das leztere war im Jahre zwölfhundert und vierzig zum drittenmal abgebrannt, und wurde erſt jezt in ſeiner Wiederherſtellung, woran vier Aebte ſeither gearbeitet hatten, vollendet. Solche Brände erlitt auch das Stift Schwarzach, wozu noch die Bedrängniſſe kamen, welche daſſelbe von ſeinen Kaſtvögten zu Windeck erfuhr, deren Mißbrauch ihres Amtes um ſo mannigfaltiger war, da immer alle Glieder des ſo zahlreichen Hauſes gemeinſchaftlich daran Theil nahmen. Aus dieſer Noth wurde die Abtei im Jahr zwölfhundert drei und achtzig endlich dadurch befreit, daß ihr König Rudolf den Burggrafen von Nürnberg zum oberſten Schuzherrn gab, und die Untervogtei auf den Aelteſten der windeckiſchen Familie beſchränkte. Ruhiger in der Abgeſchiedenheit ſeiner Berggegend blühte das Gotteshaus Allerheiligen; es war wohlbegabt, und erwarb ſich durch eine genaue Regelzucht ſolche Achtung, daß man mit ſeinen Mönchen das wegen Sittenloſigkeit aufgehobene Stift Lorſch neu bepflanzte.

Zwiſchen dieſen Städten und Klöſtern waltete der Baron von Geroldseck mit ſeinen Vaſallen und Dienſtleuten als der größte Herr der Ortenau. Es iſt ſchon angeführt worden, wie er zunächſt bei ſeinem Stammſiz die Herrſchaft Lahr und Mahlberg, und in Schwaben einen Theil der Grafſchaft Sulz erworben habe. Zu Lahr bildete ſich neben dem Schloß und Kloſter allmählig ein bürgerliches Gemeinweſen, welches beim Ausgang des dreizehnten Jahrhunderts als wirkliche Stadt erſcheint.

Anfangs war Kuppenheim der vorzüglichſte Flecken des Ufgaus, ſeitdem aber die Burg Baden von den Nachkommen Markgraf

Hermann des Heiligen bewohnt wurde, erwuchs bei den nahen Bädern, im Thal der Os, eine Stadt, welche ſofort als ein Hauptort der gleichnamigen Markgrafſchaft erſcheint. Zunächſt bei Baden, aber noch in der Ortenau, hatte Steinbach ſchon im Jahr zwölfhundert acht und fünfzig auf Betrieb Markgraf Rudolf des Erſten von König Richard einen Markt und die freiburgiſchen Rechte erhalten. Dieſe kleine, damals wohl durch Gewerbſamkeit blühende Stadt, war die Heimath Meiſter Erwins, der in dem Münſter zu Straßburg der Nachwelt ein bewunderungswürdiges Denkmal ſeines Genies hinterlaſſen hat! Sonſt beſtunden im Ufgau noch immer die Grafen von Eberſtein, mächtige Herren und beſondere Wohlthäter ihres Familienſtifts an der Alb. Im angrenzenden Pfinz- und Enzgau waren Ettlingen, Durlach und Pforzheim wohl noch die einzigen ſtädtiſchen Gemeinweſen. Das leztere wurde durch Markgraf Rudolf den Erſten ein Wohnſiz des badiſchen Fürſtenhauſes, und gerieth bald in ziemliche Aufnahme. In der Nachbarſchaft dieſer Städte lagen einige wohlbevölkerte Flecken und Dörfer, zwiſchen welchen ſich aber noch ungemein große Waldungen ausdehnten, wie der Hagenſchieß, der Rillert und obere Hard. Eben daſſelbe war der Fall im Kraichgau, deſſen weſtliche Hälfte beinahe ganz vom untern Hard und dem Forſte von Sankt Leon bedeckt wurde. Doch blühten an den Vorhügeln des Gebirgs und in den Thalgründen der Kraich, des Saal- und Kriegbachs zahlreiche Ortſchaften, unter welchen ſich das uralte Bruchſal längſt hervorthat. Kaiſer Heinrich der Dritte hatte den dortigen Königshof an das Hochſtift Speier geſchenkt, und unter deſſen Pflege war die Stadt emporgewachſen. Die Biſchöfe beſaßen darin ein Schloß, welches ein ſtiftiſches Dienſtmanns-Geſchlecht bewohnen mochte, wenn ſie daſſelbe nicht ſelbſt hin und wieder zu ihrem Aufenthalt erwählten. Einige Stunden aufwärts am Saalbach liegt Bretten, wo bei dem Burgwäldchen ein Seßhaus der Grafen von Laufen ſtund. Von dieſem Orte erhielt die umliegende Grafſchaft ihren Namen, und vererbte mit ihm, wie ſchon angeführt worden iſt, an die Eberſteiner.

Eine ſehr bevölkerte Gegend war der Elſenzgau. Im Thal der Elſenz und ihres Nebenwaſſers, des Schwarzbachs, gleichwie am Neckar, lagen viele alte Höfe, Flecken und Schlöſſer. Die

Städte Sinsheim und Eppingen hatte der Kaiſer wohl aus der Pfandſchaft der Markgrafen von Baden wieder eingelöst. Zu Waibſtadt blühte ein gleichnamiges Edelgeſchlecht, welches ſtiftwormſiſche Lehnleute waren, und unter denen dieſer Ort zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts mit Mauern umgeben wurde. Am Ausfluſſe der Elſenz in den Neckar lag das alte Dorf Gemünd, und auf einem der nächſten Waldberge die Reichsburg Reichenſtein, welche König Rudolf wegen einem Majeſtätsverbrechen ihres damaligen Beſizers eingezogen. Dieſe ganze Gegend beherrſchte aber die Feſte auf dem Dielsberg, von deren Thürmen herab man mit entzücktem Auge die Windungen des Neckars zwiſchen grünen Ufern und mannigfaltigen Fels- und Waldhügelgruppen verfolgt. Nach dem Ausgange des gräflichen Geſchlechts von Laufen war ſie ein Eigenthum der Pfalzgrafen bei Rhein, wie das Schloß Stolzeneck jenſeits der Berge, bei Rockenau, und lehenweis in der Hand ſo genannter Burggrafen.

Auch auf der Pfalz zu Heidelberg ſaß ein Burggraf, und zwar aus der Familie der alten Freiherren von Düren. Man unterſchied die obere und die untere Burg; jene ging durch Feuersnoth ab, dieſe aber hatte wohl Pfalzgraf Ludwig der Strenge zu ſeinem Wohnſize eingerichtet. Von der Stadt wiſſen wir, daß ſie im Jahr zwölfhundert acht und ſiebzig gänzlich niederbrannte. Zu ihrer Wiederaufnahme reichte Ludwig den Bürgern väterlich die Hand. Wahrſcheinlich wurde damals wegen der Zufuhr des Baumaterials bei Neuenheim noch eine zweite Brücke über den Neckar gebaut, welche nachher im Jahr acht und achtzig von den angeſchwollenen Fluthen hinweggeriſſen wurde, während ſich gerade die Einwohnerſchaft in feierlicher Prozeſſion darauf befand; mehr als dreihundert Perſonen gingen bei dieſem Unfall in dem Strome jämmerlich unter.

Gegenüber von Heidelberg erſchien das Kloſter Neuburg, welches ſeit ſeiner Beſezung mit adelichen Jungfrauen in geehrterem Rufe ſtund, als weiland unter ſeinen Mönchen. Das berühmteſte Gotteshaus aber im Lobdengau war jene Ziſterzienſer-Abtei Schönau, zwiſchen der Steinach und einem Vorhügel des Hungerberges. Schnell hatte ſie nach ihrer Stiftung durch die frommen Vermächtniſſe zugenommen, womit der benachbarte Adel ſein ewiges Seelen-

heil zu ſichern gedachte, und hierauf vermehrte ſich ihr Beſizthum durch viele glückliche Ankäufe von Grundſtücken und Rechten. Dies Alles ließen ſorgfältige Vorſteher von Königen und Päbſten beſtätigen, und erwarben dazu mancherlei Freiheiten, deren Genuß bei ſonſt guter Wirthſchaft einen ſeltenen Wohlſtand begründete. So beſaßen die Schönauer von der Steinach bis Heidelberg und nach Speier freie Schifffahrt; vom Zoll waren ſie frei ſo weit der Graf zu Dielsberg gebot, und vom Zehnten gänzlich. Die Aufſicht der Biſchöfe von Worms verhinderte vielleicht auch, daß der Ueberfluß in dieſem Stifte weniger auf den Zerfall der Regelzucht wirkte, als es bei ſelbſtſtändigen Klöſtern gewöhnlich der Fall war.

Unter den lobdengauiſchen Ortſchaften, deren die größten und belebteſten an der Bergſtraße lagen, erhoben ſich nebſt Heidelberg das uralte Ladenburg, Wiesloch und Weinheim als Städte. Das erſtere wurde durch König Heinrich den Heiligen völlig wormſiſch, und die Biſchöfe hielten nicht ſelten Hof in der alten Königspfalz daſelbſt, was etwa ſeinen Grund in den mancherlei Irrungen haben mochte, die zwiſchen dem Domſtift und der Bürgergemeine alter Rechte und neuer Forderungen wegen entſtunden. Als die Pfalzgrafen bei Rhein ihre Macht ausbreiteten, fiel auch Ladenburg, durch Tauſch, durch Kauf und Pfandſchaft, nach und nach in ihre Hand, gleichwie die beiden andern Gemeinweſen. Wiesloch gehörte zum erſten Kloſtergute von Lorſch, und die Aebte belehnten nachmals eine Edelfamilie damit, welche ſelbſt wieder ihre eigenen Vaſallen hatte. Ebenſo war Weinheim ein Lorſcher Eigenthum; aber es blieb unmittelbar bei der Abtei, bis der Pfalzgraf deren Schirmvogt wurde, von wo an daſſelbe als ein pfälziſches Lehen erſcheint. Im Beſize einer glücklichen Lage, eines Marktes und einer Münze, kam der Ort bald ſehr empor, und bildete ſich ſofort während des Zwiſchenreichs zur Stadt heran. Nun geſchah, daß im Jahr zwölfhundert neun und zwanzig das Kloſter Lorſch aufgehoben und dem Erzbiſchof von Mainz zur Erneuerung übergeben wurde, nachdem es unter der ausſchweifenden Verwaltung Abt Konrads ſittlich und ökonomiſch in äußerſten Zerfall gerathen war. Und dieſe Veränderung gab Anlaß zu vielen Streitigkeiten über Weinheim, welche nach fünf und dreißig Jahren endlich ein Ausſpruch gewählter Schiedsrichter dahin entſchied, daß die neue

Stadt mit der Burg dem Pfalzgrafen, die alte aber dem Erzſtift verbleiben ſoll. Denn jene verdankte ihrem Beſizer auch ihr Daſeyn, ſie lag auf ſeinem Eigenthum und er mochte daſelbſt nach Willkühr bauen laſſen.

Wie im odenwäldiſchen Bauland die Orte Walddüren und Buchen, an der Jart das Dorf Neidenau und am Main der Flecken Wertheim zum ſtädtiſchen Range kamen, iſt erzählt worden. Unweit der weſtlichen Grenzmarken der Weingartweiba, zwiſchen dem Einfluß der Euterach in den Neckar und dem Katzenbuckel, hatten ſich im Schuze einer vielleicht wegen des nahen Forſtes von den Kaiſern erbaute Feſte auf dem Burghaldenberg, verſchiedene Familien allmählig in ein Dorf zuſammengethan, welches die Rechte und Sicherheiten einer Reichsgemeinde genoß, und woraus nachmals die Stadt Eberbach entſtund. Eine ähnliche Gemeinde war Mosbach, in dem einſamen Thal der Elz, wo ſchon um die Zeit des erſten Aufgangs der Chriſtuslehre in Deutſchland fromme Waldbrüder ein Gotteshaus gegründet hatten, welches König Otto der Zweite an das Hochſtift Worms verlieh. Es kam aber wieder davon ab und wurde zu einem Kollegialſtift erhoben, wie der inzwiſchen herangewachſene Flecken durch König Rudolf das Stadtrecht empfieng. Endlich erſcheint auch jenes Biſchofsheim an der Tauber als ſtädtiſches Gemeinweſen, nachdem das alte Stift der heiligen Lioba längſt abgegangen, und an deſſen Stelle ein Johannitter-Hoſpital getreten war; beides aber hatte Kaiſer Friedrich der Zweite im Jahr zwölfhundert ſieben und dreißig dem Erzſtifte zu Mainz überlaſſen.

Zehntes Kapitel.

Von den damaligen Zuſtänden und Verhältniſſen überhaupt.

Wir ſehen, zur Zeit der Reichsverwaltung König Rudolf des Erſten war das Land im Allgemeinen ſchon ſehr ſtark bewohnt. Aus vielen ehemals einſchichtigen Höfen und Weilern hatten ſich

Dörfer und Flecken gebildet; zwiſchen ihnen lagen zahlreiche Kirchen und Klöſter; auch Städte gab es nicht wenige, und beinah' alle wohlgelegenen Hügel und Berge erſchienen mit Schlöſſern bekrönt. Und weil überall noch viel hohe Waldung ſtund, weil ſelbſt die Höfe und Ortſchaften mit Buchen, oder Linden, oder Eichen umpflanzt waren, und an den Waſſern hin ein dickes Gebüſchwerk wucherte, ſo gewährten die Landſchaften einen vollen, großartigen Anblick.

Bei der wachſenden Bevölkerung mußte vieles wilde Erdreich urbar gemacht werden, und der Anbau drang nun aus der Ebene auch mehr und mehr in das Gebirg. Die Art und Weiſe des Ausreutens, des Umbrechens und der Anpflanzung, die Getraidearten, die Behandlung der Wieſen und Weinberge, alles dies mochte im Ganzen wohl noch ſeyn, wie ehedem; nur genoſſen diejenigen Höfe und Dörfer, welche in der Nähe einer Stadt lagen, mancherlei die Kultur und den Wohlſtand befördernde Vortheile. Denn der Bauer konnte beim Bürger einen Theil der Erzeugniſſe entweder in Geld verwandeln, oder Kleiderzeuge, Feldgeſchirr und dergleichen dafür nehmen, was er ſich bisher ſelbſt hatte verfertigen müſſen. Sonſt brachten wohl auch die Fruchtmärkte, welche in gangbaren Ortſchaften durch die Vermehrung der Städte veranlaßt wurden, eine größere Rührigkeit in die Landwirthſchaft. Am meiſten aber gewann dieſelbe durch den verbeſſerten Zuſtand der leibeigenen Bauern. Ihr Loos hatte ſchon aus dem Intereſſe des ökonomiſchen Vortheils durch die Eigenthumsherren ſelbſt eine große Milderung erlangt. Die Fahrniß, und bald nicht ſelten auch das Bauland wurde ihnen erblich überlaſſen, weil dies zu verdoppeltem Eifer des Betriebes anſpornen mußte. Zum Zeichen der alten Abhängigkeit nahm der Herr ſofort von dem beweglichen Gut als Fall das beſte Stück Vieh, und als Geläß die Sonntagskleider, wenn der Vater keinen Sohn, oder die Mutter keine Tochter hinterließ; waren gar keine Kinder vorhanden, ſo zog er das Hofgut als Erbſchaft wieder an ſich. Solchermaßen verwandelten ſich die Leibeigenſchafts- oder Laßgüter, von welchen man den Bauer willkürlich hatte wegjagen können, in Erblehengüter, wobei die Abgaben mehr und mehr in beſtimmten Zinſen entrichtet wurden, die überhaupt aus Erzeugniſſen der Landwirthſchaft be-

ſtunden. Natürlich richtete ſich die Gattung derſelben nach der Beſchaffenheit des Bodens und der Ortslage. Im Gebirg entrichtete man Haber, Kälber, Häute und Butter, in fruchtbaren Thälern und Ebnen meiſtentheils Korn, Honig, Wachs, junge Schweine, Eier, Wolle und dergleichen, am See auch Fiſche, und im Allgemeinen für den gewöhnlichen Faſtnachtzins ein Huhn. Ebenſo wurden die Leiſtungen mit Handarbeit oder Fuhren vielfach beſchränkt, und manche harten Frohndienſte hörten gänzlich auf. Und dies alles fand ſeine Sicherung in den eigenthümlichen Gerichten, welche die Leibeigenen gleich den Freizinſern unter ſich hatten. Es waren die Huben- und Dinggerichte, wie im Bregthal, wo achtzehn eigne Gotteshausbauern des Abts von Sankt Georgen alle Irrungen und Streitſachen ihrer Mitgenoſſen abzuthun pflegten.

Alsdann wirkte der ſtädtiſche Geiſt, der überall in der Freiheit beruhte und nach ihr ſtrebte, ſehr wohlthätig auf die rechtlichen und ſittlichen Verhältniſſe des Landvolkes zurück. Die Bauerngemeinden erhielten ein Beiſpiel, was die Vereinigung zu einem Willen vermöge, wie die altherkömmlichen Rechte den Herren gegenüber zu verwahren ſeyen, und gewiß mußte das Beſtehen freier Bürgerſchaften, welche immer eine Zuflucht gegen Druck und Verfolgung gewähren konnten, jene gegen ihre eigenen und hörigen Leute billiger ſtimmen. Auch wurde einerſeits die Zahl der Leibeigenen ſehr vermindert. Wir haben bemerkt, wie entweder beim Entſtehen ſtädtiſcher Gemeinweſen aus Dörfern und Flecken, viele hörigen Einwohner zu freien Bürgern aufſtiegen, oder leibeigne Leute in Städten ſich niederließen und durch einen jährigen Aufenthalt das Burgrecht erwarben. Andere fanden Gelegenheit, ſich von gewiſſen Dienſten und Abgaben, oder völlig loszukaufen, und manche wurden bei zufälligen Veranlaſſungen von ihrem Herrn freiwillig der Leibeigenſchaft entbunden. Beides geſchah beſonders während der Kreuzzüge, wo die fortziehenden Ritter Geld brauchten oder Begleitſchaft haben wollten.

Die freien Zinsbauern, welche ihr Eigenthum einem geiſtlichen oder weltlichen Herrn übergeben, und von ihm als Lehen zurückempfangen hatten, um dadurch den Schuz deſſelben zu erlangen, waren zu den nämlichen Zinſen verpflichtet, wie die leib-

eigenen Leute, unterſchieden ſich von denſelbigen aber durch ihre Freiheit vom Fall, Geläß und der Erbſchaft. In vielen Gegenden erhielten ſie ſich ſtreng bei dieſem Unterſchied, während anderwärts die Begriffe von zinsbar, hörig und eigen mehr und mehr in einander verſchmolzen, und die Nachkommen mancher Freizinsleute völlig in die Leibeigenſchaft herabſanken. Reichsfreie Bauern gab es wohl wenige mehr, und bei uns erſcheinen ſolche faſt nur in jenen Gegenden, welche die Könige nach dem Untergang des Herzogthums Schwaben wieder an ſich zogen. Meiſtens wurden dieſe Reichsdörfer aber in Städte verwandelt, wie Eberbach am Neckar und Zell am Harmersbach.

Die damalige Wohn- und Lebensweiſe des Landmannes war überaus einfach. Er baute ſeine Hütte aus Holz, mit Stall und Scheuer unter einem Dach, im Schatten hoher Bäume, und umgab den nächſten Hofplaz mit einem Zaun; auch ganze Dörfer wurden umzäunt. Seine Nahrung beſtund aus dem, was er auf ſeinem Boden erzeugte, und ſeine Kleidung aus Stoffen, die er gewöhnlich ſelbſt verfertigte, welches der Fall auch beim Hausgeräthe war. Dieſe Sitte, in allem Nothwendigen geübt und von Andern unabhängig zu ſeyn, hatte auf den perſönlichen Charakter einen ſehr vortheilhaften Einfluß; denn ſie machte den Verſtand umſichtig, und das Herz ſelbſtvertrauend. Die Macht der Gewohnheit, das Anſehen des Herkommens aber herrſchte in allen Verhältniſſen; es war die Triebfeder zum Guten, und ein Zaum der Leidenſchaften. In der Religion beruhte das Meiſte auf einem blinden Glauben, und bei den Vergnügungen offenbarte ſich eine ſinnliche Genußluſt. Aber wenn jene Menſchen nicht durch Feuer- oder Waſſernoth, durch Mißjahre, Seuchen oder Krieg in Unfälle geſtürzt wurden, ſo mochten ſie in dieſem beſchränkten Kreiſe und bei ihrer ſtärkenden Arbeit mit dem, was die Natur der menſchlichen Gattung zur Freude mitgetheilt hat, wohl glücklicher leben, als wir oft, bei unſern entnervenden Bedürfniſſen.

Während dieſe Veränderungen in den Verhältniſſen der Landleute vorgiengen, entſtunden bei uns gegen fünfzig Städte: eine Folge des vorangeſchrittenen Anbaues und der vervielfachten Zuſtände des Volkes. Die Art und Weiſe des Entſtehens war aber wie wir geſehen haben, ſehr verſchieden. Einige wurden nach

einem beſtimmten Plane angelegt; andere bildeten ſich nach und nach heran, entweder im Schuze einer Burg, eines Gotteshauſes, einer königlichen Pfalz, oder aus einem gangbaren Marktflecken. Eben ſo verſchieden war alsdann die innere Entwicklung, je nach der erſten Anlage, nach den Einflüſſen der Gelegenheit, nach äuſſern Zufällen und Zeitverhältniſſen. Die Verfaſſung hatte ſich bei manchen Städten von der niedrigſten Stufe genoſſenſchaftlicher Gerechtſamen allmälig erhoben; bei den meiſten wurde ſie von irgend einem bedeutenden ältern Gemeinweſen entliehen, jedoch immer mit mehr oder weniger Abänderungen der beſondern Oertlichkeit angepaßt. Im Allgemeinen findet man, daß die Stadtgemeine ihre Oberkeit wählte, das Markt- und Münzrecht beſaß, und ihre Polizei handhabte; daß kein Bürger vor ein fremdes Gericht oder in perſönliche Haft gezogen werden konnte, und daß derjenige, welcher ſich Jahr und Tag in der Stadt aufhielt, von aller frühern Abhängigkeit frei wurde. Urſprünglich hatte die Stadtoberkeit nur die Sicherheitsanſtalten zu treffen, und das Gemeindegut zu verwalten, wozu aber bald die bürgerliche Rechtspflege und endlich auch die peinliche Gerichtsbarkeit gekommen iſt. Dieſe dehnte ſich aus auf das **Weichbild** oder den Stadtbann, welcher gewöhnlich mit Kreuzen bezeichnet war. Die innerhalb der Banngrenzen der Stadt beigeſeſſenen Leute hießen Pfahlbürger, und entſtunden aus einer Erſchwerung des Burgrechts. Sonſt legte man auf Ertheilung deſſelben keine ſchweren Bedingniſſe, um die Bevölkerung deſto ſchneller zu heben. Selbſt in Freiburg reichte eine Mark ledigen Eigenthums hin, es zu erlangen. Was die Abgaben betraf, ſo bezahlten die Bürger anfangs verſchiedene, befreiten ſich aber immer mehr davon bis auf die beſtimmten Jahresſteuern; auch der Kriegsdienſt war beſtimmt, und meiſt ſehr gering. Alle dieſe Vorrechte genoſſen die unmittelbaren oder Reichsſtädte in vollerem Maße, als die Landſtädte, wo der Baron, Graf, Abt, Biſchof oder Fürſt, welcher ihr Herr war, die Erweiterung der Freiheiten oft keineswegs begünſtigte.

Wie ſich bei dem Aufblühen der bürgerlichen Gemeinweſen die leibeigenen Leute aus der Umgegend nach denſelben hindrängten, ſo ſuchte auch der benachbarte Adel die ſtädtiſchen Mauern, und wir erblicken in all' unſern Städten eine zahlreiche adelige Ein-

wohnerſchaft. Und natürlich gelang es derſelben bald, die Oberhand zu erringen, das vorherrſchende Anſehen zu behaupten und die obrigkeitlichen Würden in ihre Familien zu ziehen. Dieſe Anmaßungen wurden erſt in etwas beſchränkt, als die Zünfte, welche während des dreizehnten Jahrhunderts noch bloſe Handwerksvereine waren, ſpäter auch an der Regierung Antheil erhielten. Doch erzeugte das Beiſammenleben von Leuten ſo verſchiedenen Standes, und die Spannung der gegenſeitigen Intereſſen eine vielſeitige Denkungsart und mannigfaltige Bildung, worin eben ein Hauptvorzug der Städte gegen die ſonſt allzu ſteif abgetrennten Stände der Bauern, des Adels und der Geiſtlichkeit lag. Um ſo mehr kamen Handel und Gewerbe empor. Manche Städte mußten ſich auch ſchon deßwegen mit allem Fleiße auf dieſe Zweige der Betriebſamkeit verlegen, weil ſie einen zu beſchränkten Bann hatten, und bei andern eiferte die Gunſt der Lage dazu an, wie zu Konſtanz, Freiburg, Offenburg, Heidelberg und Weinheim. Das erſtere zählte ſchon im zwölften Jahrhundert viele Kaufleute, und ſeine Schiffe fuhren auf dem Rhein bis nach Koblenz hinab. Die gangbarſten Gewerbe waren die Bäcker, Fleiſcher, Gerber, Weber und Bierbrauer. Es gab ſchon verſchiedene Sorten von Bier, und man trank es überall, ſelbſt im Weinland; die Städte beſaßen den Bierſchank, welchen urſprünglich der Kaiſer verlieh, gewöhnlich auf eine Meile Wegs. Unter den Handwerkern finden wir ein Aufſteigen von der rohſten Arbeit bis zur größten Kunſtfertigkeit, wie ſolche zum Beiſpiel die Goldſchmiede bei Verfertigung der Monſtranzen, der Kelche, Reliquienkäſtchen, und mancherlei weltlichen Schmuckes übten. In vielen Städten wurden beſonders Leinwand und Wollentuch verfertigt und ein nicht geringer Handel damit getrieben. Man würde kaum glauben können, welches frohe Aufblühen, welche Regſamkeit und Wohlhabenheit damals in den bürgerlichen Gemeinweſen herrſchte, wenn nicht die urkundlichen Denkmale davon überzeugten. Ein ſolcher Wohlſtand aber, der Einfluß auf das umliegende Land, die freie Verfaſſung und die freudige Bemerkung, wie überall das ſtädtiſche Weſen zunahm, gab den Bürgern ein ſtolzes Selbſtgefühl. Und dieſes mußte in dem Grade zunehmen, als der Adel und die Geiſtlichkeit durch die Laſter der Trägheit und Ausſchweifung ihr Anſehen ſchwächten.

Wir haben geſehen, wie tapfer die Konſtanzer das feindliche Schwert von ihren Mauern zurückdrängten, wie entſchloſſen die Freiburger dem Grafen Konrad gegenüber ſtunden, und wie muthvoll manche kleine Stadt ſich gegen ihren Herrn erhob, wenn er die verbrieften Freiheiten nicht achtete!

Der damalige Begriff von Stadt brachte es mit ſich, daß ſie mit Mauern, Thürmen und Graben umſchloſſen ſey. Dieſe Befeſtigung war den Burgen des Adels gegenüber unumgänglich nöthig, und wurde ſtets mit großer Sorgfalt unterhalten. Das Innere erſchien gewöhnlich ſehr gedrängt, und deßwegen finſter, aber auch um ſo belebter und traulicher, beſonders da man alle Pläze mit Bäumen beſezte. Auſſer den öffentlichen Gebäuden wurde noch häufig mit Holz gebaut, und die Wohnungen wurden auf Koſten des Geſchmacks und Ebenmaßes ganz nach der Bequemlichkeit eingerichtet. Das Herkommen konnte in den Städten noch kein herrſchendes Anſehen gewinnen; ihre Jugend, die verſchiedenen Gattungen der Einwohner und das Streben nach Erweiterung, führten immer zu neuen Geſtaltungen, bis in der Folgezeit alles zu einem gleichförmigern Ganzen verſchmolz und ſich befeſtigte. Um ſo vortheilsloſer und freiſinniger war daher die öffentliche Denkungsart, und die Bürgerſchaft um ſo weniger blind und nachgiebig gegen ihre geiſtlichen oder weltlichen Obern. In der Religion wurden die beſtehenden Vorſchriften ſtreng befolgt; aber man unterſchied die Kirche wohl von ihren Dienern, und vergaß über der geiſtlichen Würde nicht, ungeiſtliche Sitten zu rügen; am wenigſten geduldete man Anmaßungen des Klerus in bürgerlichen Dingen, ſie mochten nun vom Biſchof oder vom geringſten Pfarrer ausgehen. Wie ſehr jedoch die zeitliche Sorge für ihre Rechte und Freiheiten, entweder der Kampf um deren Erhaltung, oder das Streben, ſie zu erweitern, die Städte auch in Anſpruch nehmen mochte, ſo blieb der Sinn der Bürger gleichwohl nicht verſchloſſen für das Ewige und für den Ruhm bei der Nachkommenſchaft. Dies offenbarte ſich am glänzendſten in den Domen oder Münſtern, welche ſie zur Ehre des Herrn und zur Zierde des gemeinen Weſens mitten unter ihren Wohnungen errichteten. Bei ſolchen Bauten verſchwand jedes kleinliche, jedes augenblickliche Intereſſe; ſie waren auf ganze Menſchenalter berechnet, ſo daß die erſten Gründer oft kaum die

Vollendung des Fundamentes erlebten; aber die thätige Beiſteuer galt bei Hoch und Nieder für eine Angelegenheit ſowohl der Religion als der Ehre. Und wie das Unternehmen an ſich großartig war, ſo entfaltete ſich auch im Plan, in der Ausführung, im Style dieſer Tempel ein großartiger Geiſt. Wenn du vor dem Dome zu Freiburg ſteheſt, und die koloſſale Steinmaſſe in hunderterlei Pfeilern, Säulen und Bogen, immer ſchlanker, immer leichter und durchſichtiger, und in der vollkommenſten Harmonie ſich fünfhundert Werkſchuhe über die Erde erheben ſiehſt, und dann hineintrittſt unter das hohe, von zwölf Rieſenpfeilern getragene Gewölbe, ſo wirſt du fühlen, was für ein Zeitalter, was für ein Geſchlecht es geweſen ſey, welches dieſen Bau hervorgebracht! Der Thurm des freiburgiſchen Münſters war um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts vollendet worden, hundert und zwanzig Jahre nach dem Herzog Konrad den erſten Grundſtein gelegt. Vieles hatten er und ſeine Nachkommen, wie hierauf die einheimiſchen Grafen zu dem Werke beigetragen, bei weitem das Meiſte jedoch thaten die **Bürger**; ſie verbanden ſich zu einem ewigen Sterbfall, und verpfändeten zur Fortſezung des Baues ſogar größtentheils ihre Häuſer. Der Baumeiſter ſelbſt iſt unbekannt; aber er mag in ſeinem großen Schüler verehrt werden, in Meiſter Erwin von Steinbach. Denn dieſer arbeitete als Jüngling in der Steinmezen-Hütte zu Freiburg, wurde dort in die Geheimniſſe der Kunſt eingeweiht, und entwickelte dabei in ſeiner Seele wohl den Keim zu einem eigenen Werke, welches er nachmals zu Straßburg ſo bewunderungswürdig ausgeführt hat.

Eilftes Kapitel.

Fortſezung und Beſchluß des Vorigen.

Der Adel, welcher nach den Zeiten der Karolinger mit immer ſchärfern Zügen eines beſondern Standes aus der Maſſe der Nation hervorgetreten war, ſtund am Eingange des dreizehnten

Jahrhunderts noch auf der Stufe ſeines Glanzes. Aber ſein Zerfall erfolgte um ſo ſchneller, je mehr ihn die fromme Schwärmerei ergriff, womit er ſeine Güter an die Kirchen ſchenkte oder in den Kreuzzügen unter großen Koſten nach Paläſtina wallfahrtete. Hiezu kam während des Zwiſchenreichs ein neuer Verluſt durch Fehden, und die Minderung des Vermögens durch den ſteigenden Aufwand der Pracht und Lebensbedürfniſſe bei einer immer ſchlechtern Hauswirthſchaft. Und ſo geſchah es, daß wir im Anfange des folgenden Jahrhunderts ſchon die meiſten unſerer alten hochadeligen Familien theils erloſchen, theils am Rande ihres Unterganges, oder doch in ſehr herabgekommenen Verhältniſſen finden. Mittlerweile waren aber die Fürſten und der Dienſtadel herangewachſen, beide vorzüglich eben durch den Zerfall des hohen Adels, ihrer ehemaligen Standesgenoſſen und Herren. Der Pfalzgraf bei Rhein, der Graf von Wirtemberg, der Markgraf von Baden ſind Fürſten erſten Ranges; neben ihnen blühen die Grafen von Nellenburg, von Lupfen und Fürſtenberg in anſehnlichen Herrſchaften, und die ehemaligen Dienſtleute von Staufen, von Blumeneck, von Baden und Schauenburg bald im Range der Freiherren; hingegen die Häuſer Freiburg, Habsburg-Laufenburg, Geroldseck, Eberſtein, Düren, Röteln, Uſenberg, Windeck und Krenkingen mit vielen andern gewähren das traurige Bild mehr und mehr in ſich zerfallender Gebäude!

Zwiſchen jener erſten Blüthe und dieſem Verfall liegt aber noch eine reiche Zeit unſerer mittelalterlichen Adelswelt. Wenn die alten Barone abgeſchieden auf ihren Stammgütern der Jagd und der Landwirthſchaft lebten, ohne Aufwand in Kleidern und Genüſſen, ſo erblicken wir ihre Enkel jezt in koſtbarem Schmuck des Anzugs und der Rüſtung an den Höfen der Kaiſer, Fürſten und Prälaten, auf Turnieren, Kriegszügen oder Luſtfahrten. Aller damalige Adel gehörte zur Vaſallenſchaft der weltlichen und geiſtlichen Fürſten, und es galt ſowohl bei dieſen für einen Ruhm, viele und vornehme Lehnleute zu beſizen, als bei jenem ſelbſt für eine Ehre, einem reichen Herrn lehenspflichtig zu ſeyn. Alsdann gewannen die meiſten Vaſallen wieder eigene Lehenmänner durch Verleihung entweder von Eigengütern oder von Lehenſtücken, welche leztern man daher mit dem Ausdruck Afterlehen bezeichnet. Und

ſonach zog ſich vom oberſten Reichshaupte bis herab zum geringſten Dienſtmann, durch alle Stufen perſönlich freier Leute, der Fürſten, Prälaten, Grafen, Herren und Ritter, ein vielhundertfaches Lehensband. Hiebei war auch der Stoff der Lehen ſehr vermannigfaltigt worden, da man urſprünglich nur Grund und Boden, jezt aber Rechtſamen, Gülten, Zinſe und ſogar Fahrniſſe verlieh. Sehr häufig wurden beſonders die Burghutlehen, wo ein Herr ſeine Schlöſſer mit dem Genuß gewiſſer Einkünfte einer Edelfamilie zur Bewachung übergab. So zum Beiſpiel ſaß zu Küſſaberg im Kleckgau, nach dem Ausgang des dortigen Grafengeſchlechts, Herr Walther von Kaſtel als ſtiftkonſtanziſcher Burgvogt oder Pfleger. Der Adel wohnte noch immer auf ſeinen Burgen und Bergſchlöſſern, deren Zahl ſich im Verlauf des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts ungemein vermehrt hatte. Denn nicht nur ſuchten die großen Herren eine vorzügliche Stärke darin, ſondern es ahmten ihnen die kleinen wetteifernd nach, und erbauten ſich überall Thürme und Seßhäuſer, ſo daß das ganze Land, indem gleich den Städten auch die Klöſter mit Mauern umgeben waren, einer fortgeſezten Reihe von Feſtungen glich. Auf beinahe unzähligen Anhöhen und Felshügeln, wie an Flußufern und in Ebnen findet man noch jezt in Mauertrümmern und Namen die Ueberbleibſel davon. Die Bauart hatte viel Ungeſchlachtes und ſchien allein auf die Feſtigkeit berechnet; doch fand man im Innern mancher Burg ſchon kunſtreiche Steinhauerarbeit, und einige wuchſen ſpäter zu weitläufigen oder prächtigen Landes- oder Fürſten-Schlöſſern heran. Ueberhaupt aber übten die Burgen einen großen Einfluß auf den politiſchen, bürgerlichen und ſittlichen Zuſtand der damaligen Verhältniſſe aus. Anfangs die Geburts- und Wohnſtätten eines biedern Heldengeſchlechts, erhielten und beförderten ſie den kriegeriſchen Geiſt, der ſie hervorgebracht hatte. Dagegen waren ſie großentheils auch ein Erzeugniß und eine Stüze des Feudalismus, des Fauſtrechts, die Schlupfwinkel des Raubadels und die Zwinghäuſer des Volks. Und ſo verderblich, ſo verhaßt wurden ſie dadurch, daß mit dem Lobe eines der größten Verdienſte von König Rudolf gerühmt wird, er habe viele derſelben zerſtört, und daß der Landmann noch heutzutage in grauſenhaften Sagen von umwandelnden Burggeiſtern erzählt.

Das Ritterweſen, welches zur Veredlung des Adelſtandes ſo Vieles beigetragen hatte, war inzwiſchen ziemlich allgemein geworden, und verlor aber hiedurch ſchon an ſeinem Werthe. Der Schuz für Wittwen und Waiſen, wie der Dienſt für die Kirche, blieb meiſtentheils ein frommes Verſprechen, und die faſt allein wirkſame Beziehung der Ritterwürde gieng auf das Turnier und die Damen. Nichts glich der Verehrung, womit man den leztern zu huldigen pflegte. Es herrſchte dabei die zarteſte Sitte neben dem vollſten Sinnengenuß. Und eine ſonderbare Verkehrung war in die Eheverhältniſſe getreten. Die Strenge, womit man die adeligen Töchter zu Hauſe hielt, und die Tyrannei, womit der Eigennuz oder das Vorurtheil von Aeltern und Verwandten, rückſichtslos auf ihre Neigung, ſie verheirathete, rächte ſich hernach, indem die Frauen im Rücken der Eheherren gewöhnlich noch ein beſonderes Liebesverſtändniß unterhielten, und ihren Günſtlingen, wenn Zeit und Gelegenheit es erlaubten, nicht ſelten alles gewährten, was ſonſt nur jene fordern durften. Einen eigenthümlichen Reiz gewannen dieſe abenteuerlichen Verhältniſſe durch die Minneſänger; denn die großen Dichter, welche man damals las und hörte, hatten beſonders im Adel eine ſolche Liebe des Geſanges erweckt, daß es zur Sitte ward, einer Dame ſeine Gefühle in Verſen und Liedern auszudrücken.

Das leidenſchaftlichſte Vergnügen des Adels war noch immer die Jagd, und namentlich die mit abgerichteten Falken, deren Werth oft ſehr hoch geſchäzt wurde. Als der Pfalzgraf bei Rhein den Freiherrn von Düren zum Burgvogt in Heidelberg machte, bedung ſich derſelbe jährlich einen Habicht aus. Die Ritter brachten gewöhnlich nur den Winter daheim bei den Ihrigen, und die gute Jahreszeit entweder im Krieg und an den Höfen ihrer Lehensherren zu, oder bei Feſten, Freunden und Verwandten. Dieſe herumziehende Lebensart nahm immer mehr überhand, ſo daß die Hauswirthſchaft dabei verfiel, und der gemachte Aufwand oft drückende Schulden verurſachte. Wie ſehr überhaupt die Sitten des Adels anfiengen, in Zerfall zu gerathen, beweiſen auch die Turniere, dieſes ehedem ſo vortreffliche Inſtitut. Die Liebe zu regelrechter Waffenübung und der edle Ehrgeiz, vor der ganzen Ritterwelt ſeine Kraft und Kunſt an den Tag zu legen, waren in eine

wilde Leidenſchaft ausgeartet, die zu hundert und hundert blutigen Opfern führte. Denn man turnierte ſich nicht ſelten mit geſchärften Waffen, und würdigte die Schranken zum Tummelplaz von Haß und Rachſucht herab, ſo daß die Kirche wiederholt Alle mit dem Bann belegte, welche dem Turniere nachzogen, und die Leichname derjenigen zu beerdigen verbot, welche dabei umkamen. Aber all' das fruchtete nichts; der Adel ward von dem Strome ſeines Verderbniſſes fortgeriſſen!

Auch die Geiſtlichkeit theilte dieſes Schickſal. Die Reichthümer, womit der fromme Eifer gläubiger Laien die Kirchen und Klöſter überhäuft hatte, wurde die Mutter des Uebermuths, der Trägheit und Ausſchweifung. Die Mönchsorden vergaßen ihre urſprüngliche Beſtimmung, entſchädigten ſich für die Laſt eines eben ſo ſtrengen als leeren Chordienſtes durch eine behagliche oder leichtfertige Verbringung ihrer freien Zeit, und verwickelten ſich ſowohl mit den Weltgeiſtlichen, als unter ſich ſelbſt in ungeiſtliche Kämpfe. Denn als die Klöſter erſtarkt waren, als man überall ihrer Heiligkeit zu fröhnen pflegte, griffen ſie mit anmaßender Hand auch nach den Pfarreien des Landes, ſo daß deren Inhaber einen glühenden Haß auf ſie warfen. So hatte ſchon im Jahre eilfhundert und dreißig die Einziehung der Kirche zu Bürgeln mit der anhangenden Kapelle zu Eckenheim durch den Abt von Sankt Blaſien einen heftigen Widerſpruch bei der benachbarten Geiſtlichkeit erregt. Dieſelbe wandte ſich an den Biſchof zu Konſtanz, das Kloſter aber nach Rom. Der Pabſt übertrug den Handel dem Erzbiſchof zu Mainz, und dieſer erließ ihn wieder an Konſtanz. Nun ſchickte Biſchof Ulrich, welcher ſo wenig wie ſein Vorgänger, den Muth beſaß, jene Geiſtlichen kräftig in Schuz zu nehmen, den Erzprieſter Diemo ab, um die Partheien zu vergleichen. Solches geſchah auch zu Liel, in Gegenwart einerſeits des Priors und einiger Brüder von Sankt Blaſien, anderſeits der Dekane von Müllheim und Neuenburg mit den Pfarrern von Kirchhofen, Schopfheim, Brizingen, Baden und Bettberg; es wurde entſchieden, die Abtei ſolle Bürgeln ruhig mit ihren Mönchen beſezen, die Kirche zu Eckenheim dagegen zu einer ſelbſtſtändigen Pfarrei erhoben werden.

Eine beſonders wirkſame Urſache des Zerfalls der Klöſter lag

auch in der ſtarken Vermehrung der Orden. Anfänglich kannte man nur die Benediktiner. Aber bei der Aufnahme des klöſterlichen Lebens ſchien manchen Prälaten die alte benediktiniſche Regel nicht mehr ſtreng genug, und ſie ſchärften dieſelbe, wie zuerſt die Aebte von Klugni und Hirſchau, deren Reformation bald ſolchen Beifall fand, daß nur bei uns allein die Gotteshäuſer zu Sinsheim, Odenheim, Gottesau, Schwarzach, Gengenbach, Sankt Georgen, Sankt Peter, Sankt Trutbert, Sankt Blaſien, Sankt Ulrich, Selden und Petershauſen, von dort aus entweder ihre Mönche oder ihre Einrichtung bekamen. Noch ſtrenger waren, und noch größern Beifall fanden die Ziſterzienſer, welchen der heilige Bernhard einen ausgebreiteten Ruhm verſchaffte, und die auch der Pabſt ſehr begünſtigte; zu ihrem Orden gehörten bei uns Schönau, Lobenfeld, Thennenbach, Bronnbach, Seligenthal, Lichtenthal, Wonnenthal und Güntersthal. Ferner gab es Prämonſtratenſer, wie zu Allerheiligen und Gerlachsheim, regulierte Chorherren, wie zu Oehningen, Radolfszell, Riedern und Sankt Märgen. Endlich entſtunden die Bettelorden der Franziskaner und Dominikaner; beide fanden zu Konſtanz, Villingen, Freiburg, Breiſach und Pforzheim bereitwillige Aufnahme und vielfache Unterſtüzung. Eine ſo große Zahl verſchiedener Orden mußte bald Eiferſucht und Haß erzeugen; wirklich war dies nicht nur der Fall zwiſchen den ältern und neuern, ſondern es erhoben ſich beſonders auch die Ziſterzienſer gegen die Benediktiner, wie die Dominikaner gegen die Jünger des heiligen Franziskus, und die Kämpfe, welche ſie nach mönchiſcher Art mit einander führten, waren nicht geeignet, das Mönchsweſen in ſeinem alten Anſehen zu erhalten. Auch kamen dazu mancherlei Irrungen zwiſchen den Klöſtern und ihrem hörigen Volk. Die Leiſtungen des leztern beruhten auf Herkommen und Verträgen gar verſchiedener Art; bald hatte ein Gotteshaus ſeinen Leuten eine Strecke öden Landes zur Beurbarung übergeben, bald ein freies Hofgut unter dem Beding der Wiederbelehnung zu Handen gebracht, bald ein Grundſtück mit Leuten und Rechten durch Vermächtniß, Tauſch oder Kauf erworben; dabei war die und jene Abgabe an Erzeugniſſen entweder in Geldzins verwandelt, oder wie der und jener perſönliche Dienſt, gänzlich losgekauft worden; Manches war auch nicht genau beſtimmt, und die Klöſter

waren habſüchtig genug, aus dieſen Verwickelungen ihren Nuzen zu ziehen, und das arme Volk gegen ſich aufzureizen. Um das Jahr zwölfhundert acht und neunzig erhoben die ſanktblaſiſchen Gotteshausleute im Bernauer Thal einen ſolchen Streit wegen des Heuzehntens, welchen das Kloſter forderte, während ſie behaupteten, daſſelbe hätte ihren Vorältern bei Verleihung der Hofgüter alle Zinſe und Zehnten in eine beſtimmte Geldſumme verwandelt, und es wäre ſeit Mannsgedenken nichts anderes gezinſet worden. Aber die Bernauer verloren den Prozeß und mußten jährlich neben jener alten Steuer noch ein Pfund Pfennige für den Heuzehent entrichten!

Wenn man über die Weltgeiſtlichen im Allgemeinen weniger zu klagen hatte, als über die Mönche, ſo herrſchten doch an den Domſtiften ähnliche Mißbräuche und Laſter, wie in reichen Klöſtern. Gleich den Aebten zeigten es die Biſchöfe, daß ſie nicht mehr blos geiſtliche Vorſteher, ſondern auch weltliche und ebenſo weltlich geſinnte Fürſten ſeyen. Und wie dort unter ſchlechten oder ſchwachen Prälaten die Mönche ausarteten, ſo hier die Domherren und die übrige Geiſtlichkeit des biſchöflichen Sizes. Zum Glück beſaß Konſtanz während der ſchlimmſten Zeit keinen Biſchof, wie Reichenau einige Aebte. Uebrigens wurde die Stellung eines Biſchofs zwiſchen dem Pabſt, dem Kaiſer und den Klöſtern immer ſchwieriger. Jene ſtritten ſich um die Beſtätigung deſſelben, und dieſe ſuchten ſich mehr und mehr ſeiner Obwaltung zu entziehen. Wir haben geſehen, wie viele Gotteshäuſer ſchon bei ihrer Stiftung unmittelbar unter den Schuz des römiſchen Stuhls geſtellt wurden; die andern ſtrebten immer eifriger nach dieſem Vortheile, und endlich kam es dahin, daß die Kloſtergeiſtlichen und Weltgeiſtlichen als zwei getrennte Hälften der Kirche erſchienen, nur durch den Pabſt, das gemeinſchaftliche Oberhaupt der katholiſchen Chriſtenheit, mit einander verbunden.

In dieſen beſondern Verhältniſſen und Zuſtänden finden wir das Landvolk, die Bürger, den Adel und die Geiſtlichkeit des dreizehnten Jahrhunderts. Der allgemeine Grundcharakter, der als herrſchender Zeitgeiſt alle Stände durchdrang, belebte und bewegte, war die romantiſche und myſtiſche Geiſtesrichtung. Sie trat am ſchärfſten hervor in der Kunſt, welche immer das Er=

zeugniß der edelſten Elemente eines Volkes oder Zeitalters iſt, und ſo wieder als die edelſte Bildnerin auf dieſelben zurückwirkt. In der alten morgenländiſchen Welt war ſie ſymboliſch, das heißt, man ſuchte ſeine Gedanken durch Bilder darzuſtellen, die man aus dem ganzen Reiche der Natur entlieh. Im griechiſchen und römiſchen Alterthum beſchränkte man dieſe Darſtellung auf den Menſchen ſelbſt, und verſinnlichte das innere Leben der Seele durch den entſprechenden Ausdruck im Aeuſſern der Geſtalt, der Geberden und Geſichtszüge. So wurde die Kunſt plaſtiſch, und ſtund ſchon unendlich höher. Aber die wahre künſtleriſche Höhe erreichte man erſt im germaniſchen Mittelalter durch das Chriſtenthum. Was hier der menſchliche Geiſt gebar, ſezte er in ſtete Beziehung mit dem göttlichen, und jene durch die Betrachtung der vergänglichen Natur erzeugte Wehmuth und Sehnſucht der Seele erlangte ſo ihre Verſöhnung mit dem Ewigen. Und dies bezeichnet den Charakter des Romantiſchen und Myſtiſchen. Alſo liegt der Unterſchied zwiſchen der klaſſiſchen und romantiſchen Kunſt nicht ſo ſehr in der Form, als im Inhalt, welcher bei der leztern unendlich und ewig iſt. Wie in der Baukunſt die alten Dome mit ihrer Kreuzform, ihren Strebepfeilern, Spizbogen und Pyramiden die Beziehung nach Oben, zu dem Göttlichen und Ewigen ausdrücken, ſo in der Bildhauerei, Malerei und Dichtkunſt das ſtete Darſtellen des Menſchen und Menſchenſchickſals in Verbindung mit dem Gekreuzigten oder mit den Heiligen, und der Kraft des menſchlichen Geiſtes, wie er unter dem Einfluß göttlicher Gnade Alles erträgt, in Allem obſiegt, und ſelbſt aus der ungeheuerſten Schuld zur Sühne und Läuterung gelangt!

Nachdem das Genie einiger großen Dichter die Liebe des Geſanges in den empfänglichen Gemüthern erweckt hatte, wiederhallten bald alle deutſchen Gaue, und beſonders die am Rheinſtrom von Geſängen der verſchiedenſten Art. Man hörte ganze große Abenteuer weltlichen und geiſtlichen Inhalts, Liebes- oder Minnelieder, Lehrgedichte und andere, welche die herrſchenden Laſter der Zeit beklagten oder geißelten. Aus unſerer Nähe, aus Straßburg, war Meiſter Gottfried hervorgegangen, der nicht nur in ſeiner Abenteuer von Triſtan und Iſolde mit den berühmteſten Sängern wetteifert, ſondern in ſeinem Lobliede auf die heilige Jungfrau

eine Tiefe des Gefühls, eine Höhe des Geiſtes und eine Pracht und Anmuth der Sprache entfaltete, die kein Anderer mehr erreicht hat. Bei uns ſelbſt aber fanden ſich faſt in allen Gegenden ſolche Dichter und Sänger, bald in einem Dorfe oder einer Stadt, bald in der Abgeſchiedenheit eines Kloſters, oder auf einer einſamen Burg; denn Jeder, ohne Unterſchied des Standes, wer Sinn und Geſchick dazu beſaß, drückte ſeine Erfahrungen, ſeine Betrachtungen, ſeine Wonne oder ſeinen Schmerz in Liedern oder Geſängen aus. Der von Kürnberg und der von Herboldsheim ſind ſchon erwähnt worden; jener ſang Lieder der Liebe noch im alten einfachen Styl; dieſer übertrug die fabelhaften Geſchichten Alexander des Großen aus dem lateiniſchen Buche des Pfaffen Lambrecht mit vielem Glück in deutſche Verſe, zu Ehren ſeines Lehensherrn, Herzog Berthold des Fünften von Zähringen. Ein Menſchenalter nachher mochte zu Offenburg Herr Rudolf, und zu Wiesloch, aus dem ſtiftwormſiſchen Dienſtmannsgeſchlecht daſelbſt, Herr Konrad ſeine Minnelieder gedichtet haben, wie im Breisgau Herr Brunwart von Auggen, Lehnsmann Markgraf Heinrichs von Hachberg, und am Neckar Herr Bliker von Steinach. Aber ein weit geſangreicheres Leben herrſchte in der obern Gegend, im Kleckgau, im Hegau und an den paradieſiſchen Geſtaden des Bodenſees. Dort kehrte Herr Ulrich von Gutenburg, nachdem er, vom Schmerz der Liebe gedrängt, lange Zeit bei Freunden und Bekannten umhergezogen und an der Kunſt manches gerühmten Sängers die ſeinige geübt, reich an Stoff und an Liedern in die heimathliche Burg zurück. Auf einer Wallfahrt nach Sankt Jakob in Spanien fand Meiſter Konrad von Stoffeln den Beſchrieb der Abenteuer des Ritters von Montavel, und ſchöpfte daraus den Stoff zu einem großen Heldengedichte. In wohlklingenden und gefühlvollen Verſen beſang den Wechſel der Natur Herr Heinrich von Dettingen, auf der lachenden Halbinſel zwiſchen dem Ueberlinger und Zeller See, ein Freund und Verwandter des rüſtigen Sängers von Hohenfels, Herrn Burkhards, der in kräftigen und feurigen Liedern ſeine Geliebte und das edle Waidwerk ſchilderte. Und wie viele Andere mögen neben dieſen in unſern Gauen der Dichtkunſt gepflegt haben, deren Erzeugniſſe im Sturme der Zeit verſchwunden ſind!

Zwölftes Kapitel.

Wiederholung des bisherigen Ganges unſerer Geſchichte.

Seit Karl der Große die Völker geordnet und den Saamen einer beſſeren Bildung ausgeſtreut, bemerken wir, ungeachtet ſo vieler Unterbrechungen durch innerlichen Krieg und verheerende Einfälle fremder Horden, doch immer die Schritte eines ſtillen Fortgangs der Kultur unſerer Länder. Alles gewann ein regeres und froheres Leben, als die wohlthätige Herrſchaft der Herzoge von Zähringen aufkam. Nie war auch ein Haus von eitler Vergrößerungsſucht weiter entfernt, nie eines eifriger auf die Begründung innerer Stärke durch Ordnung und Wohlſtand bedacht. Wenn ſchon mitten auf dem Kampfplaze großer und heftiger Partheien von allen Seiten gedrängt und gereizt, haben ſie gleichwohl, im Verhältniß zu andern damaligen Fürſten, wenig Kriege geführt, überhaupt allen Aufwand vermieden, der mehr leeren Glanz als bleibenden Vortheil zu verſchaffen pflegt. Während des zähringiſchen Zeitalters entſtunden bei uns die meiſten Klöſter und die erſten Städte; viele ehedem unbedeutenden Orte an Straßen und Brücken kamen durch den vermehrten Kommers in blühende Aufnahme; es wurden ſchon viele Bergwerke betrieben, und der Handel fieng an, zu gedeihen. Im Norden unſeres Landes ſuchten die Pfalzgrafen freilich mehr die Erweiterung ihrer Beſizungen und Gewalt, als einen gleichen innern Wohlſtand; aber durch eben jenes Streben mögen ſie hin und wieder auch Manches zur Förderung der Kultur bewirkt haben, gleichwie die Gründung des Gemeinweſens von Heidelberg.

Während der Verwaltung Herzog Berthold des Fünften von Zähringen und Herzog Heinrichs von Braunſchweig, des Pfalzgrafen bei Rhein, endigte das zwölfte Jahrhundert. Die Geſchichte des folgenden, welche wir in dem gegenwärtigen Hefte behandelten, enthält als eine Hälfte den Zerfall unſerer Gaue mit dem größten Theile von Deutſchland, und als die andere deſſen

Wiederherſtellung. Zuerſt die Kämpfe Kaiſer Friedrich des Zweiten wider den Pabſt und die Kirche, alsdann die Verwirrung unter den Gegenkönigen Konrad und Wilhelm, endlich die völlige Geſezloſigkeit des Zwiſchenreichs zerrütteten innerhalb eines Zeitraums von fünfzig Jahren alle Verhältniſſe dermaßen, daß die deutſchen Reichsfürſten in einem Schreiben nach Rom ſagen konnten: „Nachdem das Reich ſeines Hauptes beraubt worden, ſind durch unzählige Kämpfe und Partheiungen alle Bande des Staates aufgelöst, und nichts erblickt man mehr, als allenthalben Verderben und Ruin.“ Und dies war beſonders der Fall in Schwaben, in Franken und am Rheinſtrom, namentlich in unſern Gauen, wo Fürſten, Städte, Klöſter, hoher und niederer Adel, wo Alles ſich gegenſeitig befehdete. Wir ſehen Konſtanz im Kampf mit Sankt Gallen, Habsburg wider Baſel, die Grafen von Freiburg wider die eigene Stadt, wider Neuenburg und das Haus Geroldseck, dieſes wider Straßburg, den Markgraf von Baden und den Pfalzgraf bei Rhein wider das Hochſtift Speier, endlich die Herren von Krenkingen, von Staufen, von Windeck und andere gegen Reichenau, Sankt Trutbert und Schwarzach, deren Vögte ſie waren. Da erſchien als Retter aus ſolcher Noth Rudolf von Habsburg, kein Rieſengeiſt wie weiland Kaiſer Karl, aber wie Heinrich der Erſte, ein vaterländiſch geſinnter, weiſer und guter König!

Aber jene Zeit des täglichen Kriegs und allgemeinen Zerwürfniſſes gewährte den Vortheil, daß ſich viele Kräfte läuterten und ſtählten, daß die bürgerlichen Gemeinweſen ſich fühlen lernten, und daß ſelbſt viele neue Städte entſtunden, welche nun unter dem ſegensreichen Regiment König Rudolfs in geſichertem Beſiz ihrer Freiheiten glücklich heranwuchſen.

Ueberhaupt im Verlauf des dreizehnten Jahrhunderts entwickelten ſich durch die große Spannung der Intereſſen und Kräfte die früher gelegten Keime ſehr ſchnell. Die Kaiſer arbeiteten an der Wiederherſtellung ihres Anſehens, und um gegen die Fürſten aufzukommen, beförderten ſie die Städte. Ein zweites Mittel war die Einführung des römiſchen Rechts, weil daſſelbe die monarchiſche Gewalt begünſtigte. Die Hohenſtaufen betrieben dieſe Neuerung mit ſolchem Eifer, daß ſelten Jemand bei ihnen ſein Glück machte, der nicht zu Bologna die Jurisprudenz ſtudiert hatte.

Aber die Geſchichte zeigt uns die Folgen dieſes Beginnens mit dem Fluche der Nation gebrandmarkt. Denn mehr und mehr wurde ſofort das einheimiſche Recht mit dem fremden vermiſcht und von ihm verdrängt, und welches Unheil für die deutſche Freiheit nachmals hieraus entſprang, werden wir ſehen. Sonſt war neben das Kaiſer- und Landrecht, bei dem Anſehen, welches die bürgerlichen Gemeinweſen durch Gewerbfleiß, Kunſt, Handel und Aufklärung behaupteten, nun auch das Stadtrecht getreten. Das Lehenweſen hatte ſeine volle Ausbildung erhalten, und auf ihm beruhte jezt das Kriegsweſen, wie ehemals auf dem freien Grundeigenthum, das heißt, an die Stelle des Heerbanns war der Lehenkriegsdienſt gekommen. Nämlich, die Lehensherren leiſteten dem Kaiſer als Vaſallen des Reichs mit ihren Lehenleuten und Dienſtmännern den pflichtigen Zuzug. Auf dieſe Weiſe beſtunden die Heere eigentlich allein aus dem Adel, und das Volk wurde nur ſelten bewaffnet; doch empfand es um ſo eher den Druck der Kriegsſteuern, wenn ſich ſeine geiſtlichen oder weltlichen Fürſten vom Reichsoberhaupte darum gedrängt ſahen.

Bei dem Sinken des hohenſtaufiſchen Hauſes und während des Zwiſchenreichs hatten die großen Landherren die herzoglichen Rechte in ihren Grafſchaften an ſich gezogen, und ſuchten ſolche auch über ihre ſchwächern Mitſtände auszudehnen. Und es gelang ihnen, daß ſie ohne Mittel unter dem Reiche verblieben, das heißt, daß kein Herzog zwiſchen ihnen und dem Könige mehr aufkam. Die Grafen faſt ſämmtlich, einige Freiherren, die Biſchöfe und viele vornehme Aebte beſaßen alſo ihre Lande theils als angeſtammtes Eigenthum, theils als Lehen vom Reich, und waren ſomit eigentliche Fürſten. Was vom Adel, von Klöſtern, Städten und Bauerſchaften nicht unter ihrer Herrſchaft ſtund, nahm der König in ſeinen unmittelbaren Schuz, wodurch ſich die adeligen Reichsvaſallen, die Reichsſtädte, Reichsſtifte und Reichsdörfer bildeten. Dieſe zerſtreuten Reichslande wurden im Namen des Königs von beſondern Reichsvögten oder Reichslandvögten verwaltet, wie bei uns die Ortenau. Es beſorgten alſo dieſelben die königlichen Einkünfte, handhabten die hohe Gerichtsbarkeit, oder wie man damals ſagte, den Blutbann, und waren Anführer der Kriegsmannſchaft.

Und wie der Kaiſer mit den unmittelbaren Fürſten, Prälaten und Grafen den Reichstag, ſo hielten die großen Landherren in ihren Bezirken die ſogenannten Landtage, eine Fortſezung derjenigen, welche ehemals von den ſchwäbiſchen Herzogen abgehalten wurden. Man erinnert ſich an den Tag zu Ulm vom Jahr tauſend vier und neunzig, wo Herzog Berthold der Zweite von Zähringen mit Biſchof Gebhard, ſeinem Bruder, jenen berühmten Landfrieden ſtiftete. So hatte auch Herzog Friedrich von Schwaben im Jahr eilfhundert fünf und achtzig zu Königsſtuhl mit den ſchwäbiſchen Großen am gewöhnlichen Landtage geſeſſen, wobei unter anderm eine Streitigkeit des Kloſters zu Petershauſen mit Graf Konrad von Heiligenberg dahin entſchieden wurde, daß es den freien Leuten in der Grafſchaft des Leztern erlaubt ſeyn ſoll, ihre Güter beliebig an Kirchen und Klöſter zu vermachen. Durch wiederholte Feſtſezungen war es den Landherren auch vom Reiche aus unterſagt, ohne Wiſſen und Willen der Großen ihrer Gebiete, irgend geſezliche Verordnungen zu treffen; denn man huldigte damals dem Grundſaze: weder der König noch die Fürſten dürfen die geſezgebende Gewalt ausſchließlich ausüben, ſondern überall gebührt den Vornehmern zum Frommen und Heil des Ganzen eine mitberathende Stimme.

Jene Grafen, welche nach dem Ausgange des Herzogthums unmittelbar unter das Reich zu ſtehen gekommen, nannten ſich von dem an Landgrafen, wie ihre Gerichte daher auch freie oder kaiſerliche Landgerichte; es waren dieſelben ein Ueberbleibſel der alten Gaugerichte, und ſtunden jezt unter dem kaiſerlichen Hofgerichte zu Rothweil, als oberſtem Gerichtshof in Schwaben. Nach ſolchem Sinne gab es bei uns die Landgrafſchaften Nellenburg in der Hand des gleichnamigen Adels, Stühlingen und Kleckgau unter den Geſchlechtern von Lupfen und von Habsburg zu Laufenburg, wie die Landgrafſchaften Baar und Breisgau bei den Häuſern Fürſtenberg und Hachberg. Von der Gerichtsbarkeit dieſer Herren waren aber die geiſtlichen Stifte ausgenommen, gleichwie ſich auch die Städte allmälig davon befreiten, ſo daß die Landgerichte einen immer beſchränktern Rechtskreis erhielten, da ohnehin viele Streitigkeiten durch die ſogenannten Schiedsgerichte auf den Schlöſſern des Adels, oder in den Kirchen

der Klöſter, oder auf den Friedhöfen der Städte in Güte und Minne abgethan wurden.

Neben dieſen Landgrafſchaften erſcheinen bei uns ſeit dem dreizehnten Jahrhundert die Pfalzgrafſchaft bei Rhein und die Markgrafſchaft Baden als ausgebildete Fürſtenthümer, jene gegründet ſchon durch Konrad von Hohenſtaufen, dieſe beſonders durch Rudolf den Erſten. Und von nun an iſt das Schickſal unſerer Gaue immer enger mit den Familien verknüpft, denen die beiderſeitigen Lande zugehörten, wie auch mit dem Hauſe Oeſtreich, welches noch am Schluſſe des Jahrhunderts in unſern obern Gegenden die Gründung eines dritten Fürſtenhauſes begann. Das Haus Wittelsbach, welches durch Ludwig den Erſten, Herzog zu Baiern, in den Beſitz der pfalzgräflichen Würde gekommen, zeigte in ſeinen Sprößlingen ganz das bojiſche Gepräge; ſie beſaßen einen gewiſſen Adel der Seele und einen kriegeriſchen Geiſt, aber dabei eine zu leidenſchaftliche Heftigkeit, um den Ruhm wahrer Herrſchertugend zu behaupten; in Otto dem Erlauchten trat dieſer Fehler bei deſſen überwiegender Geiſteskraft weniger hervor. Weit mehr beſonnene Mäßigkeit lag im Charakter der Fürſten aus dem badiſchen Hauſe. Es läßt ſich das zähringiſche Geblüt nicht verkennen; fromm, tapfer und treu gegen das Reichsoberhaupt, waren mehr oder weniger alle Nachkommen Markgraf Hermann des Heiligen. Sie erwieſen ſich meiſt als ſorgſame Väter ihres Volkes, und kaum mag ein anderes Regentenhaus ſo ſehr geliebt und geehrt worden ſeyn.

Der

badiſchen Landesgeſchichte

Vierte Abtheilung.

Von den Zeiten Markgraf Rudolf des Erſten von Baden bis zur Kirchenverſammlung zu Konſtanz.

Inhalt.

	Seite
Erſtes Kapitel. Von den nächſten Nachkommen Pfalzgraf Ludwig des Strengen	235
Zweites Kapitel. Die Markgrafen von Baden bis auf Bernhard den Erſten	248
Drittes Kapitel. Von der Gründung des Fürſtenthums Vorder-Oeſtreich	256
Viertes Kapitel. Von den Landherren unſerer Gaue im vierzehnten Jahrhundert	271
Fünftes Kapitel. Schilderung der kirchlichen Verhältniſſe unſerer Gaue im vierzehnten Jahrhundert	283
Sechstes Kapitel. Von den damaligen Verhältniſſen des Adels und der Städte in unſern Gauen	295
Siebentes Kapitel. Fortſezung und Beſchluß des Vorigen	302
Achtes Kapitel. Von den damaligen Verhältniſſen und Zuſtänden unſeres Landvolks	315
Neuntes Kapitel. Markgraf Bernhard der erſte oder Große von Baden	325

Vorwort

zur vierten Abtheilung.

Wegen des verſpäteten Erſcheinens der gegenwärtigen Abtheilung muß der Verfaſſer die Verlagshandlung entſchuldigen, da die Urſache davon nur ihm und ſeinen Verhältniſſen zur Laſt fällt. Die Geſchichtſchreibung verlangt ein ruhiges Gemüth, deſſen er ſich leider nicht allezeit erfreuen konnte, und hiezu kam bald der Mangel eines nothwendigen Buches, bald eine Verhinderung anderer Art. Auch war die Bearbeitung des Zeitraums, welchen dieſes vierte Heft behandelt, weit ſchwieriger, als die frühern. Denn das vierzehnte Jahrhundert, wo Fürſten, Adel, Geiſtlichkeit, Städte und Bauerſchaften in den verſchiedenſten Beziehungen neben einander auftreten, enthält eine ſolche Zerſtückelung der Verhältniſſe, eine ſolche Mannigfaltigkeit der Zuſtände, daß man nur mit größter Mühe den Faden der Erzählung verſtändlich fortbringt. Und dann wie ſchlimm ſah es oft mit den Hilfsmitteln aus! Die meiſten Bearbeitungen unſerer Stadtgeſchichten ſind gerade über dieſe wichtige Entwicklungs- und Blüthezeit des ſtädtiſchen Lebens am dürftigſten. Beſäßen auch unſere andern Hauptſtädte ein Urkundenbuch *) wie Frei-

---

*) Freiburg bei B. Herder. 1828. 2 Bde. in 4 Abthl. gr. 8.

burg durch die unermüdete gelehrte Thätigkeit des Herrn Geiſtlichen Raths **Schreiber** eines erhalten hat, um viel freudiger und beſſer würde man die Feder führen!

Da ſich manche Leſer in die bisher berührten Abſtammungs- und Verwandtſchaftsverhältniſſe des zähringiſchen, habsburgiſchen und wittelsbachiſchen Fürſtenhauſes nicht ganz verſtändlich haben finden können, ſo ſind dem gegenwärtigen Hefte acht Stammtafeln beigefügt worden, welche alle merkwürdigen Perſonen und Jahrzahlen angeben. In Beziehung aber auf mancherlei getadelte Wiederholung bei ſeiner Darſtellung muß der Verfaſſer noch erinnern, daß dies Buch ja hauptſächlich für das Volk geſchrieben ſey.

Freiburg im Merz 1835.

Der Verfaſſer.

Erſtes Kapitel.

Von den nächſten Nachkommen Pfalzgraf Ludwig des Strengen.

Jener grauſame Mord, welchen Ludwig der Strenge an ſeiner Gemahlin begangen, wurde im ganzen Reiche ein Gegenſtand des lauteſten Abſcheus, während ſich das Mitleid des Volkes gegen das ſchuldloſe Opfer in rührenden Liedern ausſprach. Dieſes Gericht der öffentlichen Stimme, ſein eigenes Gewiſſen, und die drohenden Ahndungen von der und jener Seite der Verwandtſchaft Marias ſezten den Mörder in eine ſo empfindliche Verlegenheit, daß er ſich kaum würde erhalten haben, wenn ihm nicht die Erhebung Graf Rudolfs von Habsburg zum deutſchen Thron eine Gelegenheit der Rettung verſchafft hätte. Rudolf war durch ſeinen Verſtand und Muth zwar allgemein rühmlichſt bekannt, und von dem Erzbiſchof zu Mainz mit vieler Beredſamkeit empfohlen worden; aber gleichwohl blieb ſeine Wahl noch ſchwankend, bis ihm der Palzgraf unter der Bedingung die entſcheidende Stimme gab, daß er ſein Tochtermann werde. Die ganze Verhandlung hatte der Burggraf von Nürnberg auf eigne Gefahr hin geleitet, und ſie gelang ihm ſo gut, daß wirklich eine Vermählung Ludwigs mit Mathilden, der älteſten Tochter des neuen Königs, zu Stande kam. Auch ſchloß ſich Rudolf ſeinem mächtigen Schwiegerſohn bald um ſo enger an, als er bei jenen Kämpfen wider Ottokar von Böhmen und den ſchwäbiſchen Grafenbund einer kräftigen Hilfleiſtung beſonders bedurfte. Und von dem an war das äuſſere Glück des Pfalzgrafen wieder hergeſtellt; das innere konnte ihm Niemand geben.

Aus ſeiner erſten Ehe hatte Pfalzgraf Ludwig einen Sohn

erhalten, der aber ſchon als Jüngling auf einem Turniere umkam; aus der zweiten hinterließ er Rudolf den Erſten und Ludwig den Vierten. Da der jüngere dieſer Gebrüder beim Hintritt ihres Vaters noch unmündig war, ſo ſollte die Verwaltung der oberbaieriſchen und pfälziſchen Länder von dem ältern und ſeiner Mutter gemeinſchaftlich geführt werden; allein Rudolf faßte den Plan, die Regierungsgewalt gänzlich an ſich zu reiſſen, und um ſolches deſto ſicherer durchzuſezen, vermählte er ſich mit einer Tochter des neuen Königs Adolf von Naſſau. Da die Herzogin Wittwe hiedurch alle Hoffnung verlor, am königlichen Hofe gegen ihren gewaltthätigen Sohn den gebührenden Schuz zu finden, ſo ließ ſie ihn bei ſeiner Uſurpation und begab ſich mit dem jungen Ludwig zu Herzog Albrecht von Oeſtreich, ihrem Neffen. Rudolf blieb ſofort Alleinregent, und eine dreijährige Ruhe mochte ihn glauben machen, ſeine Herrſchaft ſey nun befeſtigt. Aber das veränderte Schickſal ſeines Schwiegervaters und Beſchüzers weckte ihn plözlich aus dieſem Traum; denn Adolf hatte den Herzog Albrecht zum Gegenkönige erhalten, und es erhob ſich zwiſchen beiden ein heftiger Partheikrieg, welcher mit dem Tode des erſtern endigte.

Albrecht zog von Konſtanz, wo der neue Biſchof Heinrich von Klingenberg, ein ungemein eifriger Anhänger des Hauſes Habsburg, ſeine Macht verſtärkte, am Rhein herab in den Breisgau, und zwiſchen den ihm abgeneigten Städten Freiburg und Neuenburg hindurch an die Elz, während König Adolf durch die Pfalz und Ortenau herauf kam. Beide Heere waren endlich nur noch durch die Stadt Kenzingen getrennt, von deren Beſiz man ſich beiderſeits den entſcheidenden Vortheil verſprach. Der Herzog that ihr ſeine Anträge; aber der Herr von Uſenberg, welchen Adolf durch die Erhebung ſeines Bruders zum Reichslandvogt über Schwaben und durch Geld gewonnen hatte, eröffnete ſie dem Könige, worauf Albrecht einen Waffenſtillſtand ſchloß, und ſich in der folgenden Nacht heimlich davon machte. Er nahm ſeinen Weg bei Kappel über den Rhein und durch den Elſaß hinab. Als Adolf den Feind verſchwunden ſah, gieng er bei Breiſach über den Strom, und verfolgte das herzogliche Heer bis nach Gelnheim, wo eine große Schlacht das Schickſal der zwei

Thronbuhlen entſchied. Mitten in der Hize des Kampfes begegneten ſie ſich. Adolf rief dem Herzoge zu: „Hier ſtehet; hier gilt es das Leben oder das Reich“, worauf Albrecht mit den Worten: „Dies liegt in Gottes Hand“ gegen ihn anſprengte, und ſein vom Helme entblöstes Haupt durch einen Schwerdtſtreich ſo verwundete, daß er vom Pferde ſank und im Gewühle umkam. Wie das königliche Heer den Tod ſeines Herrn erfuhr, wandte es ſich in die Flucht; Herzog Albrecht behauptete das Feld und beſtieg ſofort den Thron des erſchlagenen Königs!

Da Pfalzgraf Rudolf von allen Fürſten aus der Parthei Adolfs der treuſte Anhänger deſſelben geweſen war, mußte es ihn um ſo angelegentlicher beſchäftigen, der Rache des Siegers zu entgehen. Er hatte ſich an dem unglücklichen Tage von Gelnheim aus der Schlacht nach Heidelberg geflüchtet, und heuchelte hier eine reumüthige Unterwerfung; aber das drohende Gewitter brach nichts deſto weniger über ſein Haupt herein. Denn als der neue König von den Reichsfürſten, welche er durch ſeine Anmaßungen gegen ſich erbittert und aufgereizt hatte, endlich zur Verantwortung vor das Gericht des Pfalzgrafen gefordert wurde, ſammelte er eine ſtarke Macht, um die Länder ſeiner Widerſacher verwüſtend zu überziehen. Und dies Schickſal traf namentlich zuerſt die Rheinpfalz. Das Land erfuhr alle Schläge eines übermüthigen Feindes; von Wisloch bis Weinheim wurden alle feſten Pläze weggenommen, und beſonders die Gegenden um Heidelberg verheert, nur die Stadt ſelbſt, im Schuze ihrer Mauern und des Schloſſes, blieb glücklich verſchont. Auch befahl der König ſeinen Landvögten, alle pfälziſchen und oberbaieriſchen Güter einzuziehen, welche weiland Ludwig der Strenge durch die Gunſt König Rudolfs erworben habe. In dieſer Noth wandte ſich der Pfalzgraf an ſeine Mutter um Vermittlung bei dem Könige. Da vergaß Mathilde die erlittenen Unbilden, und redete für ihren gedemüthigten Sohn. Es ward ihm auch unter der Bedingung eines vollſtändigen Kriegskoſtenerſazes und der Aufnahme ſeines Bruders Ludwig in die gebührende Mitregentſchaft, Alles großmüthig verziehen. Und ſo endigte zwar dieſer verderbliche Krieg, aber um jene Erſazgelder aufzubringen, war Rudolf genöthigt, in ſeinen Landen die verhaßte und beſonders von der Geiſtlichkeit

beſtrittene Klauenſteuer einzuführen, eine jährliche Abgabe, welche in dreißig Pfennigen ſtückweiſe von Ochſen und Pferden, und in zehn Pfennigen von Kälbern, Schaafen und Ziegen beſtund.

Nach einer gemeinſchaftlichen Verwaltung von einem Jahrzehent fanden ſich die beiden Brüder veranlaßt wegen Oberbaiern eine Nuztheilung vorzunehmen, die aber nur bis ins Jahr dreizehnhundert und dreizehn währte, von wo an die baieriſchen Lande, wie bisher die Pfalz, wieder gemeinſchaftlich verwaltet wurden, ſo wenig inzwiſchen auch eine Annäherung der Herzen geſchehen war. Eiferſucht und Mißtrauen unterdrückten den Keim der brüderlichen Liebe, und was man ſich anfangs gegenſeitig noch verheimlichte, trat bald auf eine traurige Weiſe offen hervor. Noch in dem genannten Jahre nämlich ſtarb Heinrich von Luxenburg, welcher nach dem Tode König Albrechts den deutſchen Thron erhalten hatte, und es bewarb ſich ſofort der Sohn des leztern, Herzog Friedrich der Schöne von Oeſtreich, mit allem Eifer um die erledigte Würde. Auch gewann er eine anſehnliche Parthei, wie ſich dann ſelbſt die beiden Pfalzgrafen für ihn erklärten. Da aber die Vergrößerungsſucht des öſtreichiſchen Hauſes die mehrſten Fürſten zu viel von einer ſolchen Erhebung befürchten ließ, ſo entſchloſſen ſie ſich zu einer andern Wahl. Und dieſe fiel auf den jüngern Pfalzgrafen bei Rhein! Unter den vornehmſten Widerſachern Ludwigs erſchien nun eben ſein Bruder, Pfalzgraf Rudolf, und deſſen Partheinahme für Friedrich ſteigerte den Krieg, welcher ſich zwiſchen den Gegenkönigen erhob, zu einer um ſo blutigern Heftigkeit. Sieben Jahre lang verwüſtete er das ſüdliche Deutſchland, beſonders die ſchwäbiſchen und Rheinlande, wo das Zerwürfniß wie zur Zeit König Heinrich des Vierten bis in die Hütten der Landleute und vor die Altäre der Kirchen drang. Endlich, im Herbſte tauſend dreihundert zwei und zwanzig kam es bei Mühldorf zu einer entſcheidenden Schlacht. Das öſtreichiſche Heer beſtund aus zahlreichem und wohlgerüſtetem Adel, während Ludwigs Macht großentheils nur auf leichtbewaffneten Bürgern und Landleuten beruhte. Aber der begeiſterte Muth, womit dieſelben für ihren Herrn und den Ruhm ihres Vaterlandes ſtritten, erlangte den Sieg; Friedrich wurde gefangen in die Hände Ludwigs geführt, und dieſe

Wendung des Glücks unterwarf dem leztern auch bald den größten Theil des öſtreichiſchen Anhangs.

Standhaft jedoch hielt Pfalzgraf Rudolf auch jezo noch bei der Parthei Friedrichs, und zog ſich dadurch eine erbitterte Rache ſeines Bruders zu. Der König fiel mit bewaffneter Macht in die rheinpfälziſchen Lande, ſo daß jener im erſten Schreck' entfloh, und ſich nach ſeiner Zurückkunft mit einer jährlichen Rente von fünftauſend Pfund Münchner Pfennigen begnügen mußte. Alſo ſtund das Fürſtenthum Rheinpfalz im Alleinbeſize Ludwigs, wie vertragsgemäß auch die Nuznießung von Oberbaiern, eine Veränderung, welche bei der damaligen Lage des Königs nicht gerade befördernd auf dieſe Länder eingewirkt hat.

Pfalzgraf Rudolf ertrug ſeine Demüthigung nicht lange; er verließ die heimathlichen Gaue, und ſtarb vor Gram und Elend in der Fremde. Seine Kinder, über welche König Ludwig die Vormundſchaft führte, waren Adolf, Rudolf der Zweite und Ruprecht der Erſte. Der älteſte gieng ſchon frühzeitig mit Tode ab, hinterließ aber in Ruprecht dem Zweiten einen Sohn und Erben. Um nun die verwickelten Familienverhältniſſe zu ordnen, veranſtaltete Ludwig zwiſchen dieſen drei Prinzen und ſeinen eignen drei Söhnen eine Nuztheilung der oberbaieriſchen und pfälziſchen Länder. Es geſchah ſolches im Jahr dreizehnhundert neun und zwanzig, zu Pavia, unter Beſtätigung der Kurfürſten. Ruprecht und Rudolf erhielten die Rheinpfalz mit dem größten Theile des baieriſchen Nordgaues, welchen man von dem an die Oberpfalz nannte, und ihre Vettern das Land Oberbaiern mit dem übrigen Theile des Nordgaues; die Kurwürde ſollte beiderſeits abwechſelnd ausgeübt werden. Alſo zerfiel der Stamm weiland Herzog Ludwigs des Strengen hiedurch in den baieriſchen und pfälziſchen Aſt; aber der geſchloſſene Vertrag begründete eine ewige Unzertrennlichkeit aller Lande des wittelsbachiſchen Hauſes, ſintemal er jede Veräuſſerung von Familiengütern verbot, und ein gegenſeitiges Erbrecht feſtſezte. Ihm gemäß fiel auch zwanzig Jahre nach ſeiner Errichtung, bei dem kinderloſen Tode Herzog Johanns von Niederbaiern, dieſes Fürſtenthum dem Könige Ludwig anheim, deſſen Söhne es nachmals mit dem Lande Oberbaiern unter ſich wieder getheilt haben.

Ein Jahrzehent ſeit dem Hausvertrage von Pavia hatten Pfalzgraf Rudolf und die beiden Ruprechte die Rhein- und Oberpfalz gemeinſchaftlich verwaltet, als die erſtere ſo getheilt wurde, daß Rudolf, als der älteſte unter ihnen, die derſelben anhangenden Vorrechte allein bekam. Es waren das oberſte Erzamt des Reichs, der erſte Plaz unter den weltlichen Kurfürſten und das Reichsverweſeramt für den Fall einer Thronerledigung oder in Abweſenheit des Kaiſers. Dieſe Vorrechte fielen nach Rudolfs Tod an deſſen Bruder, Ruprecht den Alten, als derſelbe unter Vermittlung des Kaiſers und der Erzbiſchöfe von Köln und Mainz mit ſeinem Neffen eine Theilung der pfälziſchen Lande vornahm, worauf ſie ihm auch in der goldenen Bulle feierlich beſtätiget wurden.

Die goldene Bulle erſchien unter Karl dem Vierten, welcher im Jahr dreizehnhundert ſechs und vierzig, als Ludwig der Baier in den Bann fiel, zum Gegenkönige erwählt worden war, und nach deſſen Hinſcheid den Thron auch wider den von der Parthei Pfalzgraf Ruprechts zum Gegenkönige aufgeworfenen Grafen zu Schwarzburg, bleibend behauptete. Um nun für alle Zukunft die ſo verderblichen Wahlſpaltungen zu verhindern, ſezte Karl in einer Urkunde mit goldenem Siegel auf's genaueſte feſt, wie viel Kurfürſten beſtehen, welche Rechte ſie beſizen, und auf welche Art ſie bei einer Königswahl zu Werk gehen ſollen. Alsdann erneuerte er ſowohl das Fehdegeſez, als die Verordnung wegen der Pfahlbürger, welche unter den Hohenſtaufen erſchienen waren; jenes verbot jeden feindlichen Angriff ohne vorhergegangene Widerſagung, und dieſe die Aufnahme leibeigner Leute zu Bürgern, wenn ſie ſich nicht in den Städten ſelbſt haushäblich niederlaſſen. Endlich ließ der König durchs ganze Reich den Landfrieden verkündigen. Aber all' dies reichte nicht hin, die Partheien zu beſchwichtigen, und die wachſende Gährung zu unterdrücken. Es entzündete ſich der Städte- und der Schlegler-Krieg. Der leztere betraf beſonders Pfalzgraf Ruprecht den Alten, welcher in ſeinem Herzen ein unverſöhnlicher Feind des Kaiſers geblieben war, und deſſen Anhang ſich durch eine große Zahl von Unzufriedenen vermehret hatte.

Eine Folge der eigenthümlichen Freiheits- und Lebenszuſtände

des Mittelalters waren die Einungen, unter welchem Ausdruck man Bündniſſe, Geſell- und Bruderſchaften der verſchiedenſten Art begriff. Denn dieſe Vereine fanden Statt von den weiteſten Kreiſen der Staatsgeſellſchaft bis herab zu den engern und engſten der Stände, Ortſchaften und Familien. Die meiſten hatten ſchon anfangs oder bekamen nach und nach einen mehr oder weniger öffentlichen Charakter, und bei den damaligen Verhältniſſen und Sitten einen ungemein großen Einfluß auf den Gang der öffentlichen Geſchäfte und Schickſale. Wir haben bereits gehört von jenem Bunde der ſchwäbiſchen Grafen wider die Reaktionen König Rudolf des Erſten; wir haben gehört von den Städtebündniſſen, von den Ganerbſchaften des Adels, von den Handwerksvereinen und Zünften. Aber es gab auch ſchon längſt Turnier- und Rittergeſellſchaften. In Schwaben, in Franken und am Rheinſtrom, wo das Ritterweſen ſeit der hohenſtaufiſchen Zeit ſo überaus im Schwunge war, beſtunden die zahlreichſten. Die Mitglieder derſelben erwählten einen Vorſteher oder Hauptmann, unter welchem ſie ſich jährlich ein- oder mehreremal an einem feſtgeſezten Orte verſammelten, daſelbſt ihre Sazungen und Eide erneuerten, und einen fröhlichen Tag hielten. Der urſprüngliche Zweck ſolcher Rittervereine gieng blos auf Erhaltung der Ehrbarkeit, der alten Gebräuche und des geburtsadelichen Standes-Unterſchieds; bald aber wurden ſie auch Stüzpunkte politiſcher Partheiungen und Bündniſſe zu gegenſeitiger Hilfleiſtung und zur Gewinnung eines vorherrſchenden Gewichtes bei öffentlichen Auftritten und Ereigniſſen. Manche davon unterſchieden ſich durch eine gleichförmige Kleidung, alle aber durch beſondere Abzeichen und Sinnbilder, die ſie auf ihren Kleidern oder Fahnen zu führen pflegten. Eine der älteſten und berühmteſten war die Geſellſchaft vom Sankt Georgen-Schild, welche ſich wohl von dem Sankt Georgs-Banner herſchrieb, worunter die ſchwäbiſche Ritterſchaft weiland geſtritten hatte. Weit ſpäter und vorübergehender, aber nicht ohne große Wirkung, erſchien die Geſellſchaft vom Schlegel. Ihr Abzeichen beſtund in einer ſilbernen Keule von der Art, welche man wegen der vorn angebrachten Spizen, Morgenſterne hieß. Die Schlegler beſtunden aus ſchwäbiſchem, fränkiſchem und rheiniſchem Landadel, und waren ſehr zahlreich; wichtig wurden

ſie durch jenen Krieg im Jahr dreizehnhundert und ſiebzig, deſſen wir oben Erwähnung gethan.

Damals kam der Ritter von Wunnenſtein zu Graf Wolf von Eberſtein, dem Hauptmann der Geſellſchaft vom Schlegel, und beredete ihn zu einem Fauſtſtreiche wider den Grafen Eberhard von Wirtemberg. Das eberſteiniſche Haus haßte dieſen, weil er einen Landfriedensbruch der Grafen mit Zerſtörung der Burg Alteberſtein geſtraft hatte, und der von Wunnenſtein wollte ſich durch eine kühne That von der Gefahr befreien, womit die aufſtrebende Macht des Hauſes Wirtemberg ihn und ſeine Standesgenoſſen bedrohte. Denn nachdem der große Adel theils erloſchen, theils verarmt war, und der Graf von Wirtemberg mehr und mehr ſeine Gewalt erhob und über ſeine ehemaligen Mitſtände eine fürſtliche Landeshoheit auszubreiten begann, fühlte der kleine Adel die Unſicherheit ſeiner Lage, und die leichte Möglichkeit, womit er vereinzelt unter die Hand eines Gewalthabers zu beugen wäre. Dieſe gemeinſchaftliche Gefahr gab ihm eine gemeinſame Seele, und der Wunnenſteiner, ein Mann voll ritterlicher Thatkraft, benüzte dieſe Stimmung zur Ausführung eines Planes, den ihm Ehrgeiz, Eiferſucht und Furcht zugleich eingaben.

Graf Eberhard befand ſich damals mit den Seinigen in dem Wildbade, um ſein ſchon gebrechliches Alter durch die dortige Heilquelle zu erfriſchen. Alſo verſammelte Graf Wolf mit dem von Wunnenſtein einige Mannſchaft ihrer Bundsgenoſſen, wozu namentlich Markgraf Heinrich von Hachberg, Heſſo von Uſenberg, Martin Malterer und Johann Schnewlin von Freiburg gehörten, und zog mit dieſer Schaar über das Gebirg des Lerchenkopfs in das Enzthal hinab, um die wildbader Gäſte unverſehens auszuheben. Aber der Graf hatte noch zu guter Stunde einen Wink erhalten, und war von einem Hirten rücklings aus dem Orte getragen und auf verborgenen Waldpfaden nach einer entlegenen Burg in Sicherheit gebracht worden. Als nun die Schlegler ihren Anſchlag entdeckt und mißlungen ſahen, überfielen ſie aus Aerger mit um ſo größerer Erbitterung den Flecken Wildbad, brannten mehrere Wohnungen nieder und verwüſteten das Land umher. Indeſſen gewahrte Graf Eberhard erſt die ganze Gefahr, die ihm drohte, als er ſeine Lehenmannen gegen den Feind auf-

bieten ließ. Denn viele derſelben hatten ſich den Schleglern heimlich angeſchloſſen, und verſagten ihm jezt öffentlich die Folgeleiſtung. Da wandte ſich Eberhard klagend an den Hauptmann des Landfriedens zu Schwaben, und dieſer ließ die Sache an den Kaiſer gelangen, welcher den Grafen zu ſchirmen befahl. Sofort wurden die Grafen von Eberſtein vor des Landfriedensgericht geladen, und da ſie nicht erſchienen, in die Acht erklärt. Während aber der Hauptmann des Landfriedens ſeine Mannſchaft aufbot, fanden die Geächteten bei Pfalzgraf Ruprecht einen ſo kräftigen Schuz, daß es die Ausſicht eines langwierigen Krieges bekam. Denn Ruprecht, von welchem das Haus Eberſtein die Stadt Gochsheim zu Lehen trug, ergriff dieſe Gelegenheit auf's eifrigſte, um ſeine Parthei wider den Kaiſer mit dem ausgedehnten Bündniſſe der Schlegler zu verſtärken. Er ſchrieb an verſchiedene Städte, um ſie von Wirtemberg abzumahnen, und beſezte die Burg Neueberſtein. Da jedoch die Zurüſtungen ſeiner Widerpart zu drohend wurden, und da Graf Eberhard verwüſtend mitten durch das feindliche Land zog und Neueberſtein belagerte, fieng Ruprecht an, zu unterhandeln; es waren Markgraf Rudolf von Baden und andere aus dem angeſehenſten Adel, welche vermittelten. Eberhard aber wieß die Bothen ſchnöde zurück und forderte mit gewohnter Kühnheit zum Kriege heraus. Hiedurch entfremdete er die Gemüther von ſich, und ſowohl jene Fürſten, als die Reichsſtädte wandten ſich auf die Seite ſeiner Feinde. Er wurde genöthigt, die Belagerung der Burg Eberſtein aufzuheben, und ſich ſchleunig zurückzuziehen. Seine einzige Stüze blieb nun der Kaiſer, und Karl ſchickte ihm aus Böhmen wirklich ſoviel Hilfe zu, daß er den Krieg glücklich genug fortſezen konnte. Denn wenigſtens verſezte er die Schlegler in eine Ermüdung, die ihnen den Vorſchlag einer friedlichen Ausgleichung ſehr erwünſcht machte. Und ſo geſchah denn im Frühjahr tauſend dreihundert und ſiebzig durch den Ausſpruch des Kaiſers folgende Richtung: „Zwiſchen Pfalzgraf Ruprecht bei Rhein und Markgraf Rudolf zu Baden einerſeits und Graf Eberhard von Wirtemberg andererſeits ſoll fortan Friede herrſchen und Vergeſſenheit alles Geſchehenen; aber es dürfen jene auch keinen vom Bunde der Schlegler, der an dem wildbader Ueberfalle Theil genommen, in

ihren Ländern mehr heimen oder hauſen. Die Gefangenen ſollen gegenſeitig ausgeliefert, und alle einzelnen Anſprüche um Erb oder Eigen vor den ordentlichen Richter gebracht werden. Wer hiegegen handelt, fällt in die Ungnade von Kaiſer und Reich." Dieſen Ausgang nahm der erſte Krieg des Schleglerbundes in Schwaben und am Rheinſtrome, fünf und neunzig Jahre nach dem erſten Aufſtand des ſchwäbiſchen Grafenbundes, mit dem er ſo viele Aehnlichkeit hat.

König Ludwig, dieſer ſonſt ſo vortreffliche und thätige Fürſt, hatte im Gedräng ſeiner Kriege und Reichsgeſchäfte für die Pfalz wenig thun können. Um ſo eifriger dagegen arbeiteten die beiden Pfalzgrafen und ihr Neffe ſowohl an Erweiterung ihrer Macht, als an Begründung eines innern Wohlſtandes ihrer Länder. Jene erwarben durch Pfandlöſung, durch Kauf und lehenweis bei uns die Städte Mosbach, Sinsheim, Gmünd, Eberbach und Bretten, und jenſeits des Rheins noch zahlreichere Orte. Mosbach hatte, wie erzählt worden iſt, von König Rudolf dem Erſten eine ſtädtiſche Verfaſſung mit einem Schultheißen, ſechs Räthen und Geſchwornen erhalten, war alsdann von König Adolf an den Herrn von Breubach verpfändet, aber nach deſſen Hingang von König Ludwig wieder eingezogen worden, und kam durch ihn, zugleich mit Neckargmünd und Eberbach an die Pfalzgrafen Rudolf und Ruprecht. Ebenſo empfingen dieſe Fürſten aus ſeiner Hand die früher von Friedrich dem Schönen an das Haus Baden ertheilte Pfandſchaft der Stadt und des Kloſters Sinsheim. Von Bretten endlich, welches unter der Pflege der Grafen von Eberſtein zur Stadt herangewachſen und hierauf durch Graf Otto den Jüngern nebſt andern Beſitzungen theilweis an Markgraf Rudolf von Baden verkauft worden war, verpfändete dieſer ſeinen Antheil an die beiden Pfalzgrafen, worauf Ruprecht im Jahre dreizehnhundert neun und vierzig auch den eberſteiniſchen Antheil von den Grafen Ottmar und Berthold käuflich an ſich brachte.

Aber wichtiger als dieſe Erwerbungen war die Stiftung der Hochſchule zu Heidelberg, welche durch ebendenſelben Pfalzgrafen Ruprecht geſchah. Schon im Jahre dreizehnhundert ſechs und vierzig war von ihm daſelbſt eine Lehranſtalt für Jünglinge errichtet worden, die er vierzig Jahre ſpäter, mit Einwilligung

ſeines Neffen und deſſen Sohnes, zu dem Range einer Univerſität erhob. Die Einrichtung derſelben nach dem Vorbilde der pariſiſchen übertrug Ruprecht ſeinem Freunde Marſilius von Inghen, welcher an der Hochſchule zu Paris die Philoſophie geleſen und zweimal das Rektorat geführt hatte. Eine Univerſität gehörte damals unter die geiſtlichen Inſtitute, und die heidelbergiſche war namentlich geſtiftet worden „zur Ehre Gottes, der seligſten Jungfrau Maria und der ganzen himmliſchen Hofhaltung.“ Daher ließ der Pfalzgraf ſie zuvörderſt von dem Pabſte beſtätigen, worauf man die neue Anſtalt ſofort in freudiger Feſtlichkeit einweihte und mit einer Meſſe eröffnete, welche der Ziſterzienſer Mönch Reginald als Profeſſor der Theologie in der Heiliggeiſtkirche las. Der Anfang des Unterrichts mochte wohl ſehr gering ſeyn; Marſilius trug die Logik vor und Reginald den Brief Pauli an den Titus. Die übrigen Profeſſoren waren Heilmann Wunenberg aus Worms, welcher ein Buch aus der Naturgeſchichte des Ariſtoteles erklärte; Dietmar von Swerthe, Lehrer der freien Künſte, und Johann von Noyt, dem die Auslegung des kanoniſchen Rechts oblag. Da aber Heidelberg eine der erſten Hochſchulen in Deutſchland war, ſo mußte ſie ſich ſchnell vermehren. Schon im erſten Jahr zählte ſie über fünfhundert Studenten, und da der Pfalzgraf ſeine freigebige Hand nie von ſeinem Werke zurückzog, ſo erweiterten und verbeſſerten ſich auch die inneren Einrichtungen. Bald entſtunden mehrere Lehrkanzeln; in der philoſophiſchen Fakultät erſchienen neben Marſilius und Dietmar noch ſechs Magiſter der freien Künſte, in der theologiſchen neben Reginald der gelehrte Konrad von Seltow mit Konrad von Gaylnhauſen, und in der juriſtiſchen las Matthäus Klementis über das bürgerliche Recht; nur die mediziniſche beſaß in Lambrecht von Oſtkirchen lange Zeit den einzigen Lehrer. Die oberſte Gewalt über alle Angehörigen der Hochſchule war bei dem Konſiſtorium; die geſezgebende übte es aber unter der Aufſicht des Pfalzgrafen und mit dem heidelbergiſchen Stadtmagiſtrate; ein Kanzler ertheilte den hiefür geprüften Kanditaten die akademiſchen Würden, und vier Konſervatoren wachten über die Freiheiten und Rechte der Anſtalt, welche alle Jahr öffentlich verleſen und auch von der Stadtoberkeit zur Heiligachtung beſchworen wurden. Von Zeit zu Zeit gieng

ein Lehrer nach Rom ab mit dem Verzeichniſſe ſämmtlicher Mitglieder und verſchiedener Geſuche, um ſie dem Pabſte vorzulegen. In Allem übrigens richtete man ſich nach den Einrichtungen und Gewohnheiten der Univerſität zu Paris. Für die Studenten war hinreichend geſorgt; die wöchentliche Koſt kam einen nicht höher als drei Kreuzer, und um die Einwohner aufzumuntern, waren diejenigen von gewiſſen Abgaben frei, welche Studenten-Koſttiſche führten. Auch wurden alljährlich zur Verhütung des Ueberforderns die Wohnungen unterſucht und geſchäzt, und ſchon im Stiftungsbrief hatte Ruprecht allen ſeinen Unterthanen bei Verluſt ſeiner Gnade und einer Buße von ſechszig Gulden verboten, einen Studierenden irgend zu beeinträchtigen oder zu verlezen.

Im vierten Jahr nach Gründung der Heidelberger Hochſchule ſtarb Pfalzgraf Ruprecht der Alte, mit dem Ruhm eines großmüthigen, weiſen und frommen Fürſten, welchen die Aufklärung in Deutſchland unter ihre erſten Beförderer zählt. Sein gleichnamiger Neffe und Nachfolger führte die Verwaltung der rhein- und oberpfälziſchen Lande in demſelben Geiſt. Man hat von ihm mehrere wohlthätige Verordnungen und Anſtalten. So ließ er die verſchiedenen Landrechte ſämmtlich aufzeichnen und ordnen. Alsdann errichtete er zur Entſcheidung ſchwieriger Rechts- und Erbfälle ein beſonderes Gericht von neunzehn Mitgliedern aus den Grafen und Rittern, welche nach Nothdurft auch mit ſtudierten Rechtskundigen aus dem Bürgerſtande ergänzt werden mochten. Ferner wurde das Land in beſtimmte Aemter eingetheilt, und die niedern Gerichte nach den Schlöſſern und Städten derſelben verlegt, zu den Hauptſizen der Regierung und der hohen Gerichte aber die Städte Heidelberg dieſſeits, und Alzei jenſeits des Rheins erleſen. In Rückſicht ſeiner Nachfolger und Amtleute endlich machte Ruprecht die Verordnung, daß man das Volk mit keinen andern Abgaben belegen ſoll, als welche nach Recht und Gewohnheit gefordert werden dürfen. Insbeſondere aber verdankte ihm Heidelberg eine väterliche Beförderung ſeines Ruhmes und Flors; denn er ließ das nächſtgelegene uralte Dorf Bergheim niederreiſſen, und von deſſen Bewohnern, welche hiezu manche Erleichterung und Unterſtüzung erhielten, eine Vorſtadt gründen. Auch vertrieb Ruprecht die Juden aus Heidelberg und ſchenkte ihre Häuſer

der hohen Schule. Das geräumigſte davon wurde zu einer Burſe eingerichtet, welche man ſpäter das Fürſten-Collegium genannt hat. Es gab damals in Heidelberg noch zwei ſolcher Anſtalten, worin je nach dem Raum des Gebäudes eine Anzahl Studierender aus der philoſophiſchen Fakultät unter der Aufſicht ihrer Magiſter klöſterlich beiſammen lebten. Nicht weniger beförderte Ruprecht die Aufnahme der Univerſität auch dadurch, daß er den Profeſſoren fixe Beſoldungen anwies, wie er überhaupt zur Emporhebung des Guten und Schönen ſtets hilfreich ſeine Hand darbot. Nach einer ſo thätigen und nüzlichen Regierung ſtarb Pfalzgraf Ruprecht tauſend dreihundert acht und neunzig, im zweiten Jahr nach dem Tode des Rektors von Inghen, ſeines würdigen Freundes und Raths, der erſten Zierde des heidelbergiſchen Muſentempels.

Alles aber, was die Pfalzgrafen bisher zu dem Bau des pfälziſchen Staates beigetragen, vollendete endlich Ruprecht der Dritte, ein ebenſo weiſer als gütiger Fürſt, welcher am Schluſſe des vierzehnten Jahrhunderts, nach der Abſezung des trägen Kaiſers Wenzel, in die oberſte Reichswürde kam. Dieſe Stellung verhalf ihm zu mancherlei Erwerbungen für ſein Haus, ſo daß er die pfälziſchen Beſizungen in einen abgerundeten Zuſammenhang bringen konnte. Er erweiterte und vervollſtändigte hierauf die Landes- und Gerichtseintheilung ſeines Vaters, verwahrte die Grenzen durch feſte Schlöſſer, errichtete in den Städten Amthäuſer und Gerichtsſtuben, und ſorgte allenthalben für einen erleichterten Gang der Verwaltung. Zu Heidelberg vermehrte er das Schloß mit dem ſogenannten Ruprechtsbau, umgab die Stadt und Vorſtadt mit neuen Feſtungswerken, und ſtiftete die Hauptkirche zum heiligen Geiſt, ein ſchönes Denkmal ſeiner frommen Geſinnung. Für das Wohl der Univerſität ſorgte Ruprecht mit gleichem Eifer; er vermachte ihr neue Einkünfte und bewies ſowohl den Schülern als den Lehrern ſtets eine ehrende Wohlgeneigtheit. Als im Jahre vierzehnhundert und ſechs einſt über einem Streite zweier Studenten mit etlichen Hofdienern ein ſolcher Tumult entſtanden war, daß das Volk die Thore ſchloß, die Sturmglocke zog, das Haus des Rektors, wo ſich viele Studierende befanden, in der äuſſerſten Wuth und troz aller Ermahnungen

des herbeigeeilten Biſchofs von Speier, bewaffnet überfiel, die Thüren einſchlug und die geängſtigte Jugend bis in die lezten Schlupfwinkel verfolgte, worauf die Profeſſoren ihre Vorleſungen einſtellten und den König um Hülfe baten, ließ dieſer den Vorfall allerſtrengſtens unterſuchen und verſchaffte den Studenten, obwohl ihnen ſeine Gemahlin und Söhne nicht geneigt ſchienen, die glänzendſte Genugthuung. Aber zu bald wurde Ruprecht aus ſeiner ſegensreichen Thätigkeit hinweggeriſſen; er ſtarb ſchon im Frühling des Jahres tauſend vierhundert und zehn.

Zweites Kapitel.

Die Markgrafen von Baden bis auf Bernhard den Erſten.

Wir haben gehört, daß unter den Kindern Markgraf Rudolfs der Erſtgeborne, Hermann der Siebte, als Fortpflanzer des markgräflichen Stammhauſes erſcheint, da von ſeinen Brüdern nur Markgraf Heſſo zwei Söhne hinterließ, und dieſe ohne männliche Nachkommenſchaft verſtarben. Es waren Hermann der Achte, welcher geiſtlich wurde, und Rudolf Heſſo, von deſſen Hinſcheid an der badiſche Fürſtenſtamm durch drei Geſchlechtalter, fünf und fünfzig Jahre lang, in mehrern Gliedern blühte, bis von denſelben allein Bernhard der Erſte noch übrig blieb, mit welchem ſofort eine neue Reihe der Markgrafen von Baden beginnt.

Rudolf und Heſſo, die zwei älteſten Söhne weiland Markgraf Rudolf des Erſten, waren ihrem Bruder Hermann, welcher im Jahre zwölfhundert ein und neunzig verſchied, bald nachgefolgt; Rudolf der Dritte hingegen lebte bis dreizehnhundert zwei und dreißig. Man nannte ihn den Alten, zum Unterſchied ſeines gleichnamigen Neffen, des zweiten Sohnes von Hermann dem Siebten. Die beinah' halbhundertjährige Regierung dieſes Fürſten, während den Zeiten der Thronſtreite Adolfs von Naſſau mit Albrecht von Oeſtreich und Friedrich des Schönen mit Ludwig

dem Baier, iſt merkwürdig durch einige Erwerbungen und durch einen mehrjährigen Krieg wider die Stadt Straßburg. Schon im Jahre tauſend dreihundert und neun erkaufte Markgraf Rudolf aus der Hand Herrn Eberlins von Windeck um dreizehnhundert und fünfzig Mark Silber die Stadt Stollhofen mit den Dörfern Sellingen und Hügelsheim; zehn Jahre ſpäter aus der Hand Ritter Dietrichs von Ubſtatt das Eigenthum des badiſchen Lehens der Burg und Dorfſchaft Graben, und achtzehn Jahre hierauf von ſeinem Neffen Friedrich die Stadt Steinbach mit dem Schloſſe Iberg und Dorf Sinzheim. Dagegen hatte ſich Markgraf Rudolf gegen die Klöſter freigebig gezeigt; namentlich vergabte er den Mönchen zu Herrenalb ſeine Einkünfte zu Malſch, wofür ſie verbunden waren, ihm nach ſeinem Tode eine Jahrszeit zu halten mit Gebeth, mit einem feſtlichen Mahle und mit einer Spende von Brei, Wein und Brod an alle Armen, welche in den Kloſterhof kommen würden. Solche Bedingniſſe wurden damals häufig an die Jahrzeitſtiftungen und andre Vermächtniſſe geknüpft; denn die Pflege der Armen galt neben der Beſchenkung der Kirchen für den erſten Weg zur Erlangung der göttlichen Gnade, von welcher der fromme Glaube der Zeit alles menſchliche Glück, alle Tugend, alle moraliſche Stärke und Beſſerung, alles Verdienſt und alle Belohnung abhängen ließ.

Jener Krieg Markgraf Rudolfs wider Straßburg erhob ſich wegen des Rheinzolls und Strandrechts, welche ihm zuſtunden. Denn da die Straßburger auf eine gewiſſe Strecke zollfrei waren, und von mehrern Kaiſern das nämliche Recht erworben hatten, ſo gab es vielerlei Irrungen, aus denen ſich endlich ein offenbarer Krieg erzeugte. Hiezu kam die Partheiung der Großen des Landes für und wider König Ludwig und Herzog Friedrich von Oeſtreich. Da die Markgrafen anfangs auf Seite des leztern erſchienen, ſo lag es demſelben ſehr an, ſie mit der Stadt und dem Biſchofe, einem ſeiner eifrigſten Anhänger, zu vertragen. Auch geſchah wirklich im Jahre dreizehnhundert und ſiebzehn durch ihn folgende Uebereinkunft: „Markgraf Rudolf der Alte und Friedrich ſein Neffe verſprechen den Bürgern auf dem Rhein und durch ihr Land ſicheres Geleit, entſagen dem Strandrechte, und fordern keinen andern Zoll als vom Fuder Wein und von dem gleichen

Gewichte alles Kaufmannsguts einen Schillingpfenning, wogegen ihnen jeder ſtraßburgiſche Bürger zwölf Pfenninge als Erſazſumme zu bezahlen hat.“ Aber kaum war die kurze Zeit dieſes Vertrages abgelaufen, als der Streit ſich neuerdings erhob. Der Markgraf ſchädigte die Straßburger in verſchiednen ihrer Güter; ſie hinwiderum nahmen ihm einige ſeiner Leute zu Staufenberg gefangen. Dieſe beiderſeitigen Verluſte veranlaßten endlich einen ſogenannten ewigen Frieden, welcher im Jahr dreizehnhundert und achtzehn geſchloſſen wurde. Obwohl nun die Rheinzollſache ruhen blieb, ſo erregte doch nach Verfluß von zehn Jahren jenes Staufenberg abermals einen Krieg zwiſchen dem Markgrafen und der Stadt Straßburg. Staufenberg nämlich war ein Ganerbenſchloß, daß heißt es wurde von einer Anzahl adeliger Herren für den Fall irgend einer ſie betreffenden Fehde zur gemeinſchaftlichen Zuflucht und Vertheidigung beſtimmt, und in dieſer Beſtimmung nach gewiſſen Uebereinkünften gemeinſchaftlich vererbt. Solche Ganerbenſchlöſſer, zu denen auch Schauenburg in der Nähe von Staufenberg gehörte, waren ein Erzeugniß des großen Zwiſchenreichs, wo die Auflöſung aller Bande des Rechts überall dem Stärkſten den Sieg verſchaffte, und hiedurch die Schwächern nöthigte, in der Vereinigung ihrer Kräfte eine gleiche Stärke zu ſuchen. Und gewöhnlich ſtellten ſich die Ganerbſchaften zu um ſo größerer Sicherheit unter den Schirm eines Fürſten, wie die ſtaufenbergiſche unter den Markgrafen von Baden. Nun wurde ein ſtiftſtraßburgiſcher Dienſtmann, der Ritter Albrecht von Au, von Herrn Reinhard von Staufenberg aus dem dortigen Ganerbe ausgeſchloſſen, welches den Biſchof dermaßen aufbrachte, daß er ſeine Leute zu den Waffen rief, um die Unbill zu rächen. Mit vereinigter Macht zogen die ſtraßburgiſchen Bürger und Lehnmannen vor die Burg, nahmen ſie mit ſtürmender Hand ein und brannten Alles nieder. Jener von Staufenberg war aber Lehnsmann Markgraf Rudolf des Jungen, welchen er jezt um Beiſtand anflehte, um dem Feinde dieſen Fauſtſtreich zu vergelten. Alſo verband ſich der junge Markgraf mit Graf Ulrich von Wirtemberg, und führte eine anſehnliche Kriegsſchaar gegen den Rhein. Da der Biſchof ſolches vernahm, entbrannte er am meiſten gegen des Markgrafen Oheim, weil derſelbe ihm den Zug durch ſein

Land geſtattet, und auf ſeine Beſchwerde darüber, lächelnd erwidert hatte: „Ich bin ja der Thürhüter des Biſchofs nicht.“ Markgraf Rudolf der Alte erfuhr hierauf auch den ganzen Zorn des ergrimmten Prälaten. Die Straßburger fielen abermals über den Rhein in das badiſche Gebiet und verwüſteten alle unbewehrten Orte. Sie belagerten ſogar Stollhofen und Baden; doch geſchah inzwiſchen eine Vermittelung der Partheien durch Herzog Otto von Oeſtreich, welcher auch Herrn Reinbold von Staufenberg zum Wiederaufbau ſeines Schloſſes eine Summe Geldes verſchaffte.

Dieſer Friede wurde errichtet im Jahre tauſend dreihundert und dreißig, kurz nach dem Tode Herzog Friedrich des Schönen von Oeſtreich, für welchen ſich zu Anfang des Thronſtreites ſowohl der Biſchof von Straßburg, als der Markgraf von Baden mit ſeinem ganzen Haus erklärt hatte, und ſeiner Parthei auch ſelbſt nach der Schlacht bei Mühldorf noch treu geblieben war. Als aber Herzog Leopold, der Bruder Friedrichs, welcher den ganzen Krieg wider Ludwig mit ungemeiner Anſtrengung und Aufopferung betrieb, eben dadurch aufgerieben wurde und ſtarb, wendete ſich das badiſche Haus, wenigſtens Markgraf Rudolf der Alte, auf die Seite des Königs, und leiſtete ihm ſo treue Dienſte, daß ihm derſelbe gerade zur Zeit jenes durch Herzog Otto vermittelten Friedens, die elſäßiſchen Reichsſtädte Selz Hagenbach verſchrieb.

Im zweiten Jahre nach dieſem ſtarb Markgraf Rudolf der Dritte oder Alte, und ſein Gut erbte nun auf ſeine drei Neffen, die Söhne Markgraf Hermann des Siebten, und Markgraf Heſſo's. Die erſtern waren, wie erwähnt worden iſt, Friedrich der Zweite und Rudolf der Vierte oder Junge. Nach einer kurzen gemeinſchaftlichen Verwaltung hatten ſie ſich in die väterlichen Lande ſo getheilt, das der ältere die ſüdlichen Gegenden mit der Hauptſtadt **Baden**, und der jüngere die nördlichen mit der Hauptſtadt **Pforzheim** erhielt. Jener erwarb die Burg Remchingen unterhalb Wilferdingen im Thal der Pfinz, von dem dortigen Edelgeſchlecht, alsdann die Stadt und Burg Enzberg von den Rittern dieſes Namens, und das Schloß Ochſenberg mit der zugehörigen Herrſchaft, welche aber bald wieder an die von Gem-

mingen verpfändet wurde und ſo verloren gieng. Er ſtarb noch ſehr jung im Sommer dreizehnhundert drei und dreißig, und da ihm ſein einziger noch übriger Vetter Rudolf Heſſo bald nachfolgte, ſo fielen nun alle badiſchen Lande und Einkünfte in die Hand theils ſeines Bruders Rudolf, theils ſeines einzigen Sohnes Hermann.

Dieſer Markgraf Rudolf war anfangs Chorherr zu Speier geweſen, verließ aber den geiſtlichen Stand und übernahm im Jahre dreizehnhundert dreißig nach erlangter Volljährigkeit die Verwaltung der ihm zugefallenen väterlichen Erbſchaft. Wegen ſeines gewöhnlichen Aufenthaltes daſelbſt nannte man ihn von Pforzheim, in welcher Stadt er mit ſeiner Gemahlin Luitgard, aus dem Hauſe Löwenſtein, einen Spital ſtiftete, und ſolchen den Brüdern vom Orden des heiligen Geiſtes übergab. Seine Partheinahme für König Ludwig nach dem Tode Herzog Friedrichs erwarb ihm die Pfandſchaft der Landvogtei Ortenau mit der Reichsburg Ortenberg und den Reichsſtädten Offenburg, Gengenbach und Zell. Ferner beſtätigte ihm der König die Reichspfandſchaft der Städte Eppingen und Heidelsheim, belehnte ihn auch mit der durch den Tod Markgraf Rudolf Heſſo's dem Reiche heimgefallenen Burg Mühlberg, und ertheilte ihm das Privilegium, daß ſeine Leibeignen von keiner Stadt dürfen in ihre Mauern aufgenommen werden. Wie Markgraf Rudolf von dem Hauſe Eberſtein die Stadt Bretten erwarb und ſolche an die Pfalzgrafen bei Rhein verpfändete, iſt erwähnt worden. Er ſtarb im Frühling tauſend dreihundert acht und vierzig. Seine hinterlaſſenen Söhne waren Friedrich, dieſes Namens der Dritte, welcher Baden erhielt, und Rudolf, genannt der Wecker, welchem Pforzheim zu Theil ward; Eberſtein beſaß ihr Vetter Hermann, Markgraf Friedrich des Zweiten hinterlaſſener Sohn, deſſen männliche Nachkommen als Kinder verſtarben.

Hermann verwickelte ſich durch unfürſtliche Bedrückungen des Kloſters Herrenalb in einen verderblichen Krieg wider Kaiſer und Reich. Er hatte ſich als Beſizer eines Theils der Grafſchaft Eberſtein die in dem eberſteiniſchen Haus erbliche Schirmvogtei und Pflegſchaft jenes Stiftes angemaßt, und ſich durch die Gunſt König Ludwigs darin erhalten. Bei Anweſenheit ſeines Gönners

aber erhoben ſich die Mönche und brachten ihre Noth zu Ohren des Königs. „Der Markgraf, klagten ſie, hat uns in ſolche Armuth geſtürzt, daß wir unſer Auskommen nicht mehr finden, und im Kloſter nicht mehr bleiben können.“ Da übergab Ludwig das Gotteshaus dem Schuze Graf Ulrichs von Wirtemberg, ſeinem Landvogt zu Schwaben, und befahl einigen ſchwäbiſchen Städten, demſelben wider den Markgrafen Hülfe zu leiſten. Aber Hermann ließ ſich hiedurch nicht einſchüchtern, und führte den Krieg acht Jahre lang als erklärter Reichsfeind mit hartnäckiger Ausdauer. Nur die durch den Kriegsaufwand verurſachte Schuldenlaſt mochte ihn endlich nöthigen, ſeiner Anſprache an das Schirmrecht von Herrenalb zu entſagen. Es geſchah dies im Jahr dreizehnhundert ſechs und vierzig, durch eine beſondere Urkunde, worauf er des Königs Gnade und Huld wieder erlangte. Eine zweite Fehde bekam Markgraf Hermann mit den Städten Mainz, Worms, Speier und Straßburg, deren von dem neuen Könige Karl wegen der Rheinzölle errichteten Landfrieden er gebrochen hatte. Die ſtädtiſche Macht fiel bei Graben in das badiſche Gebiet, und zwang den Markgrafen ſowohl zur Entrichtung der Buße des Friedbruchs, als zum Erſaze alles Schadens und Aufwandes. Dieſe und noch andere Streitigkeiten nöthigten ihn zu vielen Veräuſſerungen ſeiner Güter, wie er denn ſchon nach ſeinem erſten Krieg die Stadt Laufen hatte weggeben müſſen. Markgraf Hermann, dieſes Namens der Neunte, beſchloß ſeine unruhvollen Tage im April tauſend dreihundert drei und fünfzig. Sein Erbe fiel nun an die Markgrafen Friedrich und Rudolf, die Söhne ſeines Oheims; aber der erſtere davon folgte ihm noch in demſelben Jahre nach. Es iſt auch aus deſſen Leben nichts bekannt, als daß er zu Baden gewohnt, und mit Frau Margaretha, der ältern Tochter weiland Markgraf Rudolf Heſſo's, einen Sohn erzeugte, welcher nachmals das badiſche Stammhaus fortgepflanzt hat. Reicher waren die Schickſale ſeines jüngern Bruders, Rudolf des Weckers. Zuerſt verlor derſelbe die von ſeinem Vater erworbene Reichspfandſchaft der Ortenau mit den Städten Offenburg, Zell und Gengenbach, welche ſofort dem Biſchof von Straßburg übergeben wurde, weswegen der Markgraf ſpäter wahrſcheinlich auch dem von König Karl unter den

Google

rheiniſchen Fürſten und Städten errichteten Landfriedensbündniß nicht beitrat. Alsdann verwickelten ihn die Räubereien einiger Leute zu Selz und Hagenbach in die Unannehmlichkeit, daß auf Befehl des Königs die Mauern dieſer Städte niedergeriſſen wurden. Für beide Verluſte entſchädigte ihn Karl der Vierte jedoch durch mehrfache Vergünſtigungen, wie zum Beiſpiel, daß er mit ſämmtlichen ſeinen Unterthanen frei ſeyn ſolle von allen Schulden und Bürgſchaften gegen die Juden, namentlich die ſtraßburgiſchen. Denn dies Volk ſtund damals in dem Verdachte ſchändlicher Vergiftungen, und wurde allenthalben auf's grauſamſte verfolgt und mißhandelt. Solche Mißhandlungen ſind billig zu verabſcheuen; aber man erblickt darin die Nemeſis, welche das ſeit Jahrhunderten durch die rückſichts- und gewiſſenloſe Habgier dieſer Mäckler in Städten und auf dem Land verurſachte Elend ſo vieler Familien und Menſchen auf jene Weiſe gerächet hat!

Rudolf, dieſes Namens der Fünſte, genannt der Wecker, hatte Frau Adelheit, die jüngere Tochter Markgraf Rudolf Heſſo's zur Gemahlin, und ſtarb aber ohne Kinder, im Jahre dreizehnhundert ein und ſechszig, zu Pforzheim, wo er gewohnt hatte. Hiedurch fielen alle badiſchen Beſizungen an den einzigen Sohn ſeines Bruders, an Markgraf Rudolf den Sechsten oder Jüngern. Dieſer Fürſt war am Hofe König Karls erzogen worden; er beſaß eine ungemeine Leibesgröße und erhielt daher den Beinamen des Langen. Aber auch ſeine Seele war nicht klein; er erhob durch kluge Anſtalten und glückliche Verträge die in ſeiner Hand vereinigte Markgrafſchaft Baden zu neuem Anſehen und Flor. So hatte er ſchon im Jahre dreizehnhundert ſechs und fünfzig mit Markgraf Rudolf, ſeinem Oheim, folgenden Erbvertrag gemacht: „Stirbt einer von ihnen ohne männliche Nachkommenſchaft, ſo ſoll ihn der Andere beerben; jede Tochter erhält als ihren Antheil tauſend Mark zur Ausſteuer. Unveräuſſerlich ſind die beiderſeitigen Lande und Leute; eine billige Verpfändung jedoch mag erlaubt ſeyn. Beide Markgrafen ſind ſich je nach Erforderniß zu wechſelweiſer Hilfleiſtung gegen äuſſere Gefahr verpflichtet; entſteht aber in der Familie ſelbſt ein Streit, ſo ſoll derſelbe durch gewählte Schiedsrichter oder Austräger in Fried und Minne geſchlichtet werden.“ Dieſe Uebereinkunft blieb ſofort der Grundſtein aller

nachfolgenden Familienverträge des badiſchen Hauſes. Einen zweiten Erbfolgevertrag ſchloß Rudolf nach dem Hinſcheide ſeines Oheims mit Kurfürſt Ruprecht dem Aeltern von der Pfalz, ſeinem Schwager. Er ſezte denſelben auf den Fall des Mangels einer männlichen Nachkommenſchaft zum Erben ſeiner Lande ein, wo hingegen jener ihm für denſelben Fall die Städte Heidelsheim und Wildberg nebſt der Pfandſchaft des Schloſſes Liebenzell verſchrieb. Aber obwohl nun Ruprecht ohne Kinder verſtarb, ſo blieb es doch badiſcher Seits bei einer bloſen Anſprache an Heidelsheim, welche ſpäter auch wieder verloren gieng. Glücklicher war der Markgraf in Erwerbung verſchiedener Güter und Rechte. Von König Karl erhielt er zuvörderſt im Jahr dreizehnhundert zwei und ſechszig einen Brief, worin derſelbe ihn, „ſeinen lieben Fürſten und Getreuen, mit dem Fürſtenthum der Markgrafſchaft Baden“ belehnt, als dem Lande „von Graben bis gegen Mühlberg an der Alb und von da bis an die Schwarzach, mit der Hard, der Stadt Ettlingen, den Wildbännen, Forſten und Herrſchaften, wie er und ſeine Vorältern ſolches vom Reiche hergebracht haben.“ Ferner verlieh ihm der König die Freiheit, für ſich und ſeine Nachkommen in der Stadt Pforzheim auf den Wein und das Getreide ein Umgeld zu legen, alsdann auch das Recht, zu den Stühlen bei Mühlberg von allen Kaufmannswaaren, welche den Rhein auf- oder abwärts fahren, einen verhältnißmäßigen Zoll zu erheben, und endlich belehnte er ihn mit der im Jahre dreizehnhundert fünf und ſechzig durch den Tod Graf Albrechts an das Reich heimgefallenen Grafſchaft Löwenſtein. Von den Grafen zu Freiburg aber erkaufte Markgraf Rudolf all' ihre Lehnherrſchaften in der Ortenau, wodurch die Edlen von Staufenberg und andere ſofort badiſche Lehnleute wurden. Und hiezu kam endlich noch der Ankauf der Burgen Rothenfels und Reichenbach, und die Wiederlößung der von ſeinem Stammesvetter Hermann verpfändeten Stadt Stollhofen. Die lezten Tage Markgraf Rudolf des Langen wurden getrübt durch ſeine Theilnahme an dem Schleglerkrieg; er ſtarb im Frühling des Jahres tauſend dreihundert zwei und ſiebzig, ein guter und eben ſo thätiger, als verſtändiger Fürſt.

Neben dieſem Stamm des badiſchen Hauſes blühten noch,

wie erwähnt worden iſt, die beiden Aeſte von Hachberg und Sauſenberg, welche am Eingang des vierzehnten Jahrhunderts durch die beiden Enkel Markgraf Heinrich des Erſten, Heinrich und Rudolf, gegründet worden. Der ältere, welcher bei der Theilung die Herrſchaft im untern Breisgau mit dem Stammſiz Hachberg erhalten hatte, erzeugte mit Frau Agnes von Hohenberg drei Söhne, Heinrich, Rudolf und Hermann. Die leztern traten in den Johanitter und Deutſchorden; jener aber verheirathete ſich mit der Erbtochter von Uſenberg, und brachte dadurch die Herrſchaft dieſes Namens an ſeinen Sohn Heſſo, von deſſen Kindern ſie Otto theils wegen Mangel einer Nachkommenſchaft, theils um einer drückenden Schuldenlaſt abzuhelfen, mit der Herrſchaft Hachberg an Markgraf Bernhard den Erſten verkaufte.

Drei Geſchlechtalter länger, als die hachbergiſche, beſtund die ſauſenbergiſche Linie. Ihr Gründer hatte von der väterlichen Erbſchaft die oberbreisgauiſchen Beſizungen nebſt der Landgrafſchaft erhalten, womit er durch die Hand der Erbtochter von Röteln auch dieſe Herrſchaft vereinigte. Sein erſtgeborner Sohn ſtarb ſchon frühe, und wie der jüngſte kinderlos, während der mittlere, Markgraf Rudolf der Zweite, aus Frau Katharina von Thierſtein einen gleichnamigen Erben hinterließ, welcher das Geſchlecht fortgeſezt hat.

Drittes Kapitel.

Von der Gründung des Fürſtenthums Vorder-Oeſtreich.

Während ſich im Norden unſeres Landes die Pfalzgrafſchaft bei Rhein, und in den mittleren Gegenden die Markgrafſchaft Baden mehr und mehr zu ſelbſtſtändigen und abgerundeten Fürſtenthümern ausbildeten, begann in den ſüdlichen Theilen, am Oberrhein und Bodenſee, König Albrecht die Gründung des Fürſtenthums Vorderöſtreich. Eigentlich war es die Ausführung des

ſchon von König Rudolf, ſeinem Vater, gefaßten Planes einer Vereinigung der habsburgiſchen Stammherrſchaft im Aargau, der zerſtreuten Beſizungen in Schwaben, auf dem Schwarzwald und im Breisgau mit der Landgrafſchaft des obern Elſaßes. Albrecht betrieb das Unternehmen mit ganz beſonderer Vorliebe und mit ſo vielem Fortgang, daß er innerhalb eines Zeitraums von kaum zehn Jahren ſeinen Zweck ſchon beinahe erreicht ſah. Nur war die Art und Weiſe, wie Albrecht dabei zu Werke gieng, nicht geeignet, Widerſpruch und Haß, und die daraus entſpringende Gefahr entfernt zu halten. Man liebte ohnehin ſeinen Charakter nicht, und das Glück, welches ihn in dem Streite wider ſeinen Kronbuhlen und die Reichsfürſten begleitet hatte, ſteigerte um ſo mehr ſeinen Uebermuth gegen die Landherren und den übrigen Adel. „Er dachte nicht, wie ein Geſchichtſchreiber ſagt, daß wenn Alle gereizt ſind, der Muth von Wenigen hinreicht, den Mächtigſten zu ſtürzen.“

Vor Allem bewarb ſich Albrecht um die Kaſtvogteien der Klöſter und Stifte, wobei ſeine Macht, ſeine Klugheit und das königliche Anſehen die meiſten Hinderniſſe überwand. So übergab ihm Frau Anna, aus dem argauiſchen Adel von Weſſenberg, Aebtiſſin zu Säckingen, die Stadt und die Kaſtvogtei über ihr Gotteshaus und deſſen Landſchaften in Helvetien und auf dem Schwarzwald. Alsdann betrachtete er auch die Kaſtvogteien der Stifte Sankt Blaſien und Zwiefalten, welche unter dem Reiche ſtunden, als ſeinem Hauſe angehörig. Von dem Hochſtifte zu Konſtanz erwarb Albrecht das Städtchen Ach im Hegau um ſo leichter, da Biſchof Heinrich von Klingenberg ein alter Diener des habsburgiſchen Hauſes war, und wegen mancherlei großen Aufwandes in deſſen Kriegen des Geldes bedurfte. Durch eben dieſen Biſchof, welcher zugleich Abt in der Reichenau war, erlangte er auch die reichenauiſche Stadt Zell am Unterſee mit der Vogtei des dortigen Chorherrenſtifts. Die meiſten Güter und Rechte aber erkaufte Albrecht von den ſchwäbiſchen Landherren und Baronen. Auſſer dem, was er an der Donau und weiterhin zuſammenbrachte, überließ ihm in der Baar Graf Heinrich von Fürſtenberg die Stadt Bräunlingen, alsdann auch Löffingen mit dem Lehen der Burg und Grafſchaft Kirnberg; im Breisgau der Freiherr von Uſenberg die Lehensherrlichkeit der

untern Herrſchaft dieſes Namens; der Freiherr von Krenkingen ſeine Herrſchaft im Kleckgau; im Hegau Graf Mangold von Nellenburg die Feſte und Herrſchaft Höwen, und der Ritter Albrecht von Klingenberg die Stadt, Burg und Herrſchaft Thengen.

Dieſer Eifer des Königs nach Vergrößerung ſeiner Hausmacht ließ den Adel bald bemerken, in welcher Gefahr er ſich befinde, und die allgemeine Stimme wurde immer mißvergnügter; endlich hatte Albrecht unter allen, die ihn umgaben, keinen Freund, überall aber geheime oder offene Feinde. In Niederöſtreich erhob ſich die Parthei König Wenzlaſs von Böhmen, in Schwaben jener Graf Eberhard von Wirtemberg, und in Helvetien das freie Landvolk von Uri, Schwiz und Unterwalden, welches er unter ſeine Herrſchaft hatte beugen wollen. Zunächſt aber am Hofe ſelbſt bereitete ſich Albrecht einen noch gefährlicheren Feind in Herzog Johann, ſeinem Neffen. Denn obgleich derſelbe bereits volljährig war, wollte ihm der König ſeine Lande nicht herausgeben. Johann bat mehrmals ſehr dringend darum; endlich, als er ſich von Albrecht gegen deſſen Söhne, Friedrich und Leopold, ſchimpflich zurückgeſezt ſah, verſchwor ſich der unglückliche Jüngling mit ſeinen Vertrauten und erſchlug den König.

Der Ruf von dieſer Begebenheit ſezte das Land in allgemeine Beſtürzung; die Städte ſchloſſen ihre Thore, der Adel verwahrte ſich auf ſeinen Burgen, und man machte Schuzbündniſſe bis zur Wahl eines neuen Reichsoberhauptes. Wir haben gehört, daß von allen Fürſten der Graf von Wirtemberg am eifrigſten nach dem erledigten Throne rang, daß aber ſeine, wie die Hoffnung auch ſeiner Mitbewerber vereitelt, und Graf Heinrich von Luxemburg an das Reich gewählt wurde; ferner, wie Eberhard durch ſeinen Troz gegen den neuen König in die Reichsacht fiel, hierauf alle ſeine Lande verlor, und in dieſem Elend auf einem Schloſſe Markgraf Heſſo's von Baden geheime Zuflucht fand; alsdann, wie nach dem Tode König Heinrichs die Wahl ſich ſpaltete, und von der einen Parthei Herzog Friedrich von Oeſtreich, von der andern aber Herzog Ludwig von Baiern erhoben ward, und wie endlich der leztere durch den Sieg bei Mühldorf den Thron bleibend behauptete. Während dieſes Zeitraums und während der folgenden fünf und zwanzigjährigen Reichsverwaltung König Ludwigs ſezte

das Haus Oeſtreich ſeine Erwerbungen in Oberſchwaben, am Bodenſee und Rheinſtrome glücklich fort. Namentlich erkaufte Herzog Leopold der Glorreiche im Jahr dreizehnhundert vier und zwanzig die Lehenſchaft der Stadt Waldkirch mit dem Simonswald und der Feſte Kaſtelberg. Waldkirch war unter der Pflege der ſchwarzenbergiſchen Barone nach und nach zu einer Stadt herangewachſen, und hatte endlich, im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, durch Johann und Wilhelm von Schwarzenberg die freiburgiſchen Rechte erhalten, wobei wegen des getrennten Beſitzes der Gebrüder folgende beſondere Satzungen gemacht wurden: „Die Bürgerſchaft in der niedern und obern Stadt gibt jede ihrem Herrn ſieben Mark jährliche Steuer, wobei ihr das Geld zu gut kommen mag, welches die Ausbürger für das Burgrecht bezahlen.' Mehr als dieſe Summe darf der Herr nur in vier Fällen anſprechen, wenn von ihm ein Sohn zum Ritter geſchlagen oder eine Tochter verheirathet wird, und wenn er ſelbſt in Gefangenſchaft geräth, oder von des Reichs wegen in das Feld ziehen muß. Ferner ſollen die beiderſeitigen Bürger in allen wichtigen Dingen zuſammenhelfen und gemeinſchaftlich handeln, nur aber iſt kein Theil zur Hilfleiſtung verpflichtet, wenn der Herr des andern für ſich eine Mißhellung oder Fehde hat. Auch ſtehen beide Theile für die Zukunft unter einem Schultheißen, welcher jährlich gewählt wird, und wenn die Herren über die Wahl nicht einig werden, ſo mag jeder auf ein halb Jahr einen ſetzen. Endlich haben der Rath und die Bürger das Recht, jeden der Herren, welcher dieſe Satzungen und Freiheiten vernachläßigte oder beſchränkte, deßwegen ernſtlich zu mahnen und durch Vorzeigung der Briefe an ihre Pflicht zu errinnern." Durch den Tod ſeines Bruders war aber Walther im Jahre dreizehnhundert ſechzehn alleiniger Herr der Stadt geworden, und machte ſie mit der Herrſchaft Kaſtelberg ſofort zu einem öſtreichiſchen Lehen, während ſein gleichnamiger Sohn ſpäter an die freiburgiſchen Geſchlechter von Falkenſtein, Schnewlin und Malterer auch das Eigenthum verkaufte.

Auſſer Friedrich dem Schönen und Leopold dem Glorreichen hatte König Albrecht noch zwei andere Söhne hinterlaſſen, Otto den Kühnen und Albrecht den Weiſen. Dieſe erwarben das Eigenthum der Stadt Villingen und die Pfandſchaft der Städte Breiſach,

Neuenburg, Rheinfelden und Schafhauſen. Wie ſchon unter den Söhnen Graf Heinrichs zu Fürſtenberg wegen des Beſizes von Villingen eine Spaltung geſchehen war, haben wir gehört; derſelbe Fall trat nun abermals ein zwiſchen den Söhnen Graf Egons, Johann und Gottfried. Da dieſelben aber innerhalb der anberaumten Friſt über die Sache nicht eins werden konnten, ſo bewog ſie ihr Vetter, der konſtanziſche Domherr Gebhard, welcher inzwiſchen die Pflegſchaft zu Villingen führte, der Stadt den Vorſchlag eines Loskaufs der herrſchaftlichen Rechte zu machen. Freudig genug ergriffen die Villinger dieſen günſtigen Augenblick, ihre Freiheit zu erlangen, oder wenigſtens einer ſo läſtigen und gefährlichen Herrſchaft los zu werden. Alſo, in eben den Loskaufsgeſchäften begaben ſich die Vornehmſten des Raths und der Bürgerſchaft auf eine Einladung der Grafen nach Haslach auf das Schloß, wo ſie reichlich bewirthet wurden. Nachdem man aber die Waffen bei Seite gelegt hatte, erſchienen die Schloßknechte und warfen die erſtaunten Gäſte in einen Thurm. Hier ſollten ſie verwahrt bleiben, bis die Stadt eine Erledigungsſumme von ein und vierzig tauſend Gulden bezahlt habe. Dieſes Geld wurde nun von der Bürgerſchaft in Eile zuſammengelegt und den Grafen überliefert, gegen einen völligen Verzicht auf all' ihre Rechte und Anſprach an das gemeine Weſen von Villingen. Es war jedoch keineswegs daran, daß die Stadt ſelbſtſtändig bleiben wollte oder konnte; vielmehr bedurfte ſie gerade damals eines mächtigen Herrn ſehr nothwendig, und durch die Unterhändler des Hauſes Oeſtreich, welche vielleicht ſchon früher in dieſer Geſchichte thätig waren, kam es auch bald dahin, daß die Villinger ihre Vogtei an den Herzog Albrecht verkauften. Er beſchwor in einer Urkunde ihre Freiheiten, ließ ſich hierauf im Herbſte dreizehnhundert ſechs und zwanzig huldigen, und nach einigen Jahren nebſt ſeinem Bruder Otto von König Ludwig mit der neuerworbenen Stadt belehnen.

Von eben dieſem Könige hatten die beiden Herzoge inzwiſchen auch jene Pfandſchaft der Städte Breiſach und Neuenburg erworben. Wie die leztere vom Hauſe der Grafen zu Freiburg an das Reich kam, iſt nicht mehr bekannt. Von König Adolf war ſie für ihre Anhänglichkeit an ſeine Parthei ſehr begünſtigt worden. Denn er beſtätigte ihr nicht blos ihre alte Verfaſſung,

ſondern erneuerte und vermehrte dieſelbe mit folgenden Freiheiten: „Die Bürger von Neuenburg dürfen aller Art Lehen erwerben und frei beſizen, auch ihre eigenen Güter andern zu Erblehen geben; ſie dürfen Einungen und Geſellſchaften errichten, ſo viel ihnen gut und nöthig ſcheint; ſie dürfen ungehindert im Rheine fiſchen, wo er freien Lauf hat, und alle Inſeln behaupten, welche er zwiſchen Grießheim und Bellikeu gemacht hat oder machen wird. Jeder Bürger hat das Recht, wenn der Richter ſeine Zeugen verwirft, andere herbeizuziehen. Bei dem Tode von Vater oder Mutter ſoll kein Kind unter zwanzig Jahren das Erbgut in die Hand des überlebenden Theiles geben, und kein unmündiger Sohn von ſeinem zugefallenen Vermögen durch Spiel oder ſonſt gültig etwas veräußern, und endlich kein Sterbender ohne Einwilligung der Erben Jemanden mehr als fünf Schillinge Werthes vermachen können. Mann und Weib ſtehen ſich gleich und erben einander gegenſeitig, und jedes Kind folgt als Erbe ſeiner leiblichen Mutter. Die in der Stadt wohnenden Ritter, welche bei derſelben im Kriegsdienſte ſtehen, ſind gleich den Bürgern ſteuerfrei; alle Ausbürger aber müſſen je auf Verlangen des Schultheißen oder Rathes in der Stadt erſcheinen und ihr Bürgerrecht erneuern. Und wenn bei Neuenburg eine Vorſtadt entſteht, ſo ſoll dieſelbe die gleichen Rechte und Freiheiten genießen, wie die Hauptſtadt.“

Nachdem ſeit ſechzehn Jahren die Feindſchaft und der Kampf des Hauſes Oeſtreich wider König Ludwig gedauert hatte, war durch den König von Böhmen eine Annäherung beider Theile und endlich eine völlige Verſöhnung geſchehen. Die Herzoge Albrecht und Otto verzichteten auf die durch ihren Bruder Friedrich an ſich geriſſenen Reichsgüter, und verſprachen dem Kaiſer ihren Beiſtand, wogegen Ludwig ſie in ihren Lehen und Pfandſchaften beſtätigte, und überdies für den erlittenen Kriegsaufwand mit zwanzig tauſend Mark Silber entſchädigte. Für dieſe Summe gab er ihnen die Reichsſtädte Zürich, Sankt Gallen, Schafhauſen und Rheinfelden zum Pfand. Nun aber widerſezten ſich Zürich und Sankt Gallen ſolcher Veräuſſerung, aus Furcht, in der Hand Oeſtreichs zu verbleiben, und erlangten endlich durch Vermittlung der ſchweizeriſchen Eidgenoſſen, daß anſtatt ihrer die Namen Breiſach und Neuenburg in den Pfandbrief verzeichnet wurden. Doch auch

dieſe Städte verwahrten ſich und ließen es aufs äuſſerſte ankommen. Denn es erſchien ſofort Herzog Otto mit einem Heere und belagerte Neuenburg. Bis in die ſiebte Woche hielt ſich die Bürgerſchaft, und ergab ſich mit ihren Schickſalsgenoſſen zu Breiſach nur, weil ſie von aller Hilfe verlaſſen war.

Bald nach dieſem begab ſich Herzog Albrecht nach Niederöſtreich und überließ die Erblande im Elſaß, in Helvetien und Schwaben ſeinem Bruder, welcher ſie auf ſeine zwei Söhne, Friedrich und Leopold, vererbte. Da aber beide in wenigen Jahren ohne Kinder ihrem Vater nachfolgten, ſo vereinigte jezt Herzog Albrecht in ſeiner Hand alle Länder des öſtreichiſchen Hauſes, welches er auch allein fortgepflanzt hat. Dieſer Fürſt war von der Gicht ſo gelähmt, daß er weder gehen noch ſtehen konnte, beſaß aber einen großen Verſtand und eine edle Thatkraft, wie er denn zur Sicherung der Macht und Aufnahme der herzoglichen Familie eine ſogenannte Hausordnung entwarf, deren Grundſäze ſpäter unweiſe genug nur zu wenig beobachtet wurden. Wenige Zeit vor ſeinem Tode, im Jahre dreizehnhundert fünf und fünfzig, erkaufte Herzog Albrecht in den vordern Landen noch die ſchwarzwäldiſche Herrſchaft Triberg. Das jezige Städtchen dieſes Namens liegt in einer engen Bergſchlucht, beim Zuſammenfluß dreier Waldbäche, welche die Gutach bilden. Der eine ſtürzt in acht Fällen über eine hohe Felswand und vollendet den Reiz der wildromantiſchen Gegend. Denn neben dem ſchäumenden Waſſerſturze erblickt man Felsgruppen, Wieſengründe, Haiden, Thannhaine, Hütten und Bauerhöfe in mannigfaltiger Abwechslung, ſo daß die kleine Landſchaft eine der ſchönſten Parthien des Schwarzwaldes ausmacht. Ohngeachtet ſeiner tiefen Thalſchlucht liegt Triberg gleichwohl noch etliche mehr als zwei tauſend Fuß über der Meeresfläche, und dieſe hohe Lage erſchwert die Fruchtbarkeit des Bodens ſehr; aber nur um ſo erfreulicher iſt die Erſcheinung eines ſo reinlichen, biedern und betriebſamen Volkes, wie es hier wohnt. Die älteſten Verhältniſſe von Triberg und ſeiner Beſizer ſind unbekannt. Wahrſcheinlich war der Ort ein hohenbergiſches Stammgut und als Lehen bei dem gleichnamigen Adel; wenigſtens hatte ihn ſchon im Jahr dreizehnhundert drei und dreißig Graf Rudolf von Hohenberg mit andern Gütern und Herrſchaften an den Herzog verpfändet. Nach erfolgter Wiedereinlöſung mag er ſodann als eine

Appanage an Graf Albrecht, Biſchof zu Freiſing, abgetreten worden ſeyn, und kam nun durch dieſen mit der dazu gehörigen Burg und Herrſchaft käuflich an das Haus Oeſtreich.

Herzog Albrecht, genannt der Weiſe oder der Lahme, ſtarb zu Wien im Sommer dreizehnhundert acht und fünfzig. Noch auf dem Todbett hatte er ſeinen drei jüngern Söhnen befohlen, dem älteſten, welcher ſich damals in der Schweiz befand, als ihrem Haupte zu gehorchen. Friedrich, der jüngſte, ward im Jahr dreizehnhundert zwei und ſechzig auf der Jagd erſchoſſen, und drei Jahre ſpäter endigte auch Rudolf, eben der älteſte, welcher mit den beiden andern die väterlichen Beſizungen ſo getheilt hatte, daß er und Albrecht die Länder Oeſtreich, Steier, Kärnthen und Krain bekamen, während Leopold die Herrſchaften im Elſaß, in Helvetien und Schwaben erhielt. Nach ſeinem Tode nahmen Albrecht und Leopold ſofort eine zweite Theilung vor, wobei der alte Beſizſtand jedoch nur darin verändert wurde, daß die Grafſchaft Tyrol gemeinſchaftlich blieb. Alſo war Herzog Leopold, welchen man wegen ſeiner ritterlichen Tugenden den Frommen oder Biedern nannte, Herr in den vorderöſtreichiſchen Landen, die er mit vielen Herrſchaften und Orten vermehrte, namentlich im Breisgau mit den Städten Freiburg und Kenzingen, wie am Oberrhein mit Laufenburg und am See mit der Herrſchaft Heiligenberg.

Ganz auf dieſelbe Weiſe, wie Villingen, kam auch Freiburg in die Hände von Oeſtreich. Jenes Zerwürfniß zwiſchen der Stadt und ihrem Herrn hatte nämlich fortgedauert, ohngeachtet aller Verſuche einer endlichen Ausgleichung und Verſöhnung. Denn jemehr die Bürger an Zahl und Wohlſtand, und mit ihrem Gemeinweſen an Macht und Anſehen zunahmen, deſto weniger mochten ſie geneigt ſeyn, von dem Grafen ein ſtolzes Benehmen oder einen Eingriff in ihre Rechte zu ertragen. Und wirklich war Freiburg damals im freudigſten Emporblühen zu dem Rang einer der erſten Städte des Landes. Ihre Verfaſſung war von römiſchen Kaiſern und Königen wohl beſtätigt, und hatte, wenn auch für den Augenblick in einzelnen Punkten eine Beſchränkung, doch im Ganzen manche Erweiterung erhalten, die ihr bleibend erhalten wurde. So erſchienen in der neuen Handveſte vom Jahr zwölfhundert drei und neunzig ſchon die Handwerksvereine oder Zünfte, und das Amt

des Bürgermeiſters. Die Zunftmeiſter ſezte jährlich der Graf nach ſeinem Gutdünken, und verlieh jedem die Gewalt, unter Zuſtimmung des Schultheißen, des Bürgermeiſters und der übrigen Zunftvorſteher, ſeiner Einung ihre Einrichtung zu geben, und dieſelbe bewaffnet zu verſammeln, um mit ihr im Fall eines Krieges für die Stadt oder für die Herrſchaft in das Feld zu ziehen; auch ſollten die Zunftmeiſter in Verwaltung des Gemeindeguts die Kontrolle bilden. Der Bürgermeiſter wurde ebenfalls vom Grafen jährlich erwählt, und die Bürger gemeinlich mit den vier und zwanzig Alten des Raths mußten ihm Gehorſam ſchwören; als Beſoldung erhielt er fünfzehn Mark Silber. Mit dem Bürgermeiſter und Schultheiß wählten ſieben Ausſchußmänner vom Rath und von der Bürgerſchaft ſowohl die alten Rathsglieder, als die neuen Vierundzwanziger, welche mit jenen gleiche Gewalt beſaßen, und in drei gleichen Theilen aus den Rittern, den Kaufleuten und den Handwerkern genommen wurden. Dieſe Verfaſſung erhielt eine neue Beſtätigung durch die Sühne zwiſchen dem Grafen und den Freiburgern im Anfang des folgenden Jahrhunderts, worauf die Stadt unter Fürſprache Biſchof Friedrichs von Straßburg, welcher eben jene Ausgleichung vermittelt hatte, von König Ludwig die Befreiung von auswärtigen Gerichten erwarb, und mit dem Biſchof ein Bündniß errichtete, daß er ihr beholfen ſeyn ſoll, wenn die Grafen den Sühnbrief nicht halten.

Solchergeſtalt kam das freiburgiſche Gemeinweſen ſichtlich in Aufnahme, währenddes die Grafen ſich durch wiederholten Bruch ihrer Schwüre, durch Händel mit benachbarten Herren, Städten und Klöſtern, und durch Streitigkeiten ſelbſt in ihrer Familie, mehr und mehr ihres Anſehens beraubten. Es drückte ſie auch eine ſolche Schuldenlaſt, daß Graf Egon mit dem Gedanken umgieng, die Herrſchaft Freiburg zu veräußern, weßwegen ihn ſein Sohn Konrad im Jahr dreizehnhundert ſechzehn gefangen ſezte und zur Abtretung derſelben zwang: eine Gelegenheit, welche die Stadt aufs glücklichſte zu benuzen wußte. Denn ſie huldigte dem neuen Herrn nur erſt, nachdem er ihr urkundlich zugeſichert hatte, ſie in keinem Falle zu verpfänden, und nach deſſen Verzichtleiſtung auf die Wahl ſowohl des Bürgermeiſters als der Zunftvorſteher. Von dem an wählten jenen die Rathsglieder, und dieſen die Zünfte,

und dem Grafen blieb nichts übrig, als die Gewählten mit ihrem Amte zu belehnen, eine ganz unwirkſame Rechtsübung, weil ſie daſſelbe dennoch behielten, wenn er die Belehnung auch verweigerte!

Noch mehr aber erlangte die Stadt neun Jahre ſpäter von Graf Konrad und deſſen Sohn Friedrich. Beide thaten ihr gegen eine Summe von vier tauſend Mark Silber in einer Urkunde das Gelobniß: „Weder von der Herrſchaft irgend etwas auf irgend eine Weiſe zu entfremden, noch eine ihrer Töchter zu verheirathen oder einen Krieg zu führen, ohne Wiſſen und Willen des Rathes zu Freiburg; ferner ſollen die Bürger volle Freiheit haben, wann und mit wem ſie wollen, Einungen und Bündniſſe zu ſchließen; auch möge der Rath und die Bürgerſchaft hinfort gänzlich über die Münze ve fügen, und endlich ſollen ſie, die Grafen und ihre Erben, ehr- und rechtlos ſeyn, wenn eine dieſer Sazungen von ihnen gebrochen würde, und die Bürger mögen alsdann die Herrſchaft von Freiburg als ledig und an ſich heimgefallen betrachten.“ Wirklich konnte ein Herr ſeinen Angehörigen mehr nicht zugeſtehen. Denn in dem Rechte, ohne allen beſchränkenden Einfluß der Herrſchaft mit andern Gemeinweſen beliebig in Bündniſſe zu treten, hatten die Grafen der Stadt das Mittel an die Hand gegeben, die herrſchaftliche Gewalt völlig zu einem Schattenbilde herabzubringen. Und ſchon innerhalb eines Zeitraums von kaum zwei Jahrzehnten ſtund Freiburg auch mit nicht weniger als dreißig Städten und Herren vom Adel im Bündniſſe! Dazu kam, daß der freiburgiſche Rath bereits für eben ſo viele Gemeinweſen im Inn- und Ausland der Obergerichtshof war; daß die Stadt ſelbſt ſich durch Vorſtädte vergrößert; daß man neben der alten Straße über den Schwarzwald noch eine zweite nach Villingen angelegt, einige wohlthätige Anſtalten errichtet und verſchiedene Polizeiverordnungen getroffen hatte, wodurch das gemeine Weſen, bei ſchnellem Wachsthum der Bevölkerung, des Handels und der Gewerbe, an äuſſerem Anſehen und Gewicht ebenſo zunahm, wie an innerer Stärke. Schon war ein ſehr zahlreicher Adel zu Freiburg anſäßig, und ſelbſt die Markgrafen von Hachberg fanden es nüzlich und ehrend, Bürger dieſer Stadt zu werden.

Unter ſolchen Umſtänden ſtarb im Winter tauſend dreihundert ſechs und fünfzig, acht und dreißig Jahre nach dem Hingang

Digitized by Google

ſeines Vaters, Graf Friedrich, ohne einen männlichen Nachkommen zu hinterlaſſen. Alſo fiel die Herrſchaft Freiburg verfaſſungsgemäß an ſeine Tochter Klara, die Gemahlin Pfalzgraf Gottfrieds von Tübingen. Aber es gelang ihrem Oheim Egon, dem Bruder des verſtorbenen Grafen, bei dem kaiſerlichen Hofgerichte zu Rothweil eine Reichspfändung und Achtserklärung gegen die Stadt und ihre Herrin zu erwirken, worauf zum Zeichen der Achtseröffnung aus den Thoren zu Freiburg Spähne gehauen wurden. Hiedurch ſah ſich die Gräfin Klara genöthigt, gegen eine Entſchädigungsſumme von dreitauſend achthundert und zwanzig Mark Silbers auf die Stadt zu verzichten, was mit Willen und Gunſt des Rathes und gemeiner Bürgerſchaft geſchah. Aber obwohl nun Graf Egon den Freiburgern alles mögliche that und verſprach, um ſie in gutes Einvernehmen zu bringen, ſo war er ihnen ſchon als ein aufgedrungener Herr verhaßt, abgeſehen von ſeinen perſönlichen Eigenſchaften, welche wenig Zutrauen und Achtung erregen konnten. Er ſtürzte ſich, wie ſeine Vorfahren, mehr und mehr in Schulden, wodurch die Stadt neuerdings ſich ſo gefährdet ſah, daß der Rath dem Bürgermeiſter bei ſeinem Eid unterſagte, irgend ein Geſuch des Herrn um Bürgſchaft oder um Veräußerung herrſchaftlicher Güter der Rathsverſammlung nur vorzutragen, wenn ſie nicht vollzählig ſey. Von dem an war auch eine Unterdrückung des gegenſeitigen Unwillens nicht mehr möglich, und das Zerwürfniß trat bald an den Tag. Die Stadt nahm verſchiedene Kriegsleute in ihren Dienſt, und wandte ſich an ihre Bundesgenoſſen von Bern, Baſel, Neuenburg und Breiſach um Beiſtand. Aber Graf Egon war noch thätiger; er warb allenthalben viele Mannſchaft und verbündete ſich mit Fürſten und Edlen. Unter dieſen Zurüſtungen rückte der Herbſt des Jahrs dreizehnhundert ſechs und ſechzig heran. Da kam einſt um Mitternacht ein Bettler, welcher Tags zuvor aus der Stadt gejagt worden, vor das Thor von Freiburg und klopfte an. Als man ihm aufgethan hatte, warnte er den Bürgermeiſter vor Verrath. Dieſer aber hegte Verdacht und wollte den Mann gefangen ſezen. Da ſprach derſelbe: „Kommet nur mit vor das Sankt Johannsthor; dort ſizt einer hinter den Weiden, der die Schlüſſel zum Thore hat, und es auf ein gegebenes Zeichen eröffnen wird.“ Wirklich fand es ſich alſo. Der Bürgermeiſter eilte zurück, ließ

an die Glocke ſchlagen, damit ſich die Bürgerſchaft verſammle, beſezte die Thore und die Wege zum Schloß, und munterte die Bürger auf, ſich ihres Leibes und Gutes männlich zu wehren. Inzwiſchen war Graf Egon mit ſeinem Haufen Kriegsvolk gegen die Stadt herangerückt, voll Zuverſicht auf das Glück ſeines Unternehmens. Als ihm aber plözlich die Sturmglocke zu Ohren drang, rief er entmuthigt aus: „O weh! Heute Herr zu Freiburg, und nimmermehr", und zog wieder ab. Die Entdeckung dieſes Verraths war das Signal zum offenen Kriege der Stadt wider den Grafen. Sie mahnte ihre Bundesgenoſſen um Zuzug, ſtellte ihr Geſchüz gegen das gräfliche Schloß an der Burghalde auf, und beſchoß daſſelbe; es fiel „die ſchönſte Burg in deutſchen Landen", wie ein alter Schriftſteller ſagt, und die Bürger zogen jezt vor das Weierſchloß bei Emmendingen, wo ſie im Siegesrauſch auch zwei ſtraßburgiſche Junker erſchlugen, die an dem Kriege keinen Antheil hatten, ein Vorfall, der das Glück der freiburgiſchen Waffen auf einmal hemmte. Denn da ohnehin zwiſchen Freiburg und Straßburg ſeit längerer Zeit ein Mißverſtändniß herrſchte, ſo veranlaßte dieſe unvorſichtige That den völligen Bruch beider Städte. Die Straßburger ſtießen mit fünfhundert Speeren zu Graf Egon, welcher beinah den ganzen benachbarten Adel für ſich gewonnen und mit ſeiner Mannſchaft die Stadt Endingen beſezt hatte. Die Freiburger ſchickten ſich an, ihn zu belagern. Als ſie aber vernahmen, mit welcher Macht ſeine Helfer heranzögen, fanden ſie es gerathener, ſich nächtlicher Weile aus dem Lager zurückzuziehen, um erſt die Berner mit noch andern ihrer Bundesgenoſſen abzuwarten. Aber die Herren vom Adel bemerkten dies und jagten ihnen nach. Da kam es zwiſchen dem Kaiſerſtuhl und dem Rhein zu einem Treffen. Die Freiburger, überraſcht, ohne Ordnung, und weit ſchwächer als der Feind, wurden von deſſen Reiterei beſiegt, und ihrer theils auf dem Plaze, theils während der Flucht bis vor die Thore von Breiſach über ſechzehnhundert Mann erſchlagen, oder in den Rhein geſprengt, oder gefangen.

Jedoch, wie emfindlich dieſe Niederlage die Freiburger auch treffen mochte, ſo wenig benahm ſie ihnen den Muth. Der Rath benuzte vielmehr die Verlängerung eines Waffenſtillſtandes zu neuen Rüſtungen. Es kam zwar zu keinem Kriege mehr, aber die

angeworbene Macht diente der Stadt dazu, dem Grafen in den Friedensunterhandlungen mit um ſo größerm Nachdruck zu begegnen, und wirklich mußte er darauf verzichten, je wieder in den Beſitz von Freiburg zu gelangen; zur Entſchädigung übergab ihm die Stadt im Frühling dreizehnhundert acht und ſechzig die deswegen angekaufte Herrſchaft Badenweiler nebſt einer Summe von zwanzig tauſend Mark Silbers. Alſo erlangte das gemeine Weſen von Freiburg ſeine Freiheit, nachdem es ſeit der wohlthätigen Herrſchaft von Zähringen anderthalbhundert Jahre unter der Obwaltung der Grafen vom Hauſe Urach geſtanden hatte. Aber jener Verzicht verlangte, daß die Stadt ſich innerhalb einer kurzen Friſt um einen neuen Herrn bewerbe, und die öſtreichiſchen Unterhändler bewieſen auch hier, wie bei Villingen, ihre gewandte Praktik; noch in demſelben Jahr ergab ſich die Stadt Freiburg, gegen Uebernahme eines Theils ihrer Schulden, an die Herzoge Albrecht und Leopold von Oeſtreich!

Zu gleicher Zeit wurde auch Kenzingen öſtreichiſch, nach einem langen Rechtsſtreit mit dem Markgrafen von Baden. Hundert Jahre nach Erhebung dieſer Stadt, alsdann ſechs und ſechzig Jahre nach Beſtätigung ihrer freiburgiſchen Verfaſſung durch die Söhne des Stifters, hatte Herr Friedrich von Uſenberg, im Sinne ſeiner Vorfahren, welche „immer darnach geſtrebt, daß das gemeine Weſen zunehme an Ehren und Wohlfahrt“, die kenzingiſchen Freiheiten nach dem Zeitbedürfniſſe anſehnlich vermehrt. Er ſezte feſt, daß alle Leute, die innerhalb der vier Kreuze wohnen, Lieb und Leid ſollen theilen an Rechten, an Steuern und Dienſten, wie die Inſaſſen der Stadt, nur dürfe in dieſem Bezirk von den Leuten der Herrſchaft Niemand ſchuldenhalber feſtgenommen werden. Ferner erlaubte er den Kenzingern, Vorſtädte anzulegen mit Mauern und Graben, und nach Gewohnheit der Stadt Freiburg unter ſich Zünfte zu errichten, aus denen man acht ehrbare Männer in den Rath ſezen ſoll; auch mögen die Rathsglieder und Zünftner ſowohl den Schultheißen wählen, als den Rath ergänzen, wenn der Herr inner acht Tagen nach ihrer Mahnung es zu thun unterläßt. Für die Ertheilung dieſer Freiheiten empfieng Herr Friedrich anderthalbhundert Mark Silbers. Er ſtarb hierauf im Jahr dreizehnhundert vier und fünfzig, ohne Kinder, ſo daß Markgraf Heinrich der

Vierte von Baden, der Gemahl ſeiner Schweſter Anna, ſich berechtigt glaubte, die Stadt Kenzingen ſammt der Herrſchaft Kürnberg in Beſiz zu nehmen. Allein der Herzog von Oeſtreich behauptete beides als heimgefallene Lehen. Da verſammelte ſich auf einer Wieſe bei Säckingen unter Immer von Straßburg das breisgauiſche Lehengericht, und entſchied für den Herzog. Gleichwohl dachte der Markgraf an keine Abtretung, bis das Reichshofgericht zu Prag ihn durch Androhung der Acht dazu nöthigte.

Die beiden Städte Laufenburg endlich mit der anhangenden Herrſchaft erkaufte Leopold von ſeinem Stammesvetter Graf Johann dem Jungen von Habsburg, unter der Bedingung, daß er ihm dieſelben als ein rechtes Mannlehen wieder anverleihe.

Dieſes ſind die Erwerbungen des Hauſes Oeſtreich in den obern Gauen unſeres Großherzogthums, eine beinah' ununterbrochene Strecke meiſt wohlbebauter Herrſchaften und Güter, vom Bodenſee und der Donau am Rheinſtrom herab bis in die Ortenau. Da ſich Herzog Leopold bei der erſten Ländertheilung mit ſeinem Bruder verkürzt glaubte, ſo trat ihm Albrecht, um einen Krieg zu vermeiden, im Jahr dreizehnhundert fünf und achtzig gutwillig alles ab, was dieſſeits des Arlberges lag. Demnach war Leopold der alleinige Herr des Fürſtenthums Vorderöſtreich, welches damals die Landgrafſchaften Thurgau, Aargau, Breisgau und Oberelſaß, die Markgrafſchaft Burgau, die Grafſchaften Feldkirch, Heiligenberg, Vehringen, Hohenberg und Hauenſtein in ſich begriff. Aber ſchon nach wenigen Monaten änderte ſich dies wieder durch das traurige Schickſal des Herzogs. Es iſt bekannt, wie weiland König Albrecht durch ſeine Härte und Ländergier den Bund der ſchweizeriſchen Eidgenoſſen veranlaßte, und wie dieſe die öſtreichiſchen Landvögte verjagt haben. Als nun der König gefallen war, empörte die Grauſamkeit, womit ſeine Gemahlin und Kinder die Blutrache auch an dem ſchuldloſen Volke der Mörder verfolgten, alle menſchlichen Gemüther, und vermehrte jenen wider den Namen Oeſtreich erweckten Haß, der hierauf durch den ebenſo übermüthigen als blinden Eifer des ſchwäbiſchen Adels für das Erzhaus zum höchſten Grad geſteigert wurde. Das herzogliche Haus dagegen ſtachelte die Erinnerung an ſeine Niederlagen bei Morgarten und Laupen, und der Blick auf das ſchnelle Wachsthum

des ſchweizeriſchen Vereins. Um nun jene Schmach auszulöſchen, und dieſen Bund zu vernichten, führte Herzog Leopold im Sommer des Jahres dreizehnhundert ſechs und achtzig ein furchtbares Heer geharniſchter Ritter gegen das leichtbewaffnete Volk der eidgenöſſiſchen acht Orte. Es kam zur Schlacht bei jenem Städtchen Sempach, deſſen Namen Arnold von Winkelried durch ſeinen heldenmüthigen Tod verewiget hat. Aber auch auf Seiten des Adels wurden glänzende Zeugniſſe ritterlichen Heldenmuthes an den Tag gelegt. Der Herzog ſelbſt, als er das wankende Glück der Seinen ſah, rief voll Entſchloſſenheit aus: „Es iſt ſo mancher Graf und Herr für mich in den Tod gegangen; ich will mit ihnen ehrlich ſterben“, und ſtürzte ſich in den dickſten Haufen, wo er von einem geringen Manne erſtochen ward. Und als ihn Herr Martin Malterer, welcher das Banner der Stadt Freiburg führte, mitten im Gewühle auf der Erde liegen ſah, warf er ſich mit ausgebreiteten Armen auf den Leichnam, damit derſelbe nicht zertreten werde, und fand ſo auch ſeinen eigenen Tod.

Nach dieſer unglücklichen Schlacht kamen Wilhelm, Leopold, Friedrich und Ernſt, die Söhne des gefallenen Herzogs, zu ihrem Oheim, und übergaben ihm die Verwaltung ihrer angeerbten Lande. Herzog Albrecht, genannt mit dem Zopf, war einer der vortrefflichſten damaligen Fürſten, ebenſo thätig als geiſtvoll und liebenswürdig; da aber Wilhelm und Leopold ſchon nach einigen Jahren ihre Mündigkeit erlangten, währte ſeine väterliche Obſorge allzu kurz für die Vorlande, und Leopold, dem dieſelben nachmals bei der Theilung mit ſeinen Brüdern zufielen, und welcher für den minderjährigen Sohn Herzog Albrechts auch Inneröſtreich verwaltete, war von ſeinem Oheim ſo ſehr das Gegentheil, daß er in beiden Fürſtenthümern allgemein gehaßt wurde.

Viertes Kapitel.

Von den Landherren unſerer Gaue im vierzehnten Jahrhundert.

Neben den drei Fürſten unſerer Gaue, dem Pfalzgrafen bei Rhein, dem Markgrafen von Baden und dem Herzoge von Oeſtreich, bemerken wir noch eine Anzahl kleinerer Landherren, die ſich ſehr bemerklich aus der Maſſe des Adels erhoben. Aber nur den einen davon kommt dieſer Name eigentlich zu; denn die Häuſer Geroldseck, Uſenberg, Röteln, Wertheim und Eberſtein ſtunden blos vermöge ihrer vornehmen Abkunft und ihres großen Güterbeſizes neben den Grafen von Freiburg, Fürſtenberg, Lupfen und Habsburg-Laufenburg, deren bevorzugte Stellung auf der Forterhaltung der grafſchaftlichen Rechte und Gerichte in ihren Gauen beruhte. Wie man ſieht, ſo gehört dieſe leztere Art ſämmtlich der obern Gegend unſers Großherzogthums an, und warum ſolche in der mittlern und untern nicht vorkommen, hat ſeinen Grund in dem Umſtande, daß ein Theil der dortigen Gaugrafſchaften in die todte Hand der Kirche übergegangen war, wie der Ufgau an das ſpeieriſche, der Lobdengau und die Weingartweiba an das wormſiſche Domſtift, während die andern nach dem Erlöſchen ihrer urſprünglichen Grafen-Familien von den Königen eingezogen und verſchiedentlich entweder einem Reichsvogte übertragen, oder an die benachbarten Fürſtenhäuſer veräußert wurden, wie der Pfinzgau, Kraich- und Elſenzgau. In den pfälziſchen Gegenden waren ſelbſt nicht einmal ſo reiche und hervorragende Dynaſtenhäuſer ſtehen geblieben, wie in der Ortenau, im Breisgau, auf dem Schwarzwald und am See, weil theils die rheiniſchen Domkirchen, theils die Pfalzgrafen ſchon frühzeitig faſt allen Landbeſiz verſchlungen hatten, gleichwie es hier jezt auch das Haus Oeſtreich zu thun begann. Von den einſt zahlreichen Freiherren-Familien ſieht man wenige mehr übrig, und dieſe fanden mit dem vierzehnten Jahrhundert vollends ihr Grab. Die von Vorberg erſcheinen ſeit dem Hingang Herrn Konrad des Jüngern im Jahr

dreizehnhundert und dreizehn nicht mehr, nachdem ihre Stammes-verwandten von Krautheim, Klingenfels und Lar ſchon längſt abgedorrt waren. Kurze Zeit hierauf endigte mit dem Ritter Boppo auch das Geſchlecht der Bliker von Steinach. Und die Familie von Strahlenberg, nach Veräußerung ihrer beſten Güter durch Ritter Rennwart erloſch mit deſſen Sohn Johann im Jahr vier-zehn hundert acht. Der kraichgauiſche Adel und der angrenzende im alten Pfinzgau beſtund größtentheils aus der Nachkommenſchaft ehemaliger Dienſtmanne, und gehörte zu den ſtiftſpeieriſchen, zu den pfälziſchen, oder badiſchen, oder eberſteiniſchen Lehnleuten.

Das Haus Eberſtein war durch den jüngſten Sohn weiland Graf Otto's fortgepflanzt worden, und die Nachkommenſchaft ſeines Enkels Heinrich beſtund jezt in den Gebrüdern Wilhelm, Ottmar, Heinrich, Berthold und Wolf, von denen wir den leztern als Obmann des Schleglerbundes bereits kennen gelernt haben. Nach der unglücklichen Fehde wider den Grafen von Wirtemberg, deren Verluſte und Koſten ihn ſehr herabgebracht hatten, ſah ſich Graf Wolf nicht allein genöthigt, gegen ein jährliches Dienſtgeld von tauſend Gulden die Hauptmannſchaft der Stadt Speier zu über-nehmen, ſondern endlich auch ſein väterliches Erbe an Markgraf Rudolf von Baden zu verkaufen. Die Herrſchaft Eberſtein, von welcher wir die Burg Alteberſtein mit ihrer Zugehörung ſchon längſt bei dem badiſchen Hauſe ſehen, erſtreckte ſich damals von Ebers-bronn unterhalb der Herrenwieſe zwiſchen den Höhen des Gebirgs an der Murg bis gegen Rothenfels und an der Alb bis über Speſſart hinab, wozu am Federbach noch der Ort Muckenſturm und im Kraichgau die Stadt Gochsheim mit einigen Dörfern gehörte. Durch den kinderloſen Tod drei ſeiner Brüder war die ganze Graf-ſchaft an den Grafen Wolf und deſſen Enkel aus Wilhelm ge-fallen, ſo daß er mit dieſen alle eberſteiniſchen Schlöſſer, Städte und Dörfer zur Hälfte beſaß. Alſo gieng durch jenen Kauf, welcher im Jahre dreizehnhundert ſieben und achtzig geſchah, von der Stadt Gernsbach und Burg Neueberſtein mit ihren Zugehörungen und von den genannten Ortſchaften der eine Halbtheil an das Haus Baden über, während der andre noch durch mehrere Hände lief, bis er mit jenem endlich wieder vereinigt wurde.

Nach der Trennung des geroldseckiſchen Freiherren-Geſchlechts

in die Veldenzer und Lahrer Linie, fügte es ſich, daß durch Sterbfälle, Erbſchaften und Theilungen das von weiland Graf Heinrich hinterlaſſene Erbgut unter ſeinen Enkeln eine völlige Ausſcheidung erlitt; Walther erhielt die Stammburg mit der anhangenden Herrſchaft, Johann die Stadt und Herrſchaft Sulz, und Heinrich die Grafſchaft Veldenz. Hiedurch zerfiel die Veldenzer Linie wieder in drei Familien, in die hohenwaldseckiſche, in die ſulziſche und in die der erneuerten Grafen von Veldenz. Während nun die Nachkommenſchaft des Landvogts Hermann, oder die Lahrer Linie, ebenſo wie die ſulziſche und gräflich veldenziſche, um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts erloſch, blühte diejenige von Hohengeroldseck noch bis in die Zeiten des dreißigjährigen Kriegs. Die Söhne Hermanns waren Heinrich, Walther und ein gleichnamiger, von denen der Mittlere das Geſchlecht fortſezte, und den Flecken, welcher ſich allmälig bei dem Schloß und Kloſter zu Lahr gebildet hatte, zur Stadt erhob. Es geſchah dies am Schluſſe des dreizehnten Jahrhunderts, und die folgenden zwanzig Jahre verfloſſen in Geſtaltung und Emporbringung des neuen Gemeinweſens, bis ihm Herrn Walthers gleichnamiger Sohn den erſten Freiheitsbrief ertheilte. „Der Herr, heißt es darin, darf keine andere Steuer fordern, als jährlich auf Martini vom reichſten Burger ein Pfund ſtraßburger Pfenninge, und von den übrigen eine je nach der Schazung von vier Bürgern und des Vogts geringere Summe. Alsdann ſoll die Bürgerſchaft ihre Stadt ſelbſt bewahren und beſchüzen, wie auch den Zoll und das Aufnahms- oder Burgrechtsgeld einziehen und nach Gutdünken verwenden. Ferner ſoll ſie jährlich vier achtbare Männer aus ihrer Mitte zu Räthen erwählen, welche mit dem herrſchaftlichen Vogt die Stadtoberkeit bilden, und dieſe hat ſowohl die Geſeze und Ordnungen zu machen, als die hohe und niedere Gerichtsbarkeit auszuüben. Endlich mag jeder Bürger ungehindert ſein Eigenthum veräuſſern und aus der Stadt hinwegziehen, wobei ihm der Herr noch ſicheres Geleit ſchuldig iſt." Bei ſo vortrefflichen Freiheiten mußte Lahr in kurzer Zeit in Aufnahm und Blüthe gerathen. Wi:klich drängten ſich ſo viele Fremde nach ſeinen Mauern, daß dieſelben bald zu eng wurden, und allmählig zwei Vorſtädte entſtunden. Hiezu kamen mancherlei Unfälle des

geroldseckiſchen Hauſes, wodurch es ſich genöthigt ſah, der Stadt um Geldleiſtungen neue Vortheile einzuräumen, wie ihr denn Herr Heinrich, ein Enkel des zweiten Walthers, im Jahre dreizehnhundert ſieben und ſiebzig gegen eine Summe von ſiebenhundert Pfund Pfennigen einen neuen Freiheitsbrief ertheilte, worin die alte Verfaſſung von Lahr mit den durch die Zeit hervorgerufenen Veränderungen auf ewig beſchworen und beſtätigt wurde. Anſtatt der Vierer war jezt ein Rath von zwölf Mitgliedern errichtet, welcher mit dem von der Herrſchaft geſezten Vogt und Schultheiß die Geſeze zu geben, wie das ſtädtiſche Eigenthum, die Polizei und Rechtspflege zu verwalten hatte. Das unbedingte Abzugsrecht war beſchränkt und die Martiniſteuer des reichſten Bürgers auf vier Pfund erhöht worden, aber dagegen durfte der Herr fortan keinen Bürger mehr wegen einer Schuldſache willkürlich pfänden, ſondern der Rath beſtimmte das Pfand, und ausgenommen für Diebſtahl, Mord, Verfälſchung und Nothzucht ſollte keine Strafe höher als drei Pfenninge ſeyn, wie auch Niemand wegen eines Verſchuldens auſſer jenen vier Verbrechen in gefängliche Haft gebracht werden. Und für den Fall eines Streites zwiſchen der Bürgerſchaft und ihrem Herrn war feſtgeſezt, daß ihn gewählte Schiedsrichter vor dem Rathe zu Straßburg entſcheiden ſollten. Im ſiebzehnten Jahr nach dieſem Freiheitsbriefe ſtarb Heinrich, welcher anfangs Kirchherr zu Dinglingen geweſen war, aber bei dem kinderloſen Tode ſeines ältern Bruders Walther ſich der geiſtlichen Geſchäfte entſchlug und eine Tochter vom Hauſe Lichtenberg heirathete. Von ſeinen Söhnen hinterließ jedoch allein der gleichnamige Erſtgeborne eine Nachkommenſchaft, und auch dies waren nur zwei Töchter, weßwegen ſich nachmals zwiſchen dem Gemahle der ältern und ihren Stammesverwandten von Hohengeroldseck über das lahriſche Erbe ein langer und heftiger Streit erhoben hat.

Der Sohn Hermanns, des Stifters der hohengeroldseckiſchen Linie, und Enkel weiland Heinrichs von Veldenz, war Herr Walther, welchen man nach ſeiner Mutter von Tübingen benannte. Er hatte mit ſeinem Oheim Georg, dem Stifter der neuen gräflich veldenziſchen Familie, zur Hebung mehrfacher Zwiſtigkeiten und Mißhellungen im Jahre dreizehnhundert und neun zu Offenburg,

in Gegenwart vieler Herren, Ritter und Knechte, eine ſolche Einung geſchloſſen, daß ſie beide die Herrſchaft Geroldseck, nämlich die Burg dieſes Namens und die Feſten zu Schwanau, Schenkenzell, Romberg und Losburg mit ihren Zugehörungen in ſchlechter Gemeinſchaft beſizen wollen, und keiner irgend etwas davon veräuſſern dürfe, ohne Zuſtimmung ihrer nächſten Freunde und Verwandten. Solche Einungen und Verträge wurden damals unter dem Adel ſehr häufig gemacht, um theils den verderblichen Erb- und Theilungsſtreiten, theils einer Zerſplitterung des Familiengutes durch Verkaufe und Verpfändungen vorzubeugen. Leider mochte bei dem Hauſe Geroldseck dies Mittel nicht hinreichen, Anſehen und Wohlſtand wieder emporzubringen; ſeine Glieder hatten ſich zu ſtark vermehrt, und neue unglückliche Fehden ſtürzten es in neue Verluſte. Noch immer konnten die Geroldsecker jene von den Straßburgern erlittene Schmach nicht vergeſſen, und Herr Walther, ein überaus kräftiger und kriegeriſcher Mann, machte es ſich zum Geſchäfte, der Stadt allen nur möglichen Schaden und Abbruch zu thun. Er ſaß gewöhnlich zu Schwanau, von wo aus ſeine Leute das ſtraßburgiſche Land überfielen und plünderten. Dies hatten ſie lange Zeit ungeſtraft getrieben, als die Straßburger im Jahre dreizehnhundert drei und dreißig mit den elſäſſiſchen und breisgauiſchen Städten Baſel, Mühlhauſen, Kolmar, Schlettſtadt, Hagenau, Freiburg, Breiſach, Neuenburg und Rheinfelden ein Schuzbündniß ſchloſſen, und von deren reiſigem Volke unterſtüzt, vor die Feſte Schwanau zogen, um den Räubereien und Gewaltthaten ein Ziel zu ſezen. Es wurde ein ordentliches Lager errichtet, worin das Volk einer jeden Stadt abgeſondert unter ſeinem Banner ſtund, welches einen ſeltnen Anblick gewährte. Man ſezte der Burg ſehr tapfer zu; aber ſie war durch ihre Lage, wie durch die Stärke ihrer Mauern ſo feſt und ſo gut verproviantirt, daß die Städte all' ihr Belagerungszeug in's Werk ſezen mußten. Mit ihren Blieden oder Wurfmaſchinen ſchleuderten ſie zuerſt ungeheure Steinmaſſen und brennende Pechkränze gegen die Burg, hernach aber viele mit Unrath von Menſchen und Thieren gefüllte Tonnen in die von ihrem Obdach entblösten Wohnhäuſer, ſo daß es bei der herrſchenden Sommerhize nicht mehr auszuhalten war, und die Beſazung ſich zur Uebergabe genöthigt ſah. Gegen ſechszig

davon wurden enthauptet, einige grauſam gemartert und die Burg hierauf vom Grund aus zerſtört. Herrn Walther ſoll nur die Liſt ſeiner Frau gerettet haben, da ihr die Städte freien Abzug verſprochen hätten mit Allem, was zu ihrem Leib gehöre, und ſie nun mit ihrem Gemahl auf dem Rücken und ihrem Sohne auf dem Arm über die Fallbrücke gezogen ſey. Aber das ſtädtiſche Kriegsvolk drang auch über den Rhein, verbrannte Schuttern und verwüſtete rund umher die geroldseckiſchen Beſizungen.

Herr Walther lebte nach dieſem Unfall noch gegen dreißig Jahre, und hinterließ aus ſeiner treuen Gemahlin Anna von Fürſtenberg, zwei Söhne, Heinrich und Georg. Der jüngere hatte ſich dem geiſtlichen Stande gewidmet, legte ihn jedoch wieder ab, und theilte endlich nach langer Uneinigkeit mit ſeinem Bruder die väterlichen Herrſchaften, von wo an er das hintere Haus zu Geroldseck bewohnte, während Heinrich in dem vordern ſaß. Da er aber ohne eheliche Kinder verſtarb und von Heinrich nur ein einziger Sohn hinterblieb, ſo wurde in deſſen Hand die geroldseckiſche Herrſchaft wieder vereinigt. Es war Walther der Zweite, der ſomit als Fortſezer des freiherrlichen Stammes von Hohengeroldseck erſcheint.

Im Breisgau beſtund neben den Markgrafen zu Hachberg und Sauſenberg, wie wir geſehen haben, noch immer jener uralte Adel von Uſenberg und Schwarzenberg. Das Freiherren-Geſchlecht Röteln war mit dem baſelſchen Domprobſt Lutold im Jahre dreizehnhundert und fünfzehn erloſchen. Da die Schweſter dieſes Herren den Markgraf Rudolf von Sauſenberg zum Gemahle beſaß, ſo hatte er deſſen Sohn Heinrich zum Erben eingeſezt. Dadurch kam nun die ganze Herrſchaft Röteln an das badiſche Haus. Es zog ſich dieſelbe von Schopfheim durch das Wieſenthal hinab und über die Vorhöhen des Sauſenhard bis an den Rhein zwiſchen Grenzach und Rheinweiler, eine ebenſo ſchöne als fruchtbare Landſchaft. Nach dieſer Erwerbung verließ Markgraf Heinrich die Feſte Sauſenberg in dem dunkeln Hard und wählte ſeinen Wohnſiz auf der herrlichen Burg zu Röteln, deren Namen er ſofort auch zu führen pflegte.

Wie die Freiherren von Uſenberg und von Schwarzenberg, die Gründer der Gemeinweſen zu Endingen, Kenzingen, Waldkirch

und Elzach waren, und wie ſie hierauf die Lehensherrlichkeit ihrer Beſizungen an das Haus Oeſtreich verkauften, iſt erzählt worden. Die uſenbergiſche Stammherrſchaft war ſehr anſehnlich, und theilte ſich bei Breiſach in die obere und untere. Jene zog ſich aus der Mark über mehrere Ortſchaften hinauf bis in das ſulzburger Thal und nach Hügelheim; dieſe zwiſchen dem Kaiſerſtuhl und Rhein hinab bis Hauſen und oſtwärts bis Bleichheim. Aber wir haben gehört wie die Uſenberger ſchon in den vorigen Jahrhunderten durch fromme Vermächtniſſe und durch unbrüderliche Zwiſte in der eignen Familie, oder durch Theilnahme an den Partheiungen der Zeit ihr Gut gemindert hatten. Den empfindlichſten Schlag verſezte ihnen im Jahr dreizehnhundert ein und zwanzig eine Fehde mit der Stadt Freiburg und ihrem Grafen, welche ſich die Söhne weiland Herrn Heſſo des Dritten, Burkhard und Gebhard zuzogen, durch Ermordung dreier neuenburgiſchen Bürger aus dem Geſchlechte von Endingen. Denn nachdem ſchon der Kriegsaufwand vieles gekoſtet hatte, mußten die uſenbergiſchen Brüder laut einer unter der Obmannſchaft Lütolds von Krenkingen gemachten Sühne, außer der Zurückgabe alles geraubten Gutes, für die abgeſchiedne Seele jedes der drei Erſchlagenen eine ewige Meſſe nebſt einem ewigen Lichte ſtiften, alsdann zur Beſſerung ſowohl den endingiſchen Verwandten dreihundert, als den Freiburgern vierhundert Mark bezahlen, wie auch an den Grafen Konrad ein Grundſtück von dreihundert Mark aufgeben, um es aus deſſen Hand zu Lehen zu empfangen; und endlich wurde Gebhard über das Meer verwieſen, auf ſolang, als es dem Grafen gefalle. Burkhard aber blieb gereizt und unweiſe genug, um ſich durch Erneuerung der Fehde wider Freiburg in den noch größern Verluſt von zwölfhundert Mark Silber zu ſtürzen! Er ſtarb endlich um's Jahr dreizehnhundert und dreißig und hinterließ als Erben den Hugo und Friedrich, ebendieſelben Herren, von welchen wir wiſſen, daß ſie jenen von ihrem Großvater und Großoheim der Stadt Kenzingen ertheilten Freiheitsbrief erneuert und erweitert haben. Hugo erzeugte einen Sohn, den lezten Mannesſproſſen ſeines Geſchlechtes. Es war Heſſo, nach deſſen Hinſcheid im Jahre dreizehnhundert und achtzig das uſenbergiſche Erbe durch ſeine Tochter Anna an Markgraf Heſſo von Hachberg fiel, mit Ausnahme der Stadt Kenzingen

und Herrſchaft Kürnberg, die wir in die Hand des Hauſes Oeſtreich haben fallen ſehen.

Von altersher zerfiel der Breisgau in die obere und niedere Grafſchaft. Jene war nach dem Ausgang der Zähringer vom Kaiſer an das Haus Hachberg verliehen worden, und dieſe hatten die Grafen von Urach mit der Stadt Freiburg ererbt, und in ſolcher Verbindung gieng ſie denn auch an Oeſtreich über, worauf die Herzoge die grafſchaftlichen Rechte mit ihren andern Hoheitsbefugniſſen vereinigten und durch einen Landvogt veralten ließen, welches Amt zuerſt Markgraf Rudolf dem Langen von Baden übertragen wurde. Die obere Grafſchaft fiel bei der Trennung des hachbergiſchen Hauſes an den ſauſenbergiſchen Aſt, und erhielt dadurch den Namen der Landgrafſchaft Sauſenberg.

Durch die Erwerbung der Landgrafſchaft zu Baar hätte Fürſtenberg eines der mächtigſten Häuſer in Schwaben werden können, da ihm ohnehin ſchon das meiſte Eigenthum jener Gegenden aus dem zähringiſchen, wolfachiſchen und wartenbergiſchen Erbe zugefallen war. Aber die vielen Bruderkriege vereitelten das Emporkommen einer imponirenden Familienmacht; durch die Umgriffe des Hauſes Oeſtreich und andere Urſachen verengten ſich die Grenzen des landgrafſchaftlichen Bezirks endlich bis gegen die Donau herab, und das koſtbarſte Kleinod der fürſtenbergiſchen Beſizungen, die Stadt Villingen, wurde leichtfertig dahingegeben! Durch die Theilung zwiſchen Friedrich und Egon, den Söhnen weiland Graf Heinrichs, des Stammvaters von Fürſtenberg, hatte ſich das Haus in zwei Linien verzweigt, und zu der jüngern, welche man die haslachiſche heißt, gehörten eben jene Brüder, durch deren Entzweiung Villingen verloren gieng. Egon verſchied ohne männliche Nachkommenſchaft, Graf Gottfried aber hinterließ in Hugo einen Erben ſowohl ſeiner Güter, als ſeiner wilden, abentheuerlichen Geſinnung, welcher auch durch das eheliche Band mit der ſchönen Adelheit von Krenkingen um nichts geſchmeidiger wurde. Er führte weit und breit, zum Theil im Dienſte Oſtreichs, Fehden mit Adel und Städten; ſein Sohn Johann, welcher bei Sempach umkam, war der lezte Sprößling der Linie von Haslach, nach deſſen Hingang dieſe Herrſchaft ſofort als erledigtes Reichslehen von König Wenzel eingezogen und dem Hauptmanne Bernitſch

von Tusnik zum Lohn ſeiner Verdienſte übergeben wurde. Bernitſch aber trat dieſelbe wegen zu weiter Entfernung für eine Summe Gelds an den Biſchof von Straßburg ab, welcher ſie in Erwägung der vieljährigen Freundſchaft des fürſtenbergiſchen Hauſes gegen ſein Hochſtift, an Heinrich, den Urenkel weiland Graf Friedrichs, dankbar wieder zurückgab.

Der Sohn Friedrichs war Heinrich geweſen, dieſes Namens der zweite im Geſchlechte von Fürſtenberg, welcher durch Verena von Freiburg die Herrſchaften Hauſen und Wartenberg erheirathet, und mit ihr drei Erben, Konrad, Johann und Heinrich erzeugt hatte. Der jüngſte fiel in der Schlacht bei Laupen für das Haus Oeſtreich, hinterließ jedoch einen gleichnamigen Sohn, während ſeine Brüder kinderlos verſtarben. Und dies iſt eben jener Graf Heinrich, in deſſen Hand die fürſtenbergiſchen Lande durch den Abgang der Haslacher Linie wieder vereinigt wurden. Er hatte aber das Unglück, in mancherlei ſchlimme Händel verwickelt zu werden, einmal ſchon ſeiner ökonomiſchen Verhältniſſe wegen, und alsdann ſtürzte ihn eine vielleicht zu oft und heftig geäuſſerte Abneigung gegen die Klöſter in den Bann und die Reichsacht. Seine ſämmtlichen Herrſchaften, Städte und Burgen wurden ſofort in Beſchlag genommen, und nur die großmüthige Freundſchaft des Biſchofs von Baſel rettete ihn aus dieſer Noth. Graf Heinrich ſtarb endlich als Vater von mehreren Söhnen, im Jahr tauſend vierhundert und acht.

Landgraf zu Stühlingen nannte ſich ſchon der Sohn jenes Freiherren von Lupfen, welcher durch ſeine Gemahlin die küſſabergiſche Erbſchaft und vom Hochſtift Konſtanz das Lehen der Burg Stühlingen erworben hatte. Immer fiel dieſe Würde nun auf den Aelteſten der Familie, unter deſſen Vorſitz zu Stubenrich das althergebrachte kaiſerliche Landgericht abgehalten wurde. Das Anſehen des lupfiſchen Namens beſtund ſchon ſeit den hohenſtaufiſchen Zeiten; einige glückliche Heirathen und Erwerbungen während des vierzehnten Jahrhunderts hoben die Familie noch mehr, und endlich brachte Graf Johann den Flor derſelben auf einen Grad, welchen ſie nie wieder erlangt hat. Dieſer Johann war die Frucht der Verbindung Graf Eberhards mit Urſula von Hohenberg, ein Mann, deſſen Eigenſchaften man allgemein ehrte, und

welchem Kaiſer und Fürſten hohe Bedienſtungen übertrugen. Er verehlichte ſich nicht nur zweimal ſehr vortheilhaft, ſondern erwarb auch die Güter eines in der Acht geſtorbenen Oheims, und das Erbe eines andern am Domſtiſte zu Straßburg; ferner von König Ruprecht eine Beſtätigung ſeiner landgrafſchaftlichen Rechte im obern Albgau, und endlich vom Hauſe Oeſtreich um dreizehntauſend und etliche über ſechshundert Gulden die Pfandſchaft der Stadt Engen mit den Schlöſſern Höwen und Höweneck. Nach einer langen, und nicht minder in den größten Geſchäften des Reichs, als im Kreiſe ſeiner Beſizungen und Familie erwieſenen Thätigkeit, ſtarb Johann um's Jahr tauſend vierhundert drei und zwanzig.

Das Haus der Grafen von Habsburg war ſtets in mittelmäßigen Verhältniſſen. Sie beſaßen zwar die angeſtammte Landgrafſchaft des Kleckgaues, führten das Schirmamt der Abtei Rheinau, wie im Namen der Herzoge von Oeſtreich die Vogtei der Grafſchaft Hauenſtein oder des Waldes, und erheiratheten mit der Erbtochter von Rappersweil einen Theil dieſer Grafſchaft; aber die Folgen ihrer Unfälle ſchon zu Zeiten des Zwiſchenreichs, und nachmals der vielfache Aufwand theils in eigenen Fehden, theils in den Kriegen des Erzhauſes, verhinderten jede Aufnahme ihres Wohlſtandes. Der Sohn des Enkels von Rudolf dem Verſchwiegenen war Johann, ein überaus unruhiger Mann, der um's Jahr dreizehnhundert ſieben und dreißig in einem Treffen gegen die Zürcher das Leben verlor. Von ſeinen Kindern erbte Rudolf die kleckgauiſche Landgrafſchaft mit der rheinauiſchen Kaſtvogtei, und hinterließ beides ſeinem Sohne Johann, von dem wir wiſſen, daß er die Städte und Grafſchaft Laufenburg auf Wiederbelehnung an das Haus Oeſtreich gab. Er erlangte von König Ruprecht eine Reform des kleckgauiſchen Landgerichts, und wohnte auf dem Schloſſe Balm, ohnweit Rheinau, welches ſchon ſein Urgroßvater vom Hauſe Regensburg erkauft hatte. Seine ſchlechte Wirthſchaft verſezte ihn ſtets in ſolche Geldnoth, daß er vom Volke gewöhnlich nur der Schuldenmacher genannt wurde. Johann ſtarb im Jahre tauſend vierhundert und acht, mit Hinterlaſſung einer einzigen Tochter, Namens Urſula, welche ſich mit einem Grafen von Sulz vermählte.

Zwiſchen den Grafen von Lupfen und von Habsburg erſchien das alte Freiherrengeſchlecht von Krenkingen immer noch als der vornehmſte Adel im Kleckgau und Albgau, aber ſein Wohlſtand war zerrüttet, und nur die perſönlichen Verdienſte Herrn Lütolds des Alten vermochten das ſinkende Gebäude noch eine zeitlang zu ſtüzen. Sein Vater, welcher auf den Schlöſſern zu Thiengen und zu Gutenburg ſaß, hatte an Sankt Blaſien mehrere Grundſtücke, und wie erwähnt wurde, ſeine eigenthümliche Herrſchaft im Kleckgau für den Fall eines kinderloſen Abganges an das Haus Oeſtreich verkauft. Er ſelbſt hinwiederum erwarb theils durch die Heirath mit Adelheit von Uſenberg, theils pfand- oder kaufsweis nicht wenige Beſizungen im Breisgau und anderwärts, und beförderte ſein Haus ſowohl durch eine gute Wirthſchaft, als durch das Anſehen, welches ihm ſeine Klugheit und Biederkeit bei Hoch und Nieder verſchaffte. Aber alles zerfiel wieder nach Lütolds Tod; denn von ſeinen Söhnen verſezte nicht nur Johann die ganze Herrſchaft Gutenburg an die Edlen von Hohenfels, ſondern Diethelm ſtürzte ſich in eine ſolche Schuldenlaſt, daß er genöthigt war, ſogar das thiengiſche Mannlehen an das Hochſtift Konſtanz aufzuſenden.

Zu Nellenburg ſaßen ſeit Graf Mangold, jenem Neffen Erzbiſchof Brunos von Trier, noch vier Geſchlechter bis zum Ausgange des Hauſes. Sein gleichnamiger Sohn hatte im Jahr zwölfhundert fünf und achzig die Vogtei des Kloſters und der Stadt Schafhauſen an den Abt daſelbſt verpfändet, und unter ſeinem Enkel Eberhard dem Alten gieng eine Reihe von nellenburgiſchen Gütern in fremde Hände über. Eberhard erzeugte mit ſeiner Gemahlin Urſula, einer Tochter des Burggrafen zu Nürnberg, fünf Kinder, wovon aber nur Graf Konrad einen Sohn hinterließ, der als reſignirter Biſchof zu Konſtanz verſtarb, alſo daß die Erbſchaft von Nellenburg an den Gemahl ſeiner Tante Margaretha fiel. Dies war der Freiherr Eberhard von Thengen, welcher ſofort den gräflichen Titel annahm und ſich Landrichter im Hegau nannte.

Außer der thengiſchen Familie mochte wohl die bodmanniſche das größte Anſehen in der untern Seegegend behaupten. Sie blühte ſtets in vielen Gliedern und beſaß den Ruf einer beſondern

Ritterlichkeit. Im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts war Konrad das Haupt des Hauſes. Dieſer ſaß einſt im Kreiſe ſeiner Familie und nächſten Sippen auf der Burg zu Bodmann, und feierte einen fröhlichen Tag. Da umzog ſich der Himmel mit Gewitterwolken, und ein Blizſtrahl ſchlug in den Thurm, und entzündete augenblicklich alle Gebäude. Die Geſellſchaft zerſtreute ſich in beſinnungsloſer Angſt und Verwirrung durch die Gemächer und wurde ſämmtlich ein Raub der Flammen. Die Amme aber hatte die Geiſtesgegenwart, ihren Säugling, den einzigen Sohn des Burgherrn, mit weichen Betten in einen Keſſel zu packen, und den Berg hinabrollen zu laſſen, wodurch er glücklich gerettet wurde. Und dieſer Knabe ſoll nun der Stammhalter des bodmanniſchen Geſchlechtes geworden ſeyn durch die Tochter des Herrn von Klingen zu Hohentwiel, mit welcher er den Johann erzeugte, den Wiederherſteller des abgebrannten Stammhauſes, und Johann Georg, einen gewandten Herrn und Geſchäftsmann, den Vater des berühmten Landſtürzers von Bodmann.

Nach dem Ausgange des einen Aſtes der Freiherren von Wartenberg erſcheinen die Barone von Zimmern neben dem Hauſe Fürſtenberg als der vornehmſte Adel der ſüdlichen Baar. Denn durch die rohrdorfiſche Erbtochter Anna erwarb Herr Werner im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts zu den alten Stammgütern am Neckar noch die Herrſchaft Möskirch. Unweit dieſer Stadt, in dem Thale eines Nebenwaſſers der Ablach, dem Orte Rohrdorf gegenüber, ſieht man noch die Trümmer von der gleichnamigen Burg, dem einſtigen Size eines uralten Grafengeſchlechts, zu deſſen Beſizungen in der umliegenden Gegend namentlich der Flecken Möskirch gehörte. Jene Anna, der lezte Sproſſe aus dem rohrdorfiſchen Geblüt, ſtarb auch kinderlos, und ihr Gemahl Werner verehlichte ſich hierauf mit einer Freyin von Gundelfingen, die ihm einen Sohn gebahr, welcher das zimmeriſche Freiherrengeſchlecht fortgepflanzt hat.

Die Grafſchaft Heiligenberg war, wie wir gehört haben, ſeit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts in der Hand des Hauſes Werdenberg. Dieſes ſtammte aus dem rhätiſchen Rheinthal und blühte in drei Zweigen, nämlich rother, weißer und ſchwarzer Fahne, wovon die Grafen der leztern als Beſizer der Grafſchaften

Heiligenberg, Pludenz und Sonnenberg ein nicht geringes Anſehen unter dem oberſchwäbiſchen Adel behaupteten. Aber ein mannigfaches Unglück nöthigte ſie, das Rheinthal an Oeſtreich zu verkaufen. Wegen Heiligenberg hatten ſie im Jahr dreizehnhundert zwei und achtzig einen Grenzſtreit wider die Reichsgrafſchaft Ravensburg. Da verſammelte Herr Hans von Elerbach als Landvogt im Namen des Burggrafen von Nürnberg, die älteſten Herren und Ritter aus der Umgegend zur Kundſchaft, und nach ihrer Ausſage wurde ſofort beſtimmt, die heiligenbergiſche Landmark ziehe ſich von Riedhauſen an der Oſtrach aufwärts, dann über das Gebirg nach Altenbruck an der Schuſſen, und mit dieſer hinab an den Bodenſee.

Fünftes Kapitel.

Schilderung der kirchlichen Verhältniſſe unſerer Gaue im vierzehnten Jahrhundert.

Der öffentliche Zuſtand im deutſchen Reich war ſeit dem zwölften Jahrhundert durch das Städteweſen ungemein verändert worden. Und wie wohlthätig erſchien dieſe Veränderung! Mit Freude ſieht man den Geiſt der Freiheit ſich in verjüngter Geſtalt aus den ſtädtiſchen Mauern über die Nation verbreiten, nachdem der Adel und die Geiſtlichkeit ihre Aemter und Waffen zur Erringung unerhörter Vorrechte und zum Ruin des Landvolkes benüzt hatten, und während ſie jezt ſelbſt das Bild eines immer traurigern Zerfalles darbieten. Die leztere zumal mußte von dem an ſinken, da ſie ſich mit irdiſchem Gute überſchüttet ſah, und bei der unantaſtbaren Heiligkeit ihrer äußern Würde die innere zu ſehr vergaß. Hiezu kam die immer verderblichere Richtung der Hierarchie überhaupt. Denn der Pabſt, urſprünglich ein bloſer Biſchof, aber durch den Einfluß, welchen Rom als ehemalige Weltſtadt noch fortwährend beſaß, bald das oberſte Haupt der

abendländiſchen Chriſtenheit, der heilige Vater, und der Statthalter Chriſti auf Erden, mißbrauchte dieſe erhabene Stellung zu Planen einer unbegrenzten Herrſchſucht. Wo war jener alte apoſtoliſche Eifer? An ſeiner Stelle ſah man allzuoft nichts als Ehr- und Geldgeiz; allzuoft galt nicht mehr die Verbreitung des göttlichen Lichtes, ſondern eine unbedingte Herrſchaft, und die Religion wurde erniedrigt zu Mitteln der Geiſtestyrannei und Finanzſpekulation. Aber dieſer Mißbrauch rächte ſich. Die Bettelmönche, welche der Pabſt zur Beförderung ſeiner Intereſſen errichtet hatte, und die zwiſtigen Wahlen, welche die Folge der Herrſchſucht waren, veranlaßten Skandale vor den Augen der Welt, deren Eindruck die Gemüther zu tief erſchütterte, als daß das Anſehen der Hierarchie nicht hätte fallen müſſen. Seit dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts wohnte der Pabſt in ſchmählicher Abhängigkeit von dem franzöſiſchen Hofe zu Avignon, und als er nach ſiebzig Jahren den alten Siz wieder einnahm, entſtund das große Schisma, oder die vierzigjährige Kirchenſpaltung, wo zwei und drei Päbſte zugleich, jeder den andern als Kezer und Lügner verdammte!

Wir haben gehört, wie die Biſchöfe durch den römiſchen Stuhl ſchon früher in ihren Rechten beſchränkt worden waren. Dieſe Beſchränkungen nahmen mehr und mehr zu. Denn während ehedem der Kaiſer die ſtreitigen Wahlen entſchieden hatte, that es jezo der Pabſt; an ihn wendete man ſich um Aemter und Vergünſtigungen; an ihn liefen unmittelbar bald die meiſten Prozeſſe, da man ſonſt die Inſtanz der Biſchöfe und des Erzbiſchofs zu Mainz nicht hatte umgehen dürfen, und in hundert und hundert Streitigkeiten miſchten die päbſtlichen Rechtsſchirmer ihre Hand. Zu Konſtanz waren ſchon die nächſten Nachweſer Biſchof Heinrichs von Klingenberg päbſtliche Aufdringlinge. Da ſich nämlich bei dem Tode Heinrichs, im Jahre dreizehnhundert und ſechs das Kapitel über die neue Wahl getrennt hatte, verwarf Pabſt Klemens der Fünfte die beiderſeitigen Kandidaten, und ſchickte den Gebhard von Bennar aus Avignon, einen zwar nicht ungelehrten Mann, der aber weder deutſch verſtund, noch ſich in die Landesſitten zu finden wußte. Und als nach vierzehn Jahren auf den Hinſcheid Gebhards die eine Parthei den Probſt Heinrich von

Klingenberg wählte, während ihm die andere Herrn Heinrich von Werdenberg entgegenſezte, erhielt abermals ein dritter durch päbſtliche Gunſt die ſtreitige Würde. Es war Graf Rudolf von Montfort, welcher nun ſeine Dankbarkeit gegen den Pabſt dadurch zu erkennen gab, daß er an alle Kirchen des konſtanziſchen Sprengels die Aufforderung erließ, jeden Sonntag von der Kanzel herab König Ludwig den Baier als einen mit dem Bann belegten Kezer zu verkündigen. Aber ſein Eifer wurde vergeſſen, da er den Gebannten nach dem Tode Friedrich des Schönen mit ganz Oberdeutſchland als Reichsoberhaupt anerkannte; der Pabſt belegte ihn nun ſelbſt mit dem Banne, wovon er auch nimmer befreit wurde, ſo daß man ſeinen Leichnam in ungeweihter Erde zur Ruhe beſtattete.

Rudolfs Nachfolger Nikolaus, ein ebenſo gewandter als gutdenkender Mann, welchen die Herzoge von Oeſtreich zum Statthalter der Vorlande gebraucht hatten, behauptete ſich nun mit Gewalt gegen Albrecht von Hohenberg, dem es gelungen war, in Avignon die päbſtliche Beſtätigung zu erſchleichen. Als um jene Zeit ein großer Brodmangel im Lande entſtund, war Biſchof Nikolaus die Zuflucht aller Armen der ganzen Nachbarſchaft; er ſtarb, von unzähligen Thränen des Dankes begleitet, im Jahre dreizehnhundert vier und vierzig. Von den nachfolgenden Biſchöfen haben die meiſten ſich ſklaviſch unter das Joch des Pabſtes geſchmiegt, und keiner iſt durch löbliche Thaten beſonders merkwürdig. Ulrich, aus dem konſtanziſchen Bürgergeſchlechte der Pfefferhard, verdient eher den Namen eines Geizhalſes, als eines ſparſamen Fürſten, und ſein Nachweſer Johann von Windeck mochte am öſtreichiſchen Hofe wohl ein geſchickter Kanzler ſeyn, und in Fehden ein tapferer Degen; aber das Verdienſt eines geiſtlichen Vorſtehers gebührt ihm nicht. Als er nach dem Ausgang der lezten Herren von Markdorf dieſe Stadt als ein erledigtes Reichslehen in ſeine Hand gebracht, ermordete ihn ein Anverwandter des erloſchenen Hauſes, im Jahre dreizehnhundert ſechs und fünfzig einſt während dem Nachtmahl. Sein zweiter Nachfolger, der Abt Heinrich von Einſiedeln, welcher durch Intriken auf den biſchöflichen Stuhl gelangt war, und von den Bürgern zu Konſtanz als ein Feind ihres Gemeinweſens gehaßt wurde, ließ aus

Rache wegen Entdeckung ſeiner Schandthaten den konſtanziſchen Domprobſt ermorden, und veräuſſerte hernach, um die Summe des Sühngeldes zuſammen zu bringen, eine Reihe hochſtiftiſcher Beſizungen. Es folgte ihm ſein Neffe Mangold, der durch dieſelben ſchlechten Künſte Biſchof ward, und denſelben Charakter bewies. Als einſt etliche Fiſcher von Konſtanz die Grenze ihres Waſſers überfuhren, und in dem Gebiete des Kloſters Reichenau, wo Mangold zugleich Abt war, ihre Neze auswarfen, ließ er ſie von ſeinen Kriegsknechten einfangen und ſtach ihnen mit eigener Hand die Augen aus. Da erhob ſich die ganze Fiſcherzunft und zerſtörte ihm ſein Schloß Schopfeln mit mehreren Höfen. Er aber ſelbſt machte kurz hernach durch einen tödtlichen Sturz vom Pferde ſeinem Gegenbiſchof Nikolaus von Reichenburg Plaz, einem überaus verſchwenderiſchen Prälaten, nach deſſen Reſignation das Hochſtift ſo verarmt war, daß ſich Friedrich von Nellenburg durch die Einſicht der Finanzen veranlaßt ſah, die empfangene Inful wieder abzulegen.

In dieſem Zuſtande fand Biſchof Marquard von Minden das Hochſtift Konſtanz, als er zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts zu deſſen Vorſteher berufen wurde. Und welcher Schluß läßt ſich nun auf die Geiſtlichkeit des konſtanziſchen Sprengels machen? Aber die Thatſache übertrifft unſere Erwartung noch. Zunächſt die Domherren und Domkapläne führten mit ihren Mezen, Pferden und Hunden ein ſo üppiges Junkerleben, daß das Volk ein ſolches Aergerniß nur aus Gewohnheit ertrug. Auf dem Lande befanden ſich die meiſten Pfarreien in der Hand der Kirchherren, welche für weniges Geld einen Leutprieſter hielten, und mit dem Einkommen entweder Wucher trieben, oder es verſchwendeten. Unter dem niedern Klerus mochte es wohl noch manchen frommen und biedern Mann geben; aber ein großer Theil war eben ſo roh als unwiſſend. Und die Klöſter endlich gewährten beinahe überall den traurigſten Anblick. Die Zeitverhältniſſe hatten es mit ſich gebracht, daß die Konvente bei ihren Abtswahlen mehr auf eine hohe Abſtammung und ritterliche Eigenſchaften ſahen, als auf Gelehrſamkeit und geiſtliche Tugenden, und ſo erſchienen die meiſten Prälaten wie weltliche Herren mit allen Fehlern des damaligen Adels. Jagden, Fehden, Gelage, Landfahrten und

dergleichen waren größtentheils ihre Beſchäftigung. Dadurch zerrütteten ſie ſittlich und ökonomiſch ihre Stifte; denn was konnte man von gemeinen Mönchen erwarten, wenn ihr Vorſteher nicht beſſer war, oder ihnen gar ein ausſchweifendes oder laſterhaftes Leben zum Beiſpiele gab?

Dieſe Uebel hatten beſonders und am früheſten auf der Reichenau eingeriſſen, und wurden vergrößert durch viele äußere Unfälle des Kloſters. So war ums Jahr dreizehnhundert ſechs und zwanzig, in dem Krieg der Gegenkönige Ludwig und Friedrich, der Abt Diethelm von Graf Heinrich zu Fürſtenberg gefänglich aufgehoben worden, und kam nicht eher wieder los, als bis er vierhundert Mark Silbers bezahlt und den Söhnen des Grafen mehrere Grundſtücke zu Lehen übergeben hatte. Und das Stift, worein man „nur Leute von erlauchtem, edlem oder freiem Stande aufnahm, welche mit gebührendem Aufwande zu leben gewohnt waren“, wie eine alte Schrift bemerkt, ſah ſich dadurch ſo ſehr herabgebracht, daß ihm auch der Pabſt durch Verleihung der Pfarrei Ulm in nichts wieder aufzuhelfen vermochte. Am Schluſſe des dreizehnten Jahrhunderts betrugen die reichenauiſchen Renten kaum noch drei Mark Silbers, ſo daß Abt Werner von Roſeneck, der Nachweſer Biſchof Mangolds, keine eigne Tafel mehr halten konnte, und täglich auf ſeinem kleinen Schimmel nach Niederzell ritt, wo er beim Pfarrer um ein geringes Koſtgeld ſpeiste. In dieſen Zerfall gerieth während drei Jahrhunderten ein geiſtliches Stift, welches ehedem ſechszehnhundert Köpfe und über dreihundert adelige Vaſallen gezählt, faſt in allen ſchwäbiſchen Gauen und bis hinein gegen Rom zerſtreute Grundſtücke und Rechte beſeſſen hatte, deren jährlicher Geſammtertrag ſich auf die Summe von nicht weniger als ſechszigtauſend Gulden belief!

Die Abteien Petershauſen, Salem, Rheinau, Sankt Georgen, Sankt Peter, Sankt Trutbert, Thennenbach und Ettenheimmünſter nahmen den gewöhnlichen Fortgang, mehr auf Bewahrung und Ausdehnung ihres irdiſchen Beſiztbumes bedacht, als auf den ächten Flor einer geiſtlichen Anſtalt. Während jene erſten Kloſtervorſteher die geiſtigen Schäze ihrer Zeit mühevoll in Bücher ſammelten, hinterließen um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts die Aebte von Thennenbach und Schuttern große Kloſterurbarien,

und der Abt von Rheinau einen prächtigen Pergament-Codex, worin die Lehnleute ſeines Stiftes verzeichnet waren.

Mehr Liebe der Gelehrſamkeit herrſchte zu Sankt Blaſien, wo der Geiſt weiland Abt Berngers noch nicht völlig verſchwunden ſchien. Wenigſtens erweckte ein großer Brand, welcher im Jahr dreizehnhundert zwei und zwanzig bis auf das Archiv alle Gebäude und Habſchaften hinwegfraß, eine lebhafte Thätigkeit in Wiederherſtellung auch der Bibliothek, und mehrere Mönche lieferten litterariſche Arbeiten. Einer ſammelte in vier ſtarken Bänden die brauchbarſten Stellen aus den Schriften der heiligen Väter zum Behufe der Tiſchleſungen; ein anderer verfaßte nach vorhandenen Urkunden und Sagen eine ausführliche Geſchichte des Stiftes, und der Konventual Otto von Krozingen ſezte die Chronik des gleichnamigen ſanktblaſiſchen Abts bis zum Jahre dreizehnhundert zwei und dreißig fort. Doch war der Chordienſt viel zu ſtreng, als daß dieſe Beiſpiele gelehrten Fleißes beſondere Nacheiferung hätten finden können; der gewöhnliche Mönch ſah nur in Bußübungen und Gebeten ſeine Beſtimmung. Schon um Mitternacht ſang man im Chore die Gradualpſalmen, worauf vor der Morgendämmerung die Matutin oder das Frühgebet mit den Laudes und Suffregien folgte. Alle Betſtunden wurden mit den Familiar-Pſalmen begonnen, und dieſe zur Faſtenzeit von den Brüdern auf den Knieen verrichtet, während die Schüler mit dem Angeſichte vor dem Altar auf der Erde liegen mußten. Noch ſtrenger machten den Chordienſt die faſt zahlloſen Verbrüderungen und geſtifteten Jahrszeiten, da bei jeder derſelben, wie für jeden verſtorbenen Mitbruder, ein voller Monat lang das ganze Seelenamt gebetet wurde. Außerdem beſuchte man täglich die Altäre, Kapellen und Gräber mit Umzügen, wie man ſogar jede gemeinſchaftliche Handlung, das Eſſen, Trinken, Spazieren und Arbeiten mit Gebeten anhub und beſchloß! Zu Gengenbach ſuchte der vortreffliche Abt Lambrecht, welcher zugleich kaiſerlicher Kanzler war und die drei Bisthümer Brixen, Straßburg und Bamberg verwaltete, mit löblichſtem Eifer die ſeit Abt Benedikt verfallene Zucht und Gelehrſamkeit wieder in Aufnahme zu bringen; aber er fand unter den Konventherren einen allzu widerſpännigen Geiſt,

und legte aus Verdruß über mancherlei Kränkungen endlich die äbtliche Würde nieder, wie auch die biſchöfliche zu Straßburg.

Das Stift Schuttern war ſeit ſeiner Erneuerung unter jenem trefflichen Abt Hermann „durch Unruhen, wie an den Pabſt berichtet wurde, durch mancherlei feindliche Ueberfälle benachbarter Großen, beſonders von der Parthei König Ludwig des Baiern in eine ſo traurige Lage gerathen, daß der Abt und Convent im Staube der äuſſerſten Armuth ſchmachteten, und aus Mangel der nöthigſten Bedürfniſſe das Kloſter verlaſſen und in der Fremde elend ihr Brod betteln mußten.“ Der Pabſt ſuchte dem Gotteshauſe durch Einverleibung der Pfarreien Sasbach, Kürzel, Zunsweier und Köndringen wieder aufzuhelfen; aber ſchon im folgenden Jahr erlitt es, wie wir gehört haben, nach Eroberung der Feſte Schwanau durch die Straßburger einen neuen Stoß, und überhaupt von ſeinen Kaſtvögten zu Geroldseck noch immer manche Bedrängniß. Doch hob ſich der Wohlſtand unter Abt Iſenbert, gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, ziemlich wieder, und die Nachweſer dieſes für die Freiheiten und Rechte ſeines Kloſters beſonders beſorgten Prälaten leiſteten nicht minder das ihrige, um Schuttern zu ſeinem ehemaligen Wohlſtand und Anſehen zurück zu führen.

Das traurigſte Schickſal aber ergieng über die Abtei Schwarzach. Kaum war den Bedrückungen der Kaſtvögte von Windeck durch König Rudolf ein Ende gemacht, und durch den Biſchof von Straßburg dem geſunkenen Wohlſtand wieder etwas aufgeholfen, als im Jahre zwölfhundert neun und neunzig ein Brand ausbrach, welcher die meiſten Wohnungen verzehrte, nebſt der Bibliothek, den Altären, den Glocken und allem Ornat der Kirche. Nur mit vieler Mühe gelang es dem damaligen Abte Dietrich, durch Beihilfe von Ablaßbriefen und frommen Spendungen innerhalb dreier Jahre die nöthigſten Gebäude wieder herzuſtellen; fortan vermochte das Kloſter mehr nicht, als etliche über zwanzig Mönche zu erhalten. Und nachdem Dietrichs erſter Nachfolger es noch dahin gebracht hatte, die ſchwarzachiſche Kaſtvogtei von dem Hauſe Windeck frei zu kaufen, begab ſich unter dem zweiten, daß während der Kriege König Ludwigs das Stift wiederholt von feindlichen Horden überfallen, geplündert, und endlich

abermals ein Raub der Flammen wurde. Lange Jahre blieb Schuttern hierauf in dem ärmlichſten Zuſtande; denn der neue Bau hatte eine große Schuldenlaſt veranlaßt, und die Einkünfte der Pfarrei Doſenheim, welche der Biſchof von Straßburg dem Kloſter überließ, war eine geringe Stüze zu ſeiner Wiederaufnahme. Der Abt Johann ſah ſich genöthigt, einige der beſten Kirchengüter zu veräußern, ſelbſt in die Hände von Juden, und wenn unter ſeinen nächſten Nachweſern der eine oder andere auch mit glücklicherm Eifer für die Wohlfahrt des Stiftes arbeitete, ſo war es noch im folgenden Jahrhunderte zu vielen Beeinträchtigungen und Kämpfen ausgeſezt, um ſich völlig zu erholen.

Die Gotteshäuſer Allerheiligen, Frauen- und Herrenalb wurden durch ihre Lage in der Abgeſchiedenheit des Gebirges mehr vor den Kriegsunruhen geſchüzt, und nahmen einen auch ſonſt weniger geſtörten Fortgang. Zu Gottesau hingegen ſtürzte die Sittenloſigkeit der Vorſteher und Mönche das Stift in eben den Ruin, welchen Schwarzach größtentheils durch äußere Unfälle erfuhr. Es hatte während des vorigen Jahrhunderts unter dem kräftigen Schirme der Markgrafen von Baden in ſeinem Wohlſtande ſo zugenommen, daß ſelbſt die Gründung neuer Dörfer von ihm ausgieng. Aber „im Jahre tauſend dreihundert vier und fünfzig, ſchreibt ein gottsauiſcher Mönch, war die Armuth unſeres Kloſters unglaublich; denn es ſchuldigte vier und zwanzig Pfund Heller, hatte weder Wein noch Frucht, unterhielt kaum zehn Ochſen, acht Schweine, drei Pferde und zwei Schaafe; beſaß nur drei Betten ohne Decke, und in der Küche nur ſechs Häfen und ſechs kleine Schüſſeln.“ Da ſezte Markgraf Rudolf der Wecker den Bruder Johann Abſchlag von Durlach, einen ſehr klugen und thätigen Mann, an die Seite Abt Bertholds, um die Regelzucht und den Wohlſtand wieder aufzurichten. Dies geſchah durch Verminderung der Brüder und durch eine geordnete Sparſamkeit im Haushalte. Billig folgte Johann nach dem Tode Bertholds in der erledigten Abtswürde, die er ſo glücklich verwaltete, daß ſein Kloſter in wenig Jahren ſich auf dem Wege zu neuem Flor und Anſehen befand, und mit freudiger Dankbarkeit feierte man nun das Andenken Markgraf Rudolfs, als des zweiten Stifters von Gottesau. Aber durch die nachläßige Verwaltung des

zweiten Nachweſers von Abt Johann zerfielen Wohlſtand und Ordnung abermals, und die Abtei erreichte das fünfzehnte Jahrhundert im hilfloſeſten Zuſtande.

Weniger zerrüttet und oft noch in froher Blühte finden wir die Gotteshäuſer der rheinpfälziſchen Länder. Das Benediktiner Frauenkloſter Neuburg zum Beiſpiel hatte ſeit ſeiner Unterwerfung unter den Biſchof zu Worms einen ruhigen Fortgang. Unter eben dieſer Obſicht blühten wenigſtens in irdiſchem Wohlſtande noch glücklicher die reiche Ziſterzienſer Abtei Schönau und das Kollegialſtift zu Mosbach. Nur zu Sinsheim wurden die Mönche im Genuß ihrer großen Einkünfte oft zu übermüthig und ſchwelgeriſch, um nicht in die Gefahr des Verderbens ihrer Ordensbrüder von Gottesaus zu gerathen.

Dieſer Zerfall der Kirche und aller wahren Würde bei ihren Dienern, welcher von den damaligen Volksdichtern häufig mit grellen Farben geſchildert wurde; die Abirrung von der einfachen Lehre des Weltheilandes, der Mißbrauch der heiligen Schriften und geiſtlichen Gewalt, der ſcheinheilige Hochmuth der Pfaffen und Mönche neben den Aergerniſſen ihres ſittenloſen Wandels, ihre Herrſch- und Habſucht, all' dies gab vielen ernſthaften oder ſchwärmeriſchen Gemüthern Veranlaſſung genug zur Abtrünnigkeit von der herrſchenden Glaubensweiſe. Immer iſt der Verfall der Religion die Mutter der Myſtik und der Kezer. Schon ſeit früherer Zeit beſtund in verſchiedenen Gegenden Deutſchlands unter dem Namen der Brüder des freien Geiſtes, der evangeliſchen Armuth, der Begharden und Beginen, eine Sekte, welche den katholiſchen Gottesdienſt größtentheils für eine Abweichung vom ächten Sinne der Bibel hielt; denn ſie verachtete den Buchſtaben und gab den Worten eine myſtiſche Deutung. Als nun das Aergerniß der avignoniſchen Päbſte und der folgenden Spaltung des päbſtlichen Stuhles, als das Zerwürfniß aller kirchlichen Verhältniſſe in Domſtiften und Klöſtern ſo ſehr überhand nahm, erhob ſie ſich zahlreicher als je, und wir finden auch bei uns viele Bekenner derſelben. Von ihr mochte es auch hauptſächlich ausgehen, als man gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts allenthalben Prophezeiungen hörte von ſchrecklichen Stürmen und Erſchütterungen der Erde, von Krankheiten, von Seuchen, und von

Austilgung der Pfaffheit durch die Auferſtehung Kaiſer Friedrich des Zweiten.

Wirklich war es, als ob die Menſchheit ein Vorgefühl des kommenden Elendes gehabt hätte; denn im Jahre dreizehnhundert drei und vierzig geſchah ein ſchreckliches Erdbeben, alsdann entſtund durch Mißwachs, wie wir erwähnt haben, eine allgemeine Hungersnoth, und bald darauf jene unerhörte Peſt, welche die damaligen Zeitſchriften mit dem Namen des großen Todes bezeichnen. Sie war durch Kaufleute aus dem Morgenlande nach Italien gekommen, und verbreitete ſich von da über ganz Europa mit ſolcher Wuth, daß in wenig Jahren zwei Drittel der europäiſchen Menſchheit hinweggerafft wurden. Beſonders wüthete ſie in den Städten, von denen mehrere ganz verödet ſind. Zu Villingen allein ſtarben gegen viertauſend, zu Konſtanz, Freiburg, Offenburg und Heidelberg eine gleiche oder nicht viel geringere Zahl, in Baſel ſogar vierzehn- und in Straßburg ſechzehntauſend Einwohner! Dieſe allgemeine Noth und Schreckniß hatte auf die Gemüther der Menſchen eine verſchiedene Wirkung; die einen überließen ſich der ungezügeltſten Schwelgerei, während andere ſich einſam verſchloſſen, und wieder andere in großen Geſellſchaften betend, ſingend und ſich geißelnd das Land durchzogen. Man nannte dieſe leztern Flagellanten, Flegler oder Geißler, und ſchloß ſich ihrem Zuge um ſo zahlreicher an, je mehr die ſtrafende Heimſuchung des Himmels die Gläubigen zu religiöſer Schwärmerei erhizte.

Ueber die Urſache der ſo fürchterlichen Peſtſeuche herrſchten bei einzelnen aufgeklärten Männern mancherlei Muthmaßungen, im Volk aber war es nur eine Stimme, daß die Juden durch Vergiftung der Brunnen ſie veranlaßt hätten. Unläugbar laſtete auf dieſem Geſchlecht eine ſehr ſchwere Schuld; denn der erbliche Haß, den ſie ſeit ihrer Zerſtreuung durch alle Welt gegen die Chriſtenheit mit morgenländiſcher Rachegluht im Herzen trugen, ihre gewiſſenloſe Habgier und der ſcheußliche Aberglaube, daß ſie von Zeit zu Zeit unſchuldiges Chriſtenblut vergießen oder trinken müſſen, veranlaßten eine Reihe von Schandthaten und Verbrechen, welche den Abſcheu gegen ſie wohl rechtfertigen mochten. So zum Beiſpiel wird erzählt: „Im Jahre zwölfhundert ſieben und ſechzig

erkauften die Juden zu Pforzheim von einem verwahrlosten alten Weibe ein ſiebenjähriges Mädchen, und brachten es an einen heimlichen Ort. Hier verſtopften ſie ihm den Mund, und öffneten ihm dann die Adern, um das Blut aufzufangen. Und nachdem das Kind unter dieſer Marter geſtorben war, warfen ſie den Leichnam in das Waſſer und beſchwerten ihn mit großen Steinen; aber ein Schiffer entdeckte denſelben und die gräuliche Geſchichte kam bald an den Tag, worauf man ſowohl die Mörder als die Verkäuferin der gerechten Strafe des Rades überlieferte." Aehnliche Kindermorde erzählen auch die Chroniken von Ueberlingen, von Engen, Villingen, Endingen, Kenzingen und andern Städten, wo zum Theil noch die Unterſuchungsprotokolle darüber vorliegen. Wäre das alles bloſe Erdichtung geweſen? Den jüdiſchen Wucher zu jener Zeit aber ſchildert das baſeliſche Rathsbuch. „Alle Chriſtenheit merket hier, heißt es darin, wie uns die Juden mit ihrem Wucher unſer Gut abnehmen. Wer zehn Gulden von ihnen leiht, und wöchentlich zwei Heller für jeden zinſet, ſchuldet in zehn Jahren eine Summe von beinah zwanzigtauſend Gulden Hauptgut. Darum darf Niemand fragen, wo der Chriſten ihr Geld hinkomme; die unſeligen Höllenhunde, die Juden, die Tag und Nacht darauf ſinnen, wie ſie uns verderben wollen, gewinnen es uns mit ihren aufſäzigen Liſten ab, und ſenden es auſſer Land." Wirklich waren die mäckleriſchen Umtriebe der Juden ohne Grenzen, und ihre Frechheit um ſo größer, je mehr ſie von Königen und Fürſten aus verſchiedenen Urſachen beſchüzt wurden. War es nun ſo auffallend, wenn man damals argwöhnte und behauptete, daß ſie damit umgegangen ſeyen, durch Vergiftung der Brunnen die Chriſtenheit zu vertilgen? In Konſtanz, Ueberlingen, Freiburg, und noch in andern Städten fand man die Giftſäcklein in den Brunnſtuben, und es wurde aktenmäßig erwieſen, daß ſolche von den Juden gelegt worden ſeyen. Grauſam, und oft unmenſchlich war freilich die Verfolgung, welche ſie deßwegen in den Städten und auf dem Lande erlitten. Denn das empörte, und von den Pfaffen oder von den Geißlern noch mehr aufgereizte Volk erhob ſich faſt allenthalben mit äußerſter Wuth, vertrieb die Juden, brannte ihre Wohnungen nieder, und die Oberkeiten zogen ihre Güter ein. Das Elend

der Verfolgten war unbeſchreiblich. An vielen Orten verſchloſſen ſie ſich in ihre Synagogen und Häuſer, und zündeten ſolche ſelber an, wie zu Konſtanz, wo dadurch noch vierzig andere Wohnungen ein Raub des Feuers wurden!

Wie wenig ſich aber das Zeitalter durch dieſe Strafe des großen Todes gebeſſert habe, zeigten uns ſchon die Biſchöfe zu Konſtanz und die meiſten damaligen Aebte unſerer Klöſter. Der niedere Klerus fuhr fort in ſeiner Unwiſſenheit und in einer mönchiſchen Strenge oder ungeiſtlichen Ausſchweifung das Volk zu verfinſtern, oder aufzureizen, oder zu ärgern und abzuſtumpfen. Es gab eine große Anzahl abergläubiſcher Vorſtellungen und Gebräuche, und überall wurden Wunder geſucht und entdeckt, welches bald auch eine Menge von Wallfahrten veranlaßte, deren Aufnahme die Päbſte durch Ablaßbriefe möglichſt beförderten. So wird erzählt, im Jahre dreizehnhundert dreißig habe zu Walddürn ein Prieſter während der Meſſe den Kelch mit dem heiligen Blute aus Unachtſamkeit umgeſtoßen, und nun wäre augenblicklich das Bild des Heilandes in blutrother Farbe auf dem Corporale erſchienen, welches der erſchrockene Prieſter zuſammengepackt und lange Zeit ängſtlich verborgen hätte, endlich ſey es aber entdeckt und ſofort in der Pfarrkirche zur öffentlichen Verehrung des geſchehenen Wunders ausgehängt worden. In kurzer Zeit war auch Walddürn durch den Zulauf des Volks einer der berühmteſten Wallfahrtsorte, wie er es bis auf dieſen Tag geblieben iſt. Am meiſten benüzten die Mönche den Wunderglauben jener Zeit, und es gab bald kein Kloſter mehr, welches nicht ein wunderthätiges Heiligenbild oder eine wunderkräftige Reliquie aufzuweiſen hatte.

Während des vierzehnten Jahrhunderts vermehrte ſich auch das Mönchsweſen faſt bis in's Unzählige. Es entſtunden Orden der verſchiedenſten und abentheuerlichſten Art, wozu nun noch jene Begharden und Beginen, und die Bruderſchaft der Geißler kamen. Beide Sekten wurden zwar auf Veranlaſſung des Kaiſers vom Pabſte verboten; aber alle Verſuche der Unterdrückung halfen wenigſtens bei den erſtern nichts. Sie ſchlichen ſich überall in die Städte ein, oder lebten auf dem Lande in eignen Häuſern. Wir finden ſie in den meiſten unſerer Gegenden, wie zu Altenburg im Kleckgau, in der Stadt Waldshut, bei Kirchzahrten und zu

Gundelfingen im Breisgau. So hatte das eheloſe und verſchloſſene Leben oder das Mönchthum damals ſeine größte Verbreitung erlangt, und nach dem Gange aller menſchlichen Einrichtungen hiemit auch ſchon deſſen Zerfall begonnen durch hundertfache Auswüchſe, Mißbräuche und Verderbniſſe. So lang die Mönche noch Laien waren und arm, ſo bebauten ſie fleißig den Geiſt wie den Boden; aber der Reichthum und die prieſterliche Würde haben ihr Weſen vergiftet. Seit dem dreizehnten Jahrhundert leiſteten die Klöſter wenig mehr. Die größern giengen zu Grund, während die kleinern auf nichts dachten, als die Geldnoth des verarmten Adels zu benuzen. Was vordem die frommen Vermächtniſſe eintrugen, thaten jezt glückliche Ankaufe und Pfandſchaften. So erblickten die adeligen Geſchlechter jezt ihre Güter größtentheils in der todten Hand der Klöſter, und billig mochten ſie dieſe daher auch als ein Verſorgungsinſtitut für ihre nachgebornen Söhne und unverehlichten Töchter betrachten!

Sechstes Kapitel.

Von den damaligen Verhältniſſen des Adels und der Städte in unſern Gauen.

Das vierzehnte Jahrhundert iſt der Zeitraum, worin ſowohl die adeligen als die ſtädtiſchen Verhältniſſe ſich für eine lange Nachkommenſchaft bleibend geſtalteten. Denn während ſich Herzoge, Grafen, Pfalz-, Land- und Markgrafen durch Erringung der Landeshoheit und Abrundung ihrer Gebiete zu ſelbſtſtändigen Fürſten erhoben, bildete ſich neben ihnen eine unmittelbare Reichsritterſchaft, und unter ihnen ein gemeiner Landadel. Die Städte dagegen vollendeten die Entwickelung ihrer Verfaſſungen, ihres politiſchen und moraliſchen Gewichts, ihrer Sitten und Denkungsart als eines beſondern zwiſchen der Geiſtlichkeit, den Fürſten,

dem Adel und Landvolk ruhenden Mittelſtandes. Die unmittelbare Reichsritterſchaft beſtund hauptſächlich aus den Trümmern der alten Grafen- und Freiherrengeſchlechter, welche es verſchmäht hatten, bei den Fürſten, Stiften oder Städten in abhängige Verbindungen zu treten. Der Landadel aber entwickelte ſich größtentheils aus ehemaligen Dienſtleuten oder Miniſterialen. Denn durch den Zerfall der alten freiheitlichen Verfaſſung fieng ſich, wie wir bemerkt haben, der Dienſt an, zu adeln. Die erſte Gelegenheit dazu gaben die reichen Stifte, da mancher Herr von edler Geburt es ſich zur Ehre rechnete, in der Gefolgſchaft eines Biſchofs oder Prälaten zu glänzen, oder durch Armuth genöthigt wurde, gegen Empfang eines Lehenſtückes in Dienſtverhältniſſe zu treten. Und nun geſchah es, nach menſchlicher Weiſe, daß im Verlauf der Zeiten auch der ehedem unfreie Dienſtmann mit dem freien und edlen in den gleichen Rang der Ehre geſtellt wurde, oder daß ſich die urſprünglichen Begriffe des geburtlichen Unterſchieds mehr und mehr vermiſchten, und in den allgemeinen eines ſogenannten niedern oder Dienſtadels zuſammenſchmolzen. Hiezu trug eben der Feudalismus und die Ritterwürde das meiſte bei, indem dieſe den Dienſtleuten den Eintritt zum Turnier eröffnete, wie ihnen jener zu Lehnherrſchaften verhalf. Der niedre Adel ahmte ſofort den höhern in allem nach; er erbaute ſich Burgen und Seßhäuſer, ſchrieb ſich davon her, legte ſich den Namen edel bei, und hielt meiſt auch ſeine Unter- oder Afterlehnleute. Glückliche Heirathen und Ankaufe, kaiſerliche Vergünſtigungen und hunderterlei andere Umſtände vollendeten endlich dieſe Standeserhöhung, und es trat als Gegenſaz der Landherren und Reichsritter die eigenthümliche Genoſſenſchaft des landſäßigen oder Landadels hervor. Die Zahl deſſelben war überaus groß, namentlich auch bei uns, wo im Hegau die Edlen von Bodmann, von Friedingen, von Homburg und von Klingenberg zu den bekannteſten gehörten, wie im Kleckgau die von Balm, von Erzingen, Grießheim und Jeſtetten, in der Baar die von Munolfingen, von Hardeck und von Trieberg, im Albgau die von Blumeneck, Münchingen, Thanneck, Hauenſtein und von Wieladingen, im Breisgau die Edlen von Staufen, von Baden, Falkenſtein und Keppenbach, in der Ortenau die von Staufenberg, Schauenburg und Windeck,

in der Markgrafſchaft die Edlen von Remchingen und von Enzberg, die Edelknechte von Staffurt und Hofwarth, und in den pfälziſchen Landen endlich die Herren von Hohenſtett, die Ritter von Weinheim und Handſchusheim, die Edelknechte von Wiesloch, Rieſen und Weinsberg.

Immerhin waren aber die urſprünglich freien Geſchlechter, ſelbſt die unter den gemeinen Landleuten, eiferſüchtig auf dieſe Emporkömmlinge aus dem unfreien oder dienſtbaren Stande. Es gab noch lange Zeit gewiſſe Rechtsverhältniſſe, wo der freie Bauer mit ſtolzem Selbſtgefühl einen Vorzug vor dem Edelherrn behauptete, und die Nachkommen der alten Dynaſtenfamilien, als ſie die ehemaligen Dienſtmannen mit dem Ehrennamen edel bezeichnet ſahen, legten denſelben ab, und führten wieder ihren urſprünglichen Standesnamen frei, wie bei uns die Herren von Thengen, von Roſeneck, von Krenkingen, von Röteln und Schwarzenberg. Dieſe freiherrlichen Geſchlechter kamen aber, wie wir geſehen haben, mehr und mehr herab, und verkauften ihre Vogteien und Herrſchaften größtentheils an die Fürſten, Domſtifte und Klöſter oder an den niedern Adel. Nichts war damals ſo verwickelt, wie die Vogteiverhältniſſe; denn durch Theilung, Erbſchaft, Kauf und Schenkung gieng die anfangs in einer Perſon vereinigte Vogtei über die Leute und Güter eines Kloſters, einer Kirche, oder einer freien Gemeinde nach und nach in verſchiedne Hände über, ſo daß oft nicht nur jedes Dorf ſeinen eignen Vogtherrn, ſondern wohl mehrere zugleich beſaß. Das Vogtrecht aber beſtund in der niedern Gerichtsbarkeit, während die hohe von den Landgerichten und Fürſten gehandhabt wurde. In dem mittlern und untern Theile unſeres Landes kauften die Markgrafen von Baden und die Pfalzgrafen bei Rhein die meiſten Vogteien zuſammen, und befeſtigten eben dadurch die fürſtliche Macht ihrer Häuſer, wie es ſpäter auch in den obern Gauen theilweis die Herzoge von Oeſtreich gethan haben.

Es iſt ſchon erwähnt worden, wie ſich der Adel immer häufiger den öffentlichen Gerichten entzog, und ſeine Streitigkeiten durch gewählte Schiedsrichter entſcheiden ließ. Dieſes waren in den verſchiednen Gegenden gewöhnlich die älteſten, biederſten und klügſten Herren, und einige davon haben ſich einen ſolchen Ruf

der Rechtskenntniß und Unpartheilichkeit erworben, daß man ſie oftmals ſehr weit her und in den mannigfaltigſten Prozeſſen zu Richtern berief, wie zum Beiſpiel den Freiherrn Leutold von Krenkingen, welcher bis gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts bei Sühnen, Richtungen und Verträgen nicht nur der einheimiſchen Klöſter und Edelfamilien, ſondern ſelbſt der Fürſten von Oeſtreich und der ſchweizeriſchen Eidgenoſſen als Mitrichter oder Obmann erſcheint. Ein gleiches allgemeines Vertrauen beſaßen auch die Markgrafen von Hachberg, und es iſt das ſchönſte Lob dieſes Hauſes, daß daſſelbe während der ſtürmiſchen Zeiten des vier- und fünfzehnten Jahrhunderts eine Menge erbitterter Streithändel durch ſeine Bemühungen friedlich verglichen hat.

Andern Ruhm erwarben ſich noch viele von Adel als Dichter und Sänger; denn die Liebe zur Poeſie war noch keineswegs erloſchen. Beſang nicht auf der lieblichen Mainau im Bodenſee der Komthur Hugo die Abentheuer ſeiner Jugend? Er war der Sohn Herrn Arnolds von Langenſtein, eines reichenauiſchen Lehnmanns. Als damals der Pabſt einen neuen Kreuzzug betrieb, wozu auch der Abt von Reichenau ſeine Vaſallen und Dienſtleute aufbot, ergriff Hugo, wie die Sage erzählt, für ſeinen gebrechlichen Vater das Schwerdt und ſchloß ſich dem Zuge an. Aber es kam bald die Nachricht zurück, daß er im heiligen Lande verwundet und gefangen worden ſey. Da floh ſeine Geliebte, ein Fräulein von Bodmann, in ein Kloſter, um vor der Zudringlichkeit ihrer vielen Freier geſichert zu bleiben, bis Hugo durch ihr Gebet aus den Feſſeln errettet und heimgekehrt ſeyn würde. Er indeſſen, durch die Leiden einer langen und harten Gefangenſchaft ermüdet, that das Gelübde, in einen geiſtlichen Ritterorden zu treten, wenn ihm der Herr die Freiheit ſchenke. Und nachdem er dieſe endlich auch erhalten und den heimathlichen Boden wieder betreten hatte, war ſein erſtes Geſchäft, ſich unter die Deutſchritter aufnehmen zu laſſen, worauf er mit ſeinen Ordensbrüdern gegen die heidniſchen Preußen zog, während ſeine Geliebte in frommer Entſagung den Schleier nahm. Seine ſpätern Jahre aber verlebte Hugo als Komthur auf der Inſel Mainau, welche ſein Vater dem Orden vermacht hatte, und verfaßte hier die Erinnerungen ſeines wechſelvollen Schickſals in eine Reihe von Liedern und Geſängen;

man beſizt noch die meiſten dieſer Dichterwerke, und eines davon, worin das Leben der heiligen Martina beſungen wird, enthält allein mehr als dreißigtauſend Verſe.

Auch zogen viele junge Adelige entweder aus häuslicher Armuth, oder aus innerm Drang nach Abentheuern in fremde Länder. Man weiß, daß ſchwäbiſche und rheinländiſche Ritter nicht nur häufig die Züge wider die Ungläubigen mitmachten, ſondern auch in Frankreich, England und Dänemark bei Königen und Fürſten Dienſte nahmen, während andere ganz planlos die weite Welt durchzogen, um Proben ihrer Tapferkeit und Stärke zu beſtehen. Einer der berühmteſten dieſer irrenden oder fahrenden Ritter war jener Hans von Bodmann, welchen man eben deswegen den Landſtürzer nannte. „Die Begierde nach Abentheuern, ſagt der Beſchreiber ſeines Hauſes, trieb ihn überall hin; er beſuchte die Höfe der entfernteſten Könige und Fürſten, war überall wohl gelitten, und gab überall Beweiſe ſeines Heldenmuths. Es iſt ein ganzes Buch über ſeine Fahrten vorhanden. Nachdem er die Welt genugſam geſehen, begab er ſich an den Hof des Kaiſers und that ſich auch hier ſo hervor, daß er bei Jedermann in großem Anſehen ſtund. Er ſtarb zu Wien, vom ganzen Hofe wie von ſeinem Hauſe ſchmerzlich betrauert.“ Der Adel überhaupt aber ſuchte ſich auf den Turnieren hervorzuthun. Er war auf ſeine Turnierfähigkeit beſonders ſtolz und eiferſüchtig, ſeitdem die Städte und Fürſten angefangen hatten, auch aus den niedern Ständen ihre Krieger zu nehmen; denn da der Adelſtand das Recht der Waffenführung nicht mehr als Privilegium ausſchließlich beſaß, ſo wollte er ſich wenigſtens die kaſten- oder zunftmäßige Kunſtfertigkeit darin bewahren, welche auch um ſo enger auf den Turnierplaz beſchränkt wurde, je mehr die alte feudaliſtiſche Kriegsmanier durch das neuerfundene Schießgewehr ihre Anwendbarkeit in offenem Felde verlor. Bei jeder beſondern Feierlichkeit wurden von dem Adel glänzende Turniere gehalten, wo man neben ſeiner Waffenkunſt auch die Pracht ſeiner Kleidung zur Schau trug. Der größte Theil liebte dieſes gefährliche Vergnügen leidenſchaftlich, und es gab viele Ritter, welche ſich ein eigentliches Geſchäft daraus machten, von Turnier zu Turnier zu ziehen, und ſich jedem Theilnehmer zum Kampfe anzubieten.

Grobe Mißbräuche konnten nach dem damaligen meiſt rohen und ausſchweifenden Geiſte des Adels hiebei nicht ausbleiben, und unter dem Schein des Spieles verfolgten Neid und Rachſucht nur allzuoft ihre Opfer; es ſind Turniere bekannt, wo man gegen zehn Todte und Hartverwundete aus den Schranken trug.

Aber um wie viel verächtlicher noch und ſchlechter erſcheint der damals wieder mehr und mehr überhandnehmende Raubadel! Die Thronſtreite König Ludwigs und König Karls, der Schlegler- und Städtekrieg, und die ſchwache Verwaltung König Wenzels waren ganz geeignet, dieſes Unweſen in vollen Schwung kommen zu laſſen. Wir haben geſehen, wie ſelbſt der große Freiherr von Geroldseck zu Schwanau das Handwerk gemeinen Straßenraubes trieb. Und nun die kleinen Edelherren, welche durch ihre Armuth genöthigt waren, vom Stegreiſe zu leben! Es gab kaum eine Gegend unſeres Großherzogthums, wo damals nicht ein ſolcher Raubritter ſich umgetrieben hätte. Im Hegau machten die Herren von Friedingen und von Homburg, wie auch die Barone von Thengen durch ihre Fehden faſt alle Straßen unſicher; in der Baar erzählt die Sage von dem wilden Hardeker, der aus ſeinem Raubneſt an der Wutach die Reiſenden anrannte und niederwarf, und von den Söhnen ſogar jenes Herrn von Krenkingen lauerte einer zwiſchen Thiengen und Waldshut auf vorbeiziehende Kaufleute. Am frechſten aber trieb ſolchen Straßenraub das Geſchlecht der Herren von Falkenſtein im Höllenthal. Von ihrer faſt unzugänglichen Felſenburg aus erſpähten ſie den durch die enge Bergſchlucht vorbeiziehenden Wandrer, fielen auf ihn herab, und beraubten ihn ſeines Gutes; ja, ſie ſchlichen ſich nächtlicher Weile ſogar in die benachbarten Höfe, und ſtahlen den Bauern das Vieh. Viele Jahre lang hatte beſonders Herr Werner mit ſeinem Bruder Künlein durch Räubereien, Diebſtähle, Einbrüche und ſelbſt durch Mordthaten die Gegend unſicher gemacht, als folgender Vorfall die endliche Zerſtörung der Falkenburg herbeiführte. Ein falkenſteiniſcher Unterthan aus dem Kirchzahrter Thal war mit ſeinem Schwiegerſohn, einem armen Hinterſäßen von Freiburg, ſo zerfallen, daß er ſich von Ritter Dietrich, dem ältern Bruder Herrn Werners, bereden ließ, denſelben gefänglich auf das Schloß zu bringen. Als dies geſchah, wußte ſich die ſchwangere Frau

des Gefangenen mit hinein zu ſtehlen; man legte ſie aber gekettet in eine Stube, wo ſie andern Tags ganz hilflos ein todtes Kind gebar. Während ſie nun entlaſſen wurde, und nach Kirchzahrten gieng, um das Kind zu begraben, berieth man ſich zu Falkenſtein über ihren Mann, und ſtürzte ihn zulezt vom höchſten Punkte der Burg in den Abgrund hinab. Einige Tage hernach erfuhr die Frau das Schickſal des Unglücklichen. „Da gieng ſie, wie die Verhörsakten erzählen, mit ihrem kranken Leib von Freiburg wieder gen Falkenſtein unter die Burg, an die Halde, und ſuchte da ihren Mann, und fand ihn auch zerſchmettert und modernd, und zog ihn herab an den Weg, und ſchuf da, daß er begraben ward im Falkenſteiner Thal zu Sankt Oswalds Kirchen.“ Hierauf aber trat das verlaſſene Weib mit dem vollen Schmerze ihres Verluſtes racherufend vor den Rath zu Freiburg, und dieſer zögerte nicht, vom rothweiliſchen Hofgerichte über Falkenſtein die Acht zu erwirken, und ſofort das Raub- und Mordneſt durch die Stadtmannſchaft zerſtören zu laſſen. Solches geſchah im Winter tauſend dreihundert und neunzig, und ſeither ſchauen die Trümmer von Falkenſtein als Zeugen jener Gräuel und der erfolgten Rache, zwiſchen Tannen und Geſträuch traurig auf den Wandrer herab.

Um dieſem empörenden Unweſen des täglichen Kriegs, Raubes und Mordes zu ſteuern, traten nicht allein die ſtädtiſchen Gemeinden in Bündniſſe zuſammen, ſondern die Herren vom Adel ſelbſt, und errichteten unter ſich jene Ganerbſchaften, von denen wir bereits gehört haben. Aber nur kurze Zeit gewährten dieſelben Sicherheit; denn die adeligen Sitten waren ſo verwildert und der Fehdegeiſt herrſchte ſo allgemein, daß die Ganerbenſchlöſſer, anſtatt der Schuz ihrer Bewohner und Umgegend zu ſeyn, nicht ſelten entweder erbitterten Krieg veranlaßten, oder ſelbſt wieder in Raubſchlöſſer ausarteten. Man erinnert ſich an die Fehde zwiſchen Markgraf Rudolf dem Dritten von Baden und Biſchof Berthold von Straßburg wegen der ſtaufenbergiſchen Ganerbſchaft. Während nun das Schloß Staufenberg in ſeinen Trümmern lag, flüchtete ſich der Ganerbe Friedrich Bock, welcher ums Jahr dreizehnhundert zwei und dreißig mit den Straßburgern in Fehde lag, nach Schauenburg, und brachte dadurch auch dieſe Ganerbenfeſte in die Noth einer Belagerung. Der Handel wurde jedoch ver-

mittelt, und Reinbold von Staufenberg erhielt auf Verwendung des Herzogs von Oeſtreich eine Summe Geldes zur Wiedererbauung ſeines Schloſſes. Als nun aber um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts Ruter von Staufenberg mit ſeinen Anhängern einen Enkel Biſchof Bertholds meuchelmörderiſch erſchlug, zogen die ſtiftſtraßburgiſchen Dienſtmänner abermals vor Staufenberg und machten es aufs neue dem Boden gleich. Ruter war der lezte ſeines Geſchlechts, mit deſſen Name aber die ſtaufenbergiſchen Ganerbenfamilien Bock, Hummel, Kolb, Schenk, Stoll und Wiedergrün noch fortwährend erſcheinen.

Nachdem die Feſte Keppenbach mit der Herrſchaft Freiburg an Oeſtreich übergegangen war, machte auch der dortige Adel „zu ſeiner wahren Sicherheit, wie eine alte Nachricht ſich ausdrückt, ein Ganerbenhaus aus der Burg und nahm die von Staufenberg, gleichwie die von Stühlingen, von Landeck und die Bärnlapp von Bollsweil zu ſich in Gemeinſchaft und Burgfrieden.“ Bald aber wurde dadurch die umliegende Landſchaft ſo ſehr beunruhigt und beſchädigt, daß Herzog Leopold der Stolze im Jahr dreizehnhundert ſechs und neunzig das Schloß belagern und ſchleifen ließ. Solche Mißbräuche entſtunden aus den Ganerbſchaften des Adels, und ein damaliger Dichter hat ſie mit bitterer Satyre durchgegeißelt. In der Ortenau und im Kraichgau indeß hatten ſie doch den Nuzen, daß ſich während des folgenden Jahrhunderts die Vereine der ortenauiſchen und kraichgauiſchen Ritterſchaft aus ihnen entwickelten, zwei Anſtalten, wodurch der Landfriede theilweis nicht wenig befördert wurde.

Siebentes Kapitel.

Fortſezung und Beſchluß des Vorigen.

Wie ſehr auch ein Theil des Adels mit den ſtädtiſchen Gemeinweſen in Verbindungen zu treten ſuchte, wie viel adelige Familien hohen und niedern Ranges entweder ſich in den Städten

haushäblich niederließen, oder Burgrechte und Schuzbündniſſe mit denſelben errichteten, oder gar bei ihnen Kriegsdienſte nahmen, eben ſo heftig wurden ſie von einem weit größern Theile gehaßt. Der Anblick ihrer aufblühenden Macht und Reichthümer mußte bei dem ſchmerzlichen Gefühle ſeines zerfallenden Glücks den angeerbten Stolz auf Vorzüge des Geblütes und Standes bitter genug verlezen und ſtacheln. Hiezu kam noch ein gewiſſer Uebermuth des jugendlichen Bürgerthums, der oft ſehr unbillig, aber bei den damaligen Sitten und Verhältniſſen eine natürliche Folge jenes ſchnellen und kräftigen Aufblühens war. Seit langem hatten ſich die Städte auch in faſt täglichen Fehden mit ihren adeligen Nachbarn feindlich zerworfen und deren feſte Schlöſſer bedroht. Während nun viele Herren vom Adel ihre Eiferſucht und Rache durch einzelne Fauſtſtreiche, durch Weglägereien und dergleichen an dem verhaßten Bürger ausließen, verbanden ſich andere zu größern gemeinſchaftlichen Unternehmungen. So war die Reichsſtadt Pfullendorf den umliegenden Edelleuten längſt ein Dorn im Auge. Gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts kam ihr Haß zur Reife; ſie machten zuſammen den Anſchlag, ſich in drei Haufen der Stadt zu nähern und in einer Nacht auf drei Seiten unfern der Thore verborgen zu halten, bis Morgens die ſtädtiſche Viehheerde ausgetrieben werde, wo dann der eine Haufe dieſe unverſehens hinwegnehmen, und die beiden andern in die Stadt dringen ſollten, während die Bürger herausgeeilt wären, um ihr Vieh zu retten. Aber das Glück begünſtigte die Pfullendorfer. Ein alter redlicher Nachbar der Stadt, jener Werner von Zimmern, welcher die Herrſchaft Möskirch erheirathet hatte, erfuhr den geheimen Anſchlag des Adels, und theilte ihn ſeiner Gemahlin mit, worauf dieſe ein Brieflein ſchrieb, ſolches in einen Brodlaib verbarg, und mit demſelben durch einen vertrauten Diener dem Stadtammann überſchickte. Als nun der beſtimmte Tag der Ausführung erſchienen war, und der eine Haufe des Adels ſchon die Viehheerde überfallen hatte, fanden die beiden andern die Thore verrammelt und die Bürgerſchaft bewaffnet hinter den Mauern. Von dem an feierte die Stadt Pfullendorf jährlich den Tag ihrer Rettung mit einem ſogenannten Hochmahl, zu welchem neben dem Stadtammann, dem Bürgermeiſter, den Räthen und achtbarſten Geſchlechtern, zur

dankbaren Erinnerung an die freundnachbarliche Hilfe jedesmal der älteſte Herr von Zimmern eingeladen wurde.

Durch ſolche Unternehmungen, die ihm meiſt auch ebenſo mißlangen, verlohr das Anſehen des Adels noch mehr gegen die Städte, welche ſich durch Schuz- und Hilfsbündniſſe ſtärkten, wo ſie nicht einzeln mächtig genug waren. So erſchienen bei uns während des vierzehnten und folgenden Jahrhunderts, von verſchiedner Dauer und Wirkung Bündniſſe der Städte am See, am Oberrhein, im Breisgau und am Mittelrhein, gleichwie jene Ganerbſchafts- oder Burgfriedens-Vereine der adeligen Herren. Aber nicht nur unter ſich, ſondern meiſt auch mit den einheimiſchen Fürſten und ſelbſt wieder mit dem Adel verbündeten ſich die Städte, je nachdem ein gemeinſchaftliches Intereſſe oder eine gemeinſame Gefahr es verlangte. So errichteten ſchon im Jahre dreizehnhundert drei und dreißig die öſtreichiſchen Landvögte in Helvetien, im Elſaß und Breisgau mit den öſtreichiſchen Städten dieſer Länder einen Bund gegenſeitiger Hilfleiſtung in allen ihren Kriegen und Angriffen, welcher nachmals wieder erneuert wurde.

Bei all' dieſen äuſſern Umſtänden und Ereigniſſen wurde das innere Leben der Städte ungemein befördert. Wir haben geſehen, wie Freiburg, Kenzingen und Lahr die Geldnoth ihrer Herren zur Erweiterung ihrer Rechte und Freiheit benüzten. Zu Konſtanz machte ſich die Bürgerſchaft von dem Einfluße der Biſchöfe um ſo ſelbſtſtändiger, je mehr ihr dieſelben durch den Mißbrauch ihrer Gewalt und durch die Skandale ihrer Lebensart Gelegenheit verſchafften, ſich gegen ſie zu erheben. Ebenſo gewannen die Reichsſtädte Pfullendorf, Ueberlingen, Offenburg, Zell und Gengenbach durch kaiſerliche Gunſt und durch glückliche Erweiterung ihrer Verfaſſungen. Zu Pfullendorf namentlich wurde im Jahre dreizehnhundert drei und achtzig, von dem Bürgermeiſter, dem Rath und gemeiner Bürgerſchaft, in Anbetracht, daß in den Städten „gute Ordnung und rechter Gehorſam mit keinen Dingen beſſer, als mit gerechten, redlichen Zünften und Zunſtrechten zu erreichen und zu erhalten ſeyen", folgende Zunftverfaſſung eingeführt: „Die ganze Bürgerſchaft zerfällt in ſechs Zünfte, deren Meiſter aus den Handwerksleuten ſeyn müſſen, und zum kleinen Rath gehören, welcher mit dem Bürgermeiſter und eilf andern aus achtzehn Gliedern, wäh-

rend der große Rath aus ſieben Müſſiggängern, oder ſolchen, die kein Handwerk treiben, und aus ſieben Zünftigen mit dem Bürgermeiſter beſteht. Die Zunftmeiſter und Siebener ſollen jährlich durch Stimmenmehrheit gewählt werden; ſie hinwiederum ſezen den Bürgermeiſter und mit ihm den kleinen Rath oder die Achtzehner. Alsdann ſchwören ſie der Stadt, Treu und Wahrheit zu halten, ihr das Ehrbarſte und Wägerſte zu bereiten mit Sinnen und Gedenken, nach Gerechtigkeit zu richten dem Armen wie dem Reichen, und die Zünfte und Zunftrechte zu gewahren. Die Zunftmeiſter haben das Recht, in gemeiner Nothdurft ſich zu verſammeln und nach Gutdünken ſowohl einzelne Glieder des großen Rathes, oder die Siebener, oder die ganze Zunft zuſammen zu rufen. Bei beſondern Zunftangelegenheiten können ſie in der Rathsverſammlung auch einen Abſtand nehmen, um ſich beſonders zu bereden; über ihre Vorſchläge entſcheidet aber alsdann die Stimmenmehrheit des Rathes. Der große Rath darf ſich nicht von ſelbſt verſammeln, wenn aber im kleinen etwas von Wichtigkeit verhandelt wird, ſo mag es ihm ein Zunftmeiſter oder anderes Rathsglied vorbringen, und was er dann entſcheidet, ſoll in Vollzug kommen; über Dinge, welche die Freiheiten und Gerechtſamen der Stadt betreffen, entſcheidet jedoch nur die ganze Bürgergemeinde, und die Gerichte ſollen unabhängig vom Rathe ſeyn. Kein Handwerk darf ohne Wiſſen und Willen des Bürgermeiſters, des Raths und Zunftmeiſters ein Geſez oder eine Ordnung machen, welche für Stadt und Land etwa gefährlich wäre. Ein Fremder, der ein neues Handwerk in der Stadt treiben will, bezahlt nichts in die Zunftkaſſe; ſonſt muß jeder fremde Handwerker die Zunft erkaufen. Es darf auch keiner zwei Handwerke treiben, er kaufe ſich denn doppelt ein, und leiſte auch alles doppelt an Reiſen und andern Dienſten. Pfuſchern und Fälſchern darf die Zunft das Handwerk verbiethen, und der Rath mag ſie büßen. Auch ſoll er drei ehrbare Männer ſezen in jeder Zunft, die alle Sachen, ſo zu dem Handwerk gehören, beſchauen, vornehmlich bei den Brodbäckern und Mezgern. Wein ausſchenken, Salz und Eiſen feil haben darf jeder Bürger, und ohne etwas an die Zunft zu entrichten, aber er muß ſich ſtreng an die Sazungen halten, die ihm das Bürgerbuch vorſchreibt. Nach eben dieſen Geſezen haben ſich auch die

Müller, Weber und Gerber zu richten, und namentlich darf auf dem Markte kein Tuch verkauft werden, welches nicht die gehörige Breite hat, oder ſchlecht gewalkt iſt.“

Man ſieht, daß dieſe Verfaſſung die höchſte Gewalt auf das Volk übertrug, während die vollziehende beim kleinen Rathe blieb. Das Zunftweſen war überhaupt damals ein Inſtitut, welches der Gefahr einer allzu ariſtokratiſchen Stadtobrigkeit meiſt glücklich ſteuerte. Die Zünfte waren auch ein Erforderniß der Zeit und wurden nach und nach in allen Städten eingeführt. Wir finden ſie in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts zu Konſtanz und zu Freiburg erwähnt, wo die Zunftmeiſter in Verwaltung des Stadtgutes die Aufſicht hatten; zu Ueberlingen, wo von jeder Zunft eilf Ausſchußmänner mit der Stadtobrigkeit den großen Rath bildeten, und zu Kenzingen, wo man aus den Zünften acht ehrbare Männer in den Rath zu wählen pflegte. Am früheſten aber erſchien die Zunfteinrichtung zu Villingen; denn ſchon im Jahre dreizehnhundert vierundzwanzig wurden dort die Zunftmeiſter mit noch vier Beiſizern aus jeder Zunft in den Rath aufgenommen, welcher bisher aus vierundzwanzig Mitgliedern unter einem Schultheißen und Bürgermeiſter beſtanden hatte.

Und abgeſehen von dieſer politiſchen Beziehung, brachten die Zünfte nicht nur Ruhe und Ordnung, ſondern auch eine nüzliche Miſchung der verſchiedenen Bürgerſtände, ihrer Grundſäze und Sitten, eine ſtrenge Ehrbarkeit und einen ſichern Wohlſtand hervor, worüber man es gerne vergißt, daß ſie ihren Urſprung doch in einer engherzigen Abſchließungs- und Vortheilſucht hatten. „Was aber vollends, ſagt ein berühmter Geſchichtſchreiber, ein wahres Meiſterſtück derſelben genannt zu werden verdient, war die Erfindung und Einführung der Lehrjahre, der Wanderſchaft und des Probe- oder Meiſterſtücks. Denn es wurde dadurch dem Einſchleichen unreifer und ungeſchickter Handwerker vortrefflich vorgebeugt, und zog unzählige Vortheile nach ſich. Durch das Wandern zumal lernten die Handwerker die Erfindungen, Geſchicklichkeiten und Verbeſſerungen andrer deutſchen Länder unmittelbar kennen; ſie wurden geſchmeidiger, geſelliger, beſcheidner, vorurtheilsfreier, als ſie auſſerdem geworden ſeyn würden, und kamen mit manchem löblichen Vorſaze in ihre Heimath zurück. Auch wurde vorzüglich durch dieſe

unvergleichliche Erfindung der deutſche Kunſtfleiß in ganz Europa berühmt, und die deutſchen Arbeiten wurden im vierzehnten und den folgenden Jahrhunderten von England, Frankreich, Spanien und ſo weiter als die kunſtreichſten, geſchmackvollſten und zugleich dauerhafteſten verſchrieben.“ Für die Handwerker, welche zerſtreut in den Gaſſen und Gäßchen der Stadt umherwohnten, waren die Wochen- und Jahrmärkte ein großer Vortheil; denn an den Markttagen brachten ſie ihre Lebensmittel, Waaren und Geräthſchaften an öffentlichen Pläzen zuſammen, um dieſelben auf ihren Bänken feil zu biethen. Von dieſen ſtunden immer die gleichartigen nebeneinander, wie die Lederbänke, die Fleiſch- und Brodbänke, und für den Fall einer ſchlechten Witterung ſuchte man ſich ein Obdach, wodurch dann die Buden, Hallen oder Lauben aufkamen. Zu Freiburg gab es ſchon in den zähringiſchen Zeiten ſolche Bänke unter Lauben, und es ſind nachmals die ſteinernen Schwiebbogen oder Lukſtühle daraus entſtanden. Vielleicht haben nun gerade dieſe Anſtalten zur Entwicklung der Zünfte das meiſte beigetragen, indem die Hallen und Lauben als geſchloſſene Waarenlager herkömmlich an eine gewiſſe Anzahl von Handwerkern und Krämern vererbten, und ſo allmählig den Begriff und das Recht einer ausſchließlichen Theilnahme, einer Bruderſchaft, oder Einung erzeugen mochten. Jedenfalls aber, ſo groß auch ſpäter ihr Mißbrauch wurde, beförderten ſie damals den Handel und die Gewerbſamkeit, weil der Käufer die öffentlich neben einander feilſtehenden Lebensmittel und Arbeiten vergleichen und auswählen konnte, wodurch er ſelbſt kaufluſtiger, wie hinwiederum der Handwerker aufmerkſamer und betriebſamer gemacht wurde.

Die Zünfte hatten auch einen militäriſchen Zweck, wie wir bei Freiburg bemerkten, wo jeder Zunftmeiſter die Gewalt beſaß, ſeine Zunftgehörigen zu den Waffen zu rufen und mit ihnen auszuziehen in den Fehden der Stadt oder des Herrn. Und dieſe Einrichtung wirkte ſehr vortheilhaft auf die ſtädtiſchen Kriegsheere ein. Denn die Hauptkraft derſelben beruhte auf den Handwerkern, welche nach ihren Zünften geordnet, unter beſondern Fahnen oder Bannern mit Lanzen, Schwerdtern und Armbruſten erſchienen. Die reichern Handwerker waren wohl auch beritten, und größere Städte führten die Streitwagen ein, auf denen eine Anzahl geharniſchter Bür-

ger mit langen Speeren oder Gleven bewaffnet dem Feinde entgegenfuhr. Für wichtigere Fehden, wo die eigne Bürgerſchaft nicht zureichte, warben die Städte auch fremdes Kriegsvolk an, und es fand ſich immer eine Menge vom niedern Adel, welche des ſtädtiſchen Soldes froh war. So hatte zum Beiſpiel die Stadt Freiburg in dem Krieg wider ihren Grafen über fünfzig Ritter und Edelknechte mit deren Gefolge in Dienſt genommen, namentlich die von Stoffeln, Mekingen und Krenkingen zu Weißenburg, von Raitnau, Falkenſtein, Neufra, Sundhauſen, Schellenberg und von Erzingen, den Truchſäß von Dießenhofen, die von Heudorf, Waldek, Reiſchach, Landenberg, Tettingen, Goldenberg, Schienen und Tannheim. Bald gewann auch die ſtädtiſche Kriegsmanier das Uebergewicht über die feudaliſtiſche und turniermäßige des Adels, nicht durch eine geübtere Kunſtfertigkeit und vollkommnere Bewaffnung, aber durch einen patriotiſchern Geiſt und beſſere Grundſäze! Im Vertheidigungs- und Belagerungsweſen mußte ihnen der Adel weit nachſtehen. Sie beſaßen mancherlei Wurfzeug und wußten es je nach örtlichen und Zeitumſtänden glücklich zu gebrauchen, wie wir bei der Belagerung der Feſte Schwanau bemerkt haben. Ein Beiſpiel andrerſeits von einer ebenſo muthvollen als klugen Vertheidigung gaben ums Jahr dreizehnhundert drei und dreißig die Mörsburger, in dem Krieg des Biſchofs Nikolaus gegen den Vater ſeines Widerſachers von Hohenberg. Graf Rudolf nämlich zog mit bewaffneter Macht vor Mörsburg, wohin ſich der Biſchof mit ſeiner Mannſchaft geworfen hatte, und es gelang ihm, auch noch den König Ludwig mit einem Heere herbeizurufen. Beide begannen ſofort die Belagerung der Stadt in voller Zuverſicht einer baldigen Uebergabe, wenigſtens ſchwur der Graf, nicht eher abzuſtehen, bis er der Jungfrau Maria, als der Schuzheiligen des konſtanziſchen Hochſtifts, das Hemd vom Leibe genommen. Allein im Schloſſe befand ſich eine ebenſo geübte Beſazung, als hinter den Stadtmauern eine tapfere Bürgerſchaft. Durch geſchickten Gebrauch der Wurfmaſchinen und durch muthige Ausfälle wurde der Feind immer zurückgedrängt und oft empfindlich heimgeſucht. Namentlich bemächtigten ſich die Mörsburger mit ihren Raubſchiffen der feindlichen Frachtſchiffe, und führten ſie jubelnd davon, während aus Konſtanz ihnen täglich einige Getreideladungen glücklich zugebracht

wurden. Da rief ein Krieg den König nach Böhmen ab, und der hochtrozige Graf von Hohenberg mußte die über vierzehn Wochen lang geführte Belagerung unverrichteter Sache aufheben. So haben die bürgerlichen Waffen durch Muth und Klugheit und Ausdauer meiſt rühmlich gekämpft, und als vollends nach Erfindung des Schießpulvers durch den freiburgiſchen Franziskaner-Mönch Berthold Schwarz, das Geſchüz aufkam, brachten die Städte den Vortheil ganz in ihre Hände, indem ſie zur Anſchaffung von Kanonen, welche man damals Büchſen hieß, keine Koſten ſcheuten, während der Adel aus ritterlichem Stolze alles Schießgewehr verachtete. Die Freiburger, wie wir geſehen haben, gebrauchten ſolches ſchon im Jahre dreizehnhundert ſechs und ſechzig gegen die Burg ihres Grafen, und bald erſcheinen jene Büchſenmeiſter, um welche die Städte oft von Fürſten gebeten und beneidet wurden.

Die Fürſten hatten ſich überhaupt den Städten ſehr genähert, und ihnen bald aus Noth, bald aus dankbarer oder launiſcher Gunſt mancherlei Freiheiten und Vortheile eingeräumt. Was thaten nicht die Pfalzgrafen bei Rhein für das Emporblühen Heidelbergs? Aber die fürſtliche Obwaltung war auſſerdem der ſtädtiſchen Wohlfahrt ſeltener günſtig, als die ehemalige der kleinern Herren. Seit Villingen, Freiburg, Kenzingen und Waldkirch öſtreichiſch geworden, ſchritten ſie in ihrer Entwicklung nicht mehr oder nur wenig voran. Denn aus Eiferſucht gegen die Reichsſtädte und aus Furcht vor den Bündniſſen hielten die Fürſten ihre Städte auch bei aller ſcheinbaren Begünſtigung doch immer in engen Schranken und ließen gewöhnlich bei ihrem Regierungsantritte die Bürger feierlich ſchwören, ſich „mit ihrem Leib und Gut, mit Weib und Kindern von ihnen und ihren Erben niemals zu entfremden", wie ſolches im Jahre dreizehnhundert acht und vierzig Markgraf Rudolf der Weker von den Pforzheimern verlangt hat. Viele Städte ſeufzten auch unter der Laſt großer Schulden, welche entweder bei dem Wechſel ihrer Herrſchaft, oder durch Bürgſchaft und Uebernahme auf ſie gewälzt worden war. Freiburg zum Beiſpiel hatte ſich im Vertrauen auf die Großmuth Oeſtreichs für den Loskauf von Graf Egon in eine große Summe eingelaſſen und fand ſich am Ende getäuſcht. Zwar gewann das gemeine Weſen durch die Verminderung des einheimiſchen Adels in den Kriegen des Erzhauſes und durch

die Vertreibung der Juden an politiſcher und ökonomiſcher Selbſtſtändigkeit, aber jene Schuldenlaſt drückte zu ſchwer, als daß ein frohes Wiederaufblühen möglich war, und mit Recht darf man ſagen: „Freiburgs jugendlich kräftige und beinah ſelbſtſtändige Zeit iſt mit dem Uebertritte an Oeſtreich vorüber.“ Noch ſchwerer empfanden beide Städte Laufenburg die bei ihrem Anfall an Oeſtreich von der Herrſchaft Habsburg übernommenen Schulden. Schon früher hatten die dortigen Bürger ihre Mauern und Thürme ausbeſſern laſſen, um ſich gegen die Waffen ihrer Gläubiger zu ſchüzen, da ſie keine Zahlung leiſten konnten, weil der Graf das von ihnen entliehene Geld nicht aufzubringen im Stande war. So pflanzte ſich das Uebel fort, und die Herzoge waren endlich genöthigt, den Städten die Erhebung eines Wein-, Korn- und Fiſchumgeldes und den ausſchließlichen Salzverkauf zu erlauben, um ſie nur aus der nächſten und drückendſten Noth zu erretten. Auch zu Radolfszell hatten mehrere Herrſchaftsgefälle gegen ein Gelddarlehen müſſen verſezt werden; doch fanden ſich im Jahre dreizehnhundert ſechs und ſechszig die Herzoge auf Betrieb des Rathes mit den Gläubigern ab, und überließen der Stadt das Umgeld, den Laubenzins und Kornzoll, womit ſie „die Gräben, Thore, Ringmauern, Erker und Weighäuſer, Antwerch, Springolf, Weg und Steg, und andere wehrliche Dinge ausbeſſern und unterhalten ſoll.“

Nichts haßten die Städte mehr, als wenn ſie von ihren Herren zu Unterpfändern um geliehenes Geld in fremde Hände gegeben wurden. Und gerade war dies überaus häufig der Fall; denn nicht nur erſcheinen bei uns die Reichsſtädte Neuenburg, Breiſach, Offenburg, Zell und Gengenbach, wie wir geſehen haben, ſondern auch die meiſten öſtreichiſchen, badiſchen und pfälziſchen, biſchöflich konſtanziſchen und ſpeieriſchen Landſtädte als Pfandſchaften, bald ganz, bald zur Hälfte, bald zu einem Drittheil, oder in verſchiedenen Theilen zugleich bei verſchiedenen Inhabern, wie ſie denn oftmals auch theilweis wieder eingelöst oder vererbt wurden. Daß dieſer Wechſel, dieſer unbeſtimmte, prekäre und zerriſſene Zuſtand auf den Fortgang eines gemeinen Weſens ſehr nachtheilig einwirken mußte, iſt leicht erſichtlich, und manche Stadt hielt es für eine koſtbare Vergünſtigung, wenn der Fürſt ihre Freiheiten und Rechtſamen mit dem Verſprechen vermehrte, ſie auf

keine Weiſe mehr von ſeinem Hauſe zu entfremden, wie ſolches zum Beiſpiel die Radolfszeller von Herzog Leopold dem Frommen empfiengen. Gleichfalls ſehr verhaßt waren den Städten die fremden Gerichte. Sie wollten, wie die Klöſter, davon frei ſeyn, und nur vor ihren eignen zu Recht ſtehen. Daher bemühten ſie ſich auch immer, von den Königen eine ſolche Befreiung zu erhalten, und die Beſizer der Landgerichte führten deßwegen oft bittere Klagen. Von der Stadt Freiburg wiſſen wir, daß ſie dies Recht ſchon im vorigen Jahrhunderte beſeſſen habe; im Jahre dreizehnhundert und fünfzehn erhielt es Radolfszell von König Friedrich dem Schönen, wie vierzig Jahre ſpäter Markdorf von Karl dem Sechsten. Die meiſten Städte erwarben es aber von König Wenzel, welcher überhaupt mit den Reichsrechten eigentlich einen Handel trieb, um ſich nur Geld zu verſchaffen. So ertheilte er im Jahre dreizehnhundert acht und ſiebzig dem Freiherrn Hermann von Krenkingen eine Urkunde, worin er denſelben alſo „befreit und begnadet, daß fürbas Niemand mehr, wer es auch ſey, weder ihn ſelbſt und ſeine Erben, noch irgend Jemand von ſeinen Leuten, die da wohnhaft ſind in der Stadt Thiengen und in deren Gebiet, laden, vortreiben, fordern, anſprechen, beklagen, oder richten, oder über ſein Leib und Gut Urtheil ſprechen, oder ihn in die Acht bringen darf an dem rothweiliſchen Hofgerichte oder bei andern Gerichten und Landgerichten; ſondern wer den von Krenkingen oder einen ſeiner Leute und Bürger belangen will, der mag das thun vor dem Gerichte zu Thiengen, und dort ſein Recht empfangen, es wäre denn, daß ihm ſolches kund- und öffentlich verſagt würde, wo alsdann das Hofgericht zu Rothweil entſcheiden ſoll. Auch mag der von Krenkingen zu Thiengen geächtete Leute hauſen und halten, ſo viel er will, und wer derſelben einen anfällt, der ſoll nach Recht und Gewohnheit der Stadt gerichtet werden, ihr und den Ihrigen unſchädlich.“

So ſehr es eine Sorge der Städte war, Mauern und Thürme zu errichten und zu unterhalten, eben ſo ſorgſam dachten ſie auch auf Errichtung von Gebäuden für friedlichere Zwecke. Wir haben geſehen, mit welcher Aufopferung ſie den Bau ihrer Münſter betrieben; neben dieſen Hauptkirchen wurden auch kleinere oder ſogenannte Kapellen geſtiftet, oft von einzelnen Familien, und in

vielen Städten ſteuerte man immer noch freigebig genug zur Errichtung neuer Klöſter. Als eine vorzügliche Angelegenheit erſchien ſtets auch die Gründung eines ſtädtiſchen Spitals. Anfangs gab es nur ſogenannte Siechenhäuſer, welche außerhalb der Stadtmauern lagen, und für arme Kranke beſtimmt waren; die fortgeſchrittene Bevölkerung und Kultur machte aber ausgedehntere Anſtalten für das bedürftige und preſthafte Alter nöthig, und es wurden ſofort in der Ehre des heiligen Geiſtes eigentliche Spitalgebäude mit Wohnungen und einer Kirche geſtiftet, bald von einem Fürſten oder Herrn, wie in Lahr durch Walther von Geroldseck, in Villingen durch die Grafen von Fürſtenberg, in Pforzheim durch Markgraf Rudolf den Vierten von Baden, und in Heidelberg durch die Pfalzgrafen, oder von den Bürgerſchaften ſelbſt, wie zu Freiburg, Pfullendorf, Offenburg und Radolfszell, in welch' lezterer Stadt ſich die Bürger aus Mangel hinreichender Geldmittel um einen Kollekten-Brief an den Biſchof von Konſtanz wendeten, der ihnen im Jahre dreizehnhundert ſechs und achtzig ſolchen auch ertheilte, auf daß „der angefangene Spital zur Verpflegung armer Kranken, und zur Verrichtung anderer Werke der Barmherzigkeit“ ſeine Vollendung erreichen möge. Auch Rath- und Schulhäuſer wurden erbaut, und wegen der damals allgemein herrſchenden Sitte, ſich täglich zu baden, war die Errichtung von Badſtuben eine nicht weniger öffentliche Sorge.

Zwei Jahrhunderte waren bereits verfloſſen, ſeit die Städte bei uns ihren Anfang nahmen. Die ehedem ſchwankenden und verſchiedenartigen Verhältniſſe und Stoffe hatten ſich inzwiſchen vermengt, ausgeglichen und befeſtigt; Gewohnheit und Herkommen, wie längſt in der Religion, ſo nun auch in den häuslichen und Rechtsverhältniſſen ihr Anſehen geltend gemacht; die Verfaſſungen ſich ausgebildet und die ſtädtiſchen Sitten ihren beſtimmten Charakter angenommen, das heißt, es gab ſchon eine entſchieden ausgeprägte bürgerliche Lebens- und Denkungsart. Ein dankbar ehrendes Gedächtniß der Väter, unter welchen das gemeine Weſen entſtanden und aufgeblühet war, begleitete alle wichtigen Handlungen im öffentlichen und Privatleben; auf ſie wurde ſtets zurückgewieſen, und ihr Beiſpiel der emporwachſenden Nachkommenſchaft als Richtſchnur vorgehalten. Man darf ſagen: damals

war die goldene Zeit unſerer Städte! Es drückte ſich dies auch in den Sitten lebendig aus; ſie erſchienen einfach und ernſthaft, ohne düſter oder übertrieben ſtreng zu ſeyn. In religiöſen Dingen hielt man ſich gläubig an die kirchlichen Vorſchriften, beſuchte fleißig und mit frommem Anſtande den meiſt ſehr feierlichen Gottesdienſt, ſtiftete Jahrszeiten, und verrichtete andere gottgefällige Werke. Zur Verehrung der Heiligen erhoben ſich die meiſten Hände, und jede Stadt war ſtolz darauf, wenn ſie irgend eine Reliquie beſaß. Als man im Jahre dreizehnhundert und drei zu Schuttern den Leib des heiligen Offo entdeckte, ſtritten ſich die Endinger und Kenzinger ſo heftig darum, daß ſie beiderſeits das Kloſter beſtürmten, um ihn zu rauben, und es dem Markgrafen von Hachberg und dem Herrn von Geroldseck kaum gelang, die Sache gütlich beizulegen. An den Werktagen arbeitete man mit gewohnter Rüſtigkeit und Ausdauer, war aber in den Feierſtunden und in Zeiten allgemeiner Vergnügung alsdann auch um ſo geſelliger und froher. An der Kirchweih, und beſonders in der Faſtnacht überließ jeder ſein Herz völlig dem Genuß der Freude. Es war Sitte, ſich zu vermummen und einzeln irgend eine Rolle zu ſpielen, oder in Geſellſchaften umher zu ziehen. Solche Vermummte hieß man Narren, und ſie durften Jedermann ungeſcheut die Wahrheit ſagen, woraus dann die ſogenannten Narrengerichte entſtunden, welche alle von den Stadtbewohnern das ganze Jahr hindurch begangenen Thorheiten öffentlich verkündigten. Zu Stockach war das berühmteſte, weil es durch Herzog Albrecht den Weiſen von Oeſtreich, zum Andenken an einen im Jahre dreizehnhundert und fünfzehn von dem Hofnarrn Hans Kühne, einem gebornen Stockacher, ſeinem Bruder Leopold ertheilten Rath, urkundlich geſtiftet worden.

Neben den Handwerken und dem Handel blühten jezt auch Künſte und Wiſſenſchaft in den Städten, wie ehedem in den Klöſtern, die Baukunſt beſonders und die Glasmalerei, wovon die Beweiſe an den ſtädtiſchen Kirchen, Rathhäuſern und dergleichen noch hin und wieder zu finden ſind. Die älteſten Glasgemälde des freiburgiſchen Münſters reichen wohl über das vierzehnte Jahrhundert hinauf. Freilich iſt daran in Zeichnung und Schattirung noch wenig Kunſt; aber ihre genaue Zuſammenſezung

aus einer Menge von Glasſtücken und die herrliche Färbung derſelben verrathen wieder den unermüdeten und tüchtigen Sinn jener Zeit. Für die Wiſſenſchaft gieng damals das rechte Licht auf durch die Univerſitäten, welche zwar den Fürſten ihre Gründung verdankten, aber ohne die Städte ihre wahre Ausbildung und Pflege nicht würden erlangt haben. Bürgerlichen Schulunterricht finden wir damals ſchon in allen bedeutendern Orten, und es bildeten ſich allmählig die Keime einer bürgerlichen Literatur. Denn wie in den Klöſtern die Kalender, ſo gaben in den Städten die Rathsbücher den erſten Anlaß zu den Chroniken, worin alle merkwürdigen Veränderungen und Ereigniſſe der Stadt und Umgegend jahrweis verzeichnet wurden. Und während unter dem Adel die Liebe des Geſanges immer ſeltener wurde, giengen jezt aus den Städten immer zahlreichere Sänger und Dichter hervor, die bald eine eigene Zunft ausmachten. Einer der berühmteſten derſelben war Meiſter Walther von Breiſach, welcher im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts lebte, und verſchiedene Lieder voll frommen und ernſten Sinnes hinterlaſſen hat.

Dieſer Weg, welchen die ſtädtiſchen Gemeinweſen bis zu ihrer völligen Ausbildung zurückzulegen hatten, konnte natürlich nicht ohne innere Zerwürfniſſe und Erſchütterungen bleiben. Es mußte ſich irgend eine Partheiung bilden, und wenn ſolche nicht zwiſchen der gemeinen Bürgerſchaft und ihrer Oberkeit beſtund, wie zu Konſtanz, wo der Unwille im Jahr dreizehnhundert und ſiebzig einen furchtbaren Ausbruch nahm, ſo erzeugte ſie ſich durch den Ehrgeiz der vornehmſten und einflußreichſten Geſchlechter, oder durch den Haß der ärmern Bürger gegen dieſelben, wie in unſerer Nachbarſchaft zu Straßburg und Baſel, wo die Kämpfe der mühlenheimiſchen Parthei gegen die zorniſche, und der Geſellſchaft vom Pſittich gegen die vom Stern ein halbes Jahrhundert lang dauerten. In unſern eigenen Städten, zu Konſtanz, Pfullendorf, Freiburg, Villingen, Offenburg, Heidelberg und ſo weiter mochten ähnliche Partheiungen und Familienſtreite herrſchend ſeyn, wenn ſie auch eine ſo traurige Berühmtheit, wie jene, nicht erlangt haben.

Achtes Kapitel.

Von den damaligen Verhältniſſen und Zuſtänden unſeres Landvolks.

Die Klöſter, der Adel und die Städte hatten eine Zeit ihrer Blüthe und ihres vorherrſchenden Anſehens; dagegen das Landvolk befand ſich immerhin nur theilweis in einer blos mehr oder weniger milden und erträglichen Lage. Die natürliche Beſchaffenheit dieſes Standes ließ es auch nicht anders geſchehen; er bearbeitet das Erdreich und gewinnt ihm die Früchte ab, wovon die Nation ſich nährt. Dies mühſame Geſchäft nimmt ſeine ganze Zeit in Anſpruch, während andere Menſchen, einer ſolchen Mühſeligkeit überhoben, und entweder durch eine bevorzugte Stellung in der Geſellſchaft oder durch überwiegende Bildung des Geiſtes leicht Mittel und Gelegenheit finden, das Beſitzthum, die Arbeit und den Erwerb des Bauernſtandes gerade für ſich am meiſten zu Nuze zu machen. Und ſo mußte es kommen, daß die Geiſtlichen, die Edlen und die Bürger der Städte durch ein kaſtenmäßiges Zuſammenwirken unter begünſtigenden Zeitumſtänden jenes glänzende Uebergewicht über das Landvolk errangen. Aber ſie hatten auch ihre beſondre Aufgabe und ihre eignen Leiden, was im großen Ganzen die gedrücktere Lage des Landmannes mit ihrem vorübergehend beſſern Glücke wieder verſöhnt und ausgleicht.

Der deutſche Bauernſtand hat ſich, wie bemerkt worden iſt, aus der Menge des leibeigen und hinterſäßig gewordenen Volkes gebildet, wozu noch jene freien Gutsbeſizer kommen, welche ſich nicht zu den Vorrechten des Adels emporſchwingen konnten, oder vielmehr, welche durch Umſtände verhindert waren, ſich in dem vollen Genuſſe ihrer Freiheit zu erhalten, und ſie zu Anmaßungen zu mißbrauchen. Der bei weitem größere Theil waren die hinterſäßigen und zinsfälligen Bauern, welche aber durch den Feudalismus und ſpäter durch die römiſchen Rechtsgrundſäze mehr und mehr noch den Reſt ihrer Freiheit verloren, und häufig genug ebenfalls

in den dienſtbaren Stand der Leibeignen herabgedrückt wurden. Wir erinnern uns an jene Zeit, wo die deutſche Nation aus Familien beſtund, deren Häupter als freie Männer ſelbſtſtändig ihr Erbgut beſaßen, und nur abhängig waren von Gerichten, welche aus ihrer eignen Mitte hervorgiengen; und wir haben geſehen, wie frühe leider die Unterdrückung der kleinern Grundeigenthümer begann. Schon Karl der Große ſagt in einem Geſeze vom Jahr achthundert und eilf: „Wenn Einer ſein Gut dem Biſchof oder Abt, dem Grafen oder Richter nicht abtreten will, ſo ſuchen ſie jede mögliche Gelegenheit, ihn dazu zu nöthigen; ſie ſchicken ihn ſo oft gegen den Feind, bis er verarmt iſt, und nun aus Noth ſein Grundeigenthum ihnen übergeben oder verkaufen muß.“ Auf dieſe Art wurde ein Hauptelement der Freiheit, das Recht der Waffenführung, gerade zu ihrer Untergrabung am meiſten benüzt; denn die Koſten des Heerbanns waren für die ärmern Freien ohnehin eine Laſt, und die wohlhabenden geriethen durch Gewaltſtreiche und Plakereien bald in denſelben Fall. Hiezu kamen alsdann noch eine Reihe andrer Bedrückungen und Anmaßungen durch die bevorrechteten Stände, ſo daß in manchen Gegenden zulezt nur noch eine geringe Zahl von Familien übrig blieb, welche ein ächtes, lediges oder freies Grundeigenthum beſaßen. Namentlich hat die Geiſtlichkeit den Fall der freien Hofgüter befördert, nachdem es ihr gelungen war, das ehemals ſo hoch und ſtreng gehaltene Herkommen der Untheilbarkeit des Familien-Eigenthums zu untergraben, um die frommen Vermächtniſſe an ihre Klöſter und Kirchen dadurch zu vermehren.

Indeſſen aber haben ſich nach dem traurigen Zerfall der altdeutſchen Volksfreiheit und während aller nachfolgenden Veränderungen und Verſchlimmerungen des bäuerlichen Zuſtandes doch gewiſſe Hauptgrundſäze in den Rechtsverhältniſſen unausgetilgt, ſelbſt hin und wieder bis auf uns herab erhalten. Und ihr durch Alter und Gewohnheit geheiligtes Anſehen blieb in den Zeiten jener unerhörten Anmaßungen des Adels und der Geiſtlichkeit, für den Bauernſtand die Bürgſchaft eines doch nicht völlig der Willkühr ſeiner Herren preisgegebenen Zuſtandes! Was würde aus ihm geworden ſeyn, wenn er ſich hätte Verordnungen und Geſezen unterwerfen müſſen, die von ſeiner Obrigkeit ausgiengen? Damals

wußte man hievon glücklicher Weiſe noch nichts; denn alle Rechtsverhältniſſe wurden durch Vertrag, durch Abfindung oder Uebereinkunft beſtimmt, und das Volk war überall ſein eigner Richter. Darum erſcheint auch die Einführung des römiſchen Rechts als ein für unſere Nation ſo unglückſeliges Ereigniß, weil daſſelbe dieſen Grundſaz der Selbſtgeſezgebung und des Selbſtrichtens überall vernichtete, wo es den Sieg erlangt hat, da er doch allein vermögend war, die deutſche Freiheit vor einem gänzlichen Untergange zu retten.

Als die freien Grundeigenthümer ihre Höfe nnd Güter an die Kirchen und den Adel übergaben, geſchah dies unter gewiſſen Bedingniſſen, welche ſofort die Grundlage der Volksrechte wurden. Und zur Wahrung derſelben bildeten ſich aus den alten Hundert- und Zehntgerichten verſchiedene Dinggerichte, wo die Gerichtsgenoſſen unter dem Vorſize eines herrſchaftlichen Vogts, Meiers oder Kellers ſich ſelbſt ihr Recht ſprachen. Die Benennungen dieſer Gedinge wurden entweder von dem Vorſizer entlehnt, oder von ihrem Diſtrikte, oder auch von der Art der Güter, welche die Genoſſen derſelben inne hatten. So gab es Vogtgerichte, Meier- und Kellergerichte, gleichwie Zehnt-, Mark-, Hein- und Hubengerichte. In Beziehung auf die Zeit ihrer Abhaltung waren es überhaupt aber gebotene oder ungebotene, das heißt, es wurden die einen jährlich im Frühling und Herbſt zwei-, drei- oder viermal an beſtimmten Tagen unangeſagt abgehalten, während man andere unter dem ganzen Jahre je nach Nothdurft eines auſſerordentlichen Falles durch ein beſonderes Gebot zuſammenberief. Jene ſtändigen oder ordentlichen Jahrgerichte erſchienen daher immer als eine Gemeindeverſammlung, indem kein Eingeſeſſener ungeſtraft dabei fehlen durfte. Gehegt wurden ſie alle, wie die Landgerichte, von altersher unter freiem Himmel, an einer Landſtraße, oder auf einer Wieſe, oder in einem Garten, und die Richter ſaßen, von den Gerichtsgenoſſen in ehrerbiethiger Entfernung umgeben, in einem Halbkreiſe gewöhnlich unter einem ſchattigen Baum auf ihren beſtimmten Stühlen, den herrſchaftlichen Beamten oder deſſen Stellvertreter oben an, und zur Seite den Gerichtsweibel, welcher die ſtreitenden Theile nach den vier Weltgegenden vorlud. Das ganze Verfahren war nach den damaligen Sitten ebenſo ein-

fach als feierlich, und beſtund in dem Umfragen des Vorſizers über den vorgebrachten Streitfall, im Abhören der Zeugniſſe und im Urtheilen der Beiſizer, oder der ganzen umſtehenden Gemeinde, worauf dann die Strafen oder Bußen beſtimmt wurden. Lange Zeit hatte man alles mündlich verhandelt nach überlieferten Geſezen, nach den Weisthümern, Kundſchaften oder Ausſagen der älteſten Männer, und nach beeidigten Zeugen; mit dem vierzehnten Jahrhunderte fieng man jedoch allmählig an, die alten Herkommen und Rechte ſchriftlich aufzuzeichnen, welche Aufzeichnungen verſchiedentlich bald Dingbriefe oder Dingrodel, bald Oeffnungen, Hofſprachen oder Vereine genannt wurden. Es waren darin neben den beſondern Befugniſſen der Herrſchaft und ihrer Beamten, eines Theils die pflichtigen Leiſtungen an Zinſen und Dienſten oder Frohnden, andern Theils die Rechte und Vortheile ſowohl der einzelnen Hofbeſizer, als ganzer Gemeinden und Bauerſchaften gewöhnlich auf's genauſte verzeichnet, und um ihren Inhalt unverfälſcht und in ſtetem Gedächtniſſe zu erhalten, las man ſie jährlich an den betreffenden Gerichten öffentlich vor.

Da der Vogt oder Meier während der Dingzeit von den Gerichtsgenoſſen mußte bewirthet und beherbergt werden, ſo waren zur Verhütung von Ueberforderungen, Mißbräuchen und Beläſtigungen ganz beſtimmte Vorſchriften darüber gegeben. Gewöhnlich kam er ſelbdritt, das heißt zu Pferde und mit einem Habicht oder Jagdhund, welche im Ding- oder Frohnhof gefüttert wurden. So heißt es in dem Dingrodel von Bollsweil: „Man gibt des Vogts Habicht ein halbes Huhn, ihm ſelbſt und einem Ritter zu eſſen und ein Feuer von weißen Scheitern.“ Zu Dußlingen mußte der Meier vor dem Dorfe abſteigen, ſein Roß weiden laſſen, Schild und Speer bei Seite legen, und mit einem weißen Stäbchen bei dem Heingericht erſcheinen. Und in dem Rodel des ſtiftſäckingiſchen Kelnhofs zu Schliengen hieß es ſogar: „Kommt der Maier mit einem blendenden Schilde in des Kellers Hof, ſo ſoll er ihn umkehren, damit deſſen Kinder darob nicht erſchrecken.“ An manchen Orten hatte hinwiederum der Herr die Richter zu verpflegen, wie zu Frieſenheim, wo der Rodel des ſchutteriſchen Freihofs unter anderm vorſchrieb: „Der Abt ſoll auf den Dingtag im Mai vier Seſter Waizen, vier Seſter Roggen, zwei Hämmel,

nebſt einem Saume rothen Weins bringen, und im Herbſt zwei Friſchlinge; das ſollen brauchen, die da Recht ſprechen. Iſt daſſelbe Jahr kein Wein gewachſen, ſo ſoll man nehmen eine Waizengarbe, ſolche aufſtüzen an einer Stange, heißes Waſſer dadurch ſieben, und ihnen das Bier zu trinken geben.“ Das Einkommen des Vogts beſtund in einem Drittel der Bußen und in einer jährlichen Steuer; an den meiſten Orten gebührte ihm zur Faſtnachtzeit von jedem Rauchfange noch ein Huhn, wie zum Beiſpiel auf den vogtbaren Höfen des Kloſters Sankt Märgen, wo der Dingrodel hinzufügt: „Wäre aber, daß man in einem Haus nicht mehr fände, als einen Hahn und eine Henne, da gibt man keine.“ Hinwiederum waren aber auch die Verpflichtungen des Vogts ſehr genau beſtimmt. Er mußte Gericht halten, ſo oft es der Abt oder ein Fremder verlangte, und überhaupt zum Schuze der Vogtleute bereit ſeyn. Die verſchiednen Dingrodel enthalten hierüber mancherlei Beſtimmungen, wie der von Zahrten, welcher ſagt: „Wo ein Mann, der in der Vogtei geſeſſen iſt, des Vogtes bedarf zu einer Sache, mit dem ſoll er fahren eine Nacht und einen Tag auf ſeine eignen Koſten; bedarf aber der Mann ſeiner noch mehr, ſo muß er ihn verköſtigen. Verliert Jemand des Vogts Huld, der ſoll Friede haben drei Tag und ſechs Wochen, um ſie wieder zu erwerben. Unterläßt er ſolches aber innerhalb dieſer Friſt, ſo ſoll ihn der Vogt geleiten bis Mitten auf den Rhein, und ſoll ihm keinen Schaden thun, weder an Leib noch an Gut, und auch ſeinem Weib und ſeinen Kindern nicht; wo er aber nachher den Mann findet, mag er ihn greifen und ihm thun nach ſeinen Gnaden.“

Man ſieht, wie in dieſen Herkommen und Sazungen eine natürliche Billigkeit geherrſcht hat, die nur da der Fall ſeyn konnte, wo das Verhältniß des Volkes zu ſeiner Oberkeit auf einem Vertrag beruhte, und wo der leztern zu einer unbedingt herriſchen Gewalt kein angebornes Recht, ſondern bloſe Anmaßung verhalf. Noch mehr aber zeigen ſolches die übrigen Beſtimmungen der alten Dingrodel. Der kirchzahrtiſche, welcher im Jahre dreizehnhundert fünf und neunzig auf Verlangen des Gerichtsherrn Johanns von Tigesheim, vor der ganzen Gebauerſame zu Kirchzahrten „an dem offenen Gericht unter der Linde auf dem Grünig“, erneuert wurde, enthält folgende Artikel: „Wer Herr zu Kirchzahrten iſt, dem ge-

höret auch das Gericht in dem Dorfbann, und er hat jährlich zwei Fuder Banntwein zu verzapfen. Mit ſeinem Willen ſoll auch der eine Bannwart von der Bauerſame geſezet werden, wie der andre von ihm mit ihrem Willen. Ferner ſoll der Herr vier ehrbare Männer in dem Dorfe ſezen, welche darauf ſehen, daß Jedermann rechten Kauf gebe vom Brod, Fleiſch, Salz und dergleichen, wie zu Freiburg. Alle Bußen und Beſſerungen gehören zu drei gleichen Theilen dem Herrn, der Kirche und der Gebauerſame. Will Jemand aus dem Gerichtsbanne abziehen, ſo ſoll ihn der Herr bebegleiten bis an den Rhein und auf den Schwarzwald. Der Schuzhof zu Kirchzahrten iſt frei, und jeder Verbrecher oder Frevler, welcher dahin entrinnet, ſoll guten Frieden darin haben, und wer ihm in den Hof freventlich nacheilet, deſſen Leib und Gut iſt dem Herrn verfallen. Gleiche Freiheit genießen des Suters, Scherers und Gloterers Häuſer; aber der Vogt mag dem Entweichenden nachlaufen bis an die Thürſchwelle und den Hauswirth rufen. Spricht dieſer: nehmet ihn, ſo mögen ſie ihn nehmen; will er ihn aber nicht herausgeben, ſo ſoll man denſelben im Hauſe berechten. Auch ſoll man in den drei Häuſern Niemand pfänden, er käme denn vor die Dachtraufe heraus, wo man ihn greifen mag wie andre Leute in dem Gericht.“

Um die nämliche Zeit wurde auch der Dingrodel der ſanktmärgiſchen Hubner und Lehnleute zu Zahrten „an dem Dinghof, in Hanmann Vogts Garten, bei einem rechten, berufenen und offenen Geding und Gerichte“ erneuert. „Das Kloſter, heißt es darin, iſt unvogtbar, und ſeine Höfe, die man Salgüter nennt, ſind fällig, dreitheilig und ehrſchäzig. Daſſelbe hat aber auch vogtbare Güter, nämlich drei Maierämter, wovon zwei zins- und ſteuerfreie Gotteshauslehen ſind. Gedinge ſollen jährlich zwei gebotenene ſeyn, im Hornung und im Mai, und ein ungebotenes nach Sankt Remigientag. Wer eines derſelben verſizet, der büßet drei Schillinge an den Abt und an die Genoſſen des Amtes, dem er angehört. Die zwei Dingpfennige aber, die man für jedes Gericht von jedem Lehen bezahlt, gehören in gleichen Theilen dem Abt und ſeinen Maiern. Wer in den drei Gedingen dem andern ſeinen Stuhl nimmt, oder ohne Fürſprech redet, gibt dem Abte drei Schilling; fremde Leute zahlen nichts, man ſoll ſie

aber heißen von dannen gehn, damit ſie ihn nicht irren an ſeinem Gericht. Wenn aber außer dieſen drei Gedingen, während des ganzen Jahrs Jemand Recht verlangt wegen Drittheil, Fall oder andern Dingen, die des Kloſters Gut betreffen, ſo ſoll der Abt oder ſein Maier bereitwillig darum richten. Hat Jemand des Vogts Ungnade verſchuldet, und er fliehet in den Etter zu Sankt Märgen, ſo ſoll ihm jener nicht nachfolgen weder zu Pferde noch zu Fuß. Daſſelbe Recht hat das Gotteshaus auch in ſeinem Hof zu Zahrten, und in ſeinen andern Höfen, welche Salgut ſind. Im Herbſte ſollen die Hofbeſitzer Wagen und Geſchirr bereiten, Wege und Stege beſſern, um zu Merdingen oder Malterdingen des Kloſters Wein zu holen. Wenn ſie dann laden, fahren und abladen, ſo ſoll man ihnen zu eſſen und zu trinken geben. Im Frühjahr aber ſoll jeder Hinterſäß aus den drei Maierämtern, der einen Pflug hat, dem Abte ein Jauchert umackern, wofür er zu Morgen einen Wecken, zwei Eier und einen Becher voll rothen Weines bekommt, und ſonſt zu eſſen, wie es gewöhnlich iſt. Leute, die keinen Pflug beſitzen, ſollen mit der Haue, Axt oder dem Sächslein jeder für das Kloſter eine Tagwann arbeiten, wofür er ebenfalls Wein, Brod und anderes Eſſen erhält. Von jedem Lehen ſoll man dem Abt im Heuet und beim Schneiden einen Frohner ſchicken, wenn es gut Wetter iſt, und wenn ſie dann erſcheinen, ſo gibt ihnen das Gotteshaus ihr Morgen-, Mittag- und Abendeſſen; auch mögen ſie bei Zeiten heimkehren, um noch vor Nacht zu ihren Häuſern zu gelangen. Wer von einem Salgute hinwegzieht in eines andern Herrn Gericht, der hinterläßt dem Gotteshaus einen Drittel ſeines fahrenden Gutes; der Zug aber von einem Salgut in die Vogtei, oder umgekehrt, und von einer Vogtei in die andere iſt völlig frei, nur muß der Abziehende das erledigte Lehen wieder gut beſetzen. In den Maierämtern gebühren dem Vogt jährlich zwei Steuern, und wer ſie nicht gibt, den mag er pfänden, doch muß das Pfand vierzehn Tage in des Meiers Hand verbleiben, bis es fällig wird. An Martini ſammeln die Maier den Haberzins von Haus zu Haus, und wer ihn da nicht gibt, muß ihn an Hilarientag auf ſeine Koſten zu dem Keller nach Sankt Märgen führen. Ferner zinſet man von jedem Lehen jährlich eine Schweinſchulter,

oder ſechs Pfenninge.“ Das Wort Keller kommt aus dem Lateiniſchen, und wurde in der benediktiniſchen Ordensregel demjenigen beigelegt, welcher die Hauswirthſchaft zu beſorgen hatte. Die Klöſter ließen gewöhnlich ihre kleinern oder vereinzelten Höfe durch Keller verwalten; doch waren die Kellergerichte oft von keinem geringern Umfang, als die Vogt- oder Maiergerichte, wie das zu Rheinheim im Kleckgau, wo der Biſchof von Konſtanz und der Abt von Rheinau zuſammen entweder ſelbſt, oder durch Stellvertreter dem Gedinge vorſaßen, welches über Erb und Eigen, Mord und Diebſtahl richtete. Oft wurde von mehrern Gedingen an eines derſelben appelliert, und dieſes hieß alsdann das Hauptgericht. Hieher gehörte das zu Leutershauſen, welches über alle im Lobdergau gelegenen Beſizungen des Stiftes Lorſch geſtellet war, und jährlich dreimal ungeboten gehegt wurde. Ein ähnliches beſtund auch bei der Burg Boſenſtein im Kappler Thal, wo der gleichnamige alte Adel die Gerichtsherrlichkeit ausübte. Man hielt es regelmäßig im Jahre viermal, nach einer vorausgegangenen Verkündung in der Kirche zu Kappel, und wer dazwiſchen eines beſondern bedurfte, mußte daſſelbe erkaufen. Bei dieſem Gericht herrſchte namentlich der Gebrauch, daß wenn ſich das Urtheil der Hubner in zwei gleiche Partheien theilte, der Maier den Ausſchlag gab.

In dem mittlern Theile unſeres Landes waren die Hubengerichte gebräuchlicher, im Odenwald aber und beſonders auf den Gütern des Stiftes Lorſch faſt allgemein. Dort verſtund man unter Hube ein zuſammenhängendes Gebiet von ohngefähr dreißig Morgen Landes, mit Hofgebäuden, Gärten, Aeckern, Wald und Wieſen. Es gab ſehr verſchiedne Arten derſelben, je nach dem ſie von freien, dienſtbaren oder eignen Leuten bebaut wurden, nämlich Herrenhuben, welche man auch hier Salgüter nannte, zinsfällige, Knechts- und Laßhuben. Von allen lorſchiſchen Hubgedingen beſtund das Obergericht im Kloſter ſelbſt, wo aus etlichen ſiebzig Hubnern eine Anzahl von vier und zwanzig das Recht hatten, dem Gerichte beizuſizen. Ein altes Weisthum deſſelben ſagt: „Die Hubner ſind jährlich nur einmal ſchuldig, Recht zu ſprechen über des Herrn Wildbann. Verlangt er es aber öfters, ſo ſoll ein einäugiger Büttel mit baſtenen Steigledern,

hölzernen Steigreifen und hängenden Sporen auf einem einäugigen Pferde, zu dem Hubner auf die Wildhube in das Haus kommen und ihm das Gericht anſagen, und er darf nichts anders verlangen zu ſeiner Nahrung, als was jener unter dem Dache hat. In demſelben Wildbann ſoll Niemand jagen ohne des Herrn Wille. Wäre es aber, daß man einen Frevler ergriffe auf friſcher That, ſo ſoll man ihm den Daumen abſchlagen oder die Hand; und wo einer geläugnet hätte, den ſoll man gebunden in eine Waſſergrube werfen, und ſinkt er dann unter, ſo mag man ihn als ſchuldig büßen. Wird ein Waldbrenner ergriffen, ſo ſoll man ihn in eine Wanne binden und baarfuß neun Schuhe von einem großen Feuer ſezen, und da ſizen laſſen, bis ihm die Sohlen von den Füßen fallen. Den Leuten des Herrn dürfen die Hubner des Jahres nicht mehr als einmal zu eſſen geben; auch haben ſie das Recht, von den Huben, die in das Gericht gehören, weder etwas zu zinſen, noch einen Dienſt oder eine Bittſteuer zu leiſten, und wer auf denſelben frevelt, der ſoll es den Hubnern büßen. Was ein jeder an Vieh auf ſeiner Hube erzieht, das mag frei gehen in dem Wald; auch darf er zwei Hunde halten, wenn es nur keine Windſpiele ſind, und was die fangen, gehöret ihm. Welcher Hubner ſo betriebſam iſt auf ſeiner Wildhube, daß er einen Wagen mit Erzeugniſſen laden kann, der ſoll freie Fuhr haben bis an den Lorſcher See, ſo weit man einen rothen Schild ſehen mag in der Ferne.“

Die Markgerichte, oder die Gedinge über Sachen einer Markgenoſſenſchaft, waren ſehr häufig im Gebrauch, und haben ſich an einigen Orten noch lange Zeit erhalten. Von ihrer Art mochte das Schlattgericht ſeyn, welches zu Thiengen unter den Leuten ſtatt fand, die in dem Bezirke zwiſchen jener Stadt, der Wutach, dem Rhein und dem Dorfe Gurtweil bis gegen Waldshut hinab, Wieſen oder Aecker beſaßen. Es wurde jährlich zweimal, im Frühling und Herbſte zuſammen berufen, und richtete über Waſſerfrevel, über Mißbrauch des Waidgangs und dergleichen.

Ueber all’ dieſen Gedingen in den verſchiedenen Landſchaften ſtunden endlich die Landgerichte, wo jeder aus dem Volk und Adel eine Zuflucht fand, wenn man ihm anderswo ſein Recht verſagte. Gewöhnlich wurden ſie unter dem Vorſize des Land-

Digitized by Google

herrn, oder eines Landrichters an deſſen Statt, von zwölf Schöffen oder Beiſizern abgehalten. Und dieſe Schöffen durften nicht etwa nur aus adeligen und ritterbürtigen Leuten beſtehen, ſondern man konnte dazu auch Bürger wählen und freie Bauern. Aber leider haben die vielen Befreiungen der Städte von den Landgerichten, und die alsdann um ſo leichtern Anmaßungen des Adels bei denſelben, eine Reihe von Mißbräuchen erzeugt, welche das Recht der Geringern gegen die Macht der Vornehmen nur allzuoft zurückſezten. So klagte Graf Johann von Habsburg dem Kaiſer Ruprecht, es herrſche an ſeinem Landgerichte im Kleckgau ſeit langem die Gewohnheit, daß derjenige Recht behalte, welcher die meiſten Zeugen aufbringe, die ihm helfen ſchwören, was der Kaiſer und deſſen Räthe „gar ungöttlich und unbillig fanden, wie die Urkunde ſich ausdrückt, da ein armer Mann, der nicht viele Leute zuſammen bringen kann, an ſolchem Landgericht auch kein Recht behalten mochte.“ Um dieſe und andere Mißbräuche nun abzuſchaffen, erlaubte Ruprecht dem Grafen, das Gericht ſo zu beſezen, daß die zwölf Richter auch „ohne Freiherren und Ritter mögen Urtheil ſprechen, richten und ächten, wie oft es ſich gehöret.“ Gleichermaßen erſchienen an dem breisgauiſchen Landtag neben den Rittern und Bürgern immer auch Bauern, und als im Jahre tauſend vierhundert vor dem Landgerichte zu Durlach ein Grenzſtreit dieſer Stadt gegen die Gemeinden von Ried, Hagsfeld, Blankenloch und Bucheck verhandelt wurde, ſaſſen auf Gebot des Markgrafen zu Baden und in Gegenwart ſeiner Amtleute, wie der ſtreitenden Bürger- und Bauerſchaft, im Garten des Pfarrers darüber zu Gericht die Bürger und Landleute von Pforzheim, Baden, Ettlingen, Kuppenheim, Steinbach, Stollhofen, Sellingen, Hügelsheim, Eberſtein, Raſtatt, Rothenfels, Oberweiler, Edigheim, Butenheim und Dürmenz. So ſehen wir ſelbſt an kaiſerlichen Landgerichten damals das Volk noch als Richter theilnehmen, und nur in ſpäterer Zeit erſt gelang es dem Adel, daſſelbe hin und wieder davon zu verdrängen, und ſich die Schöffenbarkeit als ein Vorrecht ſeiner Geburt anzueignen!

Demnach wurden in jenem Jahrhunderte bei der Menge und Allgemeinheit dieſer kleinern und größern Gerichte die Rechtsver-

hältniſſe der Landleute gleichſam wie durch eine Landſtandſchaft beſtimmt; denn ſowohl die Beſtätigung der alten Sazungen und Herkommen, als die geringſte Veränderung daran hieng ja von den Gerichten ab, welche das freie, hinterſäßige und ſogar leibeigene Volk ſelbſt beſezte. Und der Bauer verſtund ſein Recht ſo gut wie der Bürger und Edelmann; er war ebenſo eiferſüchtig als wachſam darauf, und nur offenbaren Gewaltſtreichen, oder jener liſtigen Habſucht der Geiſtlichkeit und ſpizfindigen Barbarei der römiſchen Rechtsgelehrten, bei dem Elende wiederholter und langer Kriegszeiten, konnte es gelingen, das deutſche Landvolk in den traurigen Zuſtand herab zu drücken, worin es ſeit dem ſechszehnten Jahrhundert bis zur Aufhebung der Leibeigenſchaft geſchmachtet hat.

Neuntes Kapitel.

Markgraf Bernhard der Erſte oder Große von Baden.

Als Kaiſer Karl ſeine Geſeze gab, war die deutſche Volksfreiheit durch die Anmaßungen der geiſtlichen und weltlichen Großen ſchon untergraben, und es half wenig, daß er durch die Wiederherſtellung des Heerbannes auch die Ehre und das Glück des gemeinen Mannes wieder herzuſtellen ſuchte. Das Uebel lag ſchon zu tief, und es hätte wohl noch einmal eines ſo auſſerordentlichen Mannes bedurft, um daſſelbe völlig auszurotten. Aber die Kraft ſeines Geſchlechtes ſchien ſich in dem Kaiſer erſchöpft zu haben; eine der verwirrteſten, blutigſten und ſchmachvollſten Zeiten haben wir unter ſeinen Nachkommen geſehen. Auf den Trümmern der freien Gauverfaſſung und des Heerbanns erhob ſich der Feudalismus, ein in mancher Rückſicht anfangs zwar wohlthätiges, aber nachmals durch eiſernes Fauſtrecht und grobe Anmaßung alle wahre Würde und Freiheit bedrohendes Inſtitut. Nur was

Karl zur beſſern Kultivirung des Bodens und der Geiſter gethan hatte, gewann einen glücklichen Fortgang, zumal auf den Gütern und in den einſamen Zellen der Klöſter. Hierauf folgten die Jahrhunderte allmähligen Aufkeimens der von frommen Glaubenspredigern ausgeſtreuten, durch die Mönche und die Hierarchie allgemein gewordenen Lehre des Gekreuzigten in den Gemüthern der Nation; es erſchien das Ritterthum des Adels, und endlich jene kriegeriſch religiöſe Begeiſterung, deren Blühte ſich in den abentheuerlichen Zügen nach dem heiligen Lande darſtellt. Es war die große Zeit der Welfen, Hohenſtaufen und Zähringer. Aber nach dem Ausgang dieſer Häuſer und bei dem Emporkommen des Namens von Habsburg, nach jener Verwirrung des großen Zwiſchenreiches, wie finden wir alles anders! Neben den Klöſtern der Mönche und den Burgen des Adels, welche lange genug allein im Glanze geſtanden, und jezt nicht mehr die Heimath geiſtlicher und ritterlicher Tugend waren, erſcheinen die Städte, dem alten Germanien völlig fremde Anſtalten, aber damals ſo ſehr ein Erforderniß der Zeit, daß ſie ſich wuchernd vermehrten, und von ſo ſegensreichen Folgen, daß wir uns ohne ſie keines beſſern Zuſtandes erfreuen würden, als das Volk in Rußland. Durch die Städte kam zu der myſtiſchen und romantiſchen Geiſtesrichtung unſerer Väter auch die Spekulation, und damit beginnt ein neuer Zeitraum im deutſchen Volksleben. Alles hatte ſich in unendlich viele und verſchiedene Verhältniſſe getheilt; aber der genoſſenſchaftliche Geiſt vereinigte dieſe abgeſonderten Kräfte wieder unaufhörlich zu gemeinſchaftlichen Intereſſen und gemeinſchaftlichem Wirken. Es entſtunden die Bruderſchaften der Klöſter, die Rittervereine, die Städtebündniſſe und Eidgenoſſenſchaften, deren wechſelſeitiges Treiben in Krieg und Frieden den folgenden Jahrhunderten größtentheils ihre Richtung gab.

Mitten in dieſer Zeit ſo merkwürdiger und folgereicher Geſtaltungen erhob ſich bei uns ein Mann, der bald das Auge aller benachbarten Fürſten und Städte auf ſich zog. Es war der ältere Sohn weiland Markgraf Rudolf des Langen von Baden und Frau Mechtildens von Sponheim, der zweite Stammvater des badiſchen Hauſes, Markgraf Bernhard der Erſte oder Große. Nach einer ſechsjährigen Vormundſchaft unter Pfalzgraf Ruprecht

dem Erſten hatte derſelbe im Jahre dreizehnhundert acht und ſiebzig die Verwaltung der väterlichen Lande übernommen, und ſie nach erreichter Volljährigkeit ſeines Bruders Rudolf mit demſelben ſo getheilt, daß er Pforzheim und Durlach mit der Markgrafſchaft, jener aber Baden erhielt. Dieſe Theilung geſchah im Jahre tauſend dreihundert und achtzig, und in die nämliche Zeit fiel die erſte merkwürdige Handlung Markgraf Bernhards. Es war ihm nicht entgangen, wie ſchädlich auf das Anſehen und Wohl des markgräflichen Hauſes die vielen Landestheilungen bisher gewirkt hatten, und um dem Uebel für immer zu ſteuern, erneuerte und erweiterte er mit ſeinem Bruder den von ihrem Vater und Oheim errichteten Familien-Vertrag. Die Urkunde darüber wurde ausgefertigt zu Heidelberg, in Beiſeyn Pfalzgraf Ruprechts, der Grafen von Sponheim und von Eberſtein, als der nächſten Hausverwandten, und ſezte folgende Artikel feſt: „Zum Erſten ſoll von nun und zu ewigen Zeiten die Markgrafſchaft Baden mit Schlöſſern, Landen und Leuten nie mehr anders getheilt werden, als zwiſchen z w e i E r b e n männlichen Geſchlechtes. Alsdann ſoll beiderſeits das Recht der Erſtgeburt gelten, und wo ein Theil ausſtürbe, der andere in deſſen Beſizungen nachfolgen. Hat ferner ein Herr mehrere Söhne, ſo ſoll er jedem von den nachgebornen fünfhundert Gulden Geldes jährlich beſcheiden, auf ſo lange, als derſelbe nicht an pfäffiſchen Gülten den gleichen Werth gewinnt; die Töchter aber, wenn ſie ſich verheurathen, mit ſechstauſend Gulden berathen, und wenn ſie ins Kloſter gehen, mit hinreichenden Gulten. Endlich ſoll kein Theil von der Markgrafſchaft etwas entfremden, außer um ſeiner oder des Landes höchſter Nothdurft willen. Im dieſem Falle aber muß er das Pfandſtück dem andern Theile ein halb Jahr zuvor anbieten, und wenn dieſer ſich auch des Kaufs oder der Pfandſchaft nicht unterziehen will, ihm doch die Wiederlöſung vorbehalten.“ Als Anhang war dieſer Ordnung noch beigefügt, daß an die Biſchöfe von Straßburg und Speier, wie an den Grafen von Wirtemberg keinesfalls etwas dürfe verpfändet werden, wahrſcheinlich um die Macht der benachbarten Herrſchaften auf Koſten der eignen nicht zu vergrößern.

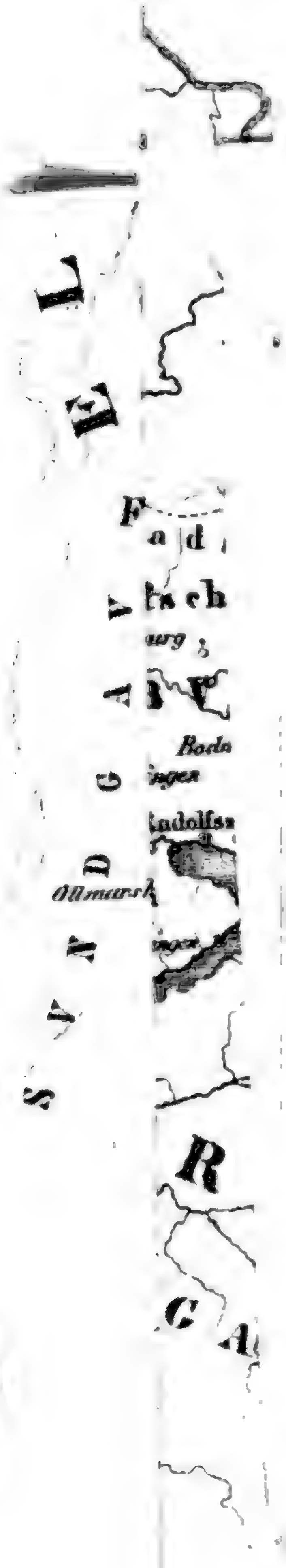
Im zweiten Jahre nach dem Heidelberger Erbvertrage erwarb

Markgraf Bernhard von König Wenzel die Beſtätigung ſeiner Reichslehen, nämlich des Landgerichts, der alten Markgrafſchaft, der Stadt Ettlingen und Feſte Iberg, der Zölle und Juden, des Wildbanns, Geleit- und Münzrechtes; alsdann das Privilegium, daß Niemand von Fürſten, Herren oder Städten einen badiſchen Unterthan in ſein Land oder Burgrecht aufnehmen ſoll; ferner im Jahre dreizehnhundert vier und achtzig die Erlaubniß, wofern die Städte Straßburg und Speier die auf des Markgrafen Leute gelegten unbilligen Umgelder und Zölle nicht abthun, mit den ſtädtiſchen Unterthanen in ihrem Lande gleichmäßig zu verfahren, und drei Jahre hernach endlich die Freiheit, daß Niemand von des Markgrafen Dienern und Leuten, es ſeyen Grafen, Herren, Ritter, Edelknechte, Bürger oder Bauern vor ein anderes Gericht dürfen geladen werden, als vor das ſeinige. Durch dieſe Privilegien verwickelte ſich Bernhard ſowohl mit den Straßburgern, als nachmals mit König Ruprecht in erbitterten Krieg, denn jene fuhren fort, dieſelben zu verlezen, und dieſer weigerte ſich, ſie zu beſtätigen. Aber die kluge, muthvolle und würdige Haltung des Markgrafen erwarben ihm viele Freunde und am Ende einen billigen Frieden. Die Straßburger Fehde endigte mit einem Vergleich zu Hagnau, wo die Stadt eine Entſchädigungsſumme von zweitauſend Gulden erlegte, und auf einem Tage zu Speier wurde nach einer mehrjährigen Dauer endlich auch der Krieg des Kaiſers geſchlichtet, welcher die untere und obere Markgrafſchaft von allen Seiten bedroht und ſchon Mühlburg belagert hatte. Mit gleichem Glücke zog ſich Markgraf Bernhard aus einer Reihe noch andrer Fehden, die er theils zur Wahrung ſeiner Länder und der Ehre ſeines Hauſes, theils zur Unterſtüzung gefährdeter Bundesgenoſſen und Freunde unternahm. Aber ſo heldenmüthig, als er ſich allezeit mit ſeiner geringen Waffenmacht gegen meiſt überlegene Feinde erwies, ebenſo thätig und umſichtig wurde von ihm in friedlichen Geſchäften gehandelt. Ohngeachtet ſeines vielen Kriegsaufwandes erkaufte er aus der Hand des Ritters von Salmenſtein um neunhundert Gulden das Dorf Langenalb mit noch andern Leuten und Gütern; aus der Hand des Edelknechts von Gertringen um das Dreifache mehrere Grundſtücke und Rechte zu Berghauſen und Sellingen, und von Markgraf Otto

um achtzigtauſend Gulden die Herrſchaft Hachberg mit den Schlöſſern Höhingen und Uſenberg. Dabei lieh er dem König Sigmund und den Grafen von Zweibrücken mehrmals bedeutende Summen, gab dem Hauſe Wirtemberg zwanzigtauſend Gulden auf das Unterpfand der Herrſchaft Herrenberg, den Grafen von Zollern drei tauſend auf die Stadt und Burg Hechingen nebſt dem Orte Mößingen, und das gleiche Geld ſowohl dem Grafen von Herrenberg auf Masbach, als für die Einlöſung des Dorfes Eiſtatt. Aber noch mehr wie für die Vergrößerung ſeiner Lande, ſorgte Bernhard für deren innere Ordnung und den Wohlſtand des Volkes. Denn nicht nur achtete er ſtreng darauf, daß die Urkunden genauer als zuvor ausgefertigt, die Geſchäfte der Verwaltung vereinfacht und die verwickelten Lehensverhältniſſe durch Mann- oder Lehngerichte geregelt wurden, ſondern gewährte ſeinen Dienern und Unterthanen auch überall Schuz und Erleichterung, wo er ſie bedroht oder gedrückt ſah. Auf ſeine Amtleute hatte er ein wachſames Auge, und es entging ihm nicht, wenn einer ſeine Stelle durch Habſucht oder Veruntreuung mißbrauchte. Da unter anderm ſich der Amtmann Kunzmann während der öftern Abweſenheit und Kriege des Markgrafen ein großes Vermögen erpreßt hatte, erlangte derſelbe nur durch Herausgabe eines Theiles davon wieder Gnade. Gegen Kirchen und Klöſter handelte Bernhard in dem frommen Sinne ſeiner Väter. So verſchrieb er der Abtei Gottesau zu beſſerem Wiederaufkommen jährlich viertauſend Gulden; dem Stifte Schwarzach aber alle Steuern und Dienſte ſeiner Leute, welche ſich in den Gerichten des Kloſters aufhielten, und der Kirche zu Niefern ſoviel an Zinſen und Gülten, daß ſie einen eignen Pfarrer halten konnte. Aber auch ſeinen Nachbaren erwies er Dienſte und Wohlthaten. Als der Rhein durch ſeinen unterfreſſenden Strom die pfälziſche Stadt Germersheim wegzuſchwemmen drohte, geſtattete es der Markgraf gerne, daß man einen Kanal durch den Bann ſeines Dorfes Liedolsheim führte und das alte Bette verwarf.

Markgraf Bernhard ſtarb im Frühlinge des Jahres tauſend vierhundert ein und dreißig, nach einer mehr als halbhundertjährigen Verwaltung unter fünf Kaiſern. Sein Leichnam wurde in der Kirche zu Baden beigeſezt. Er hinterließ aus ſeiner zwei-

ten Gemahlin Anna von Oettingen zwei Söhne und ſieben Töchter. Ein badiſcher Geſchichtſchreiber ſagt von ihm: „Markgraf Rudolf führte wegen ſeiner Leibesſtatur den Beinamen des Großen; ſein Prinz Bernhard verdiente ihn wegen ſeiner Gemüthseigenſchaften und Verrichtungen. Seine Regierung vergieng unter einer Menge von Unruhen; aber er bediente ſich ſeiner Kriegsmacht blos zur allgemeinen Ruhe, zur Sicherheit einzelner Stände und Perſonen, und zur nothwendigen Vertheidigung ſeiner eignen Rechte. Seine Weisheit, Klugheit und Großmuth bewunderte ganz Deutſchland. Seine fürſtliche Sparſamkeit war ohne ſchädlichen Geiz, ſie wurde von Freigebigkeit und Dienſtfertigkeit begleitet, und er vermehrte ſeine Lande durch eine glückliche Vorſicht. Wie iſt es möglich, daß der Glanz eines ſo erhabenen Fürſten erlöſche?“



Gen
bal
f füh
n Pri
haften
ner M
acht b
nd Per
Rechte.
anz D
chen E
leitet,
Wie iſt
rlöſche

Der

Badiſchen Landesgeſchichte

Fünfte Abtheilung.

Von den Zeiten des Konſtanzer Konziliums bis in die Zeiten Markgraf Chriſtoph des Erſten.

Inhalt

Seite

Erſtes Kapitel. Von den Zeiten während der Konzilien zu Konſtanz und Baſel 331

Zweites Kapitel. Fortſezung und Beſchluß des Vorigen. . . . 339

Drittes Kapitel. Von der nächſten Nachkommenſchaft Markgraf Bernhard des Großen 348

Viertes Kapitel. Von der nächſten Nachkommenſchaft König Ruprechts 359

Fünftes Kapitel. Vorderöſtreich unter Herzog Albrecht dem Sechsten, Erzherzog Siegmund und König Maximilian 565

Sechstes Kapitel. Fortſezung und Beſchluß des Vorigen . . . 373

Siebtes Kapitel. Markgraf Chriſtoph von Baden und Kurfürſt Philipp von der Pfalz 385

Achtes Kapitel. Allgemeiner Rückblick auf das fünfzehnte Jahrhundert 391

Erſtes Kapitel.

Von den Zeiten während der Konzilien zu Konſtanz und Baſel.

König Ruprecht, aus dem Geſchlechte der Pfalzgrafen bei Rhein, hatte den beſten Willen, die unter ſeinem Vorgänger Wenzeslaus zerfallene Ordnung in Deutſchland wieder herzuſtellen. Aber die Arbeiten für ſein eignes Land und Haus glückten ihm beſſer, als die für das Reich. Er ſtarb auch ſchon im Mai tauſend vierhundert und zehn, nach einer kaum zehnjährigen Regierung, wowährend ihm eine Reihe von Kriegen und Mißhellungen die beſte Zeit hinwegnahm. Mit mehr Erfolg wirkte ſein Nachfolger, König Sigismund, der Bruder des entthronten Wenzeslaus, welcher zur Erlangung der Krone das Verſprechen gethan hatte, die ſeit langem bei der ganzen Chriſtenheit anſtößige Kirchenſpaltung endlich aufzuheben. Auch wirklich machte er ſich dies ſchwierige Werk zur erſten Aufgabe, und betrieb mit unermüdeter Anſtrengung eine allgemeine Kirchenverſammlung, wo nach dem Wunſche aller Stände und Menſchenklaſſen eine Verbeſſerung der katholiſchen Kirche in Haupt und Gliedern bezweckt werden ſollte. Denn wir haben geſehen, in welch' traurigen Zerfall dieſelbe ſeit bereits einem Jahrhunderte gerathen war, wozu man damals noch das Skandal von ſogar drei Gegenpäbſten vor Augen hatte!

Nach Beſorgung der wichtigſten Geſchäfte reiste Sigmund zu Pabſt Johann dem Dreiundzwanzigſten, um ſich über den Ort des Konziliums mit ihm zu verſtändigen. Und da jener ſo wenig für Deutſchland ſtimmte, als der König für Italien, ſo erkundigte ſich dieſer bei ſeinen Begleitern nach einer tauglichen Reichsſtadt

am Gebirge zwiſchen beiden Ländern. Nun rieth ihm Jemand die Stadt Kempten an; Eberhard von Thengen, jener Gemahl der nellenburgiſchen Erbtochter, aber erwiederte: „Zu Kempten iſt kein genugſamer Raum und Vorrath; eine Tagreiſe weiter dagegen liegt **Konſtanz**, am Bodenſee, wo der Rhein hindurch rinnt. Derſelbe See mißt an Länge bei acht und an Breite drei Meilen Weges, ſo daß man mit großen Schiffen darauf fahren mag. Auch befindet ſich in der Stadt ein Bisthum, welches zum Erzbisthum Mainz gehört; dazu iſt Konſtanz ein wohlerbauter Ort mit vielen Gemächern und Stallungen. Und daß man es weiß, unlängſt hatten die Bauern von Appenzell großen Krieg mit denen von Konſtanz, da kamen ihnen zu Hilfe alle Grafen, Freiherren, Ritter und Knechte, wo Herzog Ulrich von Tek mit der ganzen Ritterſchaft in der Stadt lag, und wären es unſerer noch drei Stände geweſen, wir hätten alleſammt Herberg und Stallung genug gehabt. Es kam auch König Ruprecht ſeelig, Euer Vorfahr, mit ſeinem ganzen Volk, und lag ſechs Wochen lang in der Stadt, und es gebrach Niemanden etwas; wer da war, hatte Eſſen, Trinken, Futter an Heu und Stroh, alles in gemeinem, gleichem Kauf, ſo daß es uns Wunder nahm, wie wir alle Dinge in ſolcher Nähe haben mochten. Fiſche und Fleiſch ſind übrig genug, und dazu iſt Konſtanz eine Stadt, die von Alters her dem Adel hold war, weßhalb man auch gewöhnlich die Tage und Richtungen dahin verlegt.“ Auf dieſe Beſchreibung wendete ſich Siegmund fragend an den Pabſt, der aber erſt nach einigem Bedenken und nur unwillig die Stadt Konſtanz zum Verſammlungsorte annahm. Doch wurde von beiden oberſten Häuptern der Chriſtenheit die Zuſammenberufung des Konziliums mit großem Eifer veranſtaltet; in alle chriſtlichen Länder und Staaten ergiengen Einladungsſchreiben, welche allenthalben eine ungemeine Bewegung erregten.

Indeſſen der Kaiſer voll froher Zuverſicht aus Italien nach Aachen reiste, um ſich krönen zu laſſen, traf der Pabſt mit wenig verſtecktem Unmuth in Tyrol bei Friedrich von Oeſtreich ein, deſſen perſönliche Abneigung gegen den Kaiſer ihm nicht unbekannt war. Er fand den Herzog auch ganz nach Wunſch, begab ſich in ſein Geleit und ernannte ihn zum oberſten Hauptmann und

geheimen Rathe des apoſtoliſchen Stuhls mit ſechs tauſend Goldgulden Gehalt aus der päbſtlichen Kammer. Dieſer Friedrich, wie erwähnt worden iſt, war der zweitjüngſte Sohn Herzog Leopold des Frommen, und hatte bei der Theilung mit ſeinen Brüdern die Vorlande erhalten. Er galt für einen der mächtigſten Fürſten, und bewies einen angebornen Haß gegen das Haus Luxemburg, weswegen ihn der Pabſt auch mit ſo viel Aufwand in ſein Intereſſe zog; auch war er für das Konzilium wenig eingenommen, aus Furcht, wegen Uſurpierung der trientiſchen Kirchengüter und mancherlei Verlezung geiſtlicher Rechte von den Vätern zur Verantwortung gezogen zu werden.

Nachdem Pabſt Johann von der Stadt Konſtanz mit Bewilligung des Kaiſers die urkundliche Zuſicherung erhalten hatte, daß er in der Stadt ſicher verbleiben und ungehindert ſich wieder hinwegbegeben möge, ſezte er die Reiſe fort; mit welch' unheimlichen Ahnungen aber ſeine Seele erfüllt war, verrieth ſein Mund, da er beim erſten Anblick der Stadt ausrief: „Dort liegt die Grube, worin man die Füchſe fängt.“ Indeſſen bewarb er ſich überall um Freunde, und war für die Darſtellung ſeiner erhabenen Würde vor dem Volke mit beſonderm Eifer beſorgt. Bei ſeinem Einzug in Konſtanz begleiteten ihn neun Kardinäle, viele Biſchöfe und Prälaten mit ſechshundert Pferden. Es war am Sonntag nach Simon und Judä tauſend vierhundert und vierzehn; er begab ſich zuerſt in das Münſter, und alsdann in die biſchöfliche Pfalz. Die Bürgerſchaft überreichte ihm die üblichen Geſchenke an Silbergeſchirr, Wein und Haſer; er dagegen ſchenkte dem Bürgermeiſter einen ſchwarz ſeidenen Rock. Seit der Anweſenheit des heiligen Vaters zu Konſtanz ſtrömte alltäglich eine Menge Menſchen herbei, geiſtliche und weltliche Fürſten, Patriarchen, Biſchöfe, Prälaten, Grafen, Ritter und Herren, die Legaten der beiden Gegenpäbſte Gregor und Benedikt; der Kaiſer mit einem zahlreichen Gefolge; Abgeſandte von allen Mächten und Ständen chriſtlicher Lande, Botſchafter des griechiſchen Kaiſers, aus der Wallachei, aus Litthauen und Rußland; ſelbſt morgenländiſche Fürſten, muhamedaniſche und heidniſche Herren erſchienen, in wunderlichen, niegeſehenen Trachten, ſo daß Konſtanz damals wie eine Hauptſtadt der Welt ausſah, wo man nur an geiſtlichen Leuten zwe

und zwanzig Kardinäle, vier Patriarchen, neunzehn Erzbiſchöfe, dreihundert Biſchöfe, gegen zweitauſend Prieſter und dreihundert Doktoren, im Ganzen aber eine Menſchenmaſſe von mehr als hunderttauſend Köpfen zählte.

In der That war die konſtanziſche Kirchenverſammlung weit die größte und glänzendſte von allen, welche vor und nach ihr gehalten worden ſind, und wenn auch der Erfolg den Erwartungen nicht entſprach, ſo wurden doch Grundſäze geltend gemacht, deren Anerkennung die angemaßten Begriffe von päbſtlicher Unfehlbarkeit und allerhöchſter Gewalt vernichtete. Schon der erſte Schritt war wichtig und entſcheidend. Pabſt Johann vertraute auf die überwiegende Anzahl der italiſchen Biſchöfe, und wollte die perſönliche Stimmenmehrheit entſcheiden laſſen; aber der beſſere Theil der Geiſtlichkeit, mit den Doktoren der Hochſchulen, welche klarer wußten, was zu leiſten ſey, als die Maſſe des Volkes, und es beſſer wollten, als die römiſche Parthei, dieſe ſezten es durch, daß die Mehrheit der Nationen den Ausſchlag gebe.

Man zählte anfangs drei, hernach aber fünf Nationen, die Italiener, die Deutſchen, Franzoſen, Engländer und Spanier. Und dieſem Beſchluß folgte ſogleich der zweite, eben ſo wichtige, daß die drei Päbſte ihre Gewalt in die Hände der Verſammlung niederlegen ſollen. Johann mußte ſich fügen, und erkannte durch ſeine Abdankung den bisher unerhörten Grundſaz an, das Konzilium ſtehe über dem Pabſt.

Hiedurch ſah Johann ſeine Plane vereitelt, und es konnte ihm nichts mehr helfen, als ein Gewaltſtreich. Er beſprach ſich mit dem Herzog von Oeſtreich, und gewann noch einen andern gefürchteten Fürſten, den Markgrafen Bernhard von Baden, durch ein Geſchenk von ſechszehnhundert Goldgulden. Nun veranſtaltete der Herzog ein glänzendes Turnier, während dem der Pabſt in der Verkleidung eines Knechtes auf einem ſchlechten Pferde die Stadt heimlich verließ, und nach deſſen Beendigung Friedrich ihm nachfolgte. Beide trafen ſich zu Schafhauſen, und glaubten ſo die Verſammlung vereitelt zu haben. Allein, nachdem man ſich zu Konſtanz von der erſten Beſtürzung über die Entweichung des Pabſtes erholt hatte, und als dieſer auf die Ermahnung zur Rückkehr eine unbeſtimmte Antwort gab, beſchloſſen

die Väter des Konziliums, daß daſſelbe gleichwohl fortwähren und für die allgemeine Stimme der Kirche gelten ſolle. Herzog Friedrich aber wurde mit Bann und Acht belegt, worauf ſowohl der Kaiſer die Reichsſtände durch Briefe zur Befehdung deſſelben aufforderte, als die Kirchenverſammlung für Alle einen Ablaß verkündigen ließ, welche wider ihn ausziehen würden. Und alſobald erſchienen eine Menge Boten mit Fehdebriefen zu Schafhauſen; unter den erſten, welche dem Herzog widerſagten, waren Graf Hans von Lupfen, ſein Hofmeiſter und Landvogt, und der Graf von Thengen. Ihnen folgte der vornehmſte ſchwäbiſche und ſchweizeriſche Adel und ein großer Theil der Reichsſtädte, ſo daß die Lande Friedrichs von allen Seiten bedroht wurden. Das Hauptheer zog unter der Anführung des Burggrafen von Nürnberg von Konſtanz rheinabwärts; ein zweites kam unter Pfalzgraf Ludwig aus der Rheinpfalz durch den Elſaß herauf; ein drittes unter dem Grafen von Tockenburg fiel in das Rheinthal, und das vierte endlich rüſteten die ſchweizeriſchen Eidgenoſſen.

Da floh Herzog Friedrich mit dem Pabſte und von Markgraf Bernhard begleitet nach Laufenburg, um ſich nach Freiburg zu begeben, wo er ſeine Macht zu verſammeln gedachte. Denn noch blieben ihm viele Freunde und ein treu ergebenes Volk. Villingen, Waldshut und die hauenſteiniſche Einung waren für das Aeußerſte entſchloſſen; in Tyrol waffnete ſich ſein Bruder Ernſt, und mit dem päbſtlichen Geld hoffte er noch manchen Arm zu gewinnen. Als aber das Reichsheer unaufgehalten fortſchritt, und die Eidgenoſſen die öſtreichiſche Stammherrſchaft im Argau angriffen, fieng des Herzogs Muth zu wanken an, und bald ſchenkte er dem Pfalzgrafen von Baiern-Ingolſtadt, welcher als Vermittler zu ihm kam, ein willigeres Gehör, als dem Pabſt, deſſen Anerbietungen und Beſchwörungen nicht hinreichten, die Stimmen der Furcht und Reue zu erſticken. Friedrich begab ſich ſofort auf Radolfszell, und nach einiger Unterhandlung von da auf Konſtanz, wo er ſich in öffentlicher Verſammlung dem Kaiſer unterwarf. Die äußere Art und Weiſe dieſer Unterwerfung enthielt eine bittere Demüthigung für den Herzog; aber um die begehrte Begnadigung zu erlangen, that und verſprach er Alles. „Er übergebe, heißt es in der Unterwerfungs-Urkunde, ſeine Perſon mit all' ſeinem Gut an Leuten

und Landen ganz dem Gefallen des Königs; er wolle den Pabſt wieder zurück führen und ſelbſt ſo lange als Geißel in Konſtanz verweilen, bis ſeine Lande in Schwaben, Elſaß, am Rhein, im Breisgau, Tyrol und Innthal dem Könige gehuldigt haben, und alles dies ſoll demſelben ohne Widerſpruch verfallen ſeyn, wofern er das Vorgeſchriebene ganz oder theilweis nicht erfülle." Die Hauptſache war, daß der Pabſt von ihm ausgeliefert wurde, worauf man denſelben zu Radolfszell in Verwahrung bringen ließ, und ihm zwei und fünfzig Anklag-Artikel zuſchickte, worüber er ſich in offener Sizung des Kirchenrathes verantworten könne. Allein, dieſe Artikel berührten Verbrechen und Laſter, die man unter Chriſten kaum nennen darf; Johann verzichtete daher gern auf ſeine Vertheidigung, und ergab ſich willig in die Hände des Konziliums, mit dem traurigen Geſtändniſſe, daß er beſſer geſtorben, als ſo ſchändlich von Konſtanz gewichen wäre! Die Verſammlung entſezte ſofort Johann den Dreiundzwanzigſten ſeines Pabſtthumes, worauf derſelbe dem Pfalzgrafen Ludwig zur Verwahrung übergeben wurde, welcher ihn auf ſein Schloß nach Heidelberg brachte.

Nach dieſem glücklichen Erfolg der Bemühungen des Kaiſers und der Väter des Kirchenraths geſchah jezt die Verurtheilung eines Mannes, deſſen Scheiterhaufen ein unauslöſchliches Brandmal in dem Andenken des Konſtanzer Konziliums zurückließ. Es war Johann Huß, Profeſſor der Theologie an der Hochſchule zu Prag, welchen der Pabſt als Kezer mit dem Banne belegt, und das Konzilium zur Verantwortung ſeiner Irrlehren vorgeladen hatte. Sein Verſchulden aber war, daß der gelehrte, aufgeklärte und redliche Mann den Zerfall der chriſtlichen Kirche durch deſſen allgemeine Anerkennung und Bedaurung eben dieſes Konzilium hervorgerufen worden, ſich aufs ernſtlichſte zu Herzen nahm, die Urſachen deſſelben erforſchte, ſie größtentheils in dem Oberhaupt und den Dienern der Kirche, in der Geiſtlichkeit ſelbſt fand, in deren Eigennuz und zügelloſen Sitten, in dem Ablaßweſen, in der Simonie, in dem Mißbrauch des Kirchenbannes und der päbſtlichen Gewalt überhaupt, wie in dem blinden Glauben des Volkes an den Pabſt und die vielen Heiligen, und daß er den Muth hatte, ſolche Mißbräuche und Irrthümer in öffent-

lichen Schriften zu beklagen und mit aller Kraft der Ueberzeugung zu beſtreiten! Huß zählte ſchon viele Anhänger, und welcher wahrheitliebende gute Kopf mußte ſeinem heiligen Eifer nicht Beifall zunicken? Aber er hatte den allgewaltigen Stand der Geiſtlichkeit durch öffentliche Darſtellung von deſſen eben ſo unbegrenzten Anmaßungen als tiefem Verderbniſſe zu bitter beleidigt; eben dieſelben Väter des Konzils, welche laut nach einer Reform der Kirche in Haupt und Gliedern ſchrien, warfen den edlen Reformator in's Gefängniß, ohngeachtet ihm der Kaiſer in einem Geleits=Brief perſönliche Sicherheit zugeſagt hatte. „Wir haben ihn, heißt es darin, in unſern und des Reiches Schuz aufgenommen, und wollen, daß er nach Nothdurft kommen, bleiben und gehen möge ohne alle Gefährde, bei Ehre und Anſehen unſerer Majeſtät.“ Allein Siegmund war ſchwach genug, es dem Konzilium zu glauben, daß kein Eid gegen Kezer bindend ſey, alſo auch kein kaiſerlicher Schirmbrief. So wurde dem Angeklagten auch das Recht der Vertheidigung verſagt. Er ſollte blos wiederrufen. Und da er dies ohne Ueberführung ſeiner vermeintlichen Irrthümer nicht that, verdammten ihn die Väter als einen verſtockten Kezer, und opferten ſein ſchuldloſes Leben ihrer Verblendung oder ihren gefährdeten Intereſſen.

Nachdem Huß auf den Schindanger geführt worden war, um dort verbrannt zu werden, ſagte er zu den Henkers=Knechten: „Heute bratet ihr mich, wie eine Gans, aber in hundert Jahren wird ein Schwan erſcheinen, den ihr wohl ungebraten laſſen werdet.“ Und als der edle Märtyrer den Scheiterhaufen beſtiegen hatte, und man ihn nochmals aufforderte, durch Wiederrufung ſeiner Irrthümer ſein Leben zu retten, gab er zur Antwort: „Ich habe keine Irrthümer zu wiederrufen. Ich war Zeitlebens bemüht, Jeſus Chriſtus, den Weltheiland, zu predigen, und deſſen Lehren zu verbreiten, wie es ſeine Apoſtel gethan; und nun bin ich bereit, dieſelben mit meinem Blute zu beſiegeln.“ Hierauf wurde der Holzſtoß angezündet; bald loderten die Flammen über dem Haupte Huſſens zuſammen, der mit erhobener Stimme dreimal zum Himmel rief: „Jeſus Chriſtus, du Sohn Gottes, du Sohn des lebendigen Gottes, erbarme dich meiner!“ Da verbarg eine dicke Rauchwolke der umſtehenden Menge den ſterbenden Helden, und als

das Feuer nachließ, ſah man ſeinen Körper halb verbrannt an der noch glühenden Kette hangen. Er wurde ſofort auf einen neuen Holzſtoß gelegt, und hernach die verglimmende Aſche in den Rhein geworfen!

Aber nicht zufrieden mit dem Blute des Lehrers, beſchloß das Konzilium den Tod auch ſeines Schülers, Hieronymus von Prag. Man hatte denſelben anfangs durch die Qualen eines unmenſchlichen Gefängniſſes zum Wiederrufe genöthigt; als er ſolchen aber wiederholen ſollte, nannte er ihn vor der ganzen Verſammlung in der Domkirche das abſcheulichſte Verbrechen, und pries mit freudigem Angeſichte den Muth und Heldentod ſeines Meiſters. Und wie Huß endigte er ſein Leben auf dem Scheiterhaufen unter Lobgeſang und Gebet. „Hätteſt Du, ſchrieb ein edler Florentiner an ſeinen Freund in Italien, den Tod dieſes Mannes geſehen, Du würdeſt bekannt haben, daß er aus der Schule der Weiſen geweſen. Kein Mutius Scävola hielt mit größerer Standhaftigkeit ſeine Hand in's Feuer, als Hieronymus ſeinen Leib verbrennen ließ, und kein Sokrates trank gelaſſener den Giftbecher, als dieſer zum Scheiterhaufen eilte.“

Sogleich nach dem huſſiſchen Prozeß hatte ſich das Konzilium wieder mit der Kirchenſpaltung beſchäftigt, und der Kaiſer war hierauf nach Spanien abgereiſt, um daſelbſt auch den Pabſt Benedikt zur Niederlegung ſeiner Würde zu bewegen. Obwohl er aber unverrichteter Sache zurückkehrte, ſo wurden doch jezt die ſpaniſchen Biſchöfe für die Anſichten des Konziliums gewonnen, welches den Widerſpännigen ſofort mit dem Anathem belegte und als abgeſezt erklärte. Dies geſchah im Sommer tauſend vierhundert und ſiebzehn. Und da Gregor der Zwölfte ſchon früher, wie Johann der Dreiundzwanzigſte, dem Pabſtthum freiwillig entſagt hatte, ſo ſah man das Schisma gehoben und die Einheit der Kirche hergeſtellt. Es war nunmehr an dem, daß die deutſche und engliſche Nation auf die Reform drangen, bevor die Wahl eines neuen Oberhauptes geſchehe. Aber die Kardinäle widerſezten ſich aufs hartnäckigſte, und es gelang ihnen, die Engländer auf ihre Seite zu bringen, worauf ſie es bei dem Kaiſer durchſezten, daß unverzüglich ein neuer Pabſt gewählt werde, welcher die Kirchenverbeſſerung beſtimmen und leiten ſollte. Durch

dieſe Nachgiebigkeit vereitelte Siegmund die beſte Frucht ſeiner Bemühungen; denn nachdem Otto von Kolonna unter dem Namen Martin des Fünften die päbſtliche Würde erhalten hatte, ſuchte er die Nationen zu trennen, verzögerte inzwiſchen durch andere Geſchäfte die Reform, und verließ im Mai des folgenden Jahrs das Konzilium, unter dem Vorwand einer zu Konſtanz ausgebrochenen Seuche!

Dieſen Ausgang nahm nach vierjähriger Dauer die große Kirchenverſammlung zu Konſtanz, von der man nicht allein die Aufhebung des Schismas, ſondern auch eine durchgreifende Verbeſſerung der katholiſchen Kirche erwartete, und welche erfreulich genug begonnen hatte, um die ſchönſten Hoffnungen zu erwecken. Aber der große Haufe des Klerus wünſchte die Reform keineswegs mit aufrichtigem Herzen, und während der redlichſten Bemühungen des beſſern Theils vereitelte die italieniſche Liſt deren Erfolg. Auch wird dasjenige, was die Verſammlung geleiſtet hat, durch den Rauch von dem Scheiterhaufen des Huß und ſeines Schülers, wie durch die Gräuel des nachfolgenden Huſſitenkriegs, völlig verdunkelt; wozu noch der wegen des eingeriſſenen Sittenverderbniſſes und der zurückgelaſſenen Schulden entſtandene Ruin der Stadt Konſtanz zu zählen iſt!

Zweites Kapitel.

Fortſezung und Beſchluß des Vorigen.

Nach der Abreiſe des Kaiſers zu Pabſt Benedikt, war Herzog Friedrich in Verwahrung zu Conſtanz verblieben, wo man ihm von allen Seiten ſeine Lage durch Spott und Verachtung auf's empfindlichſte fühlen ließ. Dazu kam die Beſorgniß wegen ſeiner an das Reich gefallenen Lande. Denn während einige vorderöſtreichiſchen Städte, wie bei uns Villingen, Waldshut und Laufenburg, dem Könige immer noch ſtandhaft die Huldigung verſagten, hatten ſich andere einſchüchtern laſſen, und mehrere ſehr angelegentlich

um Erhaltung der Reichsfreiheit ſich beworben, Radolfszell ſogar, Dießenhofen, Schafhauſen, Neuenburg und Breiſach mit baarem Gelde an das Reich gekauft, und von Sigmund die verbriefte Zuſicherung erhalten, „ſie ewiglich bei demſelben verbleiben zu laſſen.“ Die Stammherrſchaften in der Schweiz waren von den Eidgenoſſen eingenommen, und anfangs als Eroberung im Namen des Reichs behauptet, dann aber von dem Könige um einige Summen als Reichspfandſchaften an die Züricher und Berner gegeben worden. Das öſtreichiſche Elſaß verwaltete Graf Hans von Lupfen als Reichslandvogt, und den Breisgau der Markgraf von Baden, welcher Luſt genug bezeigte, dieſe ſchöne Landſchaft und Heimath ſeiner zähringiſchen Ahnen wieder für bleibend an ſein Haus zu bringen. Dies Alles reizte den Herzog ſehr auf. Er fieng an, ſeine Unterwerfung zu bereuen, und ſchalt bitterlich auf diejenigen, welche ihn dazu verleitet hatten. Und da ſich die Heimkunft des Königs allzulang verzögerte, ſo wurde er des Harrens endlich müde, riß ſich aus ſeine traurigen Lage los, und entfloh abermals von der Stadt. Kaum aber hatte ſich Friedrich ſeiner Leute im Tyrol und Etſchlande verſichern können, ſo kam der König von ſeiner Reiſe zurück. Mit großem Unwillen vernahm derſelbe die Entweichung des Herzogs, und dachte jezo darauf, ihn vollends zu demüthigen. Nicht minder war auch das Konzilium aufgebracht, beſonders da Friedrich dem vertriebenen Biſchof von Trient noch immer ſein Stift vorenthielt. Demnach wurde er von der geiſtlichen Gewalt als Meineidiger und Kirchenräuber in den höchſten Bann gelegt. König Siegmund forderte unverweilt die Städte und den Adel der Vorlande zur Reichshilfe wider den Herzog auf, um deſſen zuſammengeraffter Macht im Etſchlande zu begegnen. Da aber erſchien ſein Bruder, Herzog Ernſt, mit tauſend Pferden zu Konſtanz, und trat klagend vor den König. „Wenn e i n Fürſt des Hauſes Oeſtreich, ſagte er, etwas verſchuldet hat, ſo iſt es unbillig, deswegen auch die andern in Schaden zu bringen. Die beſten Lande, den Aargau und Thurgau, habt Ihr uns entriſſen, und um ein elendes Geld den Schweizern überlaſſen. Dies iſt für den aufrühreriſchen Pöbel ein böſes Beiſpiel; denn auf ſolche Art wird es noch dahin kommen, daß die Fürſten genöthigt ſind, ihren Knechten zu gehorchen, und der Kaiſer allein mit Bauern zu Felde ziehen muß. Es wäre

beſſer, das Haus Oeſtreich in ſeiner Treue gegen Kaiſer und Reich zu beſtärken. Auch gebühret dem Konzilium kein ſo ausgedehntes Gericht über die Fürſten des Reichs." Auf dieſe Bemerkungen gab Siegmund dem Herzoge das Verſprechen, die Sache ſeines Bruders durch gütliche Unterhandlung zu ſchlichten. Aber bald erhob ſich neues Mißtrauen zwiſchen beiden Theilen, und der König wollte nichts mehr von einer Vermittlung wiſſen, ſondern fuhr fort, von den Vorlanden ein Stück nach dem andern zu verpfänden, wie unter anderm der Stadt Konſtanz für die ihr ſchuldige Summe von ſechszehnhundert Gulden das Landgericht im Thurgau mit der Vogtei zu Frauenfeld. Ferner ließ er ein großes Lehngericht veranſtalten, wo nach Verleſung der Bannbulle des Konziliums und der Abtretungsurkunden Friedrichs von den anweſenden Fürſten, Grafen, Rittern und Edelknechten erkannt wurde, daß der Herzog billig in die über ihn verhängte Strafe verfallen ſey, und daß ſo-mit all' ſeine Lehen und Pfandſchaften rechtens an das Reich zurückgefallen wären und von den Inhabern aus deſſen Handen ſollen empfangen werden. Dieſer Spruch des Lehngerichts veranlaßte den Herzog Friedrich, durch ſeine Freunde bei dem Kaiſer um eine gütliche Vermittlung anzuſuchen, welche denn endlich auf einem Tage zu Konſtanz in der lezten Zeit des Konziliums unter folgenden Bedingungen zu Staude kam: „Fürs erſte ſoll der Herzog dem Biſchof von Trient und andern Herren Alles zurückgeben und erſezen, was er ihnen nahm und vorenthielt; alsdann ſolle er bei Einlöſung ſeiner dem Reich übergebenen Lande auf die von Bern und Zürich erworbenen für immer verzichten; drittens auch diejenigen Städte bei dem Reiche belaſſen, welche nicht freiwillig unter die öſtreichiſche Herrſchaft zurückkehren wollen, und endlich für die Wiedereinſezung in ſeine Würden und Lehen dem Könige ſiebenzigtauſend Gulden erlegen."

Aber Friedrich betrog ſich ſehr in ſeiner Erwartung von der Ausſöhnung mit dem Kaiſer, um derentwillen er ein ſo großes Opfer gebracht hatte! Den meiſten Städten gefiel die Reichsfreiheit ſo wohl, oder es war ihnen die Herrſchaft von Oeſtreich ſo verhaßt, daß ſie nicht mehr unter dieſelbe zurückzukehren begehrten. Namentlich ſträubte ſich Schafhauſen dagegen, und behauptete ſich fortan glücklich bei der erworbenen Freiheit. So auch Radolfszell, welches von dem Könige

nicht nur die Erlaubniß erhielt, die an Kaspar von Klingenberg verpfändete Reichsvogtei einzulöſen, ſondern auch das feierliche Verſprechen, daß die Stadt auf keine Weiſe mehr vom Reich ſolle entfremdet werden. Die breisgauiſchen Städte waren dem Erzhauſe geneigter und hielten deswegen mehrere Tage, blieben aber inzwiſchen beim Reich. Nur Freiburg, welches ſich während der ganzen Verhandlung in der größten Verlegenheit befand, verzögerte die nach Friedrichs zweiter Flucht abermals verlangte Huldigung; denn Herzog Ernſt hatte ſich förmlich gegen die Uebereinkunft ſeines Bruders mit dem Kaiſer verwahrt, und dem freiburgiſchen Rathe geſchrieben: „Da Ihr Euch wie Eure Vordern, mit Leib und Gut in lauterer und gerechter Liebe und Treue gegen Unſ're Vorfahren und Uns ſelbſt allezeit gehorſam und dienſtfertig erwieſen habt, und männlich bei ihnen und Uns verblieben ſeyd, ſo bitten und ermahnen Wir Euch bei Euerm Gelübde und Eid, alſo noch ferner bei Uns und dem Hauſe Oeſtreich, als bei Euern rechten und natürlichen Erbherren und Fürſten ſtandhaft zu verbleiben. Denn Ihr werdet wohl billig verſtehen, daß Unſer Bruder keine Gewalt hatte, ohne Unſer Wiſſen und Willen eine ſolche Verſchreibung zu thun, welche Uns und Unſere Erben ungerechten Schaden bringen würde.“ Dieſes Schreiben veranlaßte auch bei dem Rathe von Kenzingen und Endingen einige Schritte zur Rückkehr an Oeſtreich, die aber Markgraf Bernhard wieder vereitelte. Freiburg indeſſen wurde durch einen Brief Herzog Friedrichs bald noch mehr ermuthigt. „Ihr wiſſet wohl, heißt es darin, in welcher Maße Wir Uns Unſerm gnädigen Herrn, dem römiſchen Könige verſchrieben haben, und wie er Uns verſprach, mit Worten und Briefen dazu zu thun, daß Wir zu dem Unſern wieder kommen mögen. Nun haben wir ihm auf Euern Troſt ſechs und dreiſſig tauſend Gulden bezahlt, und in allen andern Stücken genug gethan. Aber dies hat Uns bisher nicht nur nichts genuzt, ſondern es geſchehen Uns ſolche Abbrüche, daß Wir Uns um Recht an die Fürſten und Kurfürſten gewendet haben. Und ſomit ermahnen Wir Euch, daß Ihr bei Uns und dem Hauſe von Oeſtreich verbleibet, und Euch von Niemand erſchrecken oder überreden laſſet, von Uns zu weichen. Denn Unſer Bruder, Vetter und Wir, ſind entſchloſſen, Euch zu behaupten. Seid alſo keck und männlich; Wir werden Euch ſolche

Treue nie mehr vergeſſen.“ Und wirklich nahm ſich die Stadt zuſammen, und hätte dem Herzog wohl gerne ihre Treue bewahrt, wenn Markgraf Bernhard dem Könige nicht auf's eifrigſte angelegen geweſen wäre, den Rath zur Huldigung zu nöthigen. Dieſe geſchah denn endlich im Auguſt tauſend vierhundert und zwanzig; Freiburg wie die übrigen Städte des Breisgaues blieb nun unter dem Reich, bis nach ſechs Jahren Herzog Friedrich mit König Siegmund völlig ausgeſöhnt wurde.

Die Reichsfreiheit mochte den Bürgern inzwiſchen angenehm werden; aber immer noch gab es eine eifrige Parthei für Oeſtreich, die um ſo ſtärker wurde, je deutlicher man ſah, daß der König den unglücklichen Herzog durch Verzögerung ſeiner Wiederherſtellung noch tiefer zu demüthigen ſuche. Eben dieſe öſtreichiſche Parthei haßte auch den Markgrafen und bereitete ihm überall Abbruch, während derſelbe nicht minder bemüht war, die Widerſpännigkeit der breisgauiſchen Städte zu demüthigen und ihnen ſeine Macht fühlen zu laſſen. Da er, wie wir gehört, die Herrſchaft Hachberg mit dem dazu gefallenen Theil von Uſenberg gekauft hatte, ſo entſtund ſchon wegen Grenzſcheiden, Lehnſchaften, Zöllen, alten Rechten und dergleichen mit den Städten mancherlei Mißhellung. Der heftigſte Streit aber erhob ſich wegen der Pfahlbürger. Der Markgraf beſchwerte ſich, daß Freiburg, Breiſach und Endingen von ihren in ſeinen eignen Dörfern und Gerichten geſeſſenen Ausbürgern dieſelben Dienſte forderten, und ſie vor ihre Gerichte zögen, gleich den eingeſeſſenen Bürgern, da doch die freiburgiſche Richtung vom Jahre dreizehn hundert acht und ſechszig alles das abgethan habe. Die Städte dagegen ſtüzten ſich auf kaiſerliche Freiheiten und alte Herkommen, wornach ihre in der Herrſchaft Hachberg geſeſſenen Bürger niemals zu den eigenen Leuten der Markgrafen gehört hätten; und erhoben bittre Klage namentlich über einen neuen Zoll, welchen Bernhard, wie zu Mühlburg, ſo auch im Breisgau aufgelegt hatte. Der Markgraf wandte ſich endlich an den König, welcher beide Partheien nach Nürnberg berief, den Austrag der Sache aber wegen Verhinderung durch den Huſſitenkrieg in Böhmen, dem Erzbiſchof von Mainz übertrug. Dieſer beſtimmte ſofort einen Tag nach Bingen; allein die Städte entſchuldigten ſich, daß ſie „ernſtlicher Sachen, und auch Sorgen

halb wegen der wilden Läufe im Land" ihre Boten nicht ſchicken könnten. Auch einen zweiten Tag beſchickten ſie nicht, wiewohl ihnen der Markgraf hin- und herwärts ſicheres Geleit angeboten hatte, ſondern giengen im Gegentheil mit Baſel, Mühlhauſen, Kolmar, Straßburg und Schlettſtadt auf fünf Jahre ein Bündniß ein, welchem auch der Churfürſt Ludwig von der Pfalz, als elſäſſiſcher Landvogt beitrat. Als dieſes dem Könige hinterbracht worden, ermahnte er die Fürſten, den langen Handel doch endlich zu vermitteln; aber obgleich nun ſowohl durch den Herzog von Lothringen, als durch die Erzbiſchöfe von Mainz und Trier auf fünf Tagen zu Straßburg und Worms eine Vermittlung verſucht wurde, ſo kam es dennoch zum Krieg. Die verbündeten Städte rüſteten ihr Volk, um ſich der pfälziſchen und würtembergiſchen Mannſchaft anzuſchließen, und im Juni tauſend vierhundert vier und zwanzig ergiengen die Fehdebriefe an den Markgrafen. Die vereinigte Bundesmacht bildete ein anſehnliches Heer, wogegen der Markgraf nur durch ſein kriegeriſches Talent aufkommen mochte. Es fiel bei Raſtatt in die badiſchen Lande, verbrannte dieſen damals aufblühenden Flecken mit vielen umliegenden Dörfern, und belagerte hierauf die Feſten zu Mühlburg und Graben. Während nun aber durch Uneinigkeiten der Basler und Straßburger die Belagerung verzögert wurde, erſchien eine königliche Geſandtſchaft im Felde vor Mühlburg, um den Krieg aufzuheben. Es waren der Erzbiſchof von Köln, der Biſchof von Würzburg und der Graf von Hohenlohe, deren Anſehen und Bemühungen es gelang, zwiſchen den ſtreitenden Partheien folgende Richtung zu machen: „Zum erſten ſoll Markgraf Bernhard den Städten Freiburg, Breiſach und Endingen alle Dörfer und Leute, alle Güter, Zinſen und Gülten, welche er ihnen oder den Ihrigen bisher entzogen und zu ſeinen Handen gebracht, unverzüglich wieder zurückſtellen, und allen verurſachten Schaden erſezen. Rückſichtlich der Pfahlbürger oder des Zuges, haben ſich beide Partheien an den Richtungsbrief vom Jahr dreizehnhundert acht und ſechzig zu halten; doch ſollen die Städte dem Markgrafen von Erwerbung der Herrſchaft Hachberg und Uſenberg an eine Gewährſchaft ſeiner eignen Leute gönnen. Und wäre es, daß ein Städtiſcher in irgend einem Gerichte des Markgrafen einen Frevel begienge mit Schlagen, Stechen oder

Niederwerfen, ſo büßet er es demſelben mit drei Pfund Stäbler und einem Hälbling; ſchlägt er eine Meißelwunde, ein Glied lahm oder entzwei, ſo ſoll er ſolches mit fünf Pfund beſſern, und dem Verwundeten allen Schaden erſezen; begeht er einen Todtſchlag und wird auf der That ergriffen, ſo mag man ihn richten nach Größe der Schuld; entweicht er aber, ſo mag man ihn ächten; doch können in beiden Fällen deſſen Freunde ſein Gut mit zehn Pfund Stäbler auslöſen. Sodann ſollen alle Klagen wegen Schulden oder Gütern vor dasjenige Gericht gebracht werden, wo der Beklagte hingehört oder das ſtreitige Gut gelegen iſt. Und wenn man ſich genöthigt ſieht, wegen Zinſen und Zehnten zu pfänden, ſo ſoll man das Pfand an den Amtmann des betreffenden Dorfes fordern, er ſey Vogt, Schultheiß oder Weibel; werden aber die Pfänder nicht gegeben, die man treiben, führen oder tragen kann, ſo mag man pfänden nach altem Herkommen, ohne Gefahr. Ferner ſollen die Ausbürger in der Herrſchaft Hachberg und Uſenberg aufgehoben ſeyn, und die Städte hiefür, mit Ausnahme der Klöſter, Geiſtlichen und Edelleute, Niemand mehr zum Ausbürger annehmen. Dagegen aber ſoll der Markgraf auch die Zölle abthun, welche er im Breisgau bisher geſezt und genommen; die Städte in ihren Freiheiten, Rechten und Herkommen nirgends beinträchtigen, ſie namentlich bei ihren Steinbrüchen, und ſechs Jahre lang ruhig im Beſize der Dörfer Rimſingen, Hochſtätten, Achkarn und Leiſenheim belaſſen. In Betreff endlich der hach- und uſenbergiſchen Lehnleute ſoll er keine derſelben nach Baden oder in andere Schlöſſer und Städte der badiſchen Markgrafſchaft vor Gericht ziehen, ſondern allezeit vor das Mannen- oder Lehngericht der hachbergiſchen Herrſchaft. Bis Markgraf Bernhard dieſe Artikel erfüllet hat, verbleiben die markgräfiſchen Dörfer Ihringen, Eichſtätten, Baldingen und Maltertingen, welche die Straßburger beim Beginne des Krieges zu ihren Handen genommen und ſich hatten huldigen laſſen, in Gewahrſchaft des Grafen von Sulz.“ Nach ſolchem Frieden mit den Städten wurde auch mit dem Pfalzgrafen und mit dem Hauſe Wirtemberg gethädigt. Jenem mußte Bernhard die Feſte Mühlburg zu Lehen auftragen, dieſem aber mit einer Bürgſchaft von dreitauſend Gulden auf Hechingen und Möſſin-

gen Verzicht leiſten; die übrigen Streitigkeiten ſollten durch ein beſonderes Schiedsgericht vertragen werden.

Indeß hatten die Unterhandlungen zwiſchen König Siegmund und Herzog Friedrich fortgedauert, und im Jahre vierzehnhundert fünf und zwanzig geſchah endlich die völlige Ausſöhnung, worauf alle vormals öſtreichiſchen Städte und Landſchaften ermahnt wurden, ſich aus der Reichsfreiheit unter die Herrſchaft des Hauſes Oeſtreich wieder zurückzubegeben und dem Herzoge zu huldigen. Markgraf Bernhard mußte alſo das Reichsvogtei-Amt über den Breisgau niederlegen, was er mit großem Verdruſſe that, da ſeine beabſichtigte Erwerbung der ſchönen Landſchaft, die er auf ſeine Gunſt bei dem König und auf die angeerbte Eiferſucht zwiſchen dem luxenburgiſchen, pfälziſchen und öſtreichiſchen Hauſe gründen mochte, nun plözlich vereitelt wurde. Bernhard konnte dieſen Verdruß auch ſo wenig erſticken, daß er es unterließ, die Artikel des Mühlburger Friedens zu erfüllen, und dadurch den Pfalzgrafen als Hauptmann der verbündeten Rheinſtädte neuerdings zum Krieg, aufforderte. Die vereinigte Mannſchaft Ludwigs, derer von Baſel Freiburg, Breiſach und Straßburg erſchien im Sommer tauſend vierhundert acht und zwanzig unverſehens vor der Feſte Mühlburg und nahm dieſelbe weg. Bernhard dagegen, nachdem er ſich mit den Biſchöfen von Straßburg, Würzburg und Bamberg wie mit dem Herzog von Lothringen verbündet, und bei dem Grafen von Zollern und andern Herren um Hilfe geworben hatte, zog an der Spize dieſer Bundesgenoſſen gegen Straßburg, bemächtigte ſich daſelbſt der Rheinbrücke, ſezte der Stadt von allen Seiten zu, wurde aber bald aus ſeiner vortheilhaften Stellung verdrängt, und belagerte hierauf das Städtchen Oberkirch, deſſen Pfandſchaft von ihrem Domſtift an die Straßburger gekommen war. Und nun erhob ſich ein kleiner Krieg, worin die beiderſeitigen Dörfer und Flecken vielfältigen Schaden erlitten, bis im Anfange des folgenden Jahres der Erzbiſchof von Mainz einen Frieden vermittelte, welchen der König hernach zu Preßburg beſtätigte.

Dieſes ſind die vorzüglichſten Ereigniſſe in unſern Landen vom Beginne der Konſtanzer Kirchenverſammlung bis zur baſeliſchen, alſo eines Zeitraums von kaum ſiebzehn Jahren, woraus man ſieht, wie viel bewegt die damalige Welt war. Das Basler Kon-

zilium, welches im Jahre vierzehnhundert ein und dreißig eröffnet wurde, kam vorzüglich durch die Bemühungen der Städte und des Kaiſers zu Stande, nachdem Pabſt Martin es zuerſt nach Pavia und hierauf nach Siena vergebens ausgeſchrieben hatte. Der unbefriedigende Ausgang des konſtanziſchen Kirchenraths, die fortdauernden Skandale unter der Geiſtlichkeit, und die Schreckniſſe des Huſſitenkriegs waren die hauptſächlichſten Anregungen dazu geweſen. Die Reformation der katholiſchen Kirche ſollte nun vollendet werden; man wollte die huſſiſche Irrlehre und andern Unglauben unterdrücken, die böſen Sitten und eingeriſſenen Mißbräuche der Geiſtlichkeit beſtrafen und ausmerzen, und einen allgemeinen Frieden zwiſchen allen Fürſten und Ländern errichten. Mit dem größten Eifer begannen die Väter auch das Werk, und harreten ſtandhaft dabei aus, ohngeachtet des fortwährenden Spieles römiſcher Intriken und mehrmals drohender Kriegsgefahr in der Nachbarſchaft, ohngeachtet ſelbſt einer ſchrecklichen Peſt, welche in Baſel ausbrach, und eine Menge der Einwohner, mit mehrern der vornehmſten Prälaten und Doktoren hinwegraffte.

Inzwiſchen ſtarb König Siegmund, ſechs Jahre nachdem Markgraf Bernhard zu den Vätern gegangen war, und zwei Jahre ſpäter endigte auch Herzog Friedrich ſein wechſelvolles Leben. Auf den deutſchen Thron erhob man nun deſſen Stammesvetter, Herzog Albrecht zu Oeſtreich, dem Enkel Albrechts mit dem Zopf, von welchem an die kaiſerliche Würde ununterbrochen bei dem Erzhauſe bis zu ſeinem Erlöſchen verblieben iſt. Der neue König beſaß viele Eigenſchaften ſeines vortrefflichen Großvaters, und würde wohl für das Reich geworden ſeyn, was jener für Oeſtreich war, hätte ihn der Tod nicht nach einer kaum zweijährigen Verwaltung ſchon hinweggerufen. Er ſchied ohne Hinterlaſſung männlicher Nachkommen, und die Wahl der Kurfürſten fiel jezt auf Herzog Friedrich, den Sohn Ernſt des Eiſernen, welcher über ein halbes Jahrhundert die Zügel des Reiches leitete, aber nicht unter ſteter Arbeit, wie ſein Stammherr, König Rudolf der Erſte, ſondern mit ſchwacher Hand und in faſt beiſpielloſer Unthätigkeit. Dieſer König Friedrich trägt auch Vieles an der Schuld, daß die redlichen Bemühungen des baſeliſchen Kirchenrathes größtentheils vereitelt wurden; denn er ließ ſich durch ſeinen Geheimſchreiber,

den gelehrten Italiener Aeneas Sylvius, zu Konkordaten verleiten, welche in ihrer klugen Benüzung mehrere der Konziliums-Beſchlüſſe für die Folge wieder vernichteten. Die Schwäche ſeiner Reichsverwaltung hatte die Fürſten von ihm abgewandt, und in dieſer hilfloſen Vereinzelung warf er ſich in die Arme Eugen des Vierten, eines Pabſtes, den der Kirchenrath nicht einmal erkannte. Derſelbe aber unterhandelte mit den einzelnen Reichsſtänden beſonders und erreichte glücklich ſeinen Zweck. Friedrich mußte dem Konzilium das Geleit aufkündigen, und als die Väter auch hiedurch nicht erſchreckt wurden, die Stadt Baſel mit der Reichsacht bedrohen, und ihr die Zufuhr abſchneiden. Solchen Maßregeln der Gewalt war nicht zu widerſtehen und das Konzilium löste ſich auf.

Drittes Kapitel.

Von der nächſten Nachkommenſchaft Markgraf Bernhard des Großen.

Markgraf Bernhard hatte ſich ſchon im Jahre dreizehnhundert vier und ſiebzig mit einer Tochter des Grafen von Hohenberg vermählt; ſintemal dies aber eine unfruchtbare Ehe war, ſo wurde ſie unter dem Vorwande allzu naher Verwandtſchaft wieder getrennt, und Bernhard heurathete ſofort die Tochter des Grafen von Oettingen, obgleich dieſelbe ihm wirklich zu nahe verwandt war; aber der Pabſt räumte hier das Hinderniß aus dem Wege, welches er dort vorgeſchoben hatte. Frau Anna gebahr dem Markgrafen außer ſieben Töchtern noch drei Söhne, von welchen ihn jedoch nur der eine Jakob überlebte, ſo daß derſelbe wieder als der einzige Erbe und Innhaber der geſammten badiſchen Lande erſcheint. Er regierte ſie zwei und zwanzig Jahre lang mit dem Lobe eines ebenſo weiſen und gerechten, als glücklichen Fürſten. Denn Jakob hatte von ſeinem Vater nicht nur vortreffliche Anlagen des Geiſtes geerbt, ſondern auch eine ſorgfältige, zum Theil wiſſenſchaftliche Erziehung erhalten. Da er nicht kriegeriſch war,

ſo enthält ſein Leben meiſt nur friedliche Handlungen und Geſchäfte; wie er fremde Kriegsgefahr von ſeinem Lande abhielt, vergrößerte er es durch zahlreiche Erwerbungen, und ſuchte allerorts die Ordnung und öffentliche Sicherheit zu bewahren. „Wenn Markgraf Jakob von Baden erfuhr, ſchreibt der berühmte Aeneas Sylvius, daß irgend ein Straßenraub in ſeinem Lande geſchehen ſey, ſo ließ er die Beſchädigten zuſammen rufen und ihnen ihren Verluſt aus ſeiner Kaſſe erſezen; verfolgte aber alsdann die Räuber, um ſie auf's Rad zu flechten, welches eine ſehr gefürchtete Strafe bei den Deutſchen iſt. Und ſo machte er die Markgrafſchaft in kurzer Zeit zu einem der ſicherſten Länder.“ Und da ihm nichts angelegener war, als den wahren Zuſtand ſeiner Unterthanen zu kennen, ſo mußten ſeine Söhne mit einigen Räthen das Land bereiſen, um Jedermans Klagen und Beſchwerden zu vernehmen. Auch auf die geiſtlichen Stiftungen hatte er ein wachſames Auge, und fieng an, mehrere derſelben zu reformiren. Hoch und Nieder ſchenkten ihm ſein Zutrauen; ſo der Kaiſer und die Fürſten, an deren Geſchäften er eifrigen Antheil nahm; ſo der Adel, deſſen Streitigkeiten er zu ſchlichten ſuchte, und ſo die Geiſtlichkeit, die ſich häufig unter ſeinen Schuz begab. Am Hof herrſchte Mäßigung, und unter den Seinen die häuslichſte Eintracht, ſo daß Markgraf Jakob ein nicht minder glücklicher Familien- als Landesvater war.

Zu Jakobs vorzüglichſten Erwerbungen durch Erbſchaft und Kauf, gehörten theilweis die Grafſchaften Sponheim, Lahr und Eberſtein nebſt der Herrſchaft Gemmingen. Schon im Jahr vierzehnhundert fünf und zwanzig hatte der kinderloſe Graf Johann von Sponheim durch einen Vertrag zu Beinheim ſeines Vaters Schweſter-Söhne, Markgraf Bernhard von Baden und Graf Friedrich von Veldenz mit ihren Nachkommen zu gemeinſchaftlichen Erben der vordern und hintern Grafſchaft Sponheim eingeſezt. Als er nun zwölf Jahre hernach verſtarb, nahmen Markgraf Jakob und ſein Miterbe davon Beſiz; Friedrich hinterließ jedoch auch nur eine Tochter, mit deren Hand der veldenziſcher Antheil von Sponheim an den Pfalzgrafen Stephan bei Rhein übergieng, deſſen Haus ſchon früher ein Fünftel der vordern Grafſchaft ererbt hatte. Von dem an blieben Baden und Pfalz im Beſize der ſponheimiſchen Lande, doch nicht ohne mancherlei gegenſeitige Irrungen. Wir

Digitized by Google

wiſſen, daß Herr Heinrich von Geroldseck zu Lahr, welcher im Jahre vierzehnhundert ſechs und zwanzig verſtarb, nur zwei Töchter hinterließ. Um daher allen Streitigkeiten über die Erbſchaft vorzubeugen, ſezte er die ältere, Adelheid, welche den Grafen Johann von Mörs und Sarwerden heurathete, mit kaiſerlicher Beſtätigung zur Erbin ſeiner ſämmtlichen Eigen- und Lehengüter ein, nachdem ſich die jüngere mit einer Ausſteuer von ſechstauſend Gulden hatte begnügen müſſen. Aber der andere Aſt von Geroldseck erhob nach dem Tode Heinrichs gleichwohl Anſprache an die Herrſchaften Lahr und Mahlberg, und es entzündete ſich darüber ein erbitterter Krieg. Im achten Jahre deſſelben gelang es endlich den Söhnen Graf Johanns von Mörs, die Stammburg Hohengeroldseck zu gewinnen, wodurch ſich ihre Widerſacher genöthigt ſahen, auf alle gemachten Anſprüche zu verzichten. Aber das mörſiſche Haus war während dieſes Krieges in eine ſolche Schuldenmaſſe geſtürzt worden, daß es jezt die Hälfte der mühevoll behaupteten Erbſchaft um dreißigtauſend Gulden auf Wiederlöſung an den Markgrafen von Baden verkaufen mußte; nach vollzogenem Kauf im Jahre vierzehnhundert zwei und vierzig, errichtete Jakob ſofort mit den Grafen von Mörs einen gegenſeitigen Burgfrieden. Wie ſchon Markgraf Rudolf der Erſte durch Kauf und Erbſchaft drei Achtel an der Burg Eberſtein mit ihren Zugehörungen erwarb, und wie Rudolf der Sechste die Hälfte der Grafſchaft erkaufte, iſt erwähnt worden. Nun ſchenkte Graf Johann im Jahre vierzehnhundert drei und fünfzig das noch übrige Achtel an der Burg dem Markgrafen Jakob, nachdem er ihm ſchon früher die Feſte Schauenburg verkauft hatte, welche ein alteberſteiniſches Lehen war. Die gemmingiſchen Beſizungen und Rechte endlich zu Neuhauſen, Löhningen, Tiefenbronn, Frielsheim, Reichenbach, Hohenwart, Schellbronn, Möklingen, Ezenrode und andern Orten erwarb der Markgraf kaufweis aus der Hand Herrn Dietrichs von Gemmingen, ſeines Vaſallen, wie von andern badiſchen Lehenleuten die Dörfer Weisweil und Bahlingen mit dem Zehnten zu Bergheim.

Als Markgraf Jakob alt wurde, errichtete er noch ein Denkmal ſeiner Frömmigkeit durch Erhebung der Pfarrkirche in Baden zu einem Stift. Zweiundzwanzig Geiſtliche, nämlich zwölf Stifts-

herren, worunter der Probſt, Dekan, Kuſtos und Sänger, mit zehn Vikarien, bildeten das Kollegium; das Kirchengut beſtund aus fünfhundert Gulden jährlichen Einkommens, nebſt dem Patronat und Kirchenſaz in neun benachbarten Ortſchaften; unter den Stiftsherren mußten immer vier Doktoren ſeyn, und die übrigen fromme, wiſſenſchaftliche Männer. Nach dieſer Stiftung machte Jakob folgendes Teſtament: „Die Söhne Karl, Bernhard und Georg ſollen weltlich bleiben, Johann und Marx ſich aber dem geiſtlichen Stande wiedmen. Der älteſte bekommt für ſeinen Antheil: Stadt und Schloß Baden, Steinbach, Stollhofen, Sinzheim, Os, Sellingen, Hügelsheim, Iffizheim, Raſtatt, Alt-Eberſtein, Iberg, Windeck, Bühl, Waldſteegen und Diersberg nebſt der Kaſtvogtei über Schwarzach und Büren; ferner die Herrſchaft Hachberg und Uſenberg im Breisgau, mit der Stadt Sulzburg; alsdann die badiſche Hälfte der Grafſchaft Lahr und Mahlberg in der Ortenau, mit der Kaſtvogtei der Klöſter Thennenbach und Wonnenthal, und endlich den badiſchen Antheil der Grafſchaft Sponheim. Bernhard dagegen erhält die Stadt und das Amt Pforzheim, die Stadt Gernsbach mit der Burg Neu-Eberſtein und allen dahin pflichtigen Orten, die Schlöſſer Stein und Remchingen mit ihren Zubehörten, die Städte und Burgen Liebenzell, Altenſteig und Beſigheim mit ihren Bezirken, nebſt dem Schirmamt über die Gotteshäuſer zu Frauenalb, Reichenbach und Pforzheim. Alles Uebrige behält Georg, nämlich das Schloß und Amt Mühlburg, die Städte und Aemter Durlach und Ettlingen, die Stadt Kuppenheim mit ihrem Bezirk, die Burgen und Dörfer Graben und Staffurt mit den zugehörigen Orten, und die Kaſtvogtei des Stiftes Gottesau. Dafür ſind aber Karl und Bernhard verpflichtet, ihren beiden jüngſten Brüdern jährlich tauſend Gulden auf ſo lange auszubezahlen, bis dieſelben ein geiſtliches Amt von dem gleichen Ertrage gewinnen, und alsdann nur noch die Hälfte jener Summe; gelangt aber einer zur biſchöflichen Würde mit einem jährlichen Einkommen von zweitauſend Gulden, ſo hat er an ſeine Brüder nichts weiter zu fordern. Die fahrende Habe, die Baarſchaften, Kleinodien, Pferde und dergleichen, theilen Karl, Bernhard und Georg, entſchädigen aber ihre zwei Brüder jeden mit fünfhundert Gulden. Das Archiv ſoll zu Ba-

den ſeyn, und jeder der drei weltlichen Söhne einen Schlüſſel und ein Verzeichniß der aufbewahrten Urkunden und Briefe haben, aber Keiner ohne Vorwiſſen der Andern davon Gebrauch machen. So lange noch ein männlicher Erbe vorhanden iſt, ſind die Töchter nicht ſukzeſſionsfähig; zur Ausſteuer erhalten dieſelben zehntauſend Gulden, welche jedoch im Falle eines kinderloſen Todes wieder an das markgräfliche Haus zurückbezahlt werden müſſen.“ Beineben wiederholte Jakob die Hauptſazungen des von ſeinem Vater errichteten Familienvertrags, wiewohl er gerade durch dieſe leztwillige Verfügung den erſten Artikel deſſelben umgeſtoßen hatte, nämlich die Theilung der badiſchen Lande unter nicht mehr als zwei Erben.

Dieſes Teſtament wurde im Jahre tauſend vierhundert drei und fünfzig unterzeichnet, und nicht lange hernach verfiel der alte Markgraf in eine Krankheit, die ihn ſchnell hinwegraffte; er verſchied auf dem alten Schloſſe zu Baden, und wurde in der neu errichteten Stiftskirche beigeſezt.

Markgraf Jakob hatte ſeinen Söhnen eine ſehr ſorgfältige Erziehung geben laſſen, welche auch nicht ohne Früchte blieb. Die beiden jüngſten widmeten ſich nach der väterlichen Verfügung dem Dienſt der Kirche, und erlangten nachmals hohe geiſtliche Würden; Johann wurde Erzbiſchof zu Trier, und Markus Verweſer des Bisthums Lüttich. Aber auch Georg wurde geiſtlich, überließ ſeinen Landesantheil nach dem Tode ſeines Vaters gegen eine jährliche Summe von tauſend Gulden den zwei ältern Brüdern, und erſcheint hernach als Koadjutor des Biſchofs von Mez, und bald als Biſchof ſelbſt. Ja, ſelbſt Bernhard, obwohl er Laie blieb, führte doch ein geiſtliches Leben. Die Natur hatte dieſem Prinzen alle Vorzüge des Körpers und der Seele ertheilt, und der Kaiſer, an deſſen Hof er ſeine Jugend zubrachte, hegte große Erwartungen von ihm. Bernhard ſollte ein Tochtermann des Königs von Frankreich werden, und ſchon war das Verlöbniß mit der ſchönen Margaretha geſchloſſen, als er ſich für die Zurückgezogenheit von allem weltlichen Treiben entſchloß, und ſeinem Bruder Karl die ererbten Lande zur Verwaltung übergab. „Denn von Jugend auf, ſagt ein damaliger Geſchichtſchreiber von ihm, war er zur Gottesfurcht erzogen worden, und bewahrte auch ſein

ganzes Leben rein von aller Schuld. Obwohl er lang am kaiſerlichen Hof verweilte, ſo ließ er ſich dennoch von den Laſtern der Höflinge nicht im Geringſten anſtecken, und lebte wie ein Mönch. Er war beſonderer Freund und Beſchüzer der Bedürftigen. So oft er Jemanden am Hofe fand, der wegen Armuth oder Niedrigkeit des Standes keinen Zutritt zum Kaiſer erlangen konnte, ſo übernahm er ſelbſt deſſen Angelegenheit, und ließ nicht ab, bis jeder gerechte Wunſch erfüllet war. Ja, er trieb ſeine Menſchenfreundlichkeit gegen die Armen ſo weit, daß er ihnen Alles mittheilte, was er beſaß. Oft, wenn ihm zur Winterszeit ein zerfezter Armer begegnete, bedeckte er denſelben mit ſeinem Oberkleide. Auf dem bloſen Leibe trug Bernhard ſelbſt ein hären es Gewand; er betete fleißig, und wenn Andere ſich darüber luſtig machten, ſo vergoß er Thränen über ihre Leichtfertigkeit. Niemals gieng er zu Bette, ohne ſich zuvor über den verlebten Tag genaue Rechenſchaft abzulegen, und wenn er einen Fehler entdeckte, ſo beichtete er ihn ſeinem Kaplan. Denn er meinte, nichts ſey gefährlicher, als in einem Zuſtande zu ſchlafen, worin man ſich nicht getrauen würde, zu ſterben." Nachdem Bernhard einige Zeit in ſolcher Einſamkeit zugebracht hatte, beſtimmte ihn der Kaiſer zu einer Geſandtſchaft an die europäiſchen Höfe, um ſie zur Theilnahme an einem neuen Kreuzzuge zu bewegen. Schon war er in Paris und Turin geweſen, und wollte nun nach Rom, als er unterwegs, in dem Städtchen Montcallier plözlich erkrankte und ſtarb. Dies iſt das Leben Markgraf Bernhard des Zweiten, der mit dem Stammvater des badiſchen Hauſes, mit Hermann dem Erſten, die auffallendſte Aehnlichkeit hat, und gleich demſelben auch unter die Heiligen verſezt wurde.

Alſo gelangte Markgraf Karl, wie ſein Vater und Großvater, zum alleinigen Beſiz der badiſchen Lande. Er war ein ſehr guter und verſtändiger Mann, ſeine Regierung konnte aber für das Volk weniger wohlthätig wirken, da ſie durch Kriege und Unruhen ſtets unterbrochen wurde. Dieſe Kriege veranlaßte Friedrich der Siegreiche von der Pfalz, ein Fürſt, welcher allezeit mit Planen der Vergrößerung ſeines Hauſes umgieng. Schon Markgraf Jakob hatte deſſen Gegenparthei ergriffen, und ſo that es auch Karl. Zwar ſchloß er mit Friedrich im Herbſte tauſend

vierhundert fünf und fünfzig ein zehnjähriges Bündniß, worin beſtimmt wurde, daß die Streitigkeiten zwiſchen beiden Theilen ferner nicht mehr durch Waffengewalt, ſondern durch gewählte Austräger friedlich ſollen entſchieden werden. Aber noch war nicht die Hälfte der Vertragszeit verfloſſen, als nach dem Tode des Erzbiſchofs von Mainz die zweiſpaltige Wahl ſeines Nachfolgers die Kriegesflammen neuerdings anfachte. Nun erſchien Markgraf Karl ſpäter ſelbſt wieder unter den Vermittlern; doch mußten alle äußern Verſöhnungsmittel unwirkſam bleiben, wo eine ſtete Eiferſucht die Gemüther gefangen hielt. Beim Ausbruch des rheiniſchen Krieges, welcher eine Folge jenes Wahlſtreites war, finden wir den Markgrafen abermals auf der Gegenparthei des Pfalzgrafen; dieſer Krieg aber ſchlug ſo unglücklich für den erſtern aus und für deſſen Land, daß beide ſich nur langſam wieder von der empfangenen Wunde erholten.

Pfalzgraf Friedrich hatte ſich durch ſeine trozige Widerſezlichkeit gegen geiſtliche und weltliche Oberkeit den Bann und die Acht zugezogen, während Markgraf Karl zu einem der drei Oberbefehlshaber der Reichsarmee wider ihn ernannt worden war. Auch verlieh ihm der Kaiſer die Reichsvogtei im Elſaß, und über die bisher pfälziſche Hälfte der Ortenau. Wir haben gehört, wie dieſer Gau nach dem Ausgange des Herzogthums Schwaben ein freies Reichsgut wurde, welches die Könige in ihren Geldnöthen mehrmals verpfändeten. Schon Ludwig der Baier hatte dieſe Pfandſchaft an das badiſche Haus verliehen, aus deſſen Hand man ſie aber unter Karl dem Vierten wieder einlöste und dem Biſchof zu Straßburg verlieh, von welchem der halbe Theil hernach an König Ruprecht abgetreten wurde. Die andere Hälfte löste dagegen mit Erlaubniß König Friedrichs im Jahre vierzehnhundert drei und fünfzig Markgraf Karl ein, und ſomit wäre nunmehr wieder die ganze Landvogtei an das markgräfliche Haus gediehen, wenn nicht das Waffenglück des Pfalzgrafen den damaligen Verhältniſſen eine plözliche Wendung gegeben hätte. Im Frühling tauſend vierhundert ein und ſechszig begann der Krieg in unſern Gegenden. Die pfälziſche Mannſchaft zog verwüſtend über die badiſchen Grenzen, und namentlich zeigte ſich Graf Hans von Eberſtein gegen den Markgrafen feindſelig. Aus dem Städt-

chen Gochsheim, welches er von der Pfalz zu Lehen trug, machte der kühne Ritter täglich Ausfälle und Streifereien mit ſeinen Leuten, ſtahl den badiſchen und wirtembergiſchen Bauern das Vieh hinweg, und nahm deren ſelbſt mehrere gefangen. Als der Markgraf ſolches vernahm, ſandte er dem Pfalzgrafen den Fehdebrief, worauf dieſer mit einem ſtarken Kriegsvolk heranzog, zuerſt bei Pforzheim drei Dörfer niederbrannte, und alsdann das Remchinger Thal verheerte. Indeſſen verband ſich Karl mit dem Grafen von Wirtemberg und andern Herren, ſammelte ſeine Macht, fiel mit fünfhundert Mann zu Pferd und dreihundert zu Fuß in das Oberamt Heidelberg, und legte acht Dörfer in Aſche. Und da es bald hernach verlautete, der Pfalzgraf ſey dem Herzoge von Baiern zu Hilfe geeilt, ſo glaubte Karl jezt die günſtige Zeit herangenaht, einen Hauptſchlag wider die Pfalz zu unternehmen. Er benachrichtigt ſeine Bundesgenoſſen davon, und mit dem Anfang des Sommers verſammeln ſich zu Pforzheim die badiſchen, wirtembergiſchen, ſpeieriſchen und meziſchen Waffen; es war ein Heer von ſechstauſend Mann Fußvolk und achthundert Reitern. Ihr erſter Zug geſchah auf Bretten; von da hofften ſie die ganze Pfalz mit der Hauptſtadt in kurzer Zeit einzunehmen. Aber ſie wurden durch eine Kriegsliſt verführt; der Pfalzgraf war nicht abweſend, ſondern lag hinter den Mauern von Heidelsheim. Als die Verbündeten unaufgehalten bis Heidelberg vorgerückt waren, und aus vermeinter Sicherheit ihre Macht getrennt hatten, rief er ſeine Leute zuſammen, und folgte dem Markgrafen im Rücken bis nach Seckenheim, wo derſelbe zu ſeinem Schrecken plözlich bemerkte, daß er von den Fluthen des Rheins und Neckars und von den feindlichen Waffen eingeſchloſſen ſey. In dieſer Lage konnte nur ein verzweifelter Kampf helfen; denn die badiſche Mannſchaft war weit ſchwächer als die pfälziſche. Aber mit entſcheidenem Muthe bot das kleine Häuflein dem überlegenen Feinde die Stirn. „Es erhob ſich ein furchtbarer Streit, ſagt ein Geſchichtſchreiber. Die Badiſchen wurden zugleich von Vornen und und im Rücken gedrängt, konnten nicht vorwärts, und nicht zurück. Doch blieben ſie ſtandhaft; Einer ermahnte den Andern, Alle fochten ſie mit der äußerſten Anſtrengung. Schon war die Reiterei des Pfalzgrafen zum Weichen gebracht, als deſſen

Fußvolk mit ſeinen langen Spießen der badiſchen in die Seite fiel, und die Pferde niederſtach. Dieſe Wendung verſchaffte dem Pfalzgrafen den Sieg, aber einen blutigen Sieg, da der verzweifelte Feind auch nach dem Verluſte ſeines Pferdes, zu Fuß noch ſtritt, und ſich nicht eher für beſiegt hielt, als bis er von Wunden bedeckt, zuſammenſank." Endlich mußte ſich Markgraf Karl mit ſeinem Bruder, dem Biſchof Georg, mit dem Grafen von Wirtemberg und vielen Herren vom Adel an den Sieger ergeben. Sie wurden nach Heidelberg auf das Schloß gebracht, wie Verbrecher mit Ketten beſchwert und in ein ſchlechtes Gefängniß geworfen. Schon beim erſten Abendeſſen war ihnen kein Brod gegeben worden, und als ſie ſolches verlangten, ließ ihnen der Pfalzgraf ſagen: ſie hätten ja ſelbſt die Mühlen verbrannt!

Nachdem Markgraf Karl ein volles Jahr lang in dieſer harten Verwahrung zugebracht hatte, gelang es endlich ſeinen Freunden, ihn durch Verwendung angeſehener Perſonen, namentlich auch des Pabſtes, wieder in Freiheit zu ſezen. Aber die Bedingungen, worunter ſolches geſchah, waren überaus hart. Karl mußte dem Pfalzgrafen auf Wiederlöſung den badiſchen Antheil an der vordern Grafſchaft Sponheim, die Städte Beſigheim und Beinheim mit einigen Dörfern, ſeine Anſprache auf das Städtchen Heidelsheim, und einige Schlöſſer abtreten, alsdann ſeyn Bündniß mit Wirtemberg und Speier aufgeben, ferner auf das Wiederlöſungsrecht von Eppingen verzichten, die Stadt Pforzheim zu einem pfälziſchen Lehen machen und in zwei Terminen zwanzig tauſend Gulden erlegen. Um einen ſolchen Preis durfte Friedrich den Markgrafen ſchon feierlich entlaſſen, wie dies denn auch unter dem Schalle der Trompeten und Pfeifen geſchah. Von dem an war Karls Wirken durchaus friedlich; er bemühte ſich, die noch beſtehenden Partheien zu vergleichen, und leiſtete zumal der Stadt Speier durch ſeine Unterhandlungen große Dienſte. Beſonders angelegen aber war ihm die Sicherung der Ruhe im eigenen Lande. Er hatte ſeit dem Antritt ſeiner Regierung ſowohl wegen des ſchauenburgiſchen Ganerbes, als wegen verſchiedenen Gerechtſamen in der Ortenau wiederholte Verdrießlichkeiten bekommen, und ſuchte ferneren Irrungen dadurch vorzubeugen, daß er im Jahr vierzehnhundert drei und ſiebzig mit denen ihm größtentheils

zugewandten Rittergeſchlechtern von Schauenburg, Windeck, Bach, Röder, Staufenberg, Neuenſtein, Pfau und Grosweiler eine Burgfriedens-Einung errichtete. „Von nun an ſoll zwiſchen den Mitgliedern des Bündniſſes kein gewaltthätiger Zugriff, keine offene Fehde mehr geſchehen, und Keiner des Andern Feinde bei ſich hauſen, hofen, azen und tränken, oder ihnen ſonſt Zuſchub und Förderung thun, ſondern Alle ſind einander zu gegenſeitiger Hilfe verbunden wider fremde Gewalt nach Anordnung des Bundeshauptmanns. Dieſer Hauptmann wird alljährlich neu gewählt; er ziehet die Bundesgelder ein, führt Rechnung darüber, verwahrt die Urkunden und Briefſchaften, ſchreibt die Bundestage aus und veranſtaltet die Austragsgerichte, oder im Fall es zu den Waffen käme, die Rüſtung der Bundesmannſchaft. Damit aber die nöthige Wehre oder Hilfe deſto förderlicher geſchehen möge, ſoll jeder der Ritter eine ihm beſtimmte Anzahl guter Harniſchknechte und Pferde halten, und auf Mahnung des Hauptmanns entweder perſönlich oder durch einen tauglichen Stellvertreter bei dem Bundesbanner erſcheinen. Alle Streitigkeiten unter den Mitgliedern werden durch Austräger gerichtet, wenn ſie nicht gütlich beigelegt werden. Zu dieſem Schiedsgericht wählet jede Parthei einen Zuſäzer, und der Markgraf den Obmann; gehalten aber ſoll es werden innerhalb Monatsfriſt nach geſchehener Klage, zu Baden, Bühl oder Oberkirch. Alle die Gemeinheit des Bundes nicht berührende Händel gehören vor ihre betreffenden Stadt- oder Dorfgerichte, die Lehnſachen aber vor des Lehnsherren Richter und Mannen. Endlich, um aller Räuberei und dergleichen vorzubeugen, ſo ſoll es keinem Mitglied erlaubt ſein, ohne Wiſſen des Hauptmanns auf ſeinen Schlöſſern fremde Leute zu beherbergen." Dieſes Bündniß wurde auf fünfzehn Jahre geſchloſſen, und iſt der Anfang des ortenauiſchen Rittervereins.

Gleichwie Markgraf Karl ſeine Lande zu ſichern ſuchte, war er auch auf Erweiterung derſelben bedacht geweſen. So erwarb er den achten Theil der Herrſchaft Lichtenberg, von den Herrn von Staufen im Breisgau kaufweis das Dorf Bikenſol, von den Grafen zu Tübingen die Orte Nimburg und Bottingen mit all' ihren Leuten zu Baldingen, Eichſtätt, Malterdingen und Theningen, von andern Edelleuten den größten Theil des Fleckens Königsſchafhauſen am

Kaiſerſtuhl, und das halbe Dorf Schellbronn. Zwar büßte er freilich durch ſein Kriegsunglück auch manches ein, und mußte ſowohl die Grafſchaft Sponheim, als die Herrſchaft Gemmingen verpfänden, um an den Pfalzgrafen jene Befreiungsſumme zu bezahlen; doch war dagegen ein bleibender Gewinn für ſein Haus und Land was er durch Vergünſtigung des Kaiſers an Rechten und Freiheiten gewann. Schon im Jahre vierzehnhundert fünf und fünfzig hatte ihm Friedrich eine Beſtätigung derſelben ertheilt, und vermehrte ſie ſpäter mit dem Zuſaz, daß wie die gebornen Badener, ſo auch deren Angehörige und Schüzlinge vor keine andern als die vaterländiſchen Gerichte in ihrer Herrſchaft dürfen gezogen werden, ſo lange ſie dort ein billiges Recht finden; auch ſollen die badiſchen Unterthanen von den weſtphäliſchen oder Vehmgerichten befreit ſeyn. In den Jahren vierzehnhundert acht und ſechzig und ein und ſiebzig aber ertheilte der König dem Markgrafen die neuen Privilegien, daß alle Baſtarde in deſſen Landen ſein Eigenthum ſeyn ſollen; daß er bei Siegen oder an einem andern gelegenen Ort eine Zollſtädte errichten möge, weil die Fuhrleute oft von der Landſtraße ablenken, um in Pforzheim und Durlach nicht Zollen zu müſſen; und daß alle badiſchen Unterthanen von dem Kogenheimer Zoll bei Beinheim jenſeit Rheins für immer befreit ſein ſollen.

Um ein Denkmal ſeiner Frömmigkeit zu gründen, hatte Markgraf Karl ſchon bald nach ſeinem Regierungsantritt dem Orden der Einſiedler die Pfarre Nimburg zur Errichtung eines Kloſters übergeben, und ſpäter zu Pforzheim, wie weiland ſein Vater zu Baden, die Pfarrkirche in ein Kollegiatſtift verwandelt; ſeiner Obſorge verdankten auch die Klöſter Herren- und Frauenalb die Beförderung ihres Wohles. An den Reichsgeſchäften nahm Karl immer einen vorzüglichen Antheil; ſeine Gerechtigkeitsliebe hatte ihm bei ſeinen Mitſtänden eine hohe Achtung erworben; doch mangelte ſeiner Seele eine gewiſſe Feſtigkeit und entſchloſſene Thatkraft, um ein großer Fürſt zu ſeyn. Er ſtarb im Jahre tauſend vierhundert fünf und ſiebzig, an der Peſt, und hinterließ aus ſeiner Gemahlin Katharina, einer Tochter Herzog Ernſt des Eiſernen von Oeſtreich, drei männliche und eben ſo viele weibliche

Nachkommen; von jenen erwarb ſich Chriſtoph, der Erſtgeborne, den Ruhm eines der vortrefflichſten Fürſten ſeines Hauſes und ſeiner Zeit.

Viertes Kapitel.

Von der nächſten Nachkommenſchaft König Ruprechts.

König Ruprecht hinterließ bei ſeinem Tode von ſechs Söhnen, die ihm ſeine Gemahlin geboren hatte, die vier jüngern, von denen die väterlichen Lande ſofort getheilt wurden. Ludwig, als der älteſte, erhielt das Stammfürſtenthum mit der Kurwürde und einem Viertel der übrigen Erbgüter; Johann die Oberpfalz; Stephan die Grafſchaft Zweibrücken und Simmern, und Otto, der jüngſte, die Aemter Mosbach, Borberg, Ozberg und Umſtatt. Hiedurch entſtunden vier beſondere Linien des pfälziſchen Hauſes, wovon hernach die ſtephaniſche wieder in die ſimmeriſche und zweibrückiſche zerfiel; jene dauerte bis tief in das ſiebzehnte Jahrhundert, dieſe aber blühet noch gegenwärtig auf dem baieriſchen Thron, welchen ſie im Jahr ſiebzehnhundert ſieben und ſiebzig von Kurfürſt Max Joſeph ererbt hat, dem lezten Nachkömmling weiland König Ludwig des Baiern. Die johanniſche und ottoniſche Linie dagegen erloſchen ſehr bald wieder, und die ludwigiſche währte auch nur bis über die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts, worauf die Kurwürde an die ſimmeriſche überging.

Kurfürſt Ludwig, dieſes Namens der Dritte, zubenannt der Bärtige, trat als ein würdiger Fürſt in die Fußſtaffen ſeines Vaters. Er arbeitete angelegentlich an Verbeſſerung der Geſeze und des Gerichtsweſens, und gab ſeinen Beamten ſelbſt ein Beiſpiel ſtrenger Gerechtigkeit. Die Genauigkeit, womit er ſeine Einkünfte verwaltete, ſezte ihn in den Stand, bedeutende Summen auf Gebäulichkeiten und öffentliche Anſtalten zu verwenden, ohne von ſeinen Unterthanen größere Abgaben zu fordern, als ſie ſchuldig

waren. Mit beſondrer Sorgfalt pflegte Ludwig auch die Lieblingspflanzung ſeiner Voraltern, die heidelbergiſche Hochſchule. König Ruprecht hatte ihm die Vollendung des Heiliggeiſt-Stiftes hinterlaſſen, und nach zwei Jahren ſchon geſchah die Einweihung deſſelben. Dieſe Stiftung war zum Beſten der Univerſität unternommen worden. „Als vorzeiten, ſagt der Kurfürſt in der Urkunde darüber, der hochgeborne Pfalzgraf Ruprecht der Aeltere, unſer Vetter ſeliger Gedächtniß, unter andern fleißigen Sorgen auch darnach trachtete, daß der chriſtliche Glaube eine glückliche Aufnahm' gewinne, und die Bosheit der Kezerei, die Alle wie ein Fuchs umſchleichet, in ſeinen Landen nicht auferſtehen möge, fand er das Mittel hiezu in getreuer Auslegung und Bedeutung der heiligen Schriften, und in der Kunſt gelehrter Leute. Darum machte er zu Heidelberg eine gemeine Schule von allen Fakultäten, die er, wie hernach auch der hochgeborne Fürſt und Herr, Pfalzgraf Ruprecht bei Rhein, unſer Anherr ſelig, mit mancherlei Gaben, Privilegien und Freiheiten befeſtiget und beſtätiget haben. Und damit dieſelbe Schule ſich einer ewigen Befeſtigung erfreue, ſo erwarb der allerwürdigſte Fürſt und römiſche König Ruprecht, unſer Herr Vater, von päbſtlicher Gewalt die Erlaubniß zur Gründung eines Kollegiums und Stiftes von Kanonikern, die Perſonen ſeyn ſollen aus der vorgenannten Schule, in der Kirche und zu Ehren des heiligen Geiſtes, der als ein Pfand des Glückes und Heils, die Stärkung des Lebens und das Licht der Künſte gibt, deſſen Früchte in der Liebe, Freude und Geduld, im Glauben und Frieden, in der Mäßigkeit, Sanftmuth und Keuſchheit beſtehen. Bevor aber der genannte unſer Herr und Vater ſelig dieſe göttliche Sache zu Ende gebracht, gieng er mit Tode ab, und da wir nun ſchuldig ſind, unſere Vordern, welche allezeit reich an Tugenden waren, mit würdigen Ehren zu erheben, ſo hielten wir uns für verpflichtet, ihr Werk zu vollbringen, und auch damit die vorgenannte Schule ewiglich befeſtiget werde auf dem Fundamente desjenigen Felſen, ohne welchen Niemand ein anderes legen mag. Demnach ſind wir mit unſern Räthen und Freunden übereingekommen, das vorgenannte Kollegium alſo zu ſtiften und zu ordnen, daß es mit der Univerſität und dieſe mit ihm unzertrennlich vereiniget ſey. Und bei dieſem unſerm Vorſaz

rufen wir an die Gnade des heiligen Geiſtes, daß er dieſelbe Univerſität und Stiftung regieren wolle, und ihr öffnen die Adern ſeines Schazes, und ſie nicht laſſe abirren von dem Pfade geiſtlicher Lauterkeit zu kezeriſchem oder teufliſchem Trug, ſondern daß ſie allweg entzündet ſey mit Liebe der Gerechtigkeit, der Wahrheit und Weisheit, und befreundet mit der Heiligkeit des Lebens, mit der Disciplin guter Sitten, daß ſie den Haß nicht kenne, die Hoffahrt unterdrücke und alle eitlen Ehren vermeide." Dotirt hatte Ludwig das neue Werk mit mehreren Pfründen, welche von andern Stiften waren getrennt worden; die Stiftsherren aber beſtunden aus drei Doktoren der Gottesgelahrtheit, aus eben ſo viel von den geiſtlichen Rechten, aus einem der Arzneikunde, aus drei Magiſtern der ſchönen Künſte und aus dem Pfarrer und Prediger zu Sankt Peter. Dieſe gute Einrichtung, die fernere Sorgfalt des Kurfürſten und der unmittelbare Schuz des römiſchen Stuhles brachten das heidelberger Heiliggeiſt-Stift auch bald ſo empor, daß es für das beſte am ganzen Rheinſtrome galt. Aber der Kurfürſt that noch mehr; er vermachte dem Stift ſeine ganze Bücherſammlung, unter dem Beding, daß man ſie zum Gebrauch der Studierenden öffentlich aufſtelle, wodurch der Grund zu der nachmals ſo berühmten Bibliothek gelegt worden iſt.

Im sechs und dreißigſten Jahre ſeiner ſegensreichen Regierung ſtarb Ludwig, und da ſein gleichnamiger Erſtgeborner noch unmündig war, ſo übernahm deſſen Oheim, Pfalzgraf Otto von Mosbach, die vormundſchaftliche Verwaltung des Landes bis im Sommer tauſend vierhundert zwei und vierzig. Aber der junge Kurfürſt, voll der ſchönſten Hoffnungen, wurde ſchon nach sechs Jahren ein Raub des Todes, und hinterließ als Erben den einjährigen Philipp, deſſen Vormundſchaft jezo an des Verſtorbenen nächſtjüngern Bruder fiel. Dies war Pfalzgraf Friedrich, welcher ſich ſofort als Kurfürſt und regierender Herr der Pfalz erklärte, aber ſeinen Neffen an Kindesſtatt annahm und zu deſſen Gunſten auf eine ſtandesgemäße Heirath verzichtete.

Wir haben geſehen, das Haus Wittelsbach, zumal der rheinpfälziſche Zweig, zählte bisher viel' gute Fürſten, und deren Tugenden erbten auch auf ihre Enkel fort; aber ſeit Otto dem Erlauchten beſaß wohl keiner einen ſo großen Geiſt, als Pfalzgraf

Friedrich der Siegreiche. Die Rheinpfalz erhielt in ihm den zweiten Stifter, das Kriegsweſen in Teutſchland einen der erſten Verbeſſerer, und es hätte nur einer kleinen Gunſt des launigen Glückes bedurft, ſo wäre der unthätige Kaiſer Friedrich geſtürzt, und die deutſche Krone zum Zweitenmal, vielleicht bleibend, dem Hauſe Habsburg entriſſen und an das wittelsbachiſche gebracht worden!

Friedrich begann ſeine Regierung mit Ordnung und Sicherung der pfälziſchen Lande. Er nahm eine neue Eintheilung derſelben in Aemter und Oberämter vor; errichtete zu Heidelberg ein Hofgericht, wohin man von den untern Gerichtsſtellen appelliren konnte; in ſeiner Umgebung hatte er immer einen Rath von einſichtsvollen Männern; die innern Geſchäfte ließ er durch einen Kanzler verwalten, die äußern Angelegenheiten und das Kriegsweſen leitete er ſelbſt. Ueber ſeine Schlöſſer und Feſtungen ſezte Friedrich die erfahrenſten Ritter zu Hauptleuten, welche dieſelben ſtets in gutem Vertheidigungsſtand zu erhalten hatten; mit einer ausgewählten Schaar aber zog er ſelbſt gegen den Raubadel in den vogheſiſchen Gebirgen und im Odenwald, wo derſelbe am meiſten ſein Unweſen trieb. So demüthigte er namentlich die von Lichtenberg und Lüzelſtein im Elſaß. Später traf ſein Racheſchwert auch die drei Brüder von Roſenberg, Georg, Arnold und Michael, welche aus ihren Schlöſſern Boxberg und Schupf an der Umpfer die ganze Umgegend durch Räubereien unſicher machten. Boxberg liegt auf einem ſehr ſteilen Felshügel und war damals mit ſtarken Mauern und Thürmen verſehen; der Pfalzgraf aber erſtieg die Höhe und drang mit allerlei Stoßmaſchinen ſo gewaltig auf dieſelben, daß ſie ringsum erſchüttert wurden und zuſammenbrachen. Nachdem ſich die Ritter ergeben hatten, ließ Friedrich die Feſte vollends zerſtören und ſchlug die eroberte Herrſchaft zu ſeinen Landen. Aber eine noch größere Wohlthat erwies Friedrich den pfälziſchen Unterthanen durch Abſchaffung der Vehmgerichte. Urſprünglich hatten dieſelben einen wohlthätigen Zweck; ſie waren ein ſtrenges Friedens- und Sittengericht, welches alle Vergehungen ahndete, deren Verurtheilung dem ordentlichen Richter entgieng. Sie wurden daher von den Kaiſern auch ſehr begünſtigt und aus Weſtphalen allmählig über ganz Deutſchland verbreitet. Dieſe

Verbreitung aber und ihr großes Anſehen erzeugten bald ſolche Mißbräuche, daß die Vehme jezt eine eben ſo furchtbare Plage für die Nation war, als ſie ehemals eine Wohlthat geweſen. Ja, als Kaiſer Friedrich dieſelbe einer Reformation unterwerfen wollte, hatte ſie die Frechheit, ihn ſelbſt „ſub pöna Contumaciä“ vor ihr Gericht zu laden! Die Fürſten beſonders haßten dieſes gewaltige Tribunal, weil es ihren eignen Landesgerichten unaufhörlich Eintrag that. Und da es eben ſo ſchwer als gefährlich ſchien, mit Gewalt dagegen einzuſchreiten, ſo ließen ſich einige ſelbſt oder ihre Räthe unter die Wiſſenden oder Mitglieder des Gerichtes aufnehmen, um ihre Unterthanen wenigſtens gegen auswärtige Ladungen zu ſichern und deren Angelegenheiten vor die eignen Freiſtühle zu ziehen. So waren auch einige Räthe des Markgrafen von Baden unter den Wiſſenden, und wir haben gehört, wie dieſer Fürſt durch den Kaiſer eine Befreiung ſeiner Unterthanen von den weſtphäliſchen Gerichten erlangt habe. Bald hernach ſchloß er gegen dieſelben ein Bündniß mit dem Pfalzgrafen, dem Herzoge von Oeſtreich, dem Biſchof von Straßburg und mit andern Reichsſtänden. Aber Pfalzgraf Friedrich blieb nicht bei pergamentenen Verwahrungen, ſondern griff das Unweſen mit der Fauſt an; er ſuchte die Freiſtühle auf, zerſtörte ſie und vertrieb die Freirichter!

So thätig war Friedrich in Gründung und Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt ſeines Fürſtenthums. Doch genügte ihm damit noch keineswegs; er wollte daſſelbe auch erweitern. Der erſte glückliche Fortgang ſeiner Waffen hatte ihn kühner gemacht und zu größern Unternehmungen angeſpornt. Seinen Blicken begegnete zunächſt das Fürſtenthum Lorſch. Es grenzte daſſelbe mehrfach an die pfälziſchen Lande, und ſeit deſſen Vergebung an das Erzſtift zu Mainz durch den Pabſt und König hatten die rheiniſchen Pfalzgrafen die erbliche Schuzvogtei darüber angeſprochen. Mehrmals war es zu den Waffen gekommen, und als Friedrich ſeine kriegeriſche Laufbahn begann, lebten dieſe Kämpfe noch friſch in der Erinnerung. Er erneuerte ſofort jene Anſprüche und gab ihnen mit dem Schwerte einen unzweideutigen Nachdruck. Es erhob ſich der furchtbare Pfälzer- oder Fürſtenkrieg, welchen Friedrich durch das entſcheidende Treffen bei Pfedersheim, tauſend

vierhundert ein und ſechzig, ruhmvoll beendigte. Aber anſtatt ſeinen Sieg zur Eroberung des mainziſchen Gebietes zu benuzen, ließ er ſich von den Reizen eines großartigen Planes zu Unterhandlungen mit dem überwundenen Feinde verleiten. Der Pfalzgraf hatte ſchon längſt die träge Reichsverweſung König Friedrichs mit Unwillen und Verachtung angeſehen; er kannte auch die ähnliche Stimmung der übrigen Fürſten; ſein emporſtrebender Geiſt durchdrang ſchnell dieſe Verhältniſſe, und er bemerkte, daß ihm nichts fehle, als die Gunſt des erſten Kurfürſten und Reichskanzlers, des Erzbiſchofs von Mainz, um die entwürdigte Krone Karls des Großen auf ſein eignes Haupt zu ſezen. Er näherte ſich alſo dem Erzbiſchof und ſchloß nicht blos Friede, ſondern ein geheimes Bündniß mit ihm.

Bald aber blieb daſſelbe ſowohl dem päbſtlichen als kaiſerlichen Hof kein Geheimniß mehr, da die beiden Fürſten zu ſichtbar ihrem Ziele entgegen arbeiteten; und eben ſobald fand der Pabſt einen Vorwand, den Erzbiſchof Diether in den Bann zu thun und an ſeiner Statt den Grafen Adolf von Naſſau zu ernennen. Des hieraus entſtandenen Kriegs, wobei Markgraf Karl von Baden einer der Oberfeldherren war, iſt bereits erwähnt worden. Er ſezte beinahe ganz Deutſchland in Bewegung, und gab dem Pfalzgrafen Gelegenheit, das Uebergewicht ſeines militäriſchen Genie's gegen einen Feind mehrerer zum Theil ſehr mächtiger Bundesgenoſſen auf's Glänzendſte an den Tag zu legen. Zwar wurde ſeine Hoffnung auf den deutſchen Thron vereitelt, aber nach der Schlacht bei Sekenheim ſah er doch ſeinen Freund gerächt und im Erzbisthum behauptet, Kaiſer und Pabſt gedemüthigt, und ſich ſelbſt vor fernern Anfeindungen geſichert.

Mitten unter den Waffen vergaß Friedrich die Pflege auch der Wiſſenſchaft nicht. Er beſtätigte der heidelbergiſchen Hochſchule nicht nur alle bisher erhaltenen Freiheiten und Einkünfte, ſondern vermehrte die leztern mit dem Ertrag zweier Pfarreien, und verbeſſerte die innere Einrichtung. Hieher gehört die mehrere Sicherung der innern und äußern Ruhe, die Beſchränkung der Ferien, die Erweiterung der Lehrfreiheit, Vermehrung der Disputatorien, beſſere Eintheilung der Lehrſtunden und Pfründen, Ordnung des akademiſchen Raths, Verſchönerung der Bibliothek

und die Errichtung eines Lehrſtuhls für das weltliche oder römiſche Recht. In ſeinem Haus lebte der Pfalzgraf in glücklicher Ehe mit der eben ſo edlen als ſchönen Klara von Detten, einer augsburgiſchen Sängerin, und in dem genußreichen Umgang einiger Freunde, wozu wohl auch der Hofſänger Kemnat gehörte. Friedrich ſtarb im ſieben und zwanzigſten Jahr ſeiner ruhmvollen Verwaltung, im Winter tauſend vierhundert ſechs und ſiebzig, und hinterließ ſeinem Neffen Philipp das pfälziſche Fürſtenthum in bisher nie geſehenem Flor. Von ſeinen zwei Söhnen wurde der eine geiſtlich, Ludwig dagegen erhielt zur Verſorgung die löwenſteiniſche Grafſchaft, und wurde der Stammvater des noch jezo blühenden Grafenhauſes von Löwenſtein-Wertheim.

Fünftes Kapitel.

Vorderöſtreich unter Herzog Albrecht dem Sechsten, Erzherzog Siegmund und König Maximilian.

Während im untern und mittlern Theile unſeres Großherzogthums die Häuſer Pfalz und Baden ſich glücklich vergrößerten, erlitt in den obern Gegenden das öſtreichiſche mannigfache Unfälle. Aus dem Lande der Heimath weiland König Rudolfs, aus Helvetien, wo die ſchönſten Beſitzungen von Habsburg lagen, kam für dieſes Haus die größte Gefahr und das meiſte Unglück, gleichſam als zur Rache der ſchon von Guntram, alsdann von Rudolf ſelbſt, von Albrecht und deſſen Söhnen alldort verübten Gewalt durch Anmaßung und Raub ſoviel fremden Gutes! Noch mehr als hundert Jahre nach der Schlacht bei Sempach ſezten die Herzoge den ererbten Kampf mit ungemeinem Aufwande fort; aber allezeit unglücklich ſtritten die öſtreichiſchen Ritter wider die eidgenöſſiſchen Waffen, welche wie unbeſieglich Alles darnieder ſchlugen. Von den vielen einzelnen Fehden unterſcheidet man den

Züricher und den alten Schweizerkrieg, deren Folgen für unſere obern Gegenden beſonders verderblich waren.

Herzog Friedrich hatte nach ſeiner Wiederherſtellung noch bis zum Sommer tauſend vierhundert neun und dreißig gelebt, und zwar ſo haushälteriſch, daß er nicht nur alle von Oeſtreich verpfändeten Güter wieder einlöſen konnte, ſondern ſelbſt an baarem Schaze eine Million Gulden hinterließ, ohngeachtet er auf die Vergoldung des Kanzleidaches zu Insbruk zweimal hundert tauſend Dukaten verwendet hatte, aus Aerger, weil man ihn wegen des Verluſts der argauiſchen Stammlande, den Herzog mit der leeren Taſche zu nennen pflegte. Friedrich war aber auch ein ebenſo guter als ſparſamer Regent; er ſchlich oftmals verkleidet unter ſeinen Bauern herum, und entſchuldigte ſich deßwegen mit den Worten: „Bei Hof redet ein Jeder, wie ich's gern' höre; beim Volk aber erfahre ich die Wahrheit.“ Nach dem Tode des Herzogs übernahm König Friedrich die Vormundſchaft über deſſen zwölfjährigen Sohn Siegmund und die Verwaltung der vorderöſtreichiſchen Lande. Er fand ſich jedoch bald veranlaßt, die leztere ſeinem Bruder Albrecht zu übergeben. Denn die eidgenöſſiſchen Waffen bedrohten mehr und mehr die noch geretteten Stammgüter in Helvetien, am Rhein und Bodenſee. Es bedurfte einer ſteten Wachſamkeit, und der Kaiſer konnte ſich dem neuerweckten Kriege nicht ausſchließend widmen.

Einige Zeit nach der Schlacht bei Sempach hatte Oeſtreich mit der Eidgenoſſenſchaft einen fünzigjährigen Frieden geſchloſſen, welcher aber durch die Einnahme des Aargaus während der Acht Herzog Friedrichs ſchmählich gebrochen wurde. Dieſen Bruch und Verluſt konnte das Erzhaus nicht verſchmerzen; es verfloſſen einige Jahre mit Zubereitungen, bis ein Streit zwiſchen Zürich und den altſchweizeriſchen Orten über die tokenburgiſche Erbſchaft der öſtreichiſchen Politik eine erwünſchte Gelegenheit darbot, die Eidgenoſſenſchaft zu trennen. Die Verhandlungen betrieb vorzüglich der herzogliche Vogt in den Vorlanden, Markgraf Wilhelm von Röteln, deſſen Bruder Otto zur Zeit des Konziliums Biſchof zu Konſtanz war. Und wirklich entbrannte im Jahr vierzehnhundert zwei und vierzig der ſchweizeriſche Bürgerkrieg. Aber wie erhizt der vorländiſche Adel und wie hartnäckig die Stadt Zürich ſich dem eidgenöſſiſchen

Muth entgegenwarfen, ſo wenig richteten ſie aus, und da weder die Reichsfürſten noch die ſchwäbiſchen Städte den erbotenen Zuzug leiſteten, ſah man ſich genöthigt, fremde Hilfe herbeizurufen. Kaiſer Friedrich unterhandelte ſofort mit dem Könige von Frankreich wegen fünf tauſend Mann aus dem Heere weiland des Herzogs von Armagnak. Der Adel und die öſtreichiſch geſinnten Städte erwarteten mit Sehnſucht dieſes Kriegsvolk, womit ſie den ſchweizeriſchen Uebermuth endlich zu demüthigen hofften. Mit ungemeinem Jubel wurden die erſten Haufen in den Rheingegenden empfangen; an einigen Orten gieng man ihnen ſogar mit Kreuz und Fahne entgegen. Aber bald genug, welche Enttäuſchung! Anſtatt der vermeinten fünftauſend Retter erſchien ein Heer von vierzigtauſend wilden Räubern, welche Freund und Feind gleich grauſam überfielen und mißhandelten. Die Abtheilung von ſechstauſend Pferden, von welchen unter dem Hauptmann Kommercy nach der Schlacht bei Sankt Jakob auf Antrieb des Adels die Städte Rheinfelden, Säckingen, Laufenburg und Waldshut beſezt worden, ſtreiften verheerend bis nach Stühlingen und in den Klekgau. Nichts war ihrer Zügelloſigkeit heilig, nichts vor ihrer Raubgier ſicher; bis in die entlegendſten Winkel des Schwarzwaldes drangen einzelne Rotten, und ſpürten ſogar mit Hunden die Opfer ihrer Wuth auf. Das Volk in der hauenſteiniſchen Einung mußte ſich zur allgemeinen Landwehre verſammeln; im Breisgau vereinigten ſich Adel und Städte, und endlich erhoben ſich auch die übrigen Reichsſtände, um ihre Waffen zur Entfernung der immer drohendern Gefahr zu führen.

Zwar kaum einen Monat hatten die Armagnaken in den Waldſtädten verweilt; aber die ganze Gegend lag verwüſtet, als ſie abzogen. Dieſer Umſtand brachte das Volk am Oberrhein ſehr von den Gedanken des Krieges zurück, und da auch Herzog Albrecht aus Geldmangel friedlichere Geſinnungen hegte, ſo wäre wohl eine längere Ruhe eingetreten, wenn nicht der vorländiſche Adel in ſeinem blinden Schweizerhaſſe die Gemüther durch wiederholte Gewaltthätigkeiten gereizt hätte. Es gelang der öſtreichiſchen Parthei, endlich auch den großen Ritterbund des Sankt Georgen Schildes, welcher bisher neutral geblieben war, gegen die Eidgenoſſenſchaft zu bewaffnen, und ſo erhob ſich im Jahre vierzehn hundert fünf

und vierzig der Adelkrieg, als deſſen hauptſächlichſte Triebfeder Graf Hans von Rechberg erſchien, ein Mann von ebenſo viel Verſtand und Muth, als Eifer für die Ehre der Ritterſchaft und des Hauſes Oeſtreich.

Der Ausbruch geſchah bei Baden, aber der Kriegsſchauplaz zog ſich bald nach Rheinfelden, wo die Stadt eidgenöſſiſch, der Stein aber öſtreichiſch. Jene war von den Baslern, Bernern und Solothurnern mit einer Beſazung verſtärkt worden, welche dieſem mit ihrem Wurfzeug ſo ſehr ängſtigte, daß Herzog Albrecht mit einem Heere des vorderöſtreichiſchen Adels vergeblich zum Entſaz herbeieilte; das ſtädtiſche Geſchüz vertrieb ihn aus ſeinem Lager, und der Stein wurde eingenommen. Hierauf zogen zehntauſend Eidgenoſſen vor Säckingen, wohin ſich der Herzog zurückgezogen hatte. Die Stadt hätte wohl ihren Untergang gefunden; aber Sankt Fridolin und die eidgenöſſiſche Eiferſucht retteten ſie. Denn die Glarner, welche ſeit uralter Zeit an das Stift zinspflichtig waren, ſcheuten ſich gegen daſſelbe zu ſtreiten, und da die übrigen Orte einen Sturm beſchloſſen, zankten ſich Baſel und Bern um den Vorrang. Dies ſchwächte den Nachdruck der eidgenöſſiſchen Macht, und verzögerte die Belagerung. Inzwiſchen hatte ein Haufe von vierhundert öſtreichiſchen Pferden aus Neuenburg den Bürgern von Kleinbaſel viel Schaden beigebracht, welchen dieſe jedoch bald wieder rächten. Größeres unternahmen im Aargau der von Rechberg und Herr Bilgrin von Heudorf, ein gleich bitterer Feind der Eidgenoſſen. Aber Säckingen wurde eingenommen, und nachdem man ſich anderthalb Jahre lang gegenſeitig verheeret hatte, kam es durch die Kurfürſten zu Konſtanz im Frühling tauſend vierhundert ſechs und vierzig zu einem Frieden, welchen nach Ausgleichung der einzelnen Mißhellungen und Spänne auf beſondern Tagen während dreier Jahre, die ſogenannte Breiſacher Richtung im Merz tauſend vierhundert neun und vierzig vollendete. Sie geſchah durch Markgraf Jakob von Baden, den Biſchof von Baſel und die Stadt Straßburg zur Schlichtung einer erbitterten Fehde, worin der niemals ruhende Rechberger mit dem grauſamen Thomas von Falkenſtein die Stadt Rheinfelden durch Liſt eingenommen und unmenſchlich mißhandelt hatte, aber nachher empfindlich geſchlagen wurde. Der Richtbrief beſtimmte unter anderm,

daß alles, was während den lezten verwirrten Zeiten im Sundgau, Breisgau und auf dem Wald an Zöllen, Geleiten und im Handelswesen geändert worden, abgethan seye und das alte Verhältniß wieder eintreten soll; daß der Rechtshandel der Städte Breisach, Neuenburg, Säckingen und Laufenburg zum Austrag auf den Bischof von Basel ausgesezt sey, und daß Oestreich den an Peter von Mörsburg verpfändeten Sundgau wieder einlöse, wozu ihm die Baseler sechs und zwanzig tausend Gulden darliehen. Diesen Ausgang nahm ein siebenjähriger Krieg, welchen König Friedrich zur Wiedereroberung der argauischen Stammlande unternommen hatte, der aber dem vorländischen Adel über zwanzig Burgen hinwegfraß und zu beiden Seiten des Rheins viele Gegenden verwüstet zurückließ, ohne dem Haus Oestreich auch nur einen Nuzen zu gewähren!

Herzog Albrecht, durch solchen Erfolg seiner Anstrengungen sehr niedergeschlagen, legte das Kriegsschwert bei Seite, und widmete sich friedlichen Unternehmungen. Hieher gehört zuvörderst die Errichtung der Universität zu Freiburg. Schon im Jahre vierzehnhundert vier und fünfzig hatte er unter Mitwirkung seiner Gemahlin Mathilde den Plan dazu gefaßt. Aber noch fehlte es ihm an einem Manne, welcher unterrichtet und thatkräftig genug schien, die Gründung und Einrichtung einer solchen Anstalt zu leiten, als ein zufälliger Aufenthalt in Villingen ihn denselben finden ließ. Es war Matthäus Hummel, welcher zu Heidelberg und Pavia studiert und ein dreifaches Doktorat erworben hatte, und damals in seine Vaterstadt zurückkehrte. Schon das erste Zusammentreffen überzeugte den Herzog von den ausgezeichneten Eigenschaften dieses Gelehrten; er ernannte ihn sogleich zu seinem Rath, und übergab ihm sofort die Aufrichtung der Hochschule. Hummel rechtfertigte das Vertrauen, das ihm Albrecht, wie auch die Stadt Freiburg geschenkt hatte, auf's vollkommenste, obwohl er noch sehr jung war. Nach erlangter Einwilligung des Pabstes wurden im Winter tausend viehundert sechs und fünfzig die ersten Anstalten getroffen und das fromme Werk so eifrig betrieben, daß schon im Herbste des folgenden Jahrs die Stiftungs- oder Verfassungs-Urkunde der neuen Schule erschien. „Dieweil wir, sagt der Herzog darin, von besonderer Gnade Gottes über andere Menschen mit

vielen Landen und großer fürſtlicher Macht zu regieren, alſo hochgeboren begabet ſind, daß wir ſeiner Allmacht deſto mehr an der Rechnung unſers Amtes zu bezahlen ſchuldig werden; und aber aus Blödigkeit menſchlicher Natur ſolches oft ſäumig unterlaſſen, weßwegen uns gebühret, dieſe Verſäumniß durch Werke gut zu machen, womit wir glauben, Gott den Herrn, unſern Schöpfer, in Barmherzigkeit zu ermildern, der unberührten Jungfrau Maria und allen in Gott Geheiligten zu gefallen, und ſowohl der ganzen Chriſtenheit Troſt und Hilfe wider die Feinde unſers Glaubens, als auch allen unſern Vorfahren und Nachkommen ihr Seelenheil, unſerm Hauſe, unſern Landen und Leuten, und beſonders unſerer Stadt Freiburg im Breisgau, Nuz und Ehr zu erwerben. Und damit wir mit andern Fürſten helfen graben den Brunnen des Lebens, woraus von allen Enden der Welt unverſieglich geſchöpft werden möge das erleuchtende Waſſer tröſtlicher und heilſamer Weisheit zur Erlöſchung des verderblichen Feuers menſchlicher Unvernunft und Blindheit; ſo haben wir unter allen guten Werken auserwählt die Stiftung einer hohen Schule und Univerſität in derſelben Stadt Freiburg, und ſelbige zur Sicherung der Meiſter und Schüler mit beſondern Gnaden und Freiheiten begabet. Denn wer wollte ſolches denjenigen verſagen, welche ihre Freunde, ihr Vaterland verlaſſend wie Pilger unter mancherlei Betrübniß zu uns wandern, und was ihre Aeltern im Schweiße des Angeſichtes gewinnen, bei den Unſern darlegen und verzehren, um Lehre und Weisheit zu empfangen? Darum verlangen wir auch von Allen, die uns zuſtehen, ſie ſeyen edel oder unedel, geiſtlich oder weltlich, daß ſie alle und jegliche dieſer Freiheiten und Gnaden in allen Stücken und Artikeln für ewige Zeiten getreulich ſollen handhaben und aufrecht erhalten.“

Das Einkommen der Univerſität wurde durch Einverleibung der zum Theil ſehr reichen Pfarreien zu Freiburg, Breiſach, Villingen, Enſisheim, Winterthur, Ehingen, Rothenburg, Warthauſen und Mettenberg geſichert; die ihr ertheilten Privilegien aber waren dieſelben, wie zu Paris, Heidelberg und Wien, eigene Gerichtsbarkeit nämlich für alle ihre Angehörigen, Sicherheit des Wandels derſelben durch alle öſtreichiſchen Lande, Freiheit von Zoll, Umgeld und Steuer für all’ ihr Gut, freie Wahl der Vor-

ſteher, eigne Aufſicht über Koſt und Wohnung der Studenten, und das Recht, die Statuten nach Erforderniß der Zeiten und Verhältniſſe zu reformieren. Auch durfte in der Stadt Niemand die Heilkunde ausüben, der von der mediziniſchen Fakultät nicht bewähret war; Niemand einem Studierenden auf Bücher etwas leihen, und Niemand überhaupt die Lehrer oder Schüler im Kauſe übervortheilen. Dieſe Freiheiten und Sazungen mußten von der Stadtoberkeit beſchworen und alljährlich in der Münſterkirche vor allem Volke öffentlich verleſen werden.

Eröffnet wurde die Hochſchule im Frühling tauſend vierhundert und ſechszig, nachdem Doktor Hummel zum erſten Rektor erwählt worden war. Der hauptſächlichſte Theil der Feierlichkeit beſtund in einer lateiniſchen Rede, welche derſelbe im Münſter öffentlich vortrug, und worin er vom Lobe der Weisheit und deren Pflegerinen, den Schulen des Alterthums und den Univerſitäten der ſpätern Zeit auf die Schilderung des wiſſenſchaftlichen Geiſtes und Treibens im damaligen Jahrhunderte übergieng. „Wie nothwendig hat es die Weisheit, ſprach er, ſich heut zu Tage in den Univerſitäten eigne Häuſer zu erbauen! Zur Schande unſeres Geſchlechtes iſt ſie aus dem Privatleben der Geiſtlichen, wie der Laien faſt überall verbannt. Ihre Stelle nehmen bald Hunde, Vögel oder Pferde ein, bald jene weiblichen Beſtien, welche die Geiſtlichen ärger als Schlangen und Baſilisken ſcheuen ſollten. Statt der Bücher findet man in ihren Schränken koſtbare Kleider, ſilberne Gefäße, Leiern und Lauten, Würfel und Karten. Und wo noch eine Bibliothek exiſtirt, da liegt ſie in Staub und Unrath begraben, oder der unwiſſende Beſizer verkauft die alten Pergamente an Mahler und Kirſchner. In den Klöſtern, wo die Gelehrſamkeit einſt zu Hauſe war, ſieht es nicht beſſer aus; denn Frucht und Vieh, Geld, Speiſe und Trank, Orgel und Zither und Beſuche bei den Nonnen ſind jezt die Studien der Mönche. In ihren Schulen aber lehren ſie geſtohlene Weisheit mit theatraliſchem Wortgepränge; ihre Abhandlungen ſind leeres, unverſtändliches Gewäſch, und die heilige Schrift, die ſie erklären ſollen, verwirren und ſchänden ſie. Und wenn es mit der Weisheit bei den Geiſtlichen ſo ſteht, was wird dieſelbe den Laien abgewinnen? Unbekannt mit den Wiſſenſchaften, verachten oder beſchimpfen ſie

deren Freunde und Verehrer. Iſt dies aber auch zu verwundern, wenn ſchon die kleinen Knaben fluchen und ſchwören lernen, und unzüchtige Scherze treiben? Wenn ſie in keine beſſere Geſellſchaft kommen, als auf die Reitbahn, auf die Jagd, zum Vogelfang und zum Waffenſpiel, wo der am meiſten gilt, der ſich durch Ausſchweifungen, Rohheit und Eitelkeit von andern ſich auszeichnet. Unglückliche Aeltern, die ihr an ſolcher Erziehung Gefallen findet! Habt ihr kein Gefühl für die einſtige Verantwortung, oder dünkt ihr euch um ſo beſſer, je ſchamloſer, je frecher und verdorbener die jüngere Generation iſt? Und auf euch, ihr Adeligen, fällt die meiſte Schuld. Eure Vorfahren haben der Religion und Wiſſenſchaft ſo viele Zufluchtsörter geſtiftet, ſie haben ſich auch ſelbſt dem heiligen Dienſte geweiht, wie einſt in Griechenland Edle und Fürſten; aber nun ſcheint die Unwiſſenheit ein Erforderniß des Adels zu ſeyn. Darum kehret zurück, und ſchicket eure Söhne in die Schulen, anſtatt ſie zur Räuberei zu erziehen, damit ſie durch Tugend und Weisheit hervorleuchten lernen, welche allein den Menſchen adelt."

Auſſer dem Rektor, welcher über die Aphorismen des Hippokrates Vorträge hielt, waren die erſten Lehrer der neuen Hochſchule der Theolog Johann Pfeffer von Widenberg, der Juriſt Konrad Odernheim aus Frankfurt und ſechs Meiſter der freien Künſte. Noch während ſeines erſten Rektorats verfaßte Hummel auch die Disciplinar-Geſeze der Hochſchule, an deren Spize die Verfügung ſteht, daß „kein Ehrloſer, kein Dieb, Hurenwirth oder Nachtſchwärmer, kein Schloßerbrecher, Mädchenräuber oder ſonſtiger Verbrecher" ſich der Univerſitäts-Privilegien erfreuen dürfe. Und ſo blühte die Albertina in Freiburg, wie ihre ältere Schweſter Rupertina zu Heidelberg zu freudigem Gedeihen heran und ſandte die Strahlen der wiedererwachten Wiſſenſchaft dem ſechszehnten Jahrhunderte freudig entgegen.

Die Veränderungen, welche Herzog Albrecht in der Verfaſſung von Freiburg durch Aufhebung der Zünfte und dergleichen vornahm, waren von keiner Dauer; ungleich wichtiger aber und folgenreicher hätte das Bündniß werden können, welches er zwiſchen Zell am Unterſee, Waldshut, Laufenburg, Säckingen, dem Sundgau, Breisgau, Schwarzwald, der Stadt Villingen und Grafſchaft Hohen-

berg mit den ſchweizeriſchen Eidgenoſſen eingehen wollte, nachdem die Erfahrung ihn gelehrt, daß die leztern beſſere Nachbaren im Frieden als im Kriege ſeyen; aber des Herzogs Tod vereitelte die Ausführung. Albrecht, den man wegen ſeines Hanges zur Ueppigkeit gewöhnlich den Verſchwender nannte, ſtarb kinderlos zu Wien, im Winter tauſend vierhundert drei und ſechszig, etwas über zwanzig Jahre nach Uebernahme ſeiner Verwaltung der vordern Lande. Alſo huldigten dieſelben Erzherzog Siegmund, dem Sohne weiland Herzog Friedrichs, einem Jünglinge von ſchönen Hoffnungen, der aber die Unklugheit begieng, anſtatt der Ausführung der von ſeinem Oheim entworfenen Vereinigung mit den Eidgenoſſen, ſich von dem zelotiſchen Adel vielmehr zu einem neuen Kriege wider dieſelbe aufreizen zu laſſen, wodurch er in Gefahr gerieth auch die Lande dieſſeits des Rheines einzubüßen, nachdem bereits die lezten Reſte der jenſeitigen verloren gegangen.

Sechstes Kapitel.

Fortſezung und Beſchluß des vorigen.

Herzog Albrecht hatte den Baslern an jenem durch die Breiſacher Richtung erhaltenen Darlehen nur den erſten Termin richtig bezahlt, und würde nach Verfluß einer Verlängerung des zweiten gern die Städte Rheinfelden, Säckingen, Laufenburg, Hauenſtein und Waldshut mit dem öſtreichiſchen Walde zum Pfande hingegeben haben, wenn der baſelſche Rath dieſe Pfandſchaft nicht mit dem Bemerken ausgeſchlagen hätte, daß die Städte im Schwarzwald, Frickthal und Hauenſtein zu großen Unwillen bezeugten, baſeliſch zu werden, und zumal Waldshut ſich durch ſolche Verſezung in ſeinen Freiheiten verlezt glaube. Es erfolgte eine fernere Verlängerung, während welcher Albrecht ſtarb; aber auch Siegmund konnte nach deren Ausgang nicht bezahlen, und ſo geſchah denn im Jahre vierzehnhundert ſieben und ſechzig die Verpfändung der Grafſchaft Rheinfelden an Baſel. Hiedurch war

die Geldnoth beſeitigt, und der friedliebende Erzherzog mochte ſich nach dem weiſen Rathe des jüngſt verſtorbenen Biſchofs Burkhard von Konſtanz mit dem Gedanken einer Vereinigung ſeines Hauſes und der Eidgenoſſenſchaft beſchäftigen, als der Adel die Flamme des Kriegs auf's Neue erweckte und den jungen Fürſten zur Fortſezung deſſelben zwang. Zwei Haupturſächer davon waren Graf Hans von Lupfen und jener Bilgrin von Heudorf, der mit Schafhauſen, ſeiner Vaterſtadt, in erbitterter Feindſchaft lag. Er hatte ihren Bürgermeiſter auf öffentlicher Straße gewaltſam überfallen und ungeheuer ranzionirt. Als die Schafhauſer nun ihre Eidgenoſſen zu Hilfe riefen, zogen die Berner mit ſtarken Haufen aus den übrigen Orten gegen den Rhein, um den Schwarzwald und Breisgau zu überfallen. Nichts widerſtund ihren Waffen, ſelbſt die muthige Landwehre in der hauenſteiniſchen Einung nicht; ſie verbrannten mehrere Dörfer auf dem Wald, brandſchazten den Abt von Sankt Blaſien, zogen verwüſtend hinaus bis Stühlingen, und nahmen den ganzen Klekgau in Beſiz, welcher ſeit dem Ausgang des Hauſes Habsburg-Laufenburg in der Hand der Grafen von Sulz war, und jezt mit dem Städtchen Thiengen von den Schafhauſern beſezt wurde. Indeſſen hatte ſich der von Heudorf nach Waldshut geworfen und auf einen Angriff eingerichtet. Die Beſazung beſtund aus verſchiedener Mannſchaft von Freiburg, Breiſach und Neuenburg, doch war ſie nicht zahlreich und mit Proviant nur wenig verſehen. Die Eidgenoſſen aber erſchienen fünfzehn tauſend Mann ſtark vor der Stadt und betrieben die Belagerung mit größtem Eifer. Indeſſen ſchien die Bürgerſchaft keineswegs muthlos und man hoffte baldigen Entſaz durch böhmiſches Kriegsvolk, welches im Hinterhalt bei Sankt Blaſien lag. Muthig machte die Beſazung einen Ausfall, um Verſtärkung einzunehmen; aber er mißlang und das eidgenöſſiſche Geſchüz erſchütterte allmählig die Mauern und Thürme; der Entſaz blieb aus, es trat Mangel an Pulver und Nahrung ein; die Zuſäzer wurden maßleidig und der Adel lief bei dem Hauptmann Werner von Schienen kleinmüthig zuſammen. „Warum, klagten ſie, hilft Gott nur immer den Schweizern?“ Der alte Kriegsmann aber entgegnete ihnen: „Seyd nur ſo tapfer wie ſie, ſo wird er euch gewiß auch helfen.“ Werner verſuchte alles, um Bürgerſchaft

und Beſazung ſtandhaft zu erhalten, und während von den Belagerern auf beſondern Betrieb der Berner ein allgemeiner Sturm bereitet wurde, gelang es einigen waldshutiſchen Edelleuten, durch ihre Freunde unter den Baslern, für die Stadt einen Stillſtand zu bewirken, welcher ſofort bei Annäherung des Erzherzogs in einen Frieden verwandelt wurde. Die Hauptbedingung deſſelben betraf die Ausgleichung der heudorfiſchen Händel und einen Kriegskoſten=Erſaz von zehntauſend Gulden, oder im Fall der Nichtbezahlung dieſer Summe das Unterpfand der Stadt Waldshut und des öſtreichiſchen Schwarzwaldes.

Allein die öſtreichiſche Partei dachte an einen aufrichtigen Frieden eben ſo wenig, als der Herzog im Stande war, den Eidgenoſſen die ſchuldige Bezahlung zu leiſten. Und da ihm weder vom Kaiſer noch von den Reichsfürſten hinlänglicher Beiſtand zukam, ſo ſah er ſich nach auswärtiger Hilfe um. Niemand aber ſchien mehr geeignet und geneigt, den Krieg des Hauſes Oeſtreich wider die Eidgenoſſenſchaft zu führen, als der Herzog von Burgund, jener Karl der Kühne, deſſen Ehrgeiz mit nicht geringen Planen der Eroberung umgieng. Die öſtreichiſchen Unterhändler brachten es auch wirklich dahin, daß Karl auf das Unterpfand der vordern Lande dem Erzherzog achtzig tauſend Gulden darlieh. Aber die Hoffnung, worin der gedemüthigte Adel von einer Vernichtung des ſchweizeriſchen Bauern=Vereines durch die burgundiſche Macht ſo gern träumte, gieng nicht in Erfüllung. Im Gegentheil, was damals unbegreiflich würde geſchienen haben: nach Verfluß von wenigen Jahren reichten ſich das Erzhaus und die Eidgenoſſenſchaft gegenſeitig die Hände zum Untergange Burgunds!

Dieſen unerwarteten Umſchwung der Verhältniſſe bewirkte die Grauſamkeit der burgundiſchen Beamten und die franzöſiche Politik. Herzog Karl hatte die Verwaltung des ihm verpfändeten Fürſtenthums dem Landvogt Peter von Hagenbach übergeben, einem Manne, der im Vertrauen auf die Macht ſeines Herrn, durch Uebermuth und Härte bald alle Gemüther gegen ſich erbitterte. Er ließ es nicht nur geſchehen, daß der von Heudorf bei Breiſach eidgenöſſiſche Kaufleute niederwarf, um ſie zu ſchäzen, daß der von Lupfen ſeinen Knechten gegen das wehrloſe Volk die frechſten Mißhandlungen erlaubte, und der ſchwarzwäldiſche Un-

tervogt von Gilgenberg unmenſchliche Grauſamkeit verübte; ſondern begieng ſelbſt überall empörende Gewaltthaten, namentlich gegen Straßburg, Baſel und Mühlhauſen, ja ſogar auch gegen den vorländiſchen Adel, den er beſonders durch Eingriffe in ſein Jagdrecht verlezte. Daher erſcholl aus allen Städten und Gegenden dies= und jenſeits des Rheins bald lautes Klaggeſchrei über die burgundiſche Obwaltung, und man lag dem Erzherzog auf's Dringendſte an, die Vorlande wieder einzulöſen. Einige unparteiiſche Männer von Anſehen näherten ihn den Eidgenoſſen; es kam zu Verhandlungen, und da der König von Frankrich aus Eiferſucht auf die wachſende Macht Herzog Karls beide Theile auf's Eifrigſte bearbeiten ließ, ſo kam nach mehr als anderthalb hundertjähriger Feindſchaft zwiſchen Oeſtreich und der Schweiz unter dem Namen der ewigen Richtung eine vollkommene Ausſöhnung zu Stande. Nämlich im April tauſend vierhundert vier und ſiebzig ſchwuren der Erzherzog und die Abgeſandten der eidgenöſſiſchen Orte auf einem Tage zu Konſtanz: „Aller Krieg iſt abgethan; beiderſeits bleibt der gegenwärtige Beſizſtand; über alle Kriegsforderungen, über Güter=, Geld= und Erbſchaftsſtreite, wie über etwaige Irrungen zwiſchen Oeſtreich und der Eidgenoſſenſchaft, richten ohne Appellation die Städte Konſtanz und Baſel mit ihren Biſchöfen; kein Theil geſtattet den Feinden des andern Aufenthalt oder Durchgang; einer aber leiſtet dem andern in Kriegsgefahren die nöthige Hilfe; Handel und Wandel ſind frei, und die vier Wadſtädte mit ihren Schlöſſern der Eidgenoſſen in allen Nöthen offene Häuſer."

Schon vor dieſem Frieden hatten ſich der baſelſche und ſtraßburgiſche Biſchof, Markgraf Karl von Baden, die Reichsſtädte Baſel, Straßburg, Kolmar und Schlettſtadt in einen zehnjährigen Hilfsbund gegen die burgundiſche Gewaltthätigkeit zuſammen gethan, welchen man zum Unterſchied des ſchweizeriſchen Vereins die niedere Vereinigung hieß. Dieſes Bündniß, welches hauptſächlich eine Unterſtüzung des Erzherzogs in der Einlöſung der Vorlande beabſichtigte, unterſchrieb jezt unter Gewährleiſtung des Königs von Frankreich, den Vorſchuß des Pfandgelds, und nach wenigen Tagen lag der Pfandſchilling zu Baſel in Bereitſchaft. Herzog Karl wollte zwar die Aufkündigung nicht aner=

kennen; als ſie aber landkundig geworden, fanden die burgundiſchen Vögte keinen Gehorſam mehr. Hagenbach gedachte ihn mit Gewalt zu erzwingen, und ließ Breiſach befeſtigen, welche Stadt wegen der Natur ihrer Lage die haltbarſte ſchien. Nachdem er den Rath daſelbſt nach ſeinem Sinne verändert, wurde die Bürgerſchaft genöthigt, an dem Brückenkopfe zu arbeiten. Da erhob ſich ein Tumult, worin das ergrimmte Volk den Landvogt gewaltſam ergriff, die Treppe hinabwarf, alsdann gefänglich vor den Bürgermeiſter führte, und von da auf einen Stadtthurm in Ketten und Bande. Sofort kam der Erzherzog nach Baſel, ließ ſich von dort aus durch Hermann von Eptingen im Lande huldigen, und ordnete mit den Ständen der niedern Vereinigung und mit Zuziehung der Eidgenoſſen das Gericht an, welches über Hagenbach entſcheiden ſollte. Es verſammelte ſich zu Breiſach unter der Leitung des neuen Landvogts von Eptingen und unter dem Vorſize des Schultheißen von Enſisheim: acht breiſachiſche Ritter und Bürger, von Bern, Baſel, Solothurn, Kolmar, Schlettſtadt, Straßburg, Neuenburg, Freiburg und Kenzingen je zwei mit vielen Beiſizern. Anklage und Vertheidigung, Rede und Widerrede währten bis Nachts; da ergieng endlich das Urtheil und lautete auf den Tod des Landvogts. Noch in derſelben Nacht wurde Hagenbach, unter Fackelſchein, in Begleitung einer unzähligen Menge, auf den Richtplaz geführt und enthauptet.

Allſofort erhob ſich der Krieg des Herzogs von Burgund wider Oeſtreich und die Schweiz, denn Karl hatte geſchworen, eher zu ſterben als die Rache zu unterlaſſen. Aber die eidgenöſſiſchen Waffen in Verbindung mit den Herren und Städten des Vorlandes und dem Kriegsvolk der niedern Vereinigung beugten ſeine Macht; er verlor bei Granſon und Murten zwei große Schlachten und bei Nancy das Leben.

Nach Verſöhnung des Hauſes Oeſtreich mit den Eidgenoſſen, und nach Entfernung der burgundiſchen Tyrannei, als die Vorlande dem Erzherzoge wieder gehuldigt hatten, war eine dauernde Ruhe zu hoffen. Und damit Alles einen um ſo glücklichern Fortgang nehmen möge, vereinigten ſich die Ortenau, der Breisgau und Schwarzwald mit dem Elſaß und Sundgau zu einer wohlgeordneten landſtändiſchen Verfaſſung, welche bis auf die neueſten

Digitized by Google

Zeiten gedauert hat. Man unterſchied die Landſchaften in drei Stände; den erſten bildeten die Prälaten oder Vorſteher der geiſtlichen Stifte, den andern die Grafen, Freiherrn und Ritter, den dritten die Städte und freien Bauerſamen. Da aber der leztere natürlich weit größer war als die beiden andern, ſo theilte man denſelben in acht unterſchiedene Bezirke oder Landfahnen ab, in den Freiburger, Villinger, Neuenburger, Burgheimer, Staufener, Hauenſteiner und Rheinfelder oder Frickthaler, wovon jedoch ſpäter einige wieder eingiengen. Ein ſolches Inſtitut, welches aus dem Bedürfniſſe der Zeit hervorgegangen war, mußte allgemeine Anerkennung finden, und wirklich beeilten ſich nicht nur die öſtreichiſchen Landſaßen ſämmtlich zum Anſchluſſe, ſondern ſelbſt unmittelbare Reichsglieder entſagten ihrer Unmittelbarkeit und traten als öſtreichiſche Standesglieder der Vereinigung bei; ſo die Edlen von Staufen, welche kurz vorher von König Friedrich zu Reichsfreiherren waren erhöht worden; ſo auch die fürſtlichen Abteien Sankt Blaſien, Sankt Peter und Schuttern. Nach Errichtung dieſer Landſtände ordnete Erzherzog Siegmund auf ihr Bitten, zur beſſern Rechtspflege und Geſchäftsführung eine der neuen Verfaſſung entſprechende Landesregierung an; ſie beſtund in dem Landvogt oder deſſen Statthalter, einem Kanzler und ſechs Räthen, und hatte ihren gewöhnlichen Siz zu Enſisheim im Elſaß; von den Räthen waren drei aus dem Adel, die andern aber Doktoren des römiſchen Rechts.

In dieſen Zeiten aber ſo ſchöner Hoffnung einer friedlichen Zukunft, als das vorländiſche Kriegsvolk, Ritter, Bürger und Landleute, in freudiger Eintracht mit den Eidgenoſſen glücklich wider die burgundiſchen Waffen ſtritten, ſandte der Himmel die Schreckniſſe einer wüthenden Peſt über das Vaterland, derſelben, welche den Markgrafen Karl von Baden hinweggerafft. Sie war mit den Reichstruppen aus der Türkei gekommen, und verbreitete ſich ſo ſchnell und ſo verheerend unter Menſchen und Thieren, daß es ſchien, als kehre der große Tod wieder zurück. Vergeblich ſchloſſen die Städte ihre Thore, vergeblich flohen die geängſtigten Schaaren auf's Gebirg, oder wallfahrteten an heilige Stätten; ſechs Monate lang dauerte das Sterben ohne Unterbrechung. Und nach einer Erholung von kaum zehn Jahren wurde

das obere Land abermals von den Plagen des Krieges auf's empfindlichſte heimgeſucht. Es war der neue Schweizerkrieg unter Kaiſer Maximilian dem Erſten.

Kaiſer Friedrich hatte im Jahr vierzehnhundert ſechs und achtzig ſeinen Erbprinzen Max zum deutſchen Könige wählen laſſen, damit er ſeinem Alter in der Reichsverwaltung beiſtehen möge. Indeſſen verwaltete der ebenfalls bejahrte Erzherzog Siegmund die Vorlande ſo nachläſſig und gerieth durch ſeine äußerſt verſchwenderiſche Lebensart und durch einen Krieg wider die Republik Venedig ſo ſehr in Schulden, daß er, ohnehin der Regierung müde, mit einer abermaligen Verpfändung und zwar all' ſeiner Lande umgieng. Schon hatte er von den Herzogen zu Baiern fünf und fünfzig tauſend Gulden auf die Vorlande empfangen, ſchon die Herrſchaft Hohenberg an den Markgrafen von Baden, und die Stadt Bräunlingen an den Grafen von Fürſtenberg verſezt. Nun ſollte auch das Uebrige für eine Million an Baiern gegeben werden. Seine Räthe, beſonders der Ober-Hofmeiſter von Gegging, betrieben die Sache auf's Eifrigſte und Geheimſte. Allein die vorderöſtreichiſchen Regierungsräthe, welche die Umtriebe des Hofes zu Insbruck verabſcheuten, unterrichteten den König Maximilian von dem gefährlichen Geheimniſſe, und dieſer ſchritt ſogleich dagegen ein. Er ließ die vorderöſtreichiſchen Städte und zumal Freiburg durch Boten und Briefe ermahnen, ſich der Verpfändung auf's Entſchiedenſte zu widerſezen, und veranſtaltete mit dem Kaiſer einen allgemeinen Landtag der vorderöſtreichiſchen Stände, auf Sankt-Gallentag tauſend vierhundert ſieben und achtzig, zu Meran in Tyrol. Daſelbſt nun wurde im Beiſeyn der beiden Monarchen und des Erzherzogs folgende Ordnung gemacht: „Zum Erſten ſoll ſich Siegmund wöchentlich mit zweihundert Gulden begnügen, um mit der Erſparniß ſeine Schulden abzutragen; er ſoll ſeinen Hof reinigen und einſchränken, und unter ſeinen Beamten eine ſolche Kontrole einführen, daß kein Brief oder Siegel könne erſchlichen werden. Ferner alle Räthe ſollen Landleute, und mit allen Pflegern, Landrichtern, Richtern und Amtmännern in Treu und Eid genommen ſeyn. Bittſchriften dürfen nur zwei dazu beſtimmte Räthe annehmen, und nicht mehr die Hof-Diener des Erzherzogs. Endlich ſoll keine

Landordnung dürfen gemacht werden ohne Vorwiſſen aller lebenden Fürſten des Hauſes Oeſtreich." Die Verträge mit Baiern und anderwärts wurden aufgehoben, und Siegmunds Räthe in die Acht erklärt. Die meiſten entflohen in die Schweiz; jener Gegging kam von dort über den Rhein, fand anfangs auf dem obern Schloſſe zu Jeſtetten im Klekgau, bei einem ſchafhauſiſchen Junker geheimen Unterſchleif, wurde aber durch den Vogt zu Nellenburg entdeckt und auf Betrieb des Grafen von Sulz, welcher Obergerichtsherr zu Jeſtetten war, von den Eidgenoſſen an Oeſtreich ausgeliefert.

Aber die neue Ordnung fiel dem an Bequemlichkeit und Genuß ſo ſehr gewöhnten Erzherzoge zu läſtig; er übertrat ſie allenthalben, und veranlaßte Land und Regierung zu neuen Klagen. Da bewog ihn endlich ein neuer Landtag zur Abtretung des Regiments an den König Maximilian gegen ein Leibgeding von zwei und fünfzig tauſend Gulden, welches er aber nur noch ſechs Jahre genoß. Erzherzog Siegmund ſtarb im Frühling tauſend vierhundert ſechs und neunzig, ohne rechtmäßige Erben, obwohl er zwei Gemahlinen gehabt und außer der Ehe vierzig Kinder gezeugt. Ein damaliger Geſchichtſchreiber ſagt von ihm: „Dieſer Fürſt war ein ſehr ſchöner, frommer, leutſeliger und friedliebender Mann; aber auch ſo übertrieben freigebig, daß er dadurch nicht ſelten ſich und ſeinen Hof in empfindliche Verlegenheit ſezte. Den Weibern beſonders hing er Alles an, und glich hierin dem Könige Salomon."

Inzwiſchen war auch der Kaiſer Friedrich ohne Nachkommenſchaft verſtorben. An ſeine Stelle trat ſofort Maximilian, unter welchem nun, als dem einzig übrigen Sprößling des Erzhauſes, die Vorlande mit Inner-Oeſtreich nach einer mehr als hundertjährigen Trennung wieder vereiniget wurden. Man hegte von dem neuen Herrn die beſten Hoffnungen, und empfing ihn mit dem größten Jubel, als er das Land durchreiste, um die Gebrechen des Volkes mit eigenen Augen kennen zu lernen. Allenthalben hinterließ Maximilian auch einen Beweis, wie ſehr es ihm anliege, die ſeit Jahrhunderten durch Mißbräuche, Vernachläßigung und Gewalt erzeugten Uebelſtände möglichſt zu heben, und ſeine Regierung dem ſchönen Bilde zu nähern, welches er von

einem guten Regenten in der Seele trug. Die an Fürſtenberg verpfändete Stadt Bräunlingen lößte er wieder ein; den Freiburgern und übrigen Städten erneuerte er ihre Freiheiten; den Neuenburgern aber erlaubte er überdies noch, ihre Stadt weiter landeinwärts zu bauen, da der Rhein unaufhörlich das Ufer unterfraß und die darauf ruhenden Wohnungen verſchlang. Auch die vier Waldſtädte erfreuten ſich der Gnade des Fürſten; nur das Volk der hauenſteiniſchen Einung ſah in der neuen Waldordnung, die ihm der König vorſchrieb, eine Beeinträchtigung ſeiner alten Rechte, und neigte ſich immer mehr zu den Schweizern hin, mit deren Freiheitsliebe es, wie ſeine Nachbaren im Klekgau, ſchon längſt heimlich ſympatiſirte.

Maximilian hatte den großen Plan, die Einheit und vorherrſchende Macht des deutſchen Reiches wieder herzuſtellen. Aber vielleicht war es eben für Deutſchland das größte Unglück, daß er die Grundſäze der unter ſeinem Vater entworfenen Reformation verließ, und die ſeinige nach römiſchen Rechtsprinzipien modelte. Denn jenes treffliche Werk athmete ganz den einheimiſchen Geiſt, und drang beſonders auf die Rettung des gemeinen Volkes. „Die Rechtspflege, heißt es darin, ſoll nicht nur Allen gleich, ſondern auch für Alle faßlich und verſtändlich ſeyn, oder die Rechte müſſen geläutert werden, damit der arme Mann ſo viel Freiheit und Zugang dazu habe, als der Reiche. Geiſtliche und weltliche Doktoren mögen zwar auf den Hochſchulen ſizen, aber nicht in den Gerichten; denn ſintemal Gott den Menſchen mit Verſtand und Weisheit begnadiget hat, ſo mag er in der neuen Ordnung wohl ſelbſt ſeines Rechtes warten.“ Durch die von Maximilian errichteten Reichsgerichte wurden aber die vaterländiſchen Rechte mehr und mehr verdrängt und die Prozeſſe in's Unendliche vermehrt; auf den Ständen laſtete der „gemeine Pfenning“, womit die Reichsbeamten beſoldet wurden, und bei der ganzen Reformation kam dem gemeinen Volke nichts zu gut, als die Aufhebung des Fauſtrechts durch den „ewigen Landfrieden“, woran ſchon ſeit dem vorigen Jahrhundert gearbeitet worden war, und welchen Maximilian endlich durch den thatkräftigen Nachdruck ſeiner Reichsverweſung in's Leben rief.

Da der Kaiſer die neue Einrichtung auch auf die Schweiz ausdehnen wollte, welche noch immer für ein Glied des deutſchen Reiches galt, und die Eidgenoſſen aber ſich weigerten, dem ſchwäbiſchen Kreiſe beigezählt zu werden, das Kammergericht als ihre höchſte Inſtanz zu erkennen und zur Beſoldung deſſelben beizutragen, ſo traf man beiderſeits Anſtalten zu einer kriegeriſchen Rüſtung. Ohnehin war am Bodenſee der Friede durch mancherlei Mißbräuche ſchon geſtört worden, welche die Stadt Konſtanz als Beſizerin des Landgerichts im Thurgau ſich gegen das dortige Landvolk erlaubt hatte. Die Konſtanzer haßten die Eidgenoſſen wegen verweigerter Aufnahme in ihr Bündniß, und dieſe glaubten ſeit dem burgundiſchen Kriege begründete Anſprüche auf den Thurgau zu haben; die gegenſeitige Spannung aber unterhielt und beförderte der Biſchof, welcher fürchten mußte, daß ihm die Stadt durch ein freundſchaftliches Verhältniß mit der Eidgenoſſenſchaft über den Kopf wachſen würde. Der zunehmende Zorn blieb nicht lang ohne Ausbruch; mitten im Winter tauſend vierhundert fünf und neunzig erſchien ein ſtarker Haufe eidgenöſſiſcher Kriegsmannſchaft vor Konſtanz und nahm unverſehens einige Bürger mit dem Bürgermeiſter gefangen, um von ihnen als Löſegeld die Abtretung des thurgauiſchen Landgerichts zu erzwingen. Dieſe Geſchichte machte es dem Kaiſer leicht, die Konſtanzer für den Beitritt zum ſchwäbiſchen Bunde zu gewinnen, woran ihm beſonders gelegen war, da ihre Stadt im Falle eines Kriegs wider die Eidgenoſſenſchaft einer der wichtigſten Pläze ſchien.

Von dem an erweiterte man beiderſeits die Waffen-Rüſtungen und die Verwahrung der Landmarken; die Stadt Konſtanz erhielt eine ſtarke Beſazung, wogegen die Eidgenoſſen auf der Höhe des ſchwaderloher Hofs ein Feldlager errichteten; zur Verwahrung des Schwarzwaldes beſezte der ſchwäbiſche Bund die ſulziſchen Feſtungen Thiengen und Küſſaberg im Klekgau, und der Graf von Thierſtein ſicherte das Frickthal. Aber nach einigen Feindſeligkeiten, nach der Brandſchazung des Bregenzer Waldes und Verwüſtung des Hegau's durch die Eidgenoſſen, fanden ſowohl dieſe als der Kaiſer aus gegenſeitiger Furcht ſich zum Frieden geneigt, und Maximilian ſchrieb ſofort zu deſſen Herſtellung nach Freiburg im Breisgau einen Reichstag aus. Er wurde eröffnet im Anfang

des Jahres tauſend vierhundert acht und neunzig; außer dem Kaiſer erſchienen darauf der päbſtliche Legat, sechs Churfürſten und Herzoge, die Abgeſandten der übrigen, die Botſchafter von ſechs Erzbiſchöfen und Biſchöfen, von eilf freien und Reichsſtädten, von Sizilien und Lothringen, der Meiſter des Deutſch-Ordens, viele andere geiſtliche und weltliche Fürſten, Prälaten und Reichsgrafen. Aber ohngeachtet der eifrigſten Vermittlungsverſuche kam der Friede nicht zu Stand. Die Feindſeligkeiten begannen auf's Neue; zuerſt im Bündtnerland und bei Schafhauſen, worauf ein ſchweizeriſches Heer von zwölftauſend Mann einen Zug in den Hegau that, um den grauſamen Uebermuth des dortigen Adels zu beſtrafen. Die Rauchſäulen brennender Dörfer und Burgen verkündigten bald die Rache des erbitterten Feindes; der ſchwäbiſche Ritter war noch immer nicht klug geworden, und büßte ſeinen blinden Schweizerhaß mit verdientem Ruin. Ihr erſtes Glück dagegen ermuthigte die Eidgenoſſen zu einer Hauptunternehmung wider Konſtanz. Aber die Bürgerſchaft und Beſazung daſelbſt verurſachte dem Feinde durch Ausfälle großen Schaden, und nur ihrem ſorgloſen Siegesrauſch hatten ſie es zuzuſchreiben, daß ihnen das Kriegsvolk zu Schwaderloh eine blutige Niederlage anhieng. Nach dieſem zog eine Abtheilung der eidgenöſſiſchen Macht in den Klekgau, um an dem Grafen von Sulz Rache zu nehmen, weil er, als Bürger zu Zürich, ſeine Feſtungen treulos dem ſchwäbiſchen Bund überantwortet hatte. Da wurde das Städtchen Thiengen verbrannt, nachdem es ſich anfangs muthig vertheidigt, aber durch heimliche Entweichung des Hauptmanns Dietrich von Schellenberg in Verwirrung geſezt, den Eidgenoſſen auf Gnad' und Ungnade ergeben hatte. Auch das Hochſchloß Küſſaberg hielt ſich nicht; der Feind ſtreifte auf den Schwarzwald und hinaus bis Stühlingen und Blumenfeld, welche Städtchen ebenfalls ein Raub des Feuers wurden.

Während des hatte das kaiſerliche Kriegsvolk auch anderwärts empfindliche Schläge erlitten, und Maximilian ſah ein, daß er mit ſeiner bisherigen Macht gegen die eidgenöſſiſchen Waffen nicht ausreichen könne. Alſo ließ er von Freiburg aus an alle Reichsſtände dringende Briefe ergehen, und durch die Geiſtlichen das Volk von den Kanzeln herab zum Kriege entflammen. Und

wirklich ſtrömten von allen Seiten ſo zahlreiche Schaaren herbei, daß der Kaiſer ein ſtarkes Reichsheer um ſich verſammelt ſah, mit dem er von Konſtanz aus den Eidgenoſſen zu begegnen gedachte, während Graf Heinrich von Fürſtenberg beſtimmt war, mit fünfzehntauſend Mann aus dem Elſaß die ſchweizeriſche Grenze zu überfallen. Schon war eines Tages im Heumonat tauſend vierhundert neun und neunzig das Reichsvolk von Morgen bis Mittag ununterbrochen fünf Mann hoch aus den Thoren von Konſtanz gezogen und hatte ſich in der Ebene ſchlachtfertig aufgeſtellt, und der Kaiſer voll Begierde des Kampfes mahnend und ordnend die Reihen durchritten, als die Hauptleute kaum noch vor dem Zeichen zum Angriff bedenkliche Einwürfe machten, worauf Maximilian voll gerechter Entrüſtung den Handſchuh unter ſie warf und davon ritt. Da rief der junge Göz von Berlichingen: „So geht es, wenn man viel' Räthe hat."

Jezo beſchäftigten ſich die Eidgenoſſen wieder mit einem frühern Plane; ſie wollten, wie ſchon im alten Schweizerkrieg, die vier Waldſtädte wegnehmen, über das Gebirg in den Breisgau fallen und dieſe ganze Landſchaft, wenigſtens den Schwarzwald, zu einem Vororte ihres Bundes machen. Wirklich zog ſich der Kriegsſchauplaz gegen das Frickthal; bei Waldshut und Laufenburg kam es zu hizigen Gefechten, und das ganze Rheinthal lebte in ſteter Gefahr eines feindlichen Ueberfalls. Inzwiſchen rüſtete ſich auch der Kaiſer auf's Neue, und er mochte hoffen, die ſchweizeriſchen Waffen doch endlich zu ermüden. Der Graf von Fürſtenberg hatte bei Dorneck ein Lager bezogen, und bedrohte von dort aus die Stadt Solothurn. Alles ſchien den Kaiſerlichen günſtig, aber in ſolcher Noth vereinigten ſich einige Haufen eidgenöſſiſchen Volkes, von denen der ſorgloſe Graf unverſehens angegriffen und gänzlich geſchlagen wurde. Dieſer Tag entſchied; es wurde unterhandelt und kam endlich in Baſel zum Frieden. Maximilian mußte geſtatten, daß die Eidgenoſſen von den Reichsſteuern und dem Reichsgerichte ledig ſeyen, und das Landgericht im Thurgau behielten, welche leztere Bedingung er am Unliebſten eingieng, da ihn die Stadt Konſtanz flehentlich beſchwor, ihrer Treue gegen Kaiſer und Reich nicht mit einem ſo empfindlichen Verluſte zu lohnen.

Digitized by Google

Dieſes war der Erfolg der Bemühungen Kaiſer Maximilians, die Eidgenoſſen wieder in den Reichsverband zu zwingen. Von Konſtanz bis Baſel lag das Land verwüſtet; überall ertönte das Geſchrei des Elendes; in den Rheinſtädten herrſchte unverſöhnlicher Haß gegen die ſchweizeriſchen Nachbaren, unter dem Landvolke im Hauenſtein und Klekgau dagegen heimliche und offene Erbitterung gegen die eigene Herrſchaft: alles der Keim zu viel nachfolgendem Unheil!

Siebtes Kapitel.

Markgraf Chriſtoph von Baden und Kurfürſt Philipp von der Pfalz.

Von den Söhnen Markgraf Karls verlor Albrecht bei einem Kriegszuge im ſchönſten Mannesalter das Leben, ohne Kinder zu hinterlaſſen, und Friedrich, der jüngſte, war geiſtlich geworden; der älteſte aber, Markgraf Chriſtoph der Erſte, hat mit der Erbtochter von Kazenellenbogen den badiſchen Fürſtenſtamm fortgepflanzt. Und als eine beſondere Gunſt des Glücks erſcheint es für die badiſchen Lande, in der ſo verhängnißvollen Periode des Uebergangs vom fünfzehnten in das ſechzehnte Jahrhundert gerade dieſen Regenten erhalten zu haben, der ohne Widerſpruch zu den löblichſten ſeines Geſchlechtes gehört. „Markgraf Chriſtoph, ſagt der Vater der badiſchen Geſchichte, übertraf die meiſten Fürſten ſeiner Zeit ſowohl an körperlichen als geiſtigen Vorzügen. Er war offen, mäßig und leutſelig, in ſeiner Regierung ebenſo mild als gerecht, im Krieg wie im Frieden voll Zuverſicht, und in ſeinen Unternehmungen ebenſo rüſtig als klug und vorſichtig. Daher ſchenkten ihm auch alle drei Kaiſer, unter denen er lebte, ihre Liebe und Hochachtung. Die Wohlfahrt ſeiner Unterthanen hob er durch geſchickte Einrichtungen und Geſeze und durch das Beiſpiel ſeiner Tugenden. Am wenigſten trachtete er nach fremdem Gute, und in Verwendung des eigenen beobachtete er eine weiſe Spar-

ſamkeit. Markgraf Chiſtoph war überdies ein ſehr glücklicher Familien-Vater, und ſein Hof konnte als eine Schule fürſtlicher und häuslicher Tugenden gelten."

In der erſten Zeit ſeiner Regierung hatte Chriſtoph wegen der kazenellenbogenſchen Erbſchaft einen ſchwierigen Prozeß gehabt; denn eine Schweſter von ſeinem frühverſtorbenen Schwiegervater war an den Landgrafen Heinrich zu Heſſen verheirathet, und dieſer machte ihm die Erbfolge in dem halben Theil der verwaiſten Grafſchaft ſtreitig. Die Sache kam an den kaiſerlichen Hof, wurde aber ſo langſam und unter ſo vielen Hinderniſſen betrieben, daß Chriſtoph den Weg des gütlichen Vergleiches ergriff und die Anſprache ſeiner Gemahlin auf ihre großväterliche, väterliche und mütterliche Hinterlaſſenſchaft gegen eine Geldſumme an den Landgrafen abtrat. Glücklicher war er in der ſauſenbergiſchen Erbſchaft. Im Jahre nämlich tauſend vier hundert und neunzig ſchloß Markgraf Philipp von Hachberg zu Sauſenberg mit Chriſtoph folgenden Vertrag: „Beide, in Anbetracht, daß ihr beider Name, Stamm und Herkommen von der Markgrafſchaft Hachberg urſprünglich erwachſen, auch ihr beider Schild und Wappen mit geringem Unterſchied dieſelben ſeyen, woraus ſie zu angeborner Neigung eine billige Urſache ſchöpfen, einander in Würden und Treuen, Liebe und Freundſchaft zu erkennen und zu halten, und damit ſolches gemeinſchaftliche Herkommen nach ſo langer Zeit nicht möge in Vergeſſenheit gerathen, ſondern in immerwährendem Gedächtniß verbleibe: ſo haben ſie ihre beiderſeitigen Lande und Leute vereint und einander zu rechten Erben und künftigen Beſizern gemacht, und zwar: wenn Markgraf Chriſtoph ohne männliche Leibeserben abſterben ſollte, ſo fällt die Markgrafſchaft Baden, die Herrſchaft Hachberg nebſt dem Schloß Höhingen und Städtlein Sulzburg mit allen Zugehörungen an den Markgrafen Philipp oder ſeine Erben; wenn dagegen dieſer ohne Sohn abgehen ſollte, ſo erbt jener auf gleiche Weiſe die Herrſchaften Röteln, Sauſenberg und Badenweiler mit dem Städtchen Schopfheim. Und um ſolche Erbordnung nicht zu verlezen, darf von den genannten Landen und Orten nichts verkauft oder verſchenkt oder zu fahrender Habe gemacht werden, ſondern Alles ſoll getreulich beiſammen verbleiben, damit keinem Theil auf keinerlei Weiſe ein Abbruch geſchehe.

Auch ſollen die zu einem Widum oder einer Eheſteuer verſchriebenen Güter an das Haus wieder zurückfallen; die Mitgift einer Tochter darf nicht über achttauſend Gulden betragen. Jeder der beiden Herren behält ſich vor, zu ſeinem und ſeiner Vordern Seelenheil, ohne Einrede des Andern, doch in geziemendem Maße, fromme Stiftungen zu machen. Würde einer von ihnen gefangen, ſo mag er ſich mit ſeinem Gute wieder ledigen. Und damit dieſe Ordnung bei ihnen und ihren Unterthanen in friſchem Gedächtniß verbleibe, ſo ſoll dieſelbe alle zehn Jahre in jedem Amte öffentlich verleſen und von den Amtleuten und Landſchaften neu beſchworen werden."

Markgraf Philipp war der Enkel jenes Markgrafen Wilhelm, den wir als Schuzvogt des baſelſchen Konziliums und als Oberfeldherrn im Züricher Kriege erwähnten. Sein Vater, Rudolf der Vierte von Hachberg zu Sauſenberg und Röteln, hatte aus der Hand des lezten Grafen von Freiburg die Herrſchaft Badenweiler zum Geſchenke und nach deſſen Hingang die Grafſchaft Neuburg am See als Erbſchaft erhalten. Um nun dieſe Lande ſämmtlich an den badiſchen Stamm zu bringen, ſuchte Markgraf Chriſtoph ſeinen fünften Sohn mit Philipps einziger Tochter zu vermählen; allein die Sache zerſchlug ſich, und Johanna ehlichte den Herzog von Longueville. Er mußte ſich alſo mit dem Erbe der Herrſchaften Sauſenberg, Röteln und Badenweiler nach Laut der Erbordnung begnügen, und hatte auch um dieſe noch lange zu hadern. Denn bei dem Tode Markgraf Philipps machte ſein Schwiegerſohn nicht nur auf die neuburgiſche Grafſchaft, ſondern auch auf die breisgauiſchen Lande ſo ernſthaften Anſpruch, daß die dortigen Bewohner das Schloß Röteln ſtark beſezten und ſich im Sauſenhard zwölf tauſend Mann ſtark verſammelten, um die Rechte Markgraf Chriſtophs, dem ſie als ihrem rechten Herrn bereits gehuldigt hatten, gegen jeden Angriff zu vertheidigen, und daß auch nach dieſem noch lange Zeit über die ſauſenbergiſche Erbfolge prozeſſirt werden mußte.

Chriſtoph hatte aber ſchon früher ſeine Beſizungen, ſowohl innerhalb der heimathlichen Gaue, als auswärts nicht unbedeutend vermehrt. Durch Kauf erwarb er von Herrn Diepold zu Geroldseck die Dörfer und Vogteien Reichenbach, Selbach, Kuhbach und

Schutterthal, und den halben Theil der Orte Odenheim, Frieſenheim, Schopfheim Oberweiler und Heiligenzell; von dem Edlen von Keppenbach das Dorf Tutſchfelden; das Dorf Nieſern mit den Wäldern Langendorf und Firſt, die Hälfte von Eiſingen, Weiler und Unterweßingen, das Schloß in dem leztern Ort wie auch dasjenige in Oberweßingen mit dem Siebtel des Dorfes, und ein Achtel von Selingen aus der Hand ihrer verſchiedenen Beſizer; von der Abtei Schwarzach das Gericht zu Stollhofen; von den Grafen zu Mörs die halbe Grafſchaft Lahr und Mahlberg, und ſpäter noch vieles an Gütern, Zinſen und Rechtſamen. Als Belohnung aber ſeiner in den niederländiſchen Feldzügen geleiſteten Dienſte und als Statthalter von Luxemburg und Burgund erhielt Chriſtoph von Kaiſer Maximilian und deſſen Sohn ein Haus zu Luxemburg, ein anderes in dem Dorfe Fentſch; ferner das Lehen der Herrſchaften Rodemachern, Reichenberg, Herſpringen, Bolchen und Uſeldingen, endlich den Orden des goldnen Vließes und eine jährliche Penſion von zwölfhundert Pfunden. Den Wohlſtand ſeines Hauſes und der angeſtammten Lande ſuchte er auf vielfache Weiſe zu fördern und zu befeſtigen durch Hebung des Anbaues, durch mehreren Betrieb der Bergwerke, durch eine neue Erbordnung, beſonders auch durch Verträge mit ſeinen Nachbaren: mit dem Pfalzgrafen bei Rhein, dem Grafen von Wirtemberg und Biſchof von Speier zur Schlichtung bisheriger Irrungen, mit dem Biſchof von Baſel wegen der hohen Gerichte zu Schliengen, Mauchen und Steinenſtadt, wie noch mit vielen andern Herren. Die Klöſter ſeines Gebietes hielt er unter ſtrenger Obhut, ſo ſehr ihm die Frömmigkeit ſeiner Ahnen eigen war, daß ſelbſt ein feindlich geſinnter Prälat ihn einen gottesfürchtigen und chriſtlichen Fürſten rühmen mußte, welcher ſeine Unterthanen in Glück und Frieden regiere und den geiſtlichen wie den weltlichen Stand achte und liebe. Außer der Sorge für das badiſche Haus und Land brachte Markgraf Chriſtoph einen großen Theil ſeines Lebens in den wichtigſten Reichsgeſchäften zu, und erwarb ſich dabei ſolche Verdienſte, daß ein Lobredner von ihm ſagen konnte: „Durch ſeinen Verſtand, ſeine Großmuth und Tugend verdient er unter allen Fürſten Deutſchlands den erſten Plaz; ohne ihn iſt ſelbſt von dem hochberühmten Kaiſer Maximilian, der ihm den Oberbefehl im

Kriege übertrug, nichts Wichtiges unternommen worden, und mit Recht gebührt ihm der Name eines Helden der Deutſchen.“

Davon abgeſehen, daß er eine ungerechte Sache als billig anerkannte und ſich als Reichsglied des Ungehorſams gegen das Reichsoberhaupt verdächtig machte, ſo wirft das ſchönſte Licht auf den Charakter des Markgrafen ſein Benehmen gegen Kurfürſt Philipp von der Pfalz. Dieſer hatte nach dem Hingang ſeines großen Oheims die väterlichen Lande übernommen, und regierte ſie als ein großmüthiger, guter und gerechter Herr, an dem auch Kunſt und Wiſſenſchaft einen großen Gönner fanden. Er würde das Gebäude des pfälziſchen Staates, welches Friedrich der Siegreiche ſo glanzvoll aufgerichtet hatte, mit Ruhm vollendet haben; aber ein unſeliger Krieg verhinderte ihn nicht allein hieran, ſondern ſtürzte ſein Haus ſelbſt von der Höhe herab, auf welcher es bisher ſtund. Dieſer Krieg betraf die nieder-baieriſche Erbfolge. Denn unter den drei Söhnen des Kurfürſten war Ruprecht, der jüngſte, mit der einzigen Tochter Herzog Georgs von Nieder-Baiern vermählt, und nahm nach deſſen Tod im Jahr fünfzehnhundert und drei die Lande in Beſiz, welche ihm derſelbe aus Vorliebe teſtamentariſch vermacht hatte. Hierin ſah Herzog Albrecht von Ober-Baiern eine Verlezung des Hausvertrags von Pavia, und behauptete nach deſſen unzweideutigem Wortlaut einen nähern Anſpruch auf die Erbſchaft Georgs; da aber Philipp und Ruprecht von ihrem Rechte überzeugt zu ſeyn glaubten, ſo wollten ſie ſich deſſelben mit Gewalt verſichern. Dies Benehmen erſchien um ſo tadelnswürdiger, da der Erbſtreit in die erſten Jahre des ewigen Landfriedens fiel, und der Kaiſer, welcher ſchon die Beſtätigung jenes eigenmächtigen Teſtaments zurückgewieſen hatte, zögerte auch nicht, den Pfalzgrafen jeden Krieg zu unterſagen, und als ſie ſeiner Mahnung kein Gehör gaben, beide Fürſten mit all' ihren Helfern in die Acht zu erklären. Ebenſo wenig zögerte er, die Erekution zu vollziehen; unter ſeiner eignen Anführung fiel die eine Antheilung des Reichsheeres in die Oberpfalz, während Landgraf Wilhelm von Heſſen mit der andern über Darmſtadt herauf zog, um die Bergſtraße einzunehmen, welche als mainziſche Pfandſchaft in der Hand des Kurfürſten war. Die Pfälzer vertheidigten ſich lange mit gewohnter Tapferkeit, und Philipp hatte in der

Gegend von Heidelberg ſo viel Mannſchaft, Geſchüz und Proviant geſammelt, daß es ihm möglich ſchien, dem Feinde mit Erfolg zu begegnen. Aber dem Kaiſer war alles daran gelegen, dieſen hartnäckigen Landfriedensbruch abſchreckend zu beſtrafen. Das halbe Reich ſuchte er zu bewegen; und Philipp, deſſen Macht einem ſolchen Sturme nicht gewachſen war, gerieth in die Gefahr, ſeine beſten Länder einzubüßen. „Denn Jedermann, wie ein damaliger Geſchichtſchreiber ſagt, wollte im trüben Waſſer fiſchen, wollte das Unglück des Kurfürſten benüzen und von der ſchönen Pfalz ein Stück an ſich reißen. Nur ein Fürſt blieb neutral, Markgraf Chriſtoph von Baden!“

Der Kaiſer hatte ihn mit vieler Mühe zum Kriege zu bereden geſucht, und von anderer Seite empfieng er Briefe, die ihn aufforderten, eine ſo günſtige Gelegenheit der Wiedererlangung alles deſſen, was ſein Vater durch Pfalzgraf Friedrich eingebüßt habe, nicht entrinnen zu laſſen. Aber Chriſtoph entgegnete: „Ehr und Eid geht über Land und Leut! Mein Vater hat dem ſiegreichen Pfalzgrafen Treue geſchworen, dieſe will ich auch gegen den Beſiegten unverlezt erhalten.“ Und in der That nahm der Markgraf nicht nur keinen Theil an den Verfolgungen Philipps, ſondern lieh ihm ſogar die nicht geringe Summe von zwölftauſend Gulden auf das Unterpfand des Dorfes Weingarten, und war der Einzige, welcher den Kaiſer um Schonung und Gnade für den Kurfürſten anrief, als derſelbe, mitten unter den feindlichen Waffen und von aller Hilfe entblöst, nur den Ruin ſeines Hauſes vor ſich ſah. Chriſtoph reiste nach Kufſtein zu Maximilian und erhielt von ihm einen Waffenſtillſtand, während deſſen ein Tag zu Köln den Krieg beendigen ſollte, welcher nun ſchon neun Monate lang die baieriſchen und pfälziſchen Länder heimgeſucht hatte, und worin „viel Uebels, wie eine alte Nachricht beklaget, wider Gott und Menſchen geſchehen, viele Kirchen, Klöſter und Dörfer ausgeplündert, umgekehrt, verbrannt und öde gelegt worden.“

Jener Tag erſchien im Frühling tauſend fünfhundert und fünf, und das verſammelte Fürſtengericht entſchied in der Hauptſache für den Herzog Albrecht, doch wurde den Söhnen Pfalzgraf Ruprechts auſſer dem Privatſchaze ihres verſtorbenen Großvaters, zwiſchen der Donau und Nab ein Stück Land von zwanzig tauſend Gul-

den jährlichen Ertrages zugeſprochen. Aber das Vollzugsgericht zu Konſtanz ſezte auch den Fürſten, welchen die Exekution aufgetragen war, anſehnliche Belohnungen feſt, und dieſe beſtunden aus baieriſchen und pfälziſchen Ländertheilen, wodurch das Gebiet des Pfalzgrafen ſehr geſchmälert wurde; namentlich erhielt der Landgraf von Heſſen die Orte Bickenbach an der Bergſtraße, Habizheim und Umſtatt im Norden des Odenwaldes, nebſt andern zwiſchen Mainz und Darmſtadt.

Nicht lange nach ſolcher Demüthigung ſtarb Kurfürſt Philipp, eines von den zahlreichen Beiſpielen, auf welche Abwege die Ländersucht auch ſonſt gute und edle Fürſten verleiten könne. Markgraf Chriſtoph folgte ihm erſt nach neunzehn Jahren, nämlich im April tauſend fünfhundert ſieben und zwanzig, nachdem er noch den Anfang der großen Reformation geſehen, deren Vorbereitung im eignen Lande ein Verdienſt ſeiner aufgeklärten Regierungsweiſe iſt.

Achtes Kapitel.

Allgemeiner Rückblick auf das fünfzehnte Jahrhundert.

Zur Zeit jener erſten Gründung des zähringiſchen und pfälziſchen Fürſtenthums in unſern Gauen, da im Adel wie in der Geiſtlichkeit noch der Eifer und die Einfalt ungeheuchelter Tugend lebte, gewährte Alles den Anblick freudigen Emporblühens und glücklicher Geſtaltung. Aber es folgte der furchtbare, bis in das Heiligthum der Familien alle Verhältniſſe zerrüttende Kampf zwiſchen Altar und Thron; es folgten das zügelloſe Zwiſchenreich und die ſchmachvolle Kirchenſpaltung; alle Blühten der beſſern Bildung des Zeitalters wurden verlaſſen, verkümmert, zertreten, und es ſchien die Nacht einer unaufhaltſamen Barbarei hereinzubrechen. Die meiſten Throne mit Blut befleckt; der Adel verarmt und verwildert; die Geiſtlichkeit unerhört übermüthig und ausſchweifend; Kaiſer,

Fürſten und Städte in ſteter Befehdung; das Volk von ſeinen Herren, von Schulden und Kriegsübeln gedrückt; endlich die Schreckniſſe des ſtrafenden Himmels, Hungersnoth, Peſt und Seuchen mit all' ihrem Gefolge: dies iſt das Bild jener Zeiten bis in das fünfzehnte Jahrhundert, wo durch glückliche Erfindungen, durch erweiterten Handel, durch das betriebſame Leben der Städte, durch die darin geſtifteten Hochſchulen und durch das Zuſammentreten der aufgeklärteſten Männer aus ganz Europa auf zwei großen Konzilien, verbunden mit andern Ereigniſſen, ſich in den Köpfen und Gemüthern der Menſchen eine Bewegung erzeugte, welche halb Europa eine andere Geſtalt verlieh.

An dieſem Gang der Dinge hat unſer Land vielfachen Antheil genommen, und ſelbſt Männer hervorgebracht, die auf denſelben entſcheidenden Einfluß übten. Blühten nicht bei uns, wie ehedem die älteſten Klöſter, ſo damals einige der älteſten Städte und zwei der älteſten Hochſchulen? An unſern Grenzen wurden jene Konzilien gehalten, von unſern Gauen aus größtentheils die langen Kriege wider den helvetiſchen Bund geführt, und unter allen deutſchen Fürſten des fünfzehnten Jahrhunderts leuchteten nicht allein Markgraf Bernhard von Baden und Kurfürſt Friedrich von der Pfalz, ſondern auch ihre Väter und Nachfolger hervor.

Wir betrachten den Zeitraum näher. Man erinnert ſich an die ſtille, kaum bemerkbare Ausbreitung des Chriſtenthums in unſern Gauen, durch einzelne Glaubensprediger aus dem fernen Irland, und an die dürftige Gründung der erſten Kirchen und Klöſter. Aber kaum ein halbes Jahrtauſend verfloß, ſo erſchienen dieſe Anſtalten, ungemein bereichert und vermehrt, als wohlgeordnete Glieder einer Macht, welche das ganze Abendland beherrſchte. Die Geiſtlichkeit hatte unerhörte Vorrechte errungen; ſie war an Leib und Gut von aller weltlichen Oberkeit frei, und ſelbſt der umgebende Bezirk von Klöſtern und Kirchen dem Arme weltlicher Juſtiz verſchloſſen. Das alles gieng von Rom aus, dieſer wundervollen Stadt, welche jezt zum zweitenmal der Weltherrſchaft errang, und eine größere als unter den Cäſarn, dieweil ſie nicht in dem Schwerte lag, ſondern in jener Allgewalt, welche der Eindruck religiöſer Hoffnungen und Schreckniſſe über das Gemüth roher und halbgebildeter Nationen behauptet. Aber es hatte ſich

auch der ganze Geiſt geändert. Jene von den römiſchen Despoten weiland ſo grauſam verfolgte chriſtliche Kirche war nun ſelbſt eine tyranniſche Verfolgerin geworden; die alt-chriſtliche Armuth und Nächſtenliebe hatte ſich in Geiz und Herrſchſucht verwandelt, und „während man, wie ein großer Schriftſteller ſagt, die Erlaubniß körperlichen Genuſſes um Geld erkaufte, wurde der Gebrauch des Verſtandes in den Flammen gebüßt.“

Doch konnte eine ſo widernatürliche Herrſchaft und Gewalt in die Länge nicht beſtehen; ſie untergrub ſich ſelbſt. Die Völker fühlten die Nothwendigkeit einer Verbeſſerung der in Allem ausgearteten Geiſtlichkeit, und nach fünfthalbhundert Jahren einer ungemeſſenen Machtübung des Pabſtes erklärten die Väter zu Konſtanz ihre Verſammlung über dem Anſehen eines Statthalters Chriſti auf Erden! Dieſes Konzil hatte König Siegmund mit ungemeiner Mühe veranſtaltet; aber italieniſche Liſt vereitelte hier den Fortgang der Kirchenverſammlung, und wie ſie in Baſel ausgeführt werden ſollte, trat ein Nachweſer Siegmunds und weiland jener Kaiſer, welche ſo unaufhörlich wider die Anmaßungen des römiſchen Stuhles gekämpft, trat der ſchwache Friedrich mit dem Pabſte in ein Bündniß zur gemeinſamen Unterdrückung der guten Sache! Aber es war zu ſpät, das anbrechende Licht zurück zu halten. Zu viele Männer und Schüler gab es ſchon, deren Geiſt der Forſchung ſich mit dem blinden Glauben an todte Buchſtaben nicht mehr vertrug. Und ſo keimte allmälig das große Werk der Reformation heran.

Während deß hatten die Städte ihre volle Kraft kennen gelernt; ſie fuhren fort, in kleinern oder größern Bündniſſen unter ſich oder mit den Fürſten und den Herren vom Adel, ihre Intereſſen und erworbenen Freiheiten zu wahren. Freilich geſchah dies auch zuweilen auf engherzige Weiſe, aber ohne ihr verſtändiges und ſtandhaftes Benehmen, was würde aus dem Jahrhundert geworden ſeyn! Bei der Schwäche des Kaiſers, bei der Raubgier und Feilheit des Adels, und bei den Vergrößerungsplanen der Fürſten, wäre ohne ſie der lezte Reſt der Volksfreiheit aus unſerer Heimath verſchwunden. Wir haben geſehen, wie Baden, Pfalz und Oeſtreich die Armuth des Adels benüzten, um durch Ankauf von Gütern und Rechten ihr Gebiet zu erweitern oder ihre Herrſchaft

zu vervollſtändigen. Zwar erwarben ſich die Fürſten des badiſchen und pfälziſchen Hauſes das Verdienſt, durch weiſe Ordnung und Sicherung ihrer Lande den Wohlſtand derſelben glücklich befördert zu haben; aber ohne die Achtung gebietende Stellung der Städte und Rittervereine hätten ſich ein Bernhard und Friedrich wohl auch von den Reizungen der Herrſchſucht mögen verführen laſſen.

Der Adel ſelbſt rettete ſich von einem gänzlichen Zerfall nur durch jene Bündniſſe und Geſellſchaften, die er dem Vorbild der Städte zu verdanken hatte. Denn um wie viel tiefer noch war er geſunken als im vorigen Jahrhundert! Wir haben die Zerrüttung ſeiner Vermögensverhältniſſe geſehen und ſeine Ausſchweifungen; durch ſeinen blinden Partheihaß machte er ſelbſt ſeine ritterliche Tapferkeit unnüz oder der eigenen Sache verderblich! Aus der ganzen Maſſe erhoben ſich durch ſtandhaften Muth, durch Beſonnenheit und einen Blick in's Große des Kriegs und der Geſchäfte nur einzelne Wenige, wie etwa der von Rechberg und der von Schienen, während eine Menge anderer, wie der von Heudorf und von Lupfen, durch ihren kurzſichtigen, zelotiſchen Eifer und Schweizerhaß dem Erzhaus mehr Schaden verurſachten, als ihm der ganze Adel zu nüzen ſchien. Unter dem Vorwande des allgemeinen Kriegs ſuchten nur zu Viele blos ihre Raub- oder Rachgierde zu befriedigen. Das ganze obere Rheinland war voller Fehden. So machte der berüchtigte Raubritter Hornek von Hornberg mit dem verarmten Herzog von Urslingen einen Anſchlag auf die Stadt Thiengen. So bedrängte Graf Hermann von Sulz während des Konzils zu Konſtanz das Gotteshaus Rheinau, deſſen Kaſtvogtei er ſich aus der habsburg-laufenburgiſchen Erbſchaft anmaßte. Noch bis unter ſeine Enkel dauerten die Händel fort; der Abt war gefangen genommen, in Ketten gelegt und von einem Schloſſe zum andern geſchleppt worden, und unter dem Vorwand einer Nothwehr gegen die Armagnaken, hatte Graf Alwig das Kloſter in eine Feſtung verwandelt, die Mönche vertrieben, und im Kreuzgange das Geſchüz aufgepflanzt. Und als man dem Wüthrich dieſe Mißhandlungen einſt vorwarf, erwiderte er ſcherzend: „Der Kaiſer hat meinen Vorfahrern eine Inful in das Wappen geſezt, aber keine Abtei dazu geliehen; deßhalb bin ich genöthigt, mir ſelbſt eine Prälatur zu verſchaffen, damit ich den

geiſtlichen Hut nicht umſonſt führe.“ Auf Antrieb eben dieſer Grafen von Sulz, welche auch wegen Beraubung ulmiſcher Frachtwagen ihre Burg Balm einbüßten, nahm Hans von Thengen bei Eglisau einige ſtraßburgiſchen Kaufleute gefangen und gab dadurch den Eidgenoſſen Veranlaſſung, einen verheerenden Einfall in den Klekgau zu thun. Kurz vor dem Züricher Krieg hatten die Grafen von Lupfen mit einer Anzahl des hegauiſchen Adels zu Oberſtad am See für zwanzigtauſend Gulden Kaufmannswaaren geraubt und nach der Burg Höwen gebracht, worauf zwei und dreißig Seeſtädte zu Konſtanz einen Tag hielten und einen Zug in's Hegau beſchloſſen; ſieben tauſend Mann ſtark brach ihre Macht auf, zerſtörte die Schrozburg, verbrannte Schienen, Horn und bei Engen mehrere Dörfer, die Feſten Waſſerburg, Staufen und den Thurm zu Hilzingen. Eine noch verderblichere Fehde gieng im Jahr vierzehnhundert ſechszig von der Burg Hohentwiel aus, wo die Gebrüder von Klingenberg mit ihren Verbündeten ſelbſt gegen den Grafen von Wirtemberg ſich erhoben, und aus deren Familie der blutige Haß auf die Gebrüder von Friedingen übergieng. Aber in all' dieſen Geſchichten hatte der Rechberger ſeine Hand, ſeit dem pfälziſchen Krieg ein erbitterter Feind des wirtembergiſchen Hofes, weil man ihm dort ſeine Dienſtleiſtungen mit Undank gelohnet, und ſeine Rathſchläge verachtet hatte. Ihm war es auch gelungen, den Erzherzog Siegmund in den Handel zu ziehen, ſo daß dieſe Fehde bald einen ernſtlichern Charakter bekam und bis in's Jahr vierzehnhundert ein und achtzig fortwährte. Wie im odenwäldiſchen Bauland die Herren von Krautheim ihre Umgegend gefährdeten, iſt erwähnt worden; in der Ortenau lagen die Herren von Geroldseck wegen Erbſchaftsanſprüchen, Sohn gegen Vater und Bruder gegen Bruder, in achtjährigem erbittertem Kampf; im Breisgau ſah man unter kleinern Fehden den alten Zwiſt der Herren von Staufen über die trutbertiſche Kaſtvogtei mit neuer Heftigkeit ausbrechen, und im Albgau haderten die Herren von Krenkingen zu Weiſſenburg mit dem Abte von Sankt Blaſien.

Solche Fehden und Kriege wurden gewöhnlich mit um ſo größerer Erbitterung geführt, je kleinlicher und ſchlechter das ſtreitige Intereſſe war. Ueberhaupt hatte die Verwilderung des Zeitalters durch den ſteten Kriegslärm die Partheien an unmenſchliche Grau-

Digitized by Google

ſamkeit gewöhnt. Verſtümmlung der Gefangenen, Niederbrennen der wehrloſen Dörfer und Verheerung der Fruchtfelder waren gang und gebe; ließen ja ſelbſt der Graf von Wirtemberg und Markgraf Karl bei dem zweiten Einfall in die Pfalz es geſchehen, daß ihre Reiter den Pferden Baumäſte an den Schweif banden, um die Kornäcker, welche ſie durchritten, vollends zu verderben! Nur wenige Fürſten machten von dieſer gemeinen Kriegsmanier eine Ausnahme, wie etwa Pfalzgraf Friedrich, welcher damals durch ſein großes Feldherrntalent beſonders hervorleuchtete. Er war einer der erſten, der ſeine Leute zu regelmäßiger Taktik einübte, und den Krieg nach einem Syſteme betrieb; beide Siege, bei Pfedersheim und Seckenheim, wurden durch glücklich berechnete Stellungen und Wendungen erlangt. Uebrigens machte der Gebrauch und die Verbeſſerung des Schießgewehres ſehr ſchnelle Fortſchritte, zumal in den Städten, wo ſich ſchon jene Schüzengeſellſchaften zu bilden anfiengen, deren Beſtand bis auf unſere Zeiten herab gedauert hat.

Während die meiſten Fürſten aus Ehrgeiz verderbliche Kriege erzeugten, hat man einigen die Stiftung der Univerſitäten zu verdanken, ohne welche Anſtalten unſer Deutſchland wohl keinen Luther und Hutten, keinen Leibniz, Kant, Winkelmann, Müller, Göthe und Schiller würde erhalten haben. Unüberſehbar ſind die Folgen jener Stiftungen, und man wendet gerührt ſein Auge zurück zu den erſten beſcheidnen Anfängen, und auf die ehrwürdigen Geſtalten eines Marſilius von Inghen und Matthäus Hummel! Seit dem zehnten und eilften Jahrhundert, wo die Gelehrſamkeit in vielen Klöſtern einen ſo erfreulichen Aufſchwung nahm, und bei uns ein Walafried Strabo, Herman Kontraktus, Biſchof Salomon und Meiſter Berthold von Konſtanz, ein Theoger von Sankt Georgen und Otto von Sankt Blaſien mit vielen Freunden und Schülern ihr Feld bebauten, ſeit damals geſchah mehr für die Kunſt als für die Wiſſenſchaft, und bald unterlagen beide den Stürmen erſchütternder Partheiungen und Kriege. Aber während eben Deutſchland in die traurigſte Barbarei verſank, gieng in Italien die Morgenröthe eines neuen Tages auf. Nach der Eroberung Konſtantinopels durch die Türken flohen viele gelehrte Griechen in die italiſchen Städte und erweckten dort wieder die

Digitized by Google

Liebe zu den großen Alten. Man verlegte ſich ſofort mit dem glücklichſten Eifer auf das Studium der griechiſchen und römiſchen Literatur, und aus Italien verbreitete ſich daſſelbe im Verlaufe des fünfzehnten Jahrhunderts auch nach Deutſchland, wo Johann Reuchlin, ein geborner Badener, zuerſt durch ſeine klaſſiſche Gelehrſamkeit hervorleuchtete. Und von dem an mußte die bisher allgemein geltende ſcholaſtiſche Philoſophie einer humanern Weisheit mehr und mehr weichen, bis nach der Wiederherſtellung der Gewiſſensfreiheit in der Reformation ihr Todesſtoß erfolgte. Sie hatte durch die gelehrten Kämpfe ihrer verſchiedenen Partheien, namentlich den Realiſten und Nominaliſten, unter welch' leztern weiland der heidelbergiſche Rektor von Inghen eines der berühmteſten Häupter war, den Verſtand ungemein geſchärft, aber auch zu den thörichteſten Verirrungen geführt und viele edlen Geiſteskräfte darnieder gehalten; jezt erhoben ſich alle freiſinnigen Köpfe gegen den todten Wortkram und leiteten ihre Schüler und Anhänger auf den Weg wahrer Wiſſenſchaftlichkeit. Der Fortgang der Wiſſenſchaften aber gewann unermeßlich durch die Buchdruckerkunſt, welche um's Jahr tauſend vierhundert und fünfzig zu Mainz, in unſerer Nähe erfunden worden. Bald hatten auch die übrigen Städte am Rhein, bei uns namentlich Heidelberg, Offenburg, Freiburg und Konſtanz, ihre Druckereien, und diejenigen zu Baſel, wo ein Pforzheimer die zweitälteſte beſaß, gehörte überhaupt zu den berühmteſten; zu Pforzheim ſelbſt errichtete noch vor dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts Anſelm von Baden eine Offizin, worin Reuchlin's und Wimpfeling's erſte Werke gedruckt wurden.

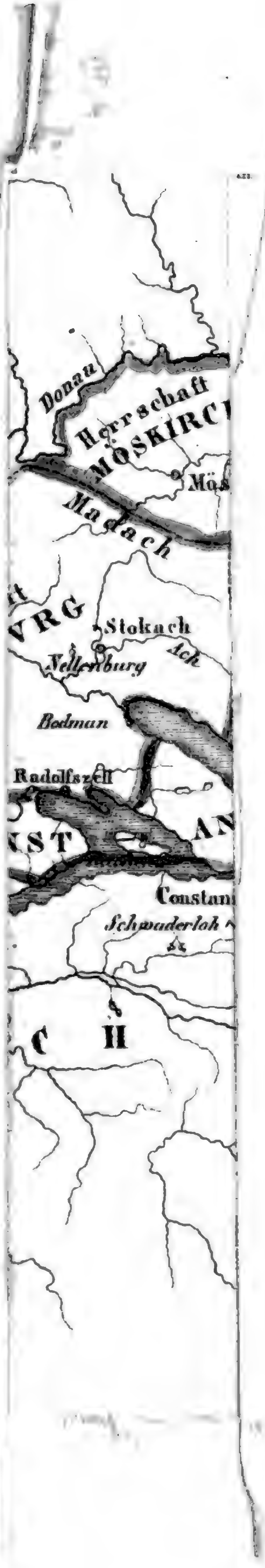
Auf dem Volke lag damals noch ein dichter Aberglaube, bald fromm und unſchuldig, bald vereint mit heuchleriſcher Geſinnung oder mit erhizter Schwärmerei. Um von dem Skandal zu ſchweigen, welches Kirchen und Klöſter mit Wundern, Heiligenbildern und Reliquien trieben; ſo ſtunden häufig einzelne Betrüger auf, denen das blinde Volk gläubig zulief, um ſich göttliche Gnaden zu erbeten. Aber nicht immer glückten ihnen ihre elenden Künſte. Als eine Nonne zu Radolfszell, welche im Rufe der Heiligkeit ſtund, einſt durch Vorherſagung eines Wunders an ihrem Leibe, aus der ganzen Umgegend und ſelbſt von Konſtanz eine große Menge

gläubiger und neugieriger Menſchen herbei gelockt hatte, und man aber bis in die Nacht vergebens auf das Wunder gewartet hatte, gieng das Volk murrend und drohend auseinander; die vermeinte Heilige wurde eingezogen und nach gethanem Widerrufe gebührend beſtraft. Doch, ſolche Geſchichten ſind ja in unſerer Zeit noch möglich, und werden es bleiben, ſo lange man Betrüger und leichtgläubige Seelen findet. Faſt unbegreiflich iſt dagegen die ſchwärmeriſche Wuth, welche ſeit dem dreizehnten Jahrhundert nicht nur einzelne Menſchen, ſondern ganze Maſſen und Geſellſchaften ergriff. Wir haben von den Geißlern gehört. Im Jahre vierzehnhundert fünfzig kam ein ſo gewaltiger Zug derſelben nach Konſtanz, daß die Bürger ſich bewaffneten, um ihre Stadt zu ſichern. Ja, bald nachher hatte man das unerhörte Schauſpiel einer Kinderwallfahrt nach Sankt Michael in der Normandie. Die kleinen Pilgrime waren ihren Aeltern entlaufen, wo man ſie nicht freiwillig gehen ließ, und konnten durch keine Gefahr und Noth von ihrem Unternehmen zurückgeſchreckt werden; ein großer Theil gieng elend zu Grund, während die Andern meiſt in die Hände gewiſſenloſer Seelenverkäufer geriethen. Das gemeine Volk, wie es auf ſeinen einſchichtigen Höfen, oder in ſeinen Flecken und Dörfern wohnte, war durch die Erpreſſungen ſeiner Herren, durch Kriegsübel und Mißjahre faſt überall erſchöpft, und ſchmachtete unter dem Drucke wachſender Verſchuldung. Dazu fieng es jezt an, den Reſt ſeiner politiſchen Freiheit vollends einzubüßen. Denn die alten Landrechte, welche hin und wieder fleißig waren geſammelt worden, verloren ihr Anſehen, da die Fürſten zu allen obern Gerichten auch römiſche Rechtsgelehrte zogen, welche die mühſam erlernte Wiſſenſchaft bei jeder Gelegenheit hartnäckig ſuchten geltend zu machen. Ueberhaupt wurden durch die Eintheilung der Länder in Aemter und Ober-Aemter die Rechtsangelegenheiten des Volkes mehr und mehr von den Land- und Dingerichten in die Kanzleien gezogen, wo man die altdeutſchen Rechtsverhältniſſe unter die Titel des fremden Rechts geordnet und ihren wahren Begriff dadurch vernichtet hat.

Ueber dieſe traurige Veränderung mag uns einiger Maßen die Ausbildung der ſogenannten Landſtände tröſten, welche noch immer eine Spur von politiſcher Freiheit in der Nation erhielten.

Wir haben geſehen, wie ſie in den öſtreichiſchen Vorlanden bei der Verurtheilung Hagenbachs zum erſtenmal entſchieden auftraten, und wie hernach die Prälaten, der Adel, die Städte und freien Bauerſchaften in dem weſtlichen Vorderöſtreich eine bleibende landſtändiſche Verfaſſung bildeten, nach welcher der Erzherzog auch die Verwaltung des Landes anordnete. Freilich erhielt das gemeine Volk oder der Bauernſtand, von dem Wirken dieſer Landſtände wenig Vortheil; aber es wurde durch dieſelben doch das Prinzip der Volksvertretung im Leben erhalten, welches ſich in neuerer Zeit wieder zu entwickeln begonnen hat, und worauf allein unſere Hoffnung einer glücklichen Fortdauer der vaterländiſchen Staaten gegründet ſeyn kann. Möge kein Mißverſtändniß, keine Verblendung der Partheiſucht dieſe Entwicklung hemmen oder die ſchöne Hoffnung wohl gar vereiteln!

Digitized by Google


Donau
Herrschaft
Madach
Stokach
Ach
Nellenburg
Bodman
Radolfszell
Schwaderloh

Digitized by Google

Digitized by Google

Der

badiſchen Landesgeſchichte

Sechste Abtheilung.

Vom Eingange des sechszehnten Jahrhunderts bis zum westphälischen Frieden.

Inhalt.

Seite

Erſtes Kapitel. Zuſtand der jezt badiſchen Lande am Eingange des ſechszehnten Jahrhunderts 401
Zweites Kapitel. Fortſezung des Vorigen 419
Drittes Kapitel. Beſchluß des Vorigen 429
Viertes Kapitel. Von den Zeiten der Kirchentrennung . . . 441
Fünftes Kapitel. Geſchichte des Bauernkriegs in den jezt badiſchen Landen 448
Sechstes Kapitel. Fortſezung und Beſchluß des Vorigen . . . 458
Siebtes Kapitel. Von Markgraf Chriſtoph des Erſten nächſter Nachkommenſchaft 466
Achtes Kapitel. Einführung der Reformation in den badiſchen Landen 479
Neuntes Kapitel. Von den Zeiten des dreißigjährigen Kriegs . 493
Zehntes Kapitel. Fortſezung und Beſchluß des Vorigen . . . 501

Erſtes Kapitel.

Zuſtand der jezt badiſchen Lande am Eingange des ſechszehnten Jahrhunderts.

Die Grafſchaft Heiligenberg, welche den ſüdweſtlichen Theil unſeres Großherzogthums bildet, ſtund ſeit hundert und zwanzig Jahren bei dem Hauſe Werdenberg; aber Graf Chriſtoph war jezt der lezte Mannsſproſſe deſſelben und ſah die heiligenbergiſche Erbſchaft an ſeinen Tochtermann übergehen, an den Grafen Friedrich von Fürſtenberg. Wir erinnern uns, wie der alte Linzgau, oder das Land zwiſchen dem See, der Schuſſen, der Bergreihe hinterhalb Ueberlingen und der Gegend von Pfullendorf, beim Verfalle der Gauverfaſſung in die vom Hauſe Werdenberg erkaufte Grafſchaft Heiligenberg übergieng, aber durch die ſelbſtſtändigen Gebiete des Biſchofs von Konſtanz, der Aebte von Salem und Petershauſen, wie der Reichsſtädte Ueberlingen und Pfullendorf, ſo ſehr beſchränkt worden war, daß ſie nur noch gegen dreißig Dorfſchaften enthielt. Als ſtiftkonſtanziſch erſchienen zunächſt die Städte Mörsburg und Markdorf mit ihren Umgebungen, jene ſeit dem Erlöſchen des Herzogthums Schwaben, dieſe ſeit dem Ausgange ihres eigenthümlichen Adels. Denn das mörsburgiſche Gemeinweſen ſtund mit den Nachbarſtädten Buchhorn, Ravensburg, Ueberlingen und Pfullendorf in gleichem Rang, und mochte bei Errichtung der ſchwäbiſchen Reichsvogtei ebenfalls zur Reichsunmittelbarkeit gelangen, wenn nicht zufällige Umſtände den Biſchöfen eine zu einflußreiche Hand über die Stadt erlaubt hätten. Markdorf war nach dem Ausſterben ſeiner Herren im Jahre dreizehnhundert vier und fünfzig vom Kaiſer an das

Bisthum verliehen worden, obwohl Ritter Konrad von Homburg eine markdorfiſche Tochter zur Gemahlin, und alſo gerechten Anſpruch auf das Lehen hatte. Es erhob ſich daher ein Rechtsſtreit, und bald aber jene erbitterte Fehde, welche dem Biſchof Johann von Windeck das Leben koſtete. Sechszig Jahre lang behauptete hierauf die homburgiſche Familie den gewaltſamen Beſiz der Stadt Markdorf, bis die Bürger eine Geldnoth derſelben benüzten, und nach einem Loskaufe um zehntauſend Gulden ſich unter Biſchof Otto von Hachberg an das Hochſtift ergaben. Aber ihr Wohlſtand ſcheint dadurch nur in ſoferne gewonnen zu haben, als die Biſchöfe, bei ihren Wahlſtreitigkeiten, Händeln und Fehden ſtets des Geldes bedürftig, von beiden Städten unter Verſchreibung vortheilhafter Nuzungen große Summen aufnahmen. Markdorf allein, obgleich es durch Feuersbrunſt viel gelitten hatte, lieh ihnen während der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts gegen vierzehntauſend Gulden dar.

In Konſtanz ſelbſt hatten die Biſchöfe mehr und mehr ihren Einfluß verloren, und die Stadt war dem Schickſale anderer Biſchofsſize glücklich entgangen. Sie blühte als freie Gemeine des Reiches durch Gewerbfleiß und Handel, durch den ſtarken Zuſammenfluß von Menſchen bei Reichstagen, Synoden, Adels- und Städteverſammlungen, welche ſo häufig innerhalb ihrer Mauern gehalten wurden, ſchnell und freudig empor. Und troz vielfacher innerer Zerwürfniſſe und äußerer Unfälle durch Partheiungen und Aufruhre, Krankheiten, Feuersbrünſte und Feindesnoth, ja ſelbſt troz jenes empfindlichen Stoßes, welchen ihr das Konzilium gab, behauptete ſie ſich bis in das ſechszehnte Jahrhundert als die vornehmſte, volkreichſte, bewegteſte, wohlhabenſte und mächtigſte Stadt am Bodenſee. Die Tapferkeit der konſtanziſchen Bürgerſchaft war ſeit den älteſten Zeiten erprobt, denn gegen alle feindlichen Angriffe von jenen hungariſchen Einfällen bis herab auf die Fauſtſtreiche des umliegenden Adels hatte dieſelbe ihre Mauern immer ſieghaft vertheidigt, und den Feind nicht ſelten blutig beſtraft. Kräftig ſchüzte ſie überall die Ihrigen, und mit ebenſoviel Umſicht als Muth hielt ſie auf die Bewahrung ihrer Rechte und Freiheiten. Die ſtädtiſche Verfaſſung war vielen und heftigen Stürmen unterworfen geweſen. Wir erinnern uns

Digitized by Google

jenes Aufruhres vom Jahre dreizehnhundert und ſiebzig. Es galt die Durchſezung eines früher mißglückten Unternehmens der Zünfte gegen den Magiſtrat. Es hatte ſich nämlich der Stadt-Adel alle Rathsſtellen erblich angemaßt, und der gemeine Bürger fühlte zu empfindlich den Druck ihrer ariſtokratiſchen Verwaltung. Für den Augenblick ſiegten die Zünfte, und ſtürzten den adeligen Rath; aber die ganze Revolution endigte durch den Einfluß des Reichsvogtes und Kaiſers mit einer harten Beſtrafung der Urheber. Daher wiederholte ſie ſich noch zweimal, ohne jedoch einen andern Erfolg zu haben, als daß Kaiſer Siegismund die Bewegungsparthei zu einer ungeheuern Geldbuße verdammen, die Zünfte bis auf zehen, und die Rathsglieder bis auf zwanzig vermindern ließ. Bei all' dieſen Vorgängen hatten die edlen Geſchlechter an dem Biſchofe ſtets einen eifrigen Schirmer oder Fürſprecher gefunden, und ſo kam es, daß ſich der Unwille und Haß der zünftiſchen Parthei auch beſonders gegen die kirchliche Oberkeit wendete, welches ſpäter von großem Einfluße war.

Auf dem biſchöflichen Stuhle hatten ſeit Marquard von Randeck, welcher im Jahre tauſend vierhundert und acht verſtarb, neun Prälaten geſeſſen, deren die meiſten ein billiges Lob verdienen, wenn man ſie mit ihren Vorgängern im dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte vergleicht. Dem nächſten Nachweſer Biſchof Marquards, dem kriegeriſchen Albrecht Blarer von Wartenſee, folgte Otto, der den Ruhm eines der ausgezeichnetſten Gelehrten behauptete. Er war ein Sohn Markgraf Rudolfs des Dritten von Hachberg zu Sauſenberg, kam im Frühling tauſend vierhundert eilf an das Bisthum, verwaltete es während des Konziliums und nachher noch einige Zeit mit vieler Thätigkeit, bis ihn die damals herrſchende Sankt Valentinskrankheit zur Abdankung nöthigte, worauf er den Reſt ſeiner Tage in klöſterlicher Einſamkeit duldend verlebte. Die erledigte Stelle hatte Friedrich von Zollern eingenommen, von dem wir wiſſen, daß er im Jahr vierzehnhundert ſechs und dreißig eine Synode ſeiner Geiſtlichkeit veranſtaltete, um ihre ausgearteten Sitten zu reformiren. Dies löbliche Unternehmen mißlang ihm aber nicht nur völlig, ſondern er zog ſich von Seiten der Domherren dadurch Beleidigungen zu, welche den ehrwürdigen Prälaten nach Jahresfriſt in das Grab

drückten. Das Kapitel wählte hierauf den konſtanziſchen Dom-probſt Heinrich, aus der altfreiherrlichen Familie von Höwen, durch Intriken geleitet und zum größten Schaden des Hochſtiftes. Schon bei ſeinem erſten Einzug zu Konſtanz ließ er ſich wie ein weltlicher Fürſt von fünfhundert Pferden begleiten; ebenſo weltlich war ſeine Tafel und ſein ganzer Hofſtaat; auch hielt er öffentlich mehrere Beiſchläferinen. Ja, das Aergerniß ſeines Regiments war ſo groß, daß ihn die Bürger von Mörsburg, wo er reſidirte, gewaltſam vertrieben und fünf Jahre lang nicht mehr in ihre Mauern einließen. Er ſtarb endlich im Herbſte tauſend vierhundert zwei und ſechszig, und es folgte jezt die milde Verwaltung Burkhards von Randeck und Hermanns von Breitenlandenberg. Aber der leztere war ein hochbejahrter Greis, und mußte die Führung der Geſchäfte bald einem Koadjutor übergeben, welcher ſich zur Erlangung der Nachfolge ganz in die Arme des Pabſtes warf. Dieſer zögerte auch nicht, eine ſo günſtige Gelegenheit der Vermehrung ſeines Einfluſſes auf die deutſchen Kirchen zu benüzen. Er beſtätigte den Ludwig von Freiberg nicht nur als wirklichen Koadjutor Biſchof Hermanns, ſondern ernannte ihn auch zum Nachweſer deſſelben. Da nun aber die Mehrzahl des Domkapitels hierin eine Verlezung der deutſchen Konkordate ſah, und nach Hermanns Hinſcheid ohne Berückſichtigung des Koadjutors den Grafen Otto von Sonnenberg an das Bisthum wählte, ſo entſtund eine Spaltung deſſelben, welche bis zum Jahre vierzehnhundert und achtzig gedauert hat. Denn einerſeits ſuchte der Kaiſer den neugewählten Biſchof zu behaupten, während anderſeits der Pabſt hartnäckig ſeinen Günſtling vertheidigte. Jener erklärte offen die Schritte des leztern als eine der Anmaßungen, wodurch er ſuche, die Kirchenſtellen in Deutſchland willkürlich mit Fremden zu beſezen, und den Kaiſer, das heilige Reich, die deutſche Nation und ihre Bisthümer von dem alten Herkommen, von Gewohnheit und Recht zu verdrängen. Der Pabſt aber berief ſich auf ſeine Machtvollkommenheit als oberſtes Haupt der chriſtlichen Kirche, und ſo erblickte man in dem konſtanziſchen Biſchofsſtreit bald eine allgemeine Angelegenheit deutſcher Nation. Er erhob ſich auch immer heftiger. Schon war eine päbſtliche Bulle erfolgt, worin Otto der biſchöflichen

Digitized by Google

Würde entſezt und ſein Anhang mit dem Banne bedroht wurde, und ſchon hatte er dagegen alle Gemeinden mit dem Interdikte belegt, welche an den von Freiberg die jährlichen Gülten und Gefälle würden abliefern. Der Zwieſpalt und Unwille im Land mehrte ſich von Tag zu Tag, und zu noch größerer Verwirrung des Handels ergriff auch Graf Ulrich von Wirtemberg die Parthei Ludwigs und des Pabſtes. Da ſchrieb der Kaiſer dem Grafen, welcher an deſſen Ernſt in dieſer Angelegenheit nicht hatte glauben wollen: „Freilich iſt es Uns ernſt; denn ſo Wir des Pabſtes Eingriffe zuließen, ſo würde dem heiligen Reich bald alle Oberkeit und Fürſehung ſeiner Stifte entzogen, was für die deutſchen Lande ein unwiederbringlicher Schaden wäre. Solches haben auch du ſelbſt und deine Vorfahren betrachtet, und Niemanden auf päbſtliche Gnade oder Empfehlung zu kirchlichen Stellen zugelaſſen, ſondern ſie ſelbſt beſezt, ohne ſich vor den Androhungen des Bannes zu fürchten. Iſt dies nun durch euch in euern kleinen Händeln geſchehen, warum willſt du den in einer Sache, woran dem heiligen Reich ſo merklich und groß gelegen iſt, nicht Aufſehen auf Uns haben, und dich zum Ungehorſame gegen Uns und das Reich verleiten laſſen, aus Furcht vor der geiſtlichen Strafe, die doch in einem Handel keinen gültigen Grund haben kann, deſſen Anfang den Konkordaten zwiſchen dem Stuhle zu Rom und den gemeinen deutſchen Landen zuwider geſchah.“ Dieſes Schreiben beherzigte Graf Ulrich und entſchied ſich ſofort für den rechtmäßig gewählten Biſchof. Ludwig von Freiberg ſah hiedurch ſeine Parthei ſo geſchwächt, daß er die biſchöfliche Würde aufgab, und eine Abtei zu erhalten ſuchte. Er reiste deswegen nach Rom, ſtarb aber daſelbſt, und Otto von Sonnenberg verwaltete jezt ruhig ſein Hirtenamt, nachdem ihn Pabſt Sixtus im Jahre vierzehnhundert ſieben und neunzig endlich als rechtmäßigen Biſchof anerkannt hatte. „Alſo endigte ſich, ſagt der neuere Darſteller dieſer Geſchichte, der vieljährige Streit um den biſchöflichen Siz zu Konſtanz und um die Rechtſame des Kapitels, worin dieſes und der Kaiſer der Nachwelt ein rühmliches Beiſpiel hinterlaſſen haben, daß gegen Nationalrecht und Nationalehre fremde Eingriffe niemals beſtehen dürfen

noch können, wenn jene mit Kraft und Einmüthigkeit vertheidiget werden."

Aber die Nachwehen des geſchlichteten Haders dauerten noch lange. Aus der biſchöflichen Kaſſe waren große Summen nach Rom gewandert, und die Einkünfte zerſplittert worden. Biſchof Hugo ſah ſich dadurch nicht allein genöthigt, mehrere Beſizungen des Domſtiftes zu verpfänden, ſondern auch die Geiſtlichkeit ſeines Sprengels zu beſteuern, was ihm viele Unannehmlichkeiten zuzog. Er ſtarb darüber und hinterließ die Ausführung ſeinem Nachweſer, dem Domprobſt Thomas Berlover, welcher Kaiſer Friedrichs Kanzler und Erzherzog Maximilians Erzieher geweſen war, ein gelehrter, einfacher und überaus ſparſamer Herr. Dieſem Biſchofe gelang es endlich, die konſtanziſche Geiſtlichkeit durch Verwendung des Herzogs von Wirtemberg und des ſchwäbiſchen Bundes zur Entrichtung des zwanzigſten Pfennings von ihrem Einkommen zu vermögen. Leider verſchied er ſchon im Frühlinge tauſend vierhundert ſechs und neunzig nach einer kaum fünfjährigen Verwaltung. Doch aber, zum Glück traf jezt die einhellige Wahl den Dombechanten Hugo von Hohenlandenberg; denn dieſer Herr ſchien nicht unaufgeklärt, und zeigte in Wiederherſtellung der biſchöflichen Kammer einen thätigen Eifer. Er würde in ruhigern Tagen das Bisthum mit unzweideutigem Ruhme verwaltet haben; allein die Stürme der Kirchentrennung warfen ihn plözlich aus ſeiner löblich betretenen Bahn.

Das Reichsſtift Petershauſen hatte ſeit ſeiner Gründung unter ſieben und dreißig Vorſtehern mit mehr und mehr ſinkendem Glücke beſtanden, als es durch Abt Martin Bruleins nachläſſige Verwaltung ſo völlig in Zerfall gerieth, daß die Mönche im Jahre vierzehnhundert fünf und neunzig auswandern mußten. Nur der einzige Johannes Merk von Lindau blieb zurück, welchem hernach die äbtliche Würde übertragen ward, und deſſen Bemühungen es gelang, das Gotteshaus wieder herzuſtellen. Bei beſſerem Zuſtande erhielt ſich die Reichsabtei Salem, deren anſehnlicher Güterbeſiz auch in den ſchlimmſten Zeiten der vorigen Jahrhunderte wenig war geſchmälert worden. Aber das ehemals ſo herrliche Reichenau befand ſich noch immer am Rande ſeines Unterganges, bis im folgenden Jahrhundert ſich die Biſchöfe von

Konſtanz der Abtei bemächtigten. Auf jenen Abt Werner von Roſeneck waren Graf Friedrich von Zollern und Heinrich von Hornberg in der Vorſteherwürde gefolgt, worauf dieſelbe im Jahre vierzehnhundert ein und neunzig an Martin von Krenkingen gedieh, einen friedlichen und nicht ungelehrten Herrn, unter welchem die Kapellan Ohem eine ausführliche Chronik ſeines uralten Stiftes verfaßte. Martin ſtarb im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts als der lezte Sprößling ſeines Geſchlechtes, aber wohl ohne zu ahnen, daß er auch zu Reichenau nur noch **einen** Nachfolger haben werde!

Zwiſchen der Grafſchaft Heiligenberg, den Kloſtergebieten von Salem und Petershauſen, und zum Theil von denſelben durchſchnitten, lagen die Territorien der Reichsſtädte Ueberlingen und Pfullendorf, in Gegenden von ſehr verſchiedener Beſchaffenheit. Und wie das Geſtade des Ueberlinger Sees gegen die einförmige Pfullendorfer Hochebene abſticht, ſo übertraf auch das überlingiſche Gemeinweſen ſeine Schweſterſtadt bei weitem an Macht, Wohlſtand und Einfluß. Man kann ſagen, Ueberlingen war im fünfzehnten Jahrhundert eine der angeſehenſten Reichsſtädte in Schwaben. Nachdem ſie das Lehen des ſtädtiſchen Ammann-Amtes an ſich gekauft und von Kaiſer Siegmund das Recht erlangt hatte, ſelbſt ihre Statuten zu verfaſſen, führte der freiheitliche Geiſt derſelben eine ſchnelle Blühte des gemeinen Weſens herbei, welche durch Gewerbſamkeit und Handel, wie durch die mannigfaltigen Verbindungen und Berührungen mit den übrigen Seeſtädten mehr und mehr gehoben wurde. Ueberlingen beſaß von altersher mehrere Klöſter und Kirchen, eine große Badeanſtalt und ein berühmtes Spital, deſſen Dörfer und Höfe gegen fünfzigtauſend Gulden jährlicher Einkünfte trugen. Die Verfaſſung der Stadt geſtattete den Zünften einen großen Antheil an der oberkeitlichen Gewalt. Man zählte deren ſieben, und aus jeder bildeten zwei Meiſter mit zwei Räthen vom Adel und den beiden Bürgermeiſtern nebſt einem Syndikus den kleinen Rath, welcher über Tod und Leben richtete. Den großen Rath aber bildeten die ſogenannten acht und achtzig Eilfer, oder eilf Ausſchußmänner von jeder Zunft, und die ſämmtlichen Zunftmeiſter unter dem Vorſize des Stadtammanns entſchieden als niederes Gericht über die ge-

Digitized by Google

ringern Rechtshändel. Die zahlreichen ſtädtiſchen Verwaltungsſtellen waren größtentheils bei den Gliedern des kleinen Rathes, an welchen ſämmtlich von denſelben und vom niedern Stadtgericht eine Appellation geſtattet war, wie von ihm ſelbſt wieder eine an die Städte Freiburg, Rothweil und Ravensburg. Aber die wachſende Bevölkerung bei ſo viel Wohlſtand, ſo regem Treiben und Verkehr mit Fremden mußte die Sitten allmälig abſchleifen und lau machen. Es geſchahen beſonders in der Liebe ſolche Ausſchweifungen, daß der Rath für die Sicherung der Familienruhe kein anderes Mittel wußte, als das aufgehobene Nonnenkloſter „zur Sammlung“ in ein offenes oder „gemeines Frauenhaus“ zu verwandeln!

Zu Pfullendorf war wie zu Ueberlingen das Amt des Stadt-Amanns anfangs gewiſſen adeligen Geſchlechtern verpfändet geweſen, aber im Jahre vierzehnhundert und fünfzehn von demſelben Kaiſer Siegismund nebſt dem Blutbanne an das gemeine Weſen verkauft worden. Auch hatte die Stadt ſchon früher ihre Privilegien mit der Freiheit vermehrt, Geächtete und Verbannte aufzunehmen und vor kein auswärtiges Gericht gezogen zu werden, wozu ſie von Friedrich dem Dritten das Recht erwarb, an ihren Thoren einen Waarenzoll zu erheben. Ihre einzige Verbindlichkeit gegen den Kaiſer beſtund alſo noch in der allgemeinen Reichsſteuer, und die Verhältniſſe mit ihren Nachbaren ordnete und ſicherte ſie durch mehrfache Verträge; das Stadtgebiet wurde vermehrt durch einige Güterkäufe, und im Inneren geſchahen Stiftungen zu frommen Zwecken. Endlich ſicherte ſie auch ihr politiſches Daſeyn überhaupt durch den Beitritt zur Geſellſchaft vom Sankt Georgen-Schild; denn aus der Vereinigung der übrigen Geſellſchaften des ſchwäbiſchen Adels mit dieſem berühmten Rittervereine entſtund der große ſchwäbiſche Bund, welchem auch die Reichsſtädte und reichsfreien Klöſter beitraten, und durch deſſen Verband die Reichsunmittelbarkeit der ſchwäbiſchen Stände während der vielen Stürme und Veränderungen ſeit dem Ausgange des Herzogthumes Schwaben glücklich erhalten wurde.

Für das älteſte Glied der Geſellſchaft vom Sankt Georgen-Schild hielt ſich die Ritterſchaft am Bodenſee, namentlich die hegauiſche, welche immer ſtolz darauf war, daß ein Ritter

aus dem Hegau ihn zunächſt veranlaßt habe. Jener Hans von Bodmann nämlich, den wir unter dem Namen des Landſtürzers kennen lernten, ſoll auf einem Türkenzug den Böhmen das Sankt Georgs-Banner entriſſen, daſſelbe als das uralte Feldzeichen der Schwaben behauptet, und bei dem darüber entſtandenen Streit ſeine Landsleute gegen den böhmiſchen Adel vereinigt haben, worauf die ſchwäbiſche Ritterſchaft für bleibend die Vereinigung vom Schilde des heiligen Georg genannt worden ſey. Wirklich zählt man unter den Mitgliedern derſelben ſchon im Jahre dreizehnhundert und neunzig die Grafen von Montfort und Werdenberg, von Nellenburg, Fürſtenberg und Sulz, die Freiherren von Roſeneck, Zimmern, Thengen und Lupfen, nebſt den Rittern von Bodmann, Klingenberg, Hohenfels, Homburg, Möckingen und Randenburg. Der Anſchluß aber der übrigen Rittervereine an die Geſellſchaft betrieb hauptſächlich Kaiſer Friedrich der Dritte, um eine politiſche und militäriſche Macht zu gründen, welche im Stand wäre, den aufſtrebenden Reichsfürſten das Gleichgewicht zu halten. Und der ſchwäbiſche Adel reichte bereitwillig genug ſeine Hand zu dieſer Vereinigung, da er darin eine Bürgſchaft für die Erhaltung ſeiner Selbſtſtändigkeit ſah, welche von den benachbarten fürſtlichen Häuſern mehr und mehr bedroht wurde. Nach bewerkſtelligter Aufrichtung des gemeinen Bundes ſchwäbiſcher Ritterſchaft wurde das betreffende Land ſofort in vier Kantone eingetheilt, worunter die Ritterſchaft im **Hegau** und **Allgau** den erſten bildete. Seine Grenzen zogen ſich vom Randenberg bei Schaffhauſen am Rhein und Seegeſtaade hinauf bis Lindau, von dort über das Gebirg an die Iller und mit dieſer abwärts bis Markſtetten, alsdann über Buchau und Herbertingen an die Donau, und mit ihr aufwärts bis wieder zum Randen. Das zweite Ritterviertel erſtreckte ſich von der nördlichen Grenze des erſten, und von der Lauchart längs der ſchwäbiſchen Alp, hinaus über Göppingen bis nach Weißenſtein, und von da über das Ries an die Brenz und **Donau**. Zwiſchen der ſchwäbiſchen Alp, dem **Neckar** u. **Schwarzwald**, der Markgrafſchaft Baden und dem Kraichgau bis gegen Wimpfen lag das dritte Viertel, und das vierte nordöſtlich davon, zwiſchen dem **Kocher** und der Brenz bis hinaus an die Altmühl. Die Verfaſſung des Bundes war ziemlich einfach; eine Anzahl

von Räthen und Syndiks mit dem oberſten Hauptmann bildeten das Direktorium, welches alle den Bund berührenden Rechtshändel entſchied, die Bundesſteuer anſezte, ungehorſame Mitglieder ſtrafen ließ, Verſchwendern oder Wahnſinnigen einen Kurator verordnete, die Wittwen und Waiſen bevormundete, und Bündniſſe eingieng. Ueber Sachen der höhern Gerichtsbarkeit mußte der Kaiſer in Kenntniß geſezt werden. Die Kriegsmacht beſtund in nicht weniger als zehntauſend Mann zu Fuß und tauſend zu Pferd, wodurch der Bund einen großen Einfluß behauptete. Und nahe war es daran, daß er ſich auch Siz und Stimme auf dem Reichstag errang. Schon hatte man wiederholt die Abgeordneten des Kantons Hegau dahin berufen; aber für die Folge unterblieb ſolches, und die Ritterſchaft bemühte ſich umſonſt, ein daurendes Recht auf jene Berufungen zu gründen. Die Mitglieder des Bundes zerfielen in drei Klaſſen, in die Prälaten, in die Grafen und Freiherren, und in die Ritter und Knechte, wozu auch die Städte gehörten. Der Nichtsadel überhaupt erſchien in ſehr verſchiedenen Verhältniſſen; hier die Trümmer der alten Reichsdynaſten und dort die Nachkommen ehemaliger Dienſtmänner! Denn ein Theil des niedern Adels war beim Entſtehen der Landeshoheit von den großen Landherren, wie bei uns von den Fürſten der Häuſer Oeſtreich, Baden und Pfalz, abhängig oder landſäßig gemacht worden, während ein anderer ſich glücklich zum Stande der Reichsritter emporſchwang, und wenn auch lehenpflichtig oder bei Landtagen anweſend, doch vom erſtern ſich weſentlich dadurch unterſchied, daß er keinem Landesherrn huldigte. Und ſo war denn aus dem Adel, den freien Klöſtern und Städten der vier Lande in Schwaben, Franken, am Rheinſtrom und im Elſaß eine eigenthümliche Republik hervorgegangen, mitten auf dem Boden des deutſchen Wahlreiches.

In dem alten Hegau hatten ſich die Landgrafſchaft Nellenburg, die Herrſchaften Hohenhöwen, Thengen, Blumenfeld und andere Gebiete als eigne Dynaſtien abgeſondert. Wie jene erſte nach dem Ausgange der Familie weiland Graf Eberhards durch die Erbtochter Anna an das Haus Thengen gedieh, iſt erwähnt worden. Der Sohn aber Anna's, Graf Johann, von einer großen Schuldenlaſt gedrückt, verkaufte die Landgrafſchaft im Jahre vierzehnhundert

fünf und ſechszig an Erzherzog Siegmund von Oeſtreich, und ſeine Kinder ſaßen hierauf zu Thengen, bis dieſe Herrſchaft nach weniger als ſechszig Jahren ebenfalls an das Erzhaus übergieng. Die nellenburgiſche Hauptſtadt Stockach, wo der Mahlort des kaiſerlichen Landgerichts im Hegau und Madach war, hatte das Schickſal aller vorderöſtreichiſchen Städte, wenn ſie den Herzogen auſſer dem berühmten Narrengerichte, auch ſchon den Zoll, das Weg- und Umgeld verdankte. Die Herrſchaft Blumenfeld war inzwiſchen von den Herren von Klingenberg an den Deutſchorden verkauft worden, welcher die Komthurei Mainau mit dem öſtlichen Viertel der Erdzunge zwiſchen dem Ueberlinger und Zeller See beſaß. Auf der Burg Hohenhöwen ſaß im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts Herr Peter, der mit einer Tochter vom Hauſe Krenkingen den Heinrich von Höwen zeugte, jenen berüchtigten Biſchof zu Konſtanz, der als der lezte Sprößling ſeines Geſchlechtes im Jahre vierzehnhundert zwei und ſechszig verſtarb. Die Herrſchaft Höwen, wozu die drei Schlöſſer dieſes Namens und die Stadt Engen mit mehreren Dorfſchaften bis hinab an die Donau gehörten, war lange vorher ſchon an das Haus Oeſtreich und von dieſem an die Grafen von Lupſen verpfändet worden.

Zwiſchen dieſen Herrſchaften und dem ſtiftkonſtanziſchen Gebiete am Unterſee lagen noch mannigfach zerſtreut die Beſizungen der hegauiſchen Ritterſchaft, einiger benachbarten Klöſter und der Stadt Radolfszell. Seit das radolfszelliſche Gemeinweſen durch die Acht Herzog Friedrichs von Oeſtreich zur Reichsfreiheit gelangt und von König Siegmund darin beſtätigt worden war, hatte es dieſelbe keine vierzig Jahre genoſſen, als es Kaiſer Friedrich der Dritte durch Aufforderungen und Unterhandlungen dahin brachte, daß die Stadt ſich für die Rückkehr an das Erzhaus bereit erwies. Im Frühlinge tauſend vierhundert vier und fünfzig erſchien Herzog Albrecht zu Radolfszell, um die Huldigung der Bürgerſchaft perſönlich einzunehmen. Er gewährte ihr dabei einige Vergünſtigungen; anſtatt des Reichsvogtes ſollte ſie hinfort einen Untervogt aus ihrer Mitte ſelbſt wählen dürfen; die Ausübung der hohen und niedern Gerichtsbarkeit wurde ihr völlig überlaſſen, damit ſie die fallenden Bußgelder auf den Stadtbau verwenden könne; endlich ſollte ſie auch die Befugniß haben, im Falle einer

Beeinträchtigung durch die Herrſchaft von Oeſtreich, um fremden Schuz zu werben und Bündniſſe zu ſuchen. Dieſe Freiheiten beſtätigte hierauf Kaiſer Friedrich und vermehrte ſie mit dem Rechte der Bürgerſchaft, ſich ihre Vorſteher, den Rath und die ſtädtiſchen Diener ſelbſt zu ſezen, wodurch die Stadt unmittelbar unter den öſtreichiſchen Landvogt zu ſtehen kam. Die radolfszelliſche Verfaſſung enthielt wegen der beſondern Umſtände, worunter das kleine Gemeinweſen zuerſt als reichenauiſches Gut, hernach als Beſizthum des Hauſes Oeſtreich, dann als Reichs⸗ und endlich wieder als öſtreichiſche Landſtadt herangewachſen war, eine Miſchung ſehr verſchiedener Verhältniſſe. Die Oberkeit bildete ein kleiner und großer alljährlich wählbarer Rath; der leztere beſtund aus vierzig Mitgliedern und konnte im Nothfall bis auf hundert verſtärkt werden. An der Spize des Rathes aber ſtund ein Bürgermeiſter, der beim Antritt ſeines Amtes ſchwören mußte, „gemeiner Stadt und Bürgerſchaft Nuz und Frommen zu fördern, über Arm und Reich ohne Unterſchied gerecht zu richten, Wittwen und Waiſen zu ſchirmen, die ſtädtiſchen Freiheiten und Privilegien zu handhaben, die Zünfte bei ihren Gewohnheiten und Rechten zu belaſſen, ſofern es nach Ehr und Gewiſſen geſchehen möge, und die vorliegenden Geſchäfte in gebührlicher Friſt zu erledigen.“ Die Räthe dagegen ſchwuren, „den Rathsverſammlungen fleißig beizuwohnen und ſich bei Strafe der Entſezung und Ehrloſigkeit keiner Beſtechung oder Partheilichkeit ſchuldig zu machen.“ In Kriegsfällen war der Bürgermeiſter oberſter Hauptmann und führte das Stadtbanner, um welches ſich beim Ruf der Sturmglocke die wehrhafte Bürgerſchaft, jede Zunft unter ihrem Meiſter und Banner verſammelte. Es galt als herkömmliches Geſez, daß wer die Fahne feig verließ, mit dem Leben beſtraft wurde, oder wer ſich des Ungehorſams ſchuldig machte und es mit Geld nicht büßen konnte, die Hand verlor. Daheim war jede Zunft für die Feierabend⸗ und Feſtzeiten auf ihre beſondere Trinkſtube gewieſen, wo eine ſtrenge Ordnung beobachtet werden ſollte. Die Zünfte überhaupt hatten wie anderwärts ihre eigenthümlichen Sazungen, die Rebleute, Mezger, Bäcker und Wirthe ihre beſondern Vorſchriften; Tag⸗ und Fuhrlöhne waren genau beſtimmt, und wer bei der Steueraufnahme ſein Vermögen zu gering angab, wurde als meineidig beſtraft. Die gewöhnliche Strafe

beſtund in der Verbannung, und jeder Verbannte mußte ſchwören, an der Stadt keine Rache zu ſuchen. Klagte einer den andern an, ohne es beweiſen zu können, ſo trug er ſelbſt die Strafe. Auswärtige durften nur klagen nach Hinterlegung einer Kaution, und ſie verloren dieſelbe nicht allein, wenn die Beweiſe mangelten, ſondern mußten überdies dem Beklagten als Entſchädigung eine gleiche Summe bezahlen. Der Einheimiſche genoß überhaupt gegen den Fremden ein großes Vorrecht; Nachts zum Beiſpiel konnte er ihn tödten, und ſich alsdann durch einen Eid vom Verdachte reinigen; ſonſt büßte man einen Todſchlag wieder mit dem Leben, und nur in beſondern Fällen mit bloſer Verbannung.

Zur Aufrechthaltung der Ehrbarkeit und guten Sitten hatte der Rath verſchiedene Ordnungen angeſezt. So hieß es unter anderm in Beziehung auf die bei Kindstaufen damals beſonders übliche Schwelgerei: „Wer es ſey, der unſer Bürger oder in unſerer Stadt wohnhaft iſt, der dem andern ein Kind aus der Taufe hebt, derſelbe ſoll ſeinen Gevatter nicht zu Haus laden, ſondern ihm allein helfen ſchenken aus der Stube, worin der Gevatter Geſelle iſt, mit einem Mahle und mit einer ſchlechten Tagürte. Wer das überfährt, büßet der Stadt acht Schilling-Pfennig.“ Gegen Rauferei, Feldfrevel, Verführung und Betrug beſtunden ſtrenge Verbote, und man hatte ein beſonderes Buch zu Radolfszell, worein alle Bürger verzeichnet wurden, welche ſich einer geſezlichen Strafe ſchuldig gemacht. Dies alles war nöthig, um die heftig aufbrauſende, oft rohe und gemeine Leidenſchaftlichkeit der damaligen Menſchen zu beſchränken und die bürgerliche Geſellſchaft in den Schranken der Ordnung und Sittlichkeit zu erhalten. Anderſeits bewies man aber auch eine große Genügſamkeit, und die Radolfszeller vergaßen über der Erwerbung eines ſoliden Vermögens ſo ſehr ihre Außenſeite, das der Rath aufs ernſtlichſte verordnen mußte, die Häuſer mit Ziegeln zu decken, und die Wände, wo ſie nicht von Stein waren, doch wenigſtens mit Mörtel oder Lehm zu bewerfen!

Im Norden der Landgrafſchaft Nellenburg, wo der alte Eritgau ſich ausdehnte, gehörte die Herrſchaft Möskirch noch immer der Familie von Zimmern; im Südweſten aber trennte ſie das Gebiet der Stadt Schafhauſen und die Mundat auf dem Randen von

Digitized by Google

der Grafſchaft Sulz. Wie die Landgrafſchaft Kleckgau nach dem Ausgange des Hauſes von Habsburg-Laufenburg an die Grafen von Sulz gedieh, haben wir geſehen. Dieſe Grafen aber, wie die Familie von Zollern und Hohenberg, waren wohl ein Zweig vom Geſchlechte jenes rhätiſchen Grafen Burkhard, durch deſſen Gewaltſchritte und Intriken die zähringiſchen Ahnen aus der Grafſchaft der Baar und aus dem Herzogthum Schwaben verdrängt worden ſind. Denn auf das ſulziſche Geſchlecht vererbten ja die gräflichen Rechte über die obere Baar, und in ſolcher Eigenſchaft gebührte ihnen auch der Vorſiz am Hofgerichte zu Rothweil, welches nur eine Ueberſezung des alten ſchwäbiſchen Landtags und Landgerichts auf dem Königsſtuhle bei Ulm war. Das rothweiliſche Hofrichter-Amt übte die Familie aber als erbliche Würde noch forwährend aus, nachdem ſie die baariſche Grafſchaft ſchon längſt in die Hand des Hauſes Fürſtenberg übergeben hatte. Ihr Wohlſtand und Glanz war indeſſen ziemlich geſunken, als Graf Herrmann, jener am öſtreichiſchen Hof ſo beliebte Landvogt im Breisgau und Elſaß, durch ſein perſönliches Anſehen und die Heirath ſeines Sohnes mit der habsburg-laufenburgiſchen Erbtochter, die ſulziſchen Familienverhältniſſe wieder in erneuerten Flor brachte. Die Nachkommen Graf Rudolfs erwarben ſich von dem kleckgauiſchen Adel zahlreiche Güter, und im Jahre vierzehnhundert zwei und achtzig von dem Hochſtifte Konſtanz die Pfandſchaft der Stadt Thiengen und des Hochſchloſſes Küſſaberg. Von dem an wurde Thiengen zum Kleckgau gerechnet und galt als deſſen Hauptſtadt bis in die neuſte Zeit. Noch immer beſtand das kleckgauiſche Landgericht, aber es verlor ſein Gewicht durch die gräfliche Kanzlei und andere Umſtände. Ein Landvogt war der oberſte Beamte der Grafſchaft und übte ſeine Gewalt mit ſtolzer Härte gegen den armen Unterthan, während die Grafen ſelbſt ihren Fehden und Vergnügungen nachzogen. Wir haben geſehen, wie ſie gegen Rheinau gewüthet, wie ſie bei Balm und Eglisau offenen Straßenraub geübt, und dadurch die Rache der eidgenöſſiſchen Waffen über ihr Ländchen gebracht. War es den Kleckgauern zu verargen, wenn ſie unter ſolchen Herren ſehnſüchtig nach der Freiheit ihrer ſchweizeriſchen Nachbaren hinüberblickten? Die erweckte Unzufriedenheit wurde endlich ſo laut, daß die Grafen in Zürich

ein Burgrecht nahmen, ſowohl für ihr Haus als ihre Unterthanen, um denſelben einen Schuz wider die eigne Willkür zu gewähren. Aber je vertrauensvoller das kleckgauiſche Volk dieſe Gewährleiſtung empfieng, deſto tiefer drang der geheime Haß ſeiner Herrſchaft nicht nur gegen die Eidgenoſſen, ſondern ſelbſt jezt gegen die ihr zugewandte Landſchaft. Es iſt erzählt worden, wie Graf Rudolf im neuen Schweizerkriege durch ſeine Treuloſigkeit den Untergang der Stadt Thiengen herbeiführte. Und während man nach dem Schlage bei Dornach am Frieden arbeitete, ließ derſelbe Herr den Klekgau von ſechshundert Söldlingen durchziehen und die eignen Unterthanen ſchonungslos niedermezeln, weil ſie treuer als er an dem zürchiſchen Burgrechte gehalten, und ſich gegen ſeine Verlezung deſſelben empöret hatten!

Eine ähnliche Stimmung herrſchte unter den ſtühlingiſchen und hauenſteiniſchen Nachbaren der Kleckgauer. Graf Johann von Lupfen, jener große Beförderer ſeines Hauſes, hatte vier Söhne hinterlaſſen, welche gemeinſchaftlich das väterliche Erbe verwalteten, und von denen wir den jüngſten im alten Schweizerkrieg und während der burgundiſchen Pfandſchaft als den würdigen Freund Herrn Bilgeris von Heudorf haben kennen gelernt. Nach dem Tode des älteſten vermehrten die übrigen Brüder ihr Beſizthum durch den Ankauf des Wutachthales und der Herrſchaft Bondorf, welche bei dem kinderloſen Abgange all' ſeiner Oheime, im Jahr vierzehnhundert vier und neunzig mit der ſtühlingiſchen Landgrafſchaft an Siegmunds gleichnamigen Erſtgebornen vererbte, während deſſen zweiter Sohn Heinrich die Herrſchaft Höwen erhielt. Der junge Graf Siegmund entwickelte ſchöne Eigenſchaften; er war ein Liebling Kaiſer Maximilians, wurde ſein Rath und Landvogt in den Vorlanden, und mochte für die groſſen Geſchäfte brauchbar genug erſcheinen. Aber ſeine Heirath mit einer Tochter vom Hauſe Montfort machte ihn unglücklich! Denn dieſes ſtolze und herrſchſüchtige Weib brachte ihrem Gemahle nicht nur keine Kinder, ſondern entzweite auch ſeine Unterthanen mit ihm, da eine prächtige Hofhaltung die Laſt ſtets wachſender Steuern und Dienſte auf ihren Rücken wälzte.

Im untern Albgau war es die Abtei Sankt Blaſien, welche im Volke den Stoff des Unwillens unterhielt. Wir wiſſen, daß

die Bewohner der Grafſchaft Hauenſtein öſtreichiſche Unterthanen und größtentheils an jenes Gotteshaus oder an das Frauenſtift zu Säckingen zinspflichtig waren. Aber es lebte noch eine dunkle Erinnerung ehemaliger Freiheit in den Gemüthern, und das kleine Land beſaß eine Verfaſſung, welche das Gefühl der Selbſtſtändigkeit erwecken und nähren mußte. Seit uralter Zeit hatten die hauenſteiniſchen Gemeinden in allen wichtigen Dingen nachbarlich zuſammengehalten; aber während der Acht Herzog Friedrichs von Oeſtreich war das Band dieſer Vereinigung ſehr geſchwächt worden, daher trat im Herbſte tauſend vierhundert drei und dreißig das Volk wieder zuſammen und machte folgenden neuen Bundesbrief: „Wir, die Einungsmeiſter und das ganze Land vor und hinter Hag, mitſammt den Thälern Todtnau und Schönau, thun kund und zu wiſſen: da jeweils eine Gewohnheit und altes Herkommen bei uns geweſen, in allen Dingen einig zuſammen zu halten, und wir uns aber ſeit Kurzem her in etlichen Stücken und Handlungen von einander geſondert, woraus viele Unfälle und Gebrechen für uns und das Land entſtanden ſind, ſo haben wir uns neuerdings vereint, verpflichtet und verbunden, daß Alle auf dem Wald hinfür in allen Sachen mit Thun und mit Laſſen, ſonderlich in Kriegen und Feindſchaften, eins zuſammen ſeyn und gehören wollen, wie vorher. Keiner ſoll ſich vom Andern ziehen, ſondern Alle ſollen einander helfen in Frieden und Unfrieden gegen männiglich, ſo ſich wider uns ſezet oder uns angreift. Die auf dem Walde ſollen Volkes gegen den Feind ſtellen drei Theile, Todtnau und Schönau den vierten Theil; alles jedoch ohne Abbruch der Rechte des Hauſes Oeſtreich und der Abtei Sankt Blaſien.“ Die innere Einrichtung dieſes Bundes entſprach ganz dem einfachen und klaren Sinne des hauenſteiniſchen Bergvolkes. Das Ländchen war in acht kleinere Einungen getheilt, welche nach ihren Hauptorten Dogern, Hächenſchwand, Wolpatingen, Birdorf, Gerweil, Rickenbach, Hochſal und Murg benannt wurden; im Norden gränzte es oſtwärts an den ſanktblaſiſchen Zwing und Bann, und weſtlich an die zugewandten Thäler oder Vogteien Todtmoos, Todtnau und Schönau. Jede Einung hatte ihren beſondern Meiſter und ein Redmann führte die oberſte Leitung des Bundes. Durch dieſe Verfaſſung kam Ordnung, Sicherheit, Freiheitsgefühl und Wohl-

ſtand in das kleine Volk, welches noch als Beweiſe ſeiner einſtigen Unabhängigkeit das Recht der freien Jagd und Fiſcherei beſaß. Aber auch einen gefährlichen Feind ſah es zunächſt in dem Stifte Sankt Blaſien, und ſeine Kämpfe mit demſelben ſind ſo alt, als die Einung ſelbſt. Denn unaufhörlich ſprachen die Aebte dieſe und jene Befugniß, dies und jenes Beſizthum an, und ſo ergab ſich eine Reihe von Prozeſſen, wobei das Gotteshaus unter dem bereitwilligen Vorſchube der öſtreichiſchen Regierung faſt immer gewann. Gleichwohl hatte das Haus Oeſtreich keine treuern Unterthanen, als die „acht Mannen“ im Hauenſtein, bis ihnen endlich das gehäufte Maß der Mißhandlungen die Augen öffnete und eine geheime Sympathie erzeugte mit dem freien Landvolke jenſeits des Rheines!

Die Abtei Sankt Blaſien, einſt das einzige Licht dieſer Gegenden, ein Siz der Wiſſenſchaft und Frömmigkeit, ja unter viel' hundert Klöſtern eines der erſten, war ſeit langem auf nichts mehr bedacht, als die Maſſe ſeines irdiſchen Beſizes zu vermehren. Längſt hatte ſich auch keiner der Mönche mehr ausgezeichnet, und unter den Vorſtehern nur Eberhard von Reiſchach durch ſeine Liebe der Pracht. Die Unwürdigkeit dieſes Zuſtandes fühlte ſpäter ſelbſt Abt Kaspar, welcher eine ausführliche Geſchichte von Sankt Blaſien verfaßte, worin es heißt: „Die frommen Stifter haben ihr Hab' und Gut ihren Weibern und Kindern entzogen und die Gottesdienſte, Lehr' und Zucht damit geöffnet. Hätten ſie aber gewußt, daß es ſollte gebraucht werden, wie wir daſſelbe zu unſern Zeiten gebrauchen, ſie würden es ohne Zweifel ſelbſt behalten haben. Denn wie man jezo ſieht und weißt, ſo ſind die löblichen Geſtifte übel abgegangen, und Niemand gibt darin mehr Acht auf Gottesdienſt, Lehr' und Zucht, ſondern welcher eines inhat, der gedenkt weder des Stifters oder wo es herkomme, noch warum es gegeben ſey; jeglicher trachtet nur, ſein Leben vollauf und prächtig damit zu vertreiben.“ Ueberall herrſchte auch in den Hütten der Gotteshausleute große Unzufriedenheit und viele fanden es unter dem Krummſtabe nicht mehr erträglich; ſie zogen in die benachbarten Städte, wo man ſie gerne aufnahm, beſonders nach Waldshut, und die von den Erzherzogen erwirkten Verbote ſolcher Abzüger hinderten deren ſo wenige, daß die Aebte endlich zu einem

Digitized by Google

Vertrage mit der Stadt genöthigt waren, worauf ſie bald ſelbſt auch ein Burgrecht bei ihr nahmen.

Das waldshutiſche Gemeinweſen ſehen wir ſeit Gründung des Fürſtenthums Vorderöſtreich durch vielfältigen Zuſammenfluß von Menſchen bei Verſammlungen des benachbarten Adels, benachbarter Städte und Landſchaften, ein neues Leben gewinnen. Die Bürgerſchaft war ungemein eifrig für das Haus Oeſtreich und hatte dieſe Geſinnung während der Acht Herzog Friedrichs, wie im alten und neuen Schweizerkriege auf's rühmlichſte veroffenbart. Es wohnten mehrere edle Geſchlechter in der Stadt, welche auch am Rathe die Vorhand behaupteten, der übrigen Einwohnerſchaft jedoch zu oft ſchlimmem Beiſpiele gereichten; denn ihr Aufwand war prächtig, ihre Wirthſchaft aber nachläßig, ſo daß einige bald verarmten und ihre Güter an reiche Bürger veräußern mußten. Die Abnahme der alten bürgerlichen Sittenſtrenge hatte ſich nach dem burgundiſchen Krieg immer deutlicher gezeigt, und wenig erfolgreich waren die Verbote einer Oberkeit, woraus man wiederholt Mitglieder verſtieß, weil ſie unmännlich „aus dem Rath geſprochen", oder „vor der Rathsſtube an der Thüre gelost", oder mit gezücktem Degen einen Widerſacher angerannt hatten! Aehnliche Verhältniſſe und ein ähnlicher Geiſt mochten auch in den übrigen Waldſtädten herrſchend ſeyn, namentlich zu Säckingen, wo die Ausartung des fürſtlichen Damenſtiftes mehr und mehr das Gift leichtfertiger Sitten verbreitete.

Von den nördlichen Grenzmarken des Albgaues erſtreckten ſich die Beſizungen des Hauſes Fürſtenberg über die Baarer Hochebene bis oſtwärts hinaus an die Herrſchaft Höwen und weſtlich auf die Höhe der Kirnach, wo das villingiſche Gebiet anfieng. Sie beſtunden aus der Landgrafſchaft Baar, nebſt den Herrſchaften Wartenberg und Lenzkirch, wozu im Kinzigthale noch jene von Haslach, Hauſach und Wolfach kamen, ſo daß kein benachbarter Graf ein größeres Land beſaß. Aber noch immer waren die Erbtheilungen das alte Uebel, welches den Frieden, Glanz und Wohlſtand der fürſtenbergiſchen Familie untergrub. Wir erinnern uns an das Unglück weiland Graf Heinrich des Sechsten, deſſen Großvater ſchon ſo ſehr in Schulden und Noth geſteckt hatte, daß ſein Vaſall und Schwager von Blumeneck durch den Verkauf der eig-

Digitized by Google

nen Stammherrſchaft das verarmte Haus großmüthig rettete. Endlich erhoben es die Gebrüder Heinrich und Wolfgang durch Sparſamkeit und glückliche Ankäufe zu neuem Flor. Unter den erkauften Stücken befand ſich namentlich der Ort Donauöſchingen, deſſen Eigenthum anfangs der Abtei Reichenau gehörte, aber nachmals durch die Herren von Blumeneck an die von Stein und bald darauf an die von Habsberg gelangte. Um aber den neu begründeten Wohlſtand zu befeſtigen, ſtatuirten die beiden Gebrüder im Jahre vierzehnhundert ein und neunzig durch einen Familienvertrag die Unveräuſſerlichkeit der fürſtenbergiſchen Lande, welche nach dem Tode Heinrichs bei Dorneck nun ſämmtlich an Wolfgang fielen. Derſelbe war öſtreichiſcher Landvogt im Elſaß und Kaiſer Maximilians Hofmarſchall, und hinterließ bei ſeinem Tode zwei Söhne, Wilhelm und Friedrich, von denen der ältere im Jahre fünfzehnhundert neun und vierzig kinderlos verſtarb, wodurch Graf Friedrich, dieſes Namens der Dritte, wieder alle Güter des Geſammthauſes Fürſtenberg in ſeiner Hand vereinigte, und ſo als deſſen zweiter Stammvater erſcheint.

Zweites Kapitel.

Fortſezung des Vorigen.

Während des fünfzehnten Jahrhunderts hatte ſich der Begriff des alten Breisgaues völlig verloren, und dieſer Name bezeichnete jezt die urſprünglich breisgauiſchen, die am Oberrhein, auf dem Schwarzwald und in der Baar zerſtreut gelegenen Lande des Hauſes Oeſtreich, welche aber das Band einer landſtändiſchen Verfaſſung zu einem politiſchen Ganzen verknüpfte. Es waren außer der Grafſchaft Hauenſtein und den vier Waldſtädten die Herrſchaften Kaſtelberg, Kürnberg und Triberg, alsdann die Stadtgebiete von Freiburg, Breiſach, Neuenburg, Burgheim, Endingen, Kenzingen und Waldkirch, Villingen und Bräunlingen,

ferner die Kloſtergebiete von Sankt Blaſien, Sankt Trutbert und Thennenbach, und endlich die Beſizungen des breisgauiſchen Adels, namentlich der Herren von Schwarzenberg und Staufen. All' dieſe Lande waren von jeher mit ungemeiner Liebe an dem Erzhauſe gehangen, und man muß die Opfer bewundern, welche ſie demſelben ſeit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts dargebracht haben. Wir erinnern uns an Siegmunds ſchlechte Verwaltung, wie der Gefahren des Vorlandes durch die burgundiſche Pfandſchaft und die beabſichtigte Veräußerung an Baiern. Die Stände hatten dem Herzoge wiederholt auf mehrere Jahre das Umgeld oder den gemeinen Pfenning verwilligt „aus unterthänigem, gehorſamem Willen, von rechter Treue und Liebe wegen, und aus keiner ſchuldigen Pflicht.“ Nachdem ſie aber für ihre Anhänglichkeit und Opfer von Siegmund und deſſen Hof ſo undankbar hintergangen worden, und nun ſein Nachfolger, Kaiſer Maximilian, das Umgeld neuerdings forderte, erwieſen ſie ſich keineswegs mehr ſo bereitwillig, ſondern verſchoben ihre Antwort auf einen Tag allgemeiner Berathung, und der Herr von Lichteneck ſchrieb darüber an den Rath zu Freiburg: „Es bedünkt auch mich, faſt nothwendig zu ſeyn, daß die Herren, Prälaten, Ritterſchaft und die Städte ſich dieſer Dinge ſämmtlich unterredten und nach den Zeitläufen bedächten, was ſich nothwendig erheiſche, dem Landvogt oder der königlichen Majeſtät darauf zu antworten, damit uns nicht etwa Unfugs zugemeſſen werden möchte. Denn mir will ſcheinen, daß man uns den Eſel auf den Hals wolle legen, und es iſt auch, nachdem der gemeine Mann dadurch unwillig geworden, zu beſorgen, daß noch mehr daraus entſtehen könnte.“ Aber Maximilian kam nun ſelbſt in die Vorlande, und es blieb den breisgauiſchen Ständen bei deſſen bedrängter Lage durch den franzöſiſchen und Schweizerkrieg nichts übrig, als ihm wieder einen Hilfspfenning zu verwilligen, und ſein Heer durch ihre Mannſchaft möglichſt zu unterſtüzen, obwohl von den Städten, und namentlich von Freiburg, dagegen eingewendet worden war: „Männiglichem iſt kund, wie wir uns alſo hart und tief verreiſt und verköſtet haben, daß wir ſolchen Koſten in einem ganzen Jahr und länger nicht wiſſen aufzuheben.“

Dieſes war die allgemeine Lage der breisgauiſchen Landſchaf-

Digitized by Google

ten während des verderblichen Krieges im Jahre vierzehnhundert neun und neunzig, und man kann daraus auf ihre Erſchöpfung nach deſſen Beendigung ſchließen.

Im Einzelnen freilich finden wir Manches beſſer als früher, beſonders ſeit Maximilians ordnende Hand auch im Breisgau hin und wieder wohlthätig wirkte. Den Städten beſtätigte er ſämmtlich ihre Verfaſſungen, den Breiſachern namentlich diejenige, welche ſie von ſeinem Anherrn und Vorfahrer am Reich, von König Rudolf dem Erſten weiland erhalten hatten. Die Neuenburger erhielten von dem Kaiſer außer dem Beſtätigungsbrief ihrer Freiheiten die Erlaubniß, ihre Stadt mehr landeinwärts zu bauen, da der Rheinſtrom durch allmäliges Unterfreſſen der Ufer bereits einen großen Theil derſelben verſchlungen hatte. Bräunlingen, welches einige Zeit als Pfandſchaft unter dem Hauſe Fürſtenberg geſtanden war, löste Maximilian wieder ein, und die Stadt Villingen begünſtigte er auf andere Weiſe. Am meiſten aber that dieſer Kaiſer für das Gemeinweſen von Freiburg. Es hatte daſſelbe ſeit dem vierzehnten Jahrhundert in ſeiner Verfaſſung und in andern Verhältniſſen eine merkliche Aenderung erlitten. Schon gleich anfangs war der Stadt von der Herrſchaft das Schultheißenamt nebſt dem Zoll und dem Dorf Adelhauſen verpfändet, und das Recht eingeräumt worden, beim Abgang tauglicher Perſonen aus dem Adel und den Kaufleuten den Rath völlig aus der gemeinen Bürgerſchaft zu ergänzen, mit Ausnahme des Bürgermeiſteramtes, welches allezeit Einer von Adel haben ſoll. Und da dem Rathe dadurch in ſeinen Geſchäften häufiger Eintrag geſchah, daß neun Mitglieder aus ihm auch zu Gerichte mußten, ſo hatte Herzog Friedrich erlaubt, daſſelbe beſonders mit vieren vom Adel und eben ſo vielen von den Kaufleuten, wie von der Gemeine zu beſezen. Endlich war durch Herzog Albrecht das Zunſtweſen aufgehoben worden, indem er „viele Entzweiung und Irrung gefunden, die aus den Zunftmeiſtern mehrentheils ihren Urſprung hätten, und alsdann etwelche Perſonen von den Zünften in den Rath gegangen ſeyen, die weder achtbar noch tauglich dazu wären, weil ſie an Nahrung nicht ſo vermöglich, daß ſie einen Rath ſolch' namhafter Stadt auszuwarten wüßten, da zu Rath und Gericht einer Stadt nur Perſonen gehörten, die bei ihrer Red-

Digitized by Google

lichkeit auch vernünftig ſeyen, und an Nahrung ſo verdienſtlich, um denſelben Aemtern nüzlich obzuliegen, wie dies nun bei vielen Handwerkern, welche weiters nichts haben, als was ſie täglich mit ihrer Arbeit verdienen, nicht ſeyn mag." Er hatte die Stadt in Sechstel eingetheilt, deren jedem ein Meiſter vorſtund; der Rath aber ſollte aus zwölfen vom Adel und den Kaufleuten nebſt den von ihm gewählten Sechstelmeiſtern und andern Sechſen von den Handwerkern beſtehen. Dieſe Umſtaltung der Verfaſſung erwies ſich jedoch nicht als vortheilhaft, und im Jahre vierzehnhundert vier und ſechszig erfolgte durch Herzog Siegmund die Wiederherſtellung der alten. Derſelbe Fürſt, um die Bauluſt und Anſiedlung zu heben, befahl auch den geiſtlichen Stiften im Breisgau, ſich ihre auf Häuſern zu Freiburg laſtenden Erbzinſe ablöſen zu laſſen, nachdem die Stadt ſelbſt zur mehreren Aufnahme der Bevölkerung ſchon früher die Abzugsſteuer abgeſchafft hatte. Polizeiliche Verordnungen waren inzwiſchen eine Menge erfolgt. Wer drei Tage lang Miſt auf der Straße liegen ließ, wurde vom Stadtbaumeiſter um drei Schillinge gebüßt; an gebannten Feiertagen durfte Niemand außer Brod, Wein und Fiſche daheim etwas verkaufen, oder am Münſter Grempereien feil bieten, oder irgend wohin zu Markte ziehen; Samſtags nach Betzeit war alle Werkarbeit unterſagt; vor dem Rath ſollten die Partheien gegen einander keine „unzüchtigen, dräulichen und ſchalkhaften Worte reden", zu den Hochzeiten nur die nothwendigſten Perſonen geladen werden, und beim Opfergehen nicht mehr als ſieben Frauen erſcheinen; den Hausvätern war geboten, ihre Knaben mit acht Jahren in die Schule zu ſchicken, und zwar in die rechte; der Schulmeiſter aber hatte die Pflicht, den Unterricht ſelbſt und durch redliche, geſchickte Proviſer zu ertheilen, auch den Chor mit guten Sängern zu verſehen, und darauf zu achten, daß die Knaben von ihren Jungmeiſtern nicht mißhandelt, geſtoßen, geworfen oder geſchlagen, ſondern gütlich unterwieſen werden. Die Stadt ſah immer auf einen tüchtigen Werk- und Büchſenmeiſter; ſie beſaß eine Eiſengießerei und ließ eiſerne Büchſen verfertigen; mehrere Fehden mit dem benachbarten Adel hatten nothwendig gemacht, eine anſehnliche Kriegsmannſchaft im Sold zu erhalten. Von ihrem alten Rechte, Bündniſſe zu ſchließen,

Digitized by Google

machte ſie immer klugen Gebrauch; ſo hatte dieſelbe auch im Jahre vierzehnhundert ihre alte Einung mit den Städten Breiſach, Neuenburg und Endingen wieder erneuert, damit ſie „deſto friedlicher, ruhiger und beſſer bei ihrer Herrſchaft beſtehen und verbleiben mögen.“ Erwerbungen hatte Freiburg außer der Pfandſchaft Adelhauſen mehrere gemacht, namentlich die Dörfer Herdern und Zahrten nebſt vierzehn Hofgütern und etlichen Vogteien, ſo daß die Stadt ein anſehnliches Gebiet beſaß.

Troz jedoch aller Sorgfalt der Freiburger für Erhaltung und Verbeſſerung ihrer Verfaſſung, aller Polizeieinrichtungen und wohlthätigen Anſtalten, troz der gemachten Erwerbungen, einer vortheilhaften Lage und des Beſizes einer Schule der Aufklärung, vermochte ſich das gemeine Weſen nicht wieder zur ehemaligen Macht und Wohlfahrt zu erſchwingen. Als Herzog Siegmund im Jahre vierzehnhundert ſieben und achtzig jenes Umgeld fordern ließ, welches man gewöhnlich den böſen Pfenning nannte, entſchuldigte ſich die Stadt über ihre Zögerung mit folgender Darſtellung ihrer Lage: „Wir haben bisher die Anmuthung nicht abgeſchlagen, ſondern allein verzogen, weil unſere Zuſagen manchmal bei den andern Städten einen Unwillen gemacht, ſich auch im böſen Pfenning eine Ungleichheit begeben hat, und weil wir mit Zins und Gülten, Steuern, Zöllen, Reiſen und täglichen Auslagen ſo ſehr beſchwert ſind, daß Niemand zu uns ziehet, und wir Leut und Gut verlieren. Zudem ſind wir in Euer Gnad' Geſchäften und Kriegen mit Leib und Gut willig geweſen, finden auch, daß unſere Voráltern großes Gut der gnädigen Herrſchaft von Oeſtreich zu Dienſt wider deren alten Feind getreulich vorgeſezt und ſich ſelbſt und ihre Nachkommen in ſchwere Schulden vertieft haben. Wiewohl wir nun unſere Zinſen nicht bezahlen können, wiewohl wir den Abgang der Stadt und Zerſtörung bürgerlicher Einigkeit beſorgen, ſo wollen wir dennoch über unſer Vermögen mit unſern Bürgern, Klöſtern und Zugehörigen auch thun, wie die Gehorſamen, in der Zuverſicht, Euer Durchlaucht werde uns deſſen in anderm Wege wieder ergözen.“ Dieſem Uebel ſuchte nun Kaiſer Marimilian angelegentlichſt abzuhelfen; er beſtellte aus dem Rath und der Bürgerſchaft einen gemeinſchaftlichen Ausſchuß zur Verwaltung des ſtädtiſchen Vermögens, ver-

willigte der Stadt einen dritten Jahrmarkt, verlegte einen Reichstag dahin, und begünſtigte hernach eine Anſtalt zur Ablöſung oder Tilgung der Schulden, welche der hochverdiente Stadtſchreiber Zaſius betrieb. Freudig zeigten ſich auch bald die Folgen hievon; Freiburg erweiterte und verſchönerte ſich; es wurde unter anderm der Bau des Münſterchores, welcher ſeit anderthalb Jahrhunderten müßig gelegen war, zu Ende gebracht, und vieles andere rühmlichſt ausgeführt. Beſonders aber erhob ſich die Hochſchule zu einem bisher nie geweſenen Flor; der Stiftungsfond war reichlich vermehrt worden und wuchs fortan durch ſparſame Verwaltung; dazu kamen jene Begünſtigungen, die ihr Marimilian angedeihen ließ, und wodurch die Zahl von Lehrern und Schülern ſich mehrte. Aus den erſtern wählte der Kaiſer ſelbſt den Konrad Stürzel zu ſeinem Kanzler, zu ſeinem Gewiſſens-Rath den Georg Reiſch, deſſen Encyklopädie aller Wiſſenſchaften ihm den Namen des Orakels von Deutſchland erwarb, und zum Geſchichtſchreiber des Erzhauſes den Jakob Männel; unter ihnen glänzten außerdem ein Zaſius, Wimpheling, Erasmus, Glarean, Mynſinger, Locher und Hartung. So freudig begann damals Freiburg heranzublühen; bald aber kamen wieder traurige Zeiten und die Frucht blieb aus!

Neben den öſtreichiſchen Landen im Breisgau beſtunden die Gebiete der Reichsabtei Sankt Peter und des Johanniterhauſes zu Heitersheim, die badiſchen Herrſchaften Sauſenberg, Badenweiler, Röteln, Hachberg und Kürnberg. Jenes Stift hatte ſich ſeit dem Jahre vierzehnhundert zwei und dreißig von einem großen Brande völlig wieder erholt, aber Niemand zeichnete ſich auf eine würdigere Weiſe aus, als Abt Peter, welcher von Biſchof Otto zu Konſtanz für die dem Biſthum geleiſteten Dienſte das Privilegium erwarb, den Kuzhut oder das Almutium zu tragen! Das heitersheimiſche Johanniterhaus war von einem ältern zu Freiburg ausgegangen, und hatte ſeit dem Eintritte Markgraf Heinrich des Zweiten von Hachberg in den Ritterorden durch Geſchenke und Ankäufe mehrere Erwerbungen gemacht, welche die Grundlage des nachmaligen Wohlſtandes bildeten. In der Herrſchaft Röteln wurde Lörrach durch König Ruprecht ein Marktflecken, und hatte übrigens als markgräfliches Lehen denen von Eptingen

gehört. Schopfheim aber wuchs zur Stadt heran, während Emendingen in der Herrſchaft Hachberg von König Siegmund die Marktgerechtigkeit erhielt. Die badiſchen Unterthanen des Breisgaues mochten im Allgemeinen weniger gedrückt ſeyn, als die öſtreichiſchen, weil der Kriegsaufwand des markgräflichen mit dem Erzhauſe in keine Vergleichung kam.

Aber ein gleich trauriges Schickſal, wie über dem öſtreichiſchen Breisgau, waltete über der Ortenau durch beſonders viele Unfälle und Mißverhältniſſe. Denn die Zertheilung in ſo mancherlei Gebiete, alsdann eine Reihe verderblicher Fehden, und zulezt ein ſteter Wechſel der Pfandſchaften hinderten den Fortgang der Kultur und des Wohlſtandes. Man unterſchied die ortenauiſche Landvogtei, die Herrſchaften Lahr und Mahlberg, Geroldseck und Oberkirch, die Territorien von Offenburg, Zell und Gengenbach, von Ettenheimmünſter, Allerheiligen und der ortenauiſchen Ritterſchaft. Dieſe leztere war, wie wir gehört haben, aus den Ganerbſchaften Schauenburg, Staufenberg, Neuweier und Boſenſtein entſtanden, und erhielt ſich auch lange nach Errichtung des ſchwäbiſchen Bundes noch als eine ſelbſtſtändige Verbindung, welche einigemal ſelbſt die Berufung an den Reichstag bekam. Die Abtei Ettenheimmünſter, unter der oftmals drückenden Schuzvogtei der Herre on Geroldseck, hatte den gewöhnlichen Gang damaliger Klöſter genommen, während das Gotteshaus Allerheiligen von einem Brande im Jahr vierzehnhundert und ſiebzig durch den Eifer Probſt Rohards von Neuenſtein bald wieder hergeſtellt worden war, und an Wohlſtand ſo empor kam, daß es die ſchöne Wallfahrts-Kirche zu Lautenbach erbauen konnte. Auch Schuttern, welches ſeit den Zeiten weiland Abt Hermanns bis zur Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts einen Wechſel von nicht weniger als zehen Vorſtehern erleben mußte, war endlich durch Abt Johann, den würdigen Nachfolger jenes edlen Prälaten, aus ſeinem traurigen Verfalle wieder zu neuer Kraft gediehen, wobei es der nächſte Abt getreulich erhielt, obwohl unter ihm die Herren von Geroldseck die früher eingebüßte Koſtvogtei wieder erlangten. Die Herrſchaften Geroldseck, Lahr und Mahlberg hatten während des fünfzehnten Jahrhunderts in ſehr verwickelten Verhältniſſen beſtanden. Nach dem Hingange Herrn Walter des Zweiten, in deſſen Hand die hohengerolds,

eckiſchen Erbſtücke wieder vereinigt worden waren, theilten ſeine Söhne dieſelbigen abermals; Georg erhielt die ſchwäbiſchen Beſizungen, Diebold aber, als der ältere, die Stammburg mit allen zugehörigen Dörfern, Weilern, Pfandſchaften, Leuten und Gütern. Eben dieſer Diebold hatte jene Fehde erregt, die nach dem Ausgang der geroldseckiſchen Linie von Lahr acht Jahre lang mit blutiger Erbitterung geführt wurde. Im Winter tauſend vierhundert neunzehn nämlich war durch Herrn Heinrich, den Erneuerer des lahriſchen Freiheitsbriefes, da derſelbe keinen Sohn mehr hoffen konnte, urkundlich und mit kaiſerlicher Beſtätigung beſtimmt worden, daß „wann er von Todes wegen abgegangen, alsdann Frau Adelheit, ſeine älteſte Tochter und Gemahlin Graf Johanns von Mörs, all' ihres Vaters Herrſchaft, Land und Leut, es ſey Lehen oder Eigen, erben und ſolches ihr zufallen und verfallen ſeyn ſoll.“ Als nun Heinrich ſtarb, machte Diebold eine Anſprach an das lahriſche Erbe, wogegen ſich ſein Vater und Bruder, nebſt den Herren von Geroldseck zu Sulz, mit Graf Johann verbanden, und nach langem Hader endlich die Feſte Hohengeroldseck in ihre Gewalt brachten, welcher Unfall den Urheber der Fehde zu gänzlichem Verzichte genöthigt hat. Aber das mörſiſche Haus war durch ſeinen Kriegsaufwand ſo ſehr in Schulden gerathen, daß die Söhne Johanns die Hälfte der Grafſchaft Lahr und Mahlberg um die Summe von dreißig tauſend Gulden an Markgraf Chriſtoph von Baden verkaufen mußten. Wie hierauf die Hälfte des badiſchen Antheils an den Biſchof von Straßburg verpfändet, und bald hernach wieder eingelößt wurde, haben wir gehört; die mörſiſche Hälfte aber gerieth bei dem Mangel an männlicher Nachkommenſchaft der Grafen durch die Erbtochter Katharina an Graf Johann Ludwig von Naſſau, welchen Kaiſer Maximilian im Beſize der Herrſchaft beſtätigte. Daß die Stadt Lahr unter ſolchen Verhältniſſen nur geringe Fortſchritte machen konnte, iſt leicht einzuſehen; auch war es die einzige Vergünſtigung, welche ſie ſeit langem erhalten hatte, daß ihr König Friedrich der Dritte zur Unterhaltung der durch ihre Mauern geleiteten Heerſtraße im Umfang einer Stunde ein Weggeld zu erheben erlaubte.

Die Herrſchaft Oberkirch bildete den nordöſtlichen Theil der alten Mortenau, und beſtund eigentlich aus den beiden Thä-

Digitized by Google

lern der Rench und Acher, wo die zähringiſchen Erbgüter auf das Haus Urach übergegangen waren. Im Jahre aber dreizehnhundert und drei hatte die Wittwe Graf Friedrichs die Stadt Oberkirch und Burg Fürſteneck mit allen Zugehörungen an das Bisthum Straßburg verkauft, welches nachher mehr und mehr ſeine Gewalt über dieſe Gegenden ausbreitete. Und indem dasſelbe ſchon im vorigen Jahrhunderte die Unabhängigkeit ſeiner Gerichte erlangt hatte, ſo wurde jezt auch die oberkirchiſche Gerichtsverfaſſung darnach geregelt. Zu Oberkirch ſelbſt, und zu Oppenau waren die Mahlſtätten, wo zwölf von gemeiner Bürgerſchaft erwählte Schöffen unter dem Vorſize des Vogts oder Schultheißen über bürgerliche und peinliche Fälle zu Gericht ſaßen. Sie hießen Zwölfer und ſchwuren beim Antritte ihres Amtes, „wann und ſo oft ſie von Gerichts wegen erfordert würden, bereitwillig zu erſcheinen, und ohne erlaubte oder redliche Urſache nicht auszubleiben; in allen Sachen, es berühre Leib, Leben, Ehr' oder Gut, Nichts und Niemand ausgenommen, dem Armen wie dem Reichen, gerecht zu urtheilen, nach ihrem beſten Verſtändniß, und nicht nach Anſehen, Freundſchaft und Lohn, oder nach Feindſchaft, Neid und Haß; ferner Nichts vor der gerichtlichen Verhandlung zu eröffnen, ſondern alles verſchwiegen, und was durch den mehrern Theil erkannt wird, für recht zu halten; endlich überhaupt alles zu thun oder zu laſſen, was frommen Richtern von Gewohnheit und Rechtes wegen geziemt und wohl anſteht". Jedem Uebelthäter verkündete man drei Tage vorher den Rechtstag, damit er ſein Seelenheil mit Beicht und Kommunion beſorgen möge. Das Gericht aber wurde mit ſechs Zwölfern von Oberkirch und ſechſen von Oppenau beſezt; der Vogt aus lezterm Orte hielt den Stab, und hieß die Richter, je einen von Oberkirch und dann einen von Oppenau, ſich ſezen. Hierauf führte man den „armen Mann" unter Begleitung des Klägers herbei, und der Stabhalter fragte zu Recht, ob das hohe und peinliche Gericht wohl und genugſam beſezt ſey? Niemand von dem umſtehenden Volk dürfte durch Reden oder ſonſt eine Störung verurſachen; beiden Partheien war es aber erlaubt, aus demſelben einen Fürſprech zu begehren. Nun geſchah die Verhandlung; konnte man zuverſichtlich ſchließen, daß es dem

Digitized by Google

Verbrecher um das Leben gehen werde, ſo führte man denſelben in eine Herberge, gab ihm zu Eſſen und zu trinken, und brachte ihn hernach wieder vor das Gericht zurück, wo das inzwiſchen abgefaßte Urtheil durch den Gericht- oder Blutſchreiber öffentlich verleſen, und der Verurtheilte hernach vom Nachrichter ſogleich feſtgenommen, und unter Begleitung eines Prieſters auf die Richtſtatt abgeführt wurde. Nach geſchehener Hinrichtung aber gieng man, wie die Gerichtsordnung ſagte, „zu Imbiß, nämlich der Richter, der Kläger, die Fürſprecher, die Rathsleute der Partheien, und der Prieſter, desgleichen die Zeugen, und diejenigen, welche den Verbrecher vor Gericht geführt und verwahrt haben.“

Urſprünglich begriff die Landvogtei Ortenau auch die Städte Offenburg, Gengenbach und Zell in ſich; im Verlauf der Zeiten aber erhielten ſie den Rang eigentlicher Reichsſtädte, nur daß die Reichsvogtei und Reichsſteuer bei der Landvogtei verblieben. Welche Verpfändungen dieſe leztere während des fünfzehnten Jahrhunderts erlitt, haben wir geſehen; nach der Achtserklärung über Churfürſt Philipp und ſeinen Sohn verlieh Kaiſer Marimilian die bisher pfälziſche Hälfte für Dienſtſold und dargeliehenes Geld ſeinem Hofmarſchall Wolfgang von Fürſtenberg. Offenburg hatte von Karl dem Vierten die Beſtätigung ſeiner Freiheiten und Rechte als unmittelbare Stadt des Reiches erhalten, und ſuchte hernach wiederholt, ſich durch Bündniſſe mit Gengenbach und Zell in dem koſtbaren Beſize zu befeſtigen. An der Verwaltung und Rechtspflege beſaßen der Stadtrath und die zehn Zünfte ziemlich gleichen Antheil, ſo daß die offenburgiſche Verfaſſung volksthümlich zu nennen war. Zu Gengenbach ſtund dem alten Rath, welchen der Reichsſchultheiß mit ſieben Ratsherren bildete, ein junger zur Seite, um die Rechte der Bürgerſchaft vor Eingriffen des erſtern zu ſichern. Das gengenbachiſche Stadtgebiet erſtreckte ſich über die nächſten Thalgemeinden zu beiden Seiten der Kinzig, und zerfiel in die ſieben Stäbe Olsbach, Reichenbach, Heigerach, Fusbach, Strohbach und Bermersbach, wo die von dem Stadtrath geſezten Vögte oder Stabhalter die Dorfgerichte und Gemeinds-Angelegenheiten leiteten. Ein ähnliches Gebiet umſchloß die Stadt Zell, nämlich das Thal Nordrach und die Gemeinden Bieberach und Entersbach, deren Vögte, Gerichtsleute und Geſchworne

als junger Rath von dem alten, oder dem Stadtmagiſtrat beigezogen wurden, wenn es ſich um außerordentliche Reichs-, Kreis- oder Bürgerſteuern handelte, wie auch in andern wichtigen Dingen, wo jener den Beizug für nöthig erachtete. Ein früher der Stadt Zell zugewandtes Gemeinweſen bildete das außerhalb ihres obern Thores beginnende Reichsthal Harmersbach, welches aber von Kaiſer Maximilian die Beſtätigung ſeiner Selbſtſtändigkeit erhielt. Hier gab es alſo noch im vollen Sinne des Wortes reichsfreie Bauern, wie in Schwaben auf der Leutkircher Heide, ehrwürdige Trümmer aus der Zeit volksthümlicher Freiheit in Deutſchland! Unter dem Vorſize des Reichs-Vogtes ſprach der Rath der Zwölfer im Hauptorte zu Harmersbach über alle Angelegenheiten der Verwaltung und Rechtspflege, und konnte bei größern Sachen der allgemeinen Ehre, Sicherheit und Wohlfahrt durch einen Ausſchuß der ganzen Thalgemeine vermehret werden. An dem Gerichte über Leben und Tod ſprach der Vogt im Namen des Kaiſers entweder den Vollzug des Urtheils oder die Begnadigung aus. Alle oberkeitlichen Verrichtungen begleitete eine gewiſſe Würdigkeit, und dieſe Bauern bewieſen oft mehr Verſtand, und mehr richtiges Gefühl für Ehre und Recht, als die gelehrten Räthe und Richter in Städten und an Hoflagern!

Drittes Kapitel.

Beſchluß des Vorigen.

Der geordnetſte Zuſtand unter allen ſüdweſtlichen Ländern des Reiches herrſchte wohl in der Markgrafſchaft Baden. Schon Bernhard dem Großen, nach ihm alsdann Jakob und Karl, beſonders aber Chriſtoph dem Erſten gebühret das Verdienſt, für die Abrundung, Ordnung und Sicherung ihrer Lande mit gleichem Erfolge als Eifer geſorgt zu haben. Die obere Markgrafſchaft

zerfiel in die Aemter Bühl, Schwarzach, Stollhofen, Steinbach, Baden, Kuppenheim und Ettlingen, während die niedere die Aemter Gernsbach, Langenſteinbach, Pforzheim, Stein, Durlach, Mühlburg und Graben enthielt. Die Amtleute mit ihren Dienern ſtunden unter ſtrenger Aufſicht, und bei den Gerichten ſprach man nach dem alten, neuerdings geſammelten und geordneten Land- und Erbrecht, unter Beiziehung eines römiſchen Rechtsgelehrten. Bei Hof hatte der Markgraf einen Landhofmeiſter, einen Kanzler und mehrere, theils adelige, theils gelehrte Räthe, welche die Regierung bildeten. Die Prälaten von Schwarzach, Gottesau und andrer Klöſter, die Herren vom Adel und die Abgeordneten der Städte verſammelten ſich hin und wieder unter dem Namen der Landſtände, um dem Landesherren in Zeiten der Noth durch Bewilligung einer außerordentlichen Steuer wieder aufzuhelfen; doch geſchah es ſelten, da die badiſchen Fürſten meiſt ſehr ſparſam waren und den Krieg nicht liebten.

In dem ſchönſten und fruchtbarſten Theile der Markgrafſchaft lag der Marktort Bühl mit dem angrenzenden Thale, wo die Herren von Windeck noch Einiges aus ihrem angeſtammten Erbe beſaßen, das Meiſte aber bereits badiſch war. So ſezte der Markgraf an das bühliſche Zwölfergericht neun, und der von Windeck nur drei Mann als Beiſizer, und von den fallenden Bußgeldern trafen dem leztern von achtzehn kaum fünf Theile. Wie die Kaſtvogtei über das Stift Schwarzach mit der Stadt Stollhofen an das Haus Baden kam, iſt erwähnt worden; mehrere Markgrafen veranlaßten aber durch ihre ſtrenge Verwaltung derſelben bittere Klagen der Mönche, Zwiſtigkeiten und Händel, und das Gotteshaus gerieth bei der auch gewöhnlich nachläßigen Wirthſchaft der Vorſteher endlich ſo ſehr in Zerfall, daß unter dem Abte Jakob Reichenbach alle Brüder bis auf zwei in andere Klöſter mußten verſezt werden; durch dieſes Mittel indeſſen, und durch die gute Haushaltung des folgenden Abts geſchah eine ziemliche Wiederherſtellung.

Ueber die oberbadiſchen Städte Ettlingen, Kuppenheim, Steinbach und Stollhofen, welche den gewöhnlichen Fortgang ſolcher in ihren Verhältniſſen überall beſchränkten kleinen Gemeinweſen nahmen, ragte Baden als Reſidenzort der Markgrafen ſichtlich

Digitized by Google

hervor. Das alte Schloß, die ehrwürdige Wiege des badiſchen Fürſtengeſchlechts, hatte Markgraf Chriſtoph im Jahre vierzehnhundert neun und ſiebzig verlaſſen, und ein neuerbautes bezogen, welches ſich auf der Stelle des jezigen erhob. Hiedurch mußte die Stadt ſehr gewinnen, und namentlich die Bäder, welche jezt mehr und mehr beſucht wurden. Man gebrauchte ſie „gegen Engung der Bruſt, wie ein alter Schriftſteller bemerkt, gegen feuchte Augen, ſauſende Ohren und ſchlafende Glieder, gegen den Krampf und andere Krankheiten böſen Geäders; ſo iſt es auch nüzlich denen, welche einen kalten, feuchten und engen Magen haben; es hilft gegen das Wehthun der Leber und Milz, gegen den Anfang der Waſſerſucht, das Darmweh, den Sand und Stein der Blater und Nieren; es dient den unfruchtbaren Weibern, mindert die Geſchwulſt der Beine, heilet die Raud und alle offenen Schäden, und wider das Podagra hat es ein beſonderes Lob vor andern Bädern.“

In der Nachbarſchaft von Baden fieng damals der Marktflecken Raſtatt unter ſeinem verdienten Schultheißen Wiegersheim aufs freudigſte an emporzublühen. Der Ort mochte in vorigen Jahrhunderten aus einem Weiler durch die Ueberſiedelung eines Theils der Bewohner von Rheinau, wo die reißende Murg den Aufenthalt gefährdete, und durch die Vereinigung mit dem alten Dorfe Bodenshauſen, allmälig entſtanden ſein; er erhielt auf Betrieb Markgraf Bernhards vom Kaiſer das Recht eines Wochenmarkts, und nahm durch Gewerbſamkeit und Handel ſo zu, daß man am Eingang des fünfzehnten Jahrhunderts ſchon alle Anſtalten und Ordnungen daſelbſt fand, welche nur Ortſchaften von größerer Bedeutung aufzuweiſen hatten. Der Handel mußte um ſo ſchneller aufblühen, da Raſtatt von der Heerſtraße durchzogen war und eine ſo vollkommene Zollfreiheit genoß, daß auch kein Fremder für verkauften Wein daſelbſt einen Zoll entrichtete, ſondern der Wirth blos das Umgeld bezahlte. Die Stadt Ettlingen, mit welcher Raſtatt durch die Landſtraße in nächſter Verbindung ſtund, beſaß ſchon damals eine der jezt berühmten Papiermühlen, und gab dem Vaterlande zwei Männer, deren Verdienſt um Staat und Kirche noch in dankbarem Andenken lebt. Es waren Franz Friedlieb oder Irenikus, welcher ein gelehrtes Buch über deutſche Ge-

ſchichte ſchrieb, und Kaspar Heid oder Hedio, ein beſonderer Eiferer für die Kirchenverbeſſerung.

In der untern Markgrafſchaft waren Pforzheim und Durlach bei weitem die vornehmſten Orte. Jenes, als die Hauptſtadt des Landes, genoß mancher Vortheile, und erhielt im Jahre vierzehnhundert ein und neunzig das Recht, überall frei zu handeln, wohin es wolle. Seine lateiniſche Schule war ſehr beſucht, und es giengen mehrere verdienſtvolle Männer daraus hervor, wie nach dem berühmten Reuchlin, ein Johann Schwebel, Bartholomäus Weſtheimer und Nikolaus Gerbel. Aber die ſtarkbevölkerte Stadt wurde mit dem Beginne des ſechszehnten Jahrhunderts von einer ſo fürchterlichen Peſtkrankheit heimgeſucht, daß der Nachbar den Nachbarn verließ, jeder ſein Haus verſchloß und die hilfloſe Lage der Kranken noch ſchrecklicher war als der Tod ſelbſt. In dieſen Tagen, als die Noth der Darniederliegenden aufs höchſte geſtiegen ſchien, „bildete ſich, wie die pforzheimiſche Chronik erzählt, ein beſonderer Verein, der ſich die Todtengeſellſchaft nannte, eine Geſellſchaft der biederſten Menſchen, welche ſich unter einander verbanden, ihren erkrankten Mitbürgern unentgeltliche Hilfe zu leiſten, keinen im Tode zu verlaſſen, und den Geſtorbenen die Ruhe im Grab zu verſchaffen; denn bis dahin hatte man die Leichname in den Kammern, wo ſie verſchieden waren, verfaulen laſſen. Die Peſt indeſſen ließ nach, aber die Todtengeſellſchaft, unter dem Namen des Siegerordens und mit dem Wahſpruche: „Gedenke des Todes“, dauerte fort bis auf unſere Zeit. Da zu Pforzheim bisher das einzige Spital in der untern Markgrafſchaft geweſen war, ſo ſah es Markgraf Chriſtoph der Erſte mit Vergnügen, daß auch die Durlacher eines zu errichten begannen, beförderte dasſelbe großmüthig und nahm es unter dem Vorbehalt, den Spitalmeiſter und Pfleger nach Gutdünken zu beſtellen, in ſeinen Schuz und Schirm. Die Stadt Durlach beſaß ſeit dem Beginne des vorigen Jahrhunderts durch die Gunſt König Siegmunds zwei Märkte mit allen anhangenden Rechten, und kam dadurch ziemlich empor, wie auch durch einige gute Einrichtungen, deren ſie ſich von altersher erfreute. So wurde fremder Bettel möglichſt verhindert, den Armenpflegern dagegen bei ihrem Eide ſorgſam darauf zu ſehen befohlen, „wo in der Stadt oder in den zum Amte Durlach gehörigen Dörfern Hausarme

wären, damit ſie dieſelben, beſonders welche ſich ſchämen, etwas zu fordern, begaben an Speiſung, Kleidung, Beholzung, Arztlohn und mit allem, was ihnen ſonſt Mangel thue.“ In der Schulordnung aber hieß es: „Ein Schulmeiſter zu Durlach ſoll erſtlich jeden Knaben, er ſey fremd oder heimiſch, reich oder arm, zur Gottesfurcht, zur Ehrerbietung gegen die Oberkeit, gegen die Aeltern und alten Leute aufs fleißigſte anhalten, zuerſt mit gütlicher Erinnerung, hernach mit Drohworten, und endlich mit Ruthenſtrafe. Doch ſoll er ſorgfältig eines jeden Komplerion und Natur erkundigen, um denſelben nach geziemender Weiſe zu behandeln. Zum andern ſoll der Schulmeiſter in der Lehrſtube ſich alſo erzeigen, daß die Knaben nichts an ihm ſehen, was er ihnen ſelbſt verbieten müßte, als Schlafen, lächerliche Geberden und dergleichen, damit ſie, die ſonderlich zu ſolchem geneigt ſind, ihn nicht mißachten, und aus der Schule ſchwaßen lernen. Er ſoll ferner den Jungen die Buchſtaben fleißig lehren, nachgehends das Pater Noſter und die ganze Tafel buchſtabiren, leſen und memoriren, folgends ein Tiſchgebet, das Benedizite und Gratias, damit ſie es daheim vor und nach dem Eſſen ſprechen können. Auch ſoll er einen jeden, ſobald derſelbe die Feder führen kann, ernſtlich zum Schreiben anhalten, und hernach den Donat nebſt noch einer beliebigen Grammatik vollſtändig vortragen, damit ſie des Lateins mit Reden und Schreiben ein Fundament ſchöpfen mögen; mit den weiter Fortgeſchrittenen ſoll er auch in der Theologie, in einem Poeten oder Hiſtoriker eine Stunde vornehmen, jedoch bei dem allem keinen zu hoch anſpannen, damit nicht ſein Geiſt verwirrt, oder muthlos oder abgeſtumpſt werde. Will ein Vater ſeinen Knaben nicht zum Latein erziehen, ſondern nur in deutſcher Sprache unterrichten laſſen, um ihn hernach zu einem Handwerk oder andern Geſchäften zu gebrauchen, ſo ſoll der Schulmeiſter ihm das Deutſche fleißig beibringen, aber beſonders auch Gottesfurcht, gute Sitten und Tugenden.“ Man ſieht hieraus den frommen, beſcheidnen und dabei doch kräftigen Sinn der damaligen Zeit, der immer nach dem Nothwendigſten gerichtet war, und meiſt das Beſte mit den einfachſten Mitteln zu leiſten wußte.

Weniger gleichartig, weniger abgerundet und in ſich zuſammenhängend, als die badiſchen Lande, erſchienen die pfälziſchen.

Denn nicht nur waren ſie von ſtiftſpeieriſchem und mainziſchem Gebiet mehrfach durchzogen, ſondern es lagen auch überall zerſtreut die Beſizungen einer freien Ritterſchaft, die ſich vom Kraichgau nannte. Der Begriff dieſes Namens hatte ſich ſehr ausgedehnt, und man verſtund darunter jezt Alles Land von den ſüdlichen Grenzmarken des alten Gaues bis hinab an den Nekar, alſo auch den ehemaligen Elſenzgau und ein Stück des Lobdengaues. Was zunächſt bei Graben und Wöſſingen an die Markgrafſchaft Baden ſtieß, war ſpeieriſches Stiftsgut, und enthielt namentlich die Stadt Bruchſal mit dem Bruhrhein. Die Gegend gehörte zu den ärmſten des Landes; das Volk ſeufzte unter ſchwerem Druck, und ſah mit geheimem Unwillen und Aerger die verſchwenderiſche Pracht, und das übermüthige Wohlleben, wenn der Biſchof zu Bruchſal ſeinen Hof hielt. Zufriedener lebte man in Bretten unter der Herrſchaft des edlen, menſchenfreundlichen und gebildeten Churfürſten Philipp von der Pfalz. Das kleine Gemeinweſen ſtund in ſeiner ſchönſten Blühte, und es hatte Mittel zum Bau eines Rathhauſes, wie vielleicht kein zweites in pfälziſchen Landen zu finden war. Er wurde im Jahre vierzehnhundert und achtzig vollendet, und der lebendige Kunſtſinn der damaligen Bürger zierte die Glasfenſter mit den koſtbarſten Gemälden. Da prangten die Bilder der Churfürſten, und patriotiſche Darſtellungen von den Thaten der Väter ermahnten die Brettener zur würdigen Nachahmung derſelben. Schon früher war auch ein Spitalgebäude begonnen worden, welches nun ebenfalls ſeine Vollendung erlangte, und viele Hände ſpendeten freiwillige Gaben zur Bereicherung der wohlthätigen Anſtalt. Aber in dem pfälziſchen Krieg wurde Bretten vom Feinde ſo hart heimgeſucht, daß der Churfürſt der Stadt im Jahre vierzehnhundert zwei und neunzig zur möglichſten Wiederaufnahme vier Jahrmärkte verlieh. Um ſo entſchloſſener hielten hierauf die Bürger an der Treue zu ihrem Fürſten, als im baieriſchen Erbfolge-Krieg die Stadt durch Herzog Ulrich von Wirtemberg mit zwanzig tauſend Mann belagert wurde. Und gegen dieſe überlegene Macht thaten ſie einſt nächtlicher Weile mit ihrer geringen Beſazung einen ſo tapfern Ausfall, daß der Herzog ſich andern Tages veranlaßt ſah, den Weg eines friedlichen Vergleiches einzuſchlagen! Bretten beſaß auch, wie Pforzheim und Durlach, eine lateiniſche

Schule, deren Gedächtniß durch Melanchthon und andere gelehrte Männer erhalten wurde, welche darin den Grund ihres Ruhmes gelegt haben.

In der Nachbarſchaft lagen Heidelsheim als veraltete Pfandſchaft vom Reich, und Gochsheim als pfälziſches Lehen beim Hauſe Eberſtein. Alsdann folgte das Reichsſtift Odenheim, deſſen Gebiet das Amt Bretten von den übrigen pfälziſchen Landen trennte. Die Odenheimer Benediktiner beſaßen das Verdienſt, die dortige Gegend, namentlich den Eichelberg, durch ihre Bauern kultivirt zu haben, waren aber ſpäter ſehr ausgeſchweift, und deßwegen im Jahre vierzehnhundert fünf und neunzig auf Betrieb Kaiſer Maximilians von Pabſt Alexander dem Sechsten aufgehoben worden, welcher das Kloſter ſofort in ein weltliches Kollegiat- oder reichsfreies Ritterſtift verwandelte. Man verlegte es ſpäter zu mehrerer Sicherheit nach Bruchſal und räumte ihm die Liebfrauen Kirche daſelbſt ein. Nördlich vom odenheimiſchen Gebiet begannen die Aemter Sinsheim und Wiesloch, worauf die von Dilsberg, Waldau, Heidelberg, Ladenburg und Weinheim folgten. Die einſt badiſche Reichspfandſchaft Sinsheim und Eppingen war im Jahre dreizehnhundert und dreißig, wie die von Mosbach, durch König Ludwig eine pfälziſche geworden und blieb es auch; die ſinsheimiſche Benediktiner Abtei aber hatte aus denſelben Gründen mit der odenheimiſchen das gleiche Schickſal erlitten, nur daß das neue Chorherrenſtift nicht reichsfrei war. Von Eppingen, dem altpfälziſchen Hilsbach und von Sinsheim bis an den Neckar lagen manigfach die Güter der kraichgauiſchen Ritterſchaft, welche im Jahre vierzehnhundert acht und achtzig vom Kaiſer wiederholt und dringend zum Beitritt in den ſchwäbiſchen Bund aufgefordert, von den Pfalzgrafen dagegen als landſäßig behauptet worden war, und nach langem Schwanken zwiſchen den Reizungen der Reichsunmittelbarkeit und einem dankbaren Gehorſam gegen das pfälziſche Fürſtenhaus, endlich großentheils dem Bunde beitrat, obwohl ſie urſprünglich durch ihre Lage und ihre Turnier-Einungen zur fränkiſchen Ritterſchaft gehörte. Man bemerkte unter ihr vorzüglich die Familien von Gemmingen, von Helmſtätt, Sickingen, Neipberg, Venningen, Göler, Hirſchhorn und Steinach, und ihr meiſtes Ge-

biet erſtreckte ſich vom ſpeieriſchen und ſtiftodenheimiſchen hinüber an den Neckar zwiſchen Wimpfen und Neckarelz.

Ladenburg, dieſe uralte, feſte und wohlgelegene Stadt, war immer noch zum größten Nachtheile des Gemeinweſens zwiſchen dem Stifte Worms und dem pfälziſchen Hauſe getheilt. Die beiderſeitigen Rechte und Anſprüche lagen verwirrt in einander und wechſelten durch Kauf und Tauſch, durch Pfand- und Erbſchaft unaufhörlich, ſo daß die darüber entſtandenen Prozeſſe erſt im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts geſchlichtet wurden. Inzwiſchen hatte die Stadt ſich doch erweitert und die ſchöne Galluskirche erhalten, welche noch heutzutage als ein ſehenswerthes Denkmal der Vorzeit gerühmt wird. Ein ähnlicher Zankapfel, wie Ladenburg, aber zwiſchen dem Erzſtift Mainz und den Pfalzgrafen, war lange Zeit auch die Stadt und Burg Weinheim geweſen, bis ſie in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts durch einen Machtſpruch König Ludwigs dem pfälziſchen Hauſe völlig zugetheilt worden, und nun mochte ſie, von ihrer politiſchen und örtlichen Lage begünſtigt, einen glücklichern Fortgang nehmen. Die in der Umgebung Heidelbergs liegenden Klöſter Neuburg und Schönau, wie das von Friedrich dem Siegreichen neubefeſtigte Schloß zu Schwezingen, und die zur Pfalzgrafſchaft gekommene Stadt Neckargmünd verblieben ruhig in ihrem hergebrachten Zuſtande. Heidelberg ſelbſt aber, als Reſidenz und Univerſitätsſtadt, und von den Churfürſten ſtets väterlich begünſtigt, hatte nur zunehmen können. Viele Bürger wurden reich, und die armen fanden täglich ihren Verdienſt. Es herrſchte ein mannigfaches, vielbewegtes Leben in dieſer Stadt, ohne daß der Hof und die Studenten ſo ſchlimm auf die Sitten einwirkten, wie oft anderswo.

Vom ſüdlichen Fuße des Odenwaldes bei Schönau, über den Neckar und hinauf an der Eiſenz bis nach Sinsheim, erſtreckten ſich die Beſizungen der Herren von Hirſchhorn, eines alten Adels, aus welchem ſich beſonders Herr Johann hervorgethan hatte, durch Gelehrſamkeit, Tapferkeit und Treue bei Kaiſer und Reich, bei Fürſten und Städten beliebt und geachtet, während eines halbhundertjährigen unermüdeten Wirkens der Schöpfer eines neuen Flors ſeiner Familie, und ſeit dem Jahre dreizehnhundert und neunzig Erbtruchſeß am pfälziſchen Hofe zu Heidelberg. Der Großenkel

dieſes verdienten Ritters erhielt am Eingange des ſechszehnten Jahrhunderts von Churfürſt Philipp um zwölftauſend Gulden die Feſte Zwingenberg mit allen Zubehörten zu einem Erblehen. Noch ganz wohlerhalten erhebt ſich dieſelbe mit ihren fünf Thürmen, zwei Stunden oberhalb Eberbach, auf einer ſchroffen Felshöhe ſtolz über das enge, einſame Neckarthal, welches den Wanderer in mehrern Krümmungen nach Neckarelz führt, einem kleinen, damals auch hirſchhorniſchen Städtchen. Am Elzbach aufwärts war das Städtchen Mosbach mit ſeinem uralten Stift ſeit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts bis zum Schluſſe des folgenden, die Reſidenz einer pfalzgräflichen Nebenlinie geweſen, und fiel jezt nach dem Tode Pfalzgraf Otto des Zweiten mit der Stadt Sinsheim durch einen Erbvertrag an den Hauptſtamm, an Churfürſt Philipp zurück. Von Mosbach und der Stadt Eberbach, welche nach einer langjährigen Pfandſchaft beim Hauſe Erbach am Schluſſe des fünfzehnten Jahrhunderts durch Erbvertrag wieder an die Pfalz zurückgefallen war, von dieſen Neckargegenden zog ſich das pfälziſche Gebiet zwiſchen dem ſtiftmainziſchen bei Buchen und bei Neidenau hinaus nach Boxberg, wo das würzburgiſche begann. Aber überall zerſtreut in dieſen Gebieten erſchienen die Territorien des odenwäldiſchen Ritterkantons, welcher zur fränkiſchen Reichs-Ritterſchaft gehörte. Nach Wegnahme der Stadt und Feſte Boxberg durch Friedrich den Siegreichen hatte ſich ſein Neffe Philipp bewegen laſſen, ſolche der roſenbergiſchen Familie wieder als Lehen zu übertragen; da entleibte ſich Herr Anſelm von Roſenberg, und es entſtund nun über deſſen Erbſchaft ein Rechtsſtreit, der im folgenden Jahrhundert zu einer erbitterten Fehde Veranlaſſung gab. Stadt und Burg Krautheim mit der Zehnte Ballenberg waren wie Neidenau mainziſch; Königshofen aber, Lauda und Grünsfeld würzburgiſch. Bei Biſchofsheim hob das ſtiftmainziſche Gebiet wieder an, und erſtreckte ſich über Kühlsheim, Walldürn, Buchen, Mudau und Amorbach bis an den Main hinab. Alle dieſe Städte hatten das Schickſal, den Erzbiſchöfen ſtets als Unterpfänder für geliehenes Geld zu dienen, wodurch ihr Aufkommen gehindert und mancher verderbliche Streit veranlaßt wurde. Buchen allein erfreute ſich eines beſſern Fortganges und wuchs allmälig zur Hauptſtadt des odenwäldiſchen Baulandes heran. Es

war nach einer langen Getheiltheit zwiſchen dem Freiherrn von Düren, dem Schenken von Limburg und dem Erzſtifte, im Jahr dreizehnhundert und neun durch Ankauf der übrigen Theile völlig mainziſch geworden, worauf die Ritterfamilie von Ebersberg das erbliche Burgmann-Amt daſelbſt erhielt. Die Stadt war oft der Verſammlungsort des odenwäldiſchen Adels, und mehrere edle Geſchlechter wählten ſie zu ihrem Aufenthalt; zu den ſtädtiſchen Anſtalten gehörte die lateiniſche Schule, deren Daſeyn man es wohl verdanken muß, daß Konrad Koch, Gottfried Beſſel und Andere den Weg der Gelehrſamkeit betraten, welchen ſie nachher ſo rühmlich und verdienſtvoll verfolgt haben.

Endlich von Freudenberg am Maine hinauf bis gegen Homburg, lag noch ziemlich in ihren alten Verhältniſſen die Grafſchaft Wertheim, welche jezt den nordweſtlichſten Theil unſeres Großherzogthums bildet. Noch ſchaut das alte Stammſchloß des wertheimiſchen Grafenhauſes auf die zwiſchen jenem Strom und der Tauber romantiſch gelegene, von Bergen eng umſchloſſene Stadt herab, und erinnert durch das maſſive Gemäuer an die Zeit ſeiner Entſtehung und ſeiner Erweiterung im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts unter Graf Rudolf. Der Urenkel dieſes Herrn war Graf Michael, welcher die neuerwachende Zeit noch erlebte, aber ſich wohl nicht träumen ließ, daß mit ſeinem Sohne das hochedle Geſchlecht von Wertheim erlöſchen würde. Die Stadt ſelbſt war im Schuze deſſelben allmählig heran gewachſen; ſie hatte von den Kaiſern und Grafen mancherlei Privilegien erhalten, genoß das Stapel- und Niederlagsrecht auf dem Main und hielt jährlich zwei Märkte. Ihre Pfarrkirche erhob Pabſt Sixtus der Fünfte zu einem Kollegiatſtift mit eilf Kanonikern, wovon jeder zwei Jahre wenigſtens auf einer Hochſchule mußte ſtudirt haben. Uebrigens war die Stadt ein böhmiſches Lehen, durch die Gefälligkeit Graf Eberhards gegen Kaiſer Karl den Vierten, damit derſelbe „auf ſeiner Reiſe nach Frankfurt zur Wahl eines römiſchen Königs, nachdem er während des ganzen Weges auf eigenen oder lehnbaren Gütern übernachtet hatte, auch in Wertheim, als zum leztenmal, in einem von ihm abhängigen Orte, Abſtand nehmen könne."

Dieſes war am Eingange des verhängnißvollen ſechszehnten

Jahrhunderts im Einzelnen der Zuſtand aller jezt badiſchen Lande. Im Allgemeinen gewährten noch immer die Städte die faſt einzig erfreuliche Erſcheinung, während das gemeine Volk in der Knechtſchaft ſchmachtete, Adel und Geiſtlichkeit aber auf dem traurigen Wege fortſchritten, welchen ſie ſeit den zähringiſchen Zeiten betreten hatten. Hin und wieder freilich drang das erwachende Licht der Aufklärung auch in die Stube eines Domherrn, oder in die Zelle eines Kloſterbruders, und auf dem Lande wie in Städten mochte mancher Pfarrer und Seelſorger durch ſeinen Verkehr mit der Welt, durch die Bekanntſchaft mit denkenden Menſchen und tüchtigen Büchern, auf Anſichten und Grundſäze geleitet werden, die ſich mit der alten blinden Strenggläubigkeit nicht mehr vertrugen. Ueberhaupt aber war die hohe und niedere Kleriſei ganz dieſelbe, wie zu Huſſens Zeit, oder verdorbener noch und tiefer geſunken! Das Aergerniß beſonders der geiſtlichen Orden hatte allen Begriff überſtiegen; Betrügereien mit Wundergeſchichten, Erſchleichungen von Teſtamenten und Vermächtniſſen, Ausſchweifungen im Genuße der Tafel, und Verirrungen, welche der Zölibat erzeugte, waren an der Tagsordnung. Sah man ja in Städten die Mönche öffentlich ihre Nonnen beſuchen, und an der Faſtnacht mit fahrenden Frauen unter dem tanzenden und zechenden Volke ſich herumtummeln! Eine öftere Ausnahme hievon machten jedoch die Benediktiner, jener Orden, welchem wir die älteſten Klöſter, den früheſten Anbau viel' öder Gegenden und das erſte Licht der Wiſſenſchaft verdanken.

Der Adel, theils landſäßig, theils unter der Reichsritterſchaft, hatte ſich eben durch dieſe neuen geregelten Verhältniſſe, ſeiner äußern Stellung und Wichtigkeit nach wieder etwas gehoben, doch blieb im Innern das alte, rohe, übermüthige und verſchwenderiſche Leben und Treiben. Pferde, Jagdhunde und Dirnen waren ſeine Gözen, und wie unendlich tief ſtund bei auch manch' rühmlicher Ausnahme, gleichwohl die Mehrzahl unter dem Geiſt und Charakter eines Ulrich von Hutten! Denn wo trieb die meiſten Herren und Junker ein edles Intereſſe? Im Kriege verdingten ſie ſich um Sold, bei den Turnieren zeigten ſie eine eitle Pracht, und in ihren Geſellſchaften tranken ſie übermäßig aus ungeheuren Humpen. Dieſes tolle Zutrinken war unter Adel und Fürſten ſo

allgemein Sitte, daß ſelbſt Erzherzog Philipp ſich dazu erniedrigte, um dadurch, bei ſeiner Abſicht auf den deutſchen Thron, ihre Parthei zu gewinnen.

Wenn nun die Städte durch ihre Betriebſamkeit, ihren Kunſtſinn, ihren Handel und Haushalt, ihre patriotiſche Geſinnung und Tapferkeit, den Adel und Klerus verdunkelten, ſo ſtunden ſie doch mehr oder weniger auch ſchon am Rande ihres Zerfalles. Denn der Wohlſtand hatte nicht ſelten die Ueppigkeit und die Sittenloſigkeit zur Begleiterin, und innere Partheiungen, Haß der Geſchlechter, Zerwürfniß der Bürgerſchaft mit ihrer Oberkeit, Eiferſucht zwiſchen den Geſellſchaften oder Stuben und viele andern Dinge untergruben nach und nach das Fundament, worauf weiland Glück und Ruhm des Bürgers begründet worden. Und wie ſehr war es auch oftmals der Geiſt einer Regierung, der wie ein leiſes Gift die Lebenskeime eines Gemeinweſens anfraß und verkümmerte!

Es war eine Zeit des Ueberganges; alte Tugenden erſtarben, und neue kamen auf. In den Leibern und Seelen der damaligen Menſchen lebte noch viel altgermaniſche Kraft, daneben in vielen Köpfen ein heller Geiſt und in unzähligen Gemüthern die Sehnſucht nach Erlöſung und Freiheit. Allenthalben erblickte man Altes und Neues, bald in friedlichem Verein, bald in erbittertem Kampf. Neben dem blindeſten Aberglauben, neben religiöſem Fanatismus und frommer Heuchelei, gab es noch viel ächte Gottesfurcht und wahres Vertrauen auf eine leitende Vorſehung, ſelbſt hin und wieder ſehr erleuchtete Begriffe vom höchſten Weſen, gleichwie neben roher Unwiſſenheit und Barbarei, neben beſchränkten, engherzigen Parthei- und Standesmeinungen, oft die gründlichſte Gelehrſamkeit und der feinſte Geſchmack, viel edle Bildung, viel tüchtige, patriotiſche Geſinnung und redliche Tugend. Noch faſt allenthalben ſprach ſich das Volk ſein Recht, an Land-, Zehent-, Dorf- und Hubgerichten; aber ſchon mußten auch überall römiſche Doktoren beigezogen werden, wie ſolche längſt im Rathe der Fürſten und Städte ſaßen. Ihre Anmaßung wuchs mit ihrer Zahl und ihrem Einfluß, ſo daß der gemeine Mann bald denſelben Haß gegen ſie hegte, wie einſt die Germanen unter Varus gegen die Advokaten von Rom. Der allgemeine Reichslandfriede war gegründet; aber Fürſten und Adel brachen ihn alle Augenblicke, ja die fränkiſche

Digitized by Google

Ritterſchaft verlangte ſogar alles Ernſtes die Wiederherſtellung des Fauſtrechtes, weil die nachgeſuchte Rechtshülfe meiſt ausbleibe, oder die Prozeſſe ewig dauerten, oder die Exekution gegen mächtige Herren und Gemeinſchaften unterbleibe. Noch immer galt auch der gerichtliche Zweikampf, und in manchen Gegenden wurden ſelbſt noch Todtſchläge zwiſchen den betreffenden Familien, ohne öffentlichen Richter, durch bloſe Uebereinkunft gütlich geſühnt. So innig verwebt mit dem Leib und Leben der Deutſchen waren jene germaniſchen Grundſäze des Wehrgeldes, der Selbſtrache, und daß das Volk ſein eigner Richter ſey.

Viertes Kapitel.

Von den Zeiten der Kirchentrennung.

Was weiland von Huß auf ſeinem Scheiterhaufen vorausgeſagt worden war, fieng nach Verfluß eines Jahrhunderts wirklich an, in Erfüllung zu gehen. Der Geiſt, welcher dieſen Mann und ſeine Schüler erfüllt hatte, belebte jezt ſchon unzählige Köpfe, und dem Auguſtiner Mönche Martin Luther war es vom Schickſale gegeben, in dem großen Kampfe des neuen Lichts gegen die alte Finſterniß als Anführer aufzutreten. Er ſelbſt dachte nicht daran, daß ihn ſeine erſten beſcheidenen Schritte ſo weit führen würden; aber mit der Hartnäckigkeit ſeiner Widerſacher wuchs ſein Muth, wuchs der Zorn ſeiner Parthei, und anſtatt der anfangs verlangten Reformation der chriſtlichen Kirche, kam es zu einer Trennung derſelben!

Die lebhaftere Bewegung der Gemüther in Deutſchland wurde zuerſt erregt durch einen gelehrten Streit des Profeſſors Reuchlin mit den Dominikanern zu Köln. Es war dieſer Mann aus Pforzheim gebürtig, und hatte ſchon in früher Jugend ein ſolches Talent bewieſen, daß er nach Vollendung der untern Schulen an den Hof des Markgrafen von Baden und mit deſſen Sohn nach

Paris gelangte. Bereichert an Geſchmack und Kenntniſſen durch das emſige Studium der Griechen und Römer verließ er dieſe „Pflanzſchule ſeines Lebens“ im ſchönſten Jugendalter, und begab ſich als Magiſter nach Baſel, wo ihn ein Freund der hebräiſchen Sprache zur Erlernung derſelben aufmunterte, während er das zu Paris begonnene Studium des Ariſtoteles eifrig fortſetze. Von Baſel aber gieng Reuchlin nach Orleans, wiedmete ſich daſelbſt ausſchließlich der Rechtswiſſenſchaft, nahm hierauf zu Tübingen das juriſtiſche Doktorat, verheurathete ſich und fieng an zu praktizieren. Bald leuchtete ſein Talent hervor; Herzog Eberhard machte ihn zu ſeinem vertrauten Rathgeber, zu ſeinem Begleiter auf einer Romfahrt, und nach ihrer Zurückkunft zu ſeinem Geſandten an Kaiſer Friedrich, von welchem Reuchlin einen Adelsbrief und eine uralte, ungemein ſchön geſchriebene hebräiſche Bibel zum Geſchenke erhielt. Aber nach dem Tode ſeines Gönners begab er ſich vom wirtembergiſchen an den pfälziſchen Hof, und auch Kurfürſt Philipp gebrauchte ihn zum Betriebe eines Geſchäftes in Rom, wo die lateiniſche Rede des ſchwäbiſchen Doktors vor dem Pabſte als ein Meiſterſtück an Geiſt und Form bewundert wurde. Ungerne genug verloren die Heidelberger einen ſolchen Mann, als Reuchlin durch die Veränderungen in Wirtemberg dahin zurückgerufen wurde, und ungerne mochten es die Freunde der Gelehrſamkeit ſehen, daß ihn der Kaiſer zu einem der drei Richter am ſchwäbiſchen Bund ernannte, wodurch er verhindert ſchien, den Muſen ferner zu leben. Aller Geſchäfte aber ungeachtet blieb ihnen Reuchlin getreu, und es erſchienen von ihm die erſten hebräiſchen Grammatiken in Deutſchland, ſo daß er billig der Vater des hebräiſchen Sprachſtudiums genannt worden iſt.

Beinahe ein halbes Jahrhundert hatte der edle Mann raſtlos gearbeitet, „und nun, wie ein vaterländiſcher Schriftſteller ſagt, im hoffnungsvollen Herbſt ſeiner Jahre, da er ſo manchen Abgrund durchſpäht, ſo manchen Fels erſtiegen, ſo manchen goldnen Keim aus dem Schutte geleſen und eingeſammelt hatte, da ſein Vorrath und ſeine Ideenſchäze gereift und auf dem Punkte waren, wie aus einem Segenshorne in alle Welt auszuſtrömen, nun mußte ein ungünſtiger Stern über ſeinem Haupte ein Gewitter ſammeln, welches jede ſeiner Hoffnungen verſchlang, und ſein

ganzes übriges Leben verdüſterte." Ein abtrünniger Jude hatte aus Haß gegen ſeine ehemaligen Glaubensgenoſſen in Köln, dieſelben beſchuldigt, daß ihre Bücher gefährliche Dinge enthielten, und ſo war es zu einer Unterſuchung gekommen, wozu auch Reuchlin gezogen wurde. Da der redliche Mann aber nichts Gefährliches in den Schriften finden konnte, und ein vortheilhaftes Gutachten an den Kaiſer darüber verfaßte, ſo zog er ſich den bitterſten Haß des Denunzianten und ſeines Anhanges unter den Dominikanern zu. Alles wurde von ihnen gegen Reuchlin in Bewegung geſezt; es folgten Anklagen, Schmähſchriften und Verdammungsurtheile. Aber alle beſſer Gebildeten hielten es mit Reuchlin, und einer der muthigſten Kämpfer für das neue Licht, für die Freiheit und Ehre deutſcher Nation, warf ſich zum Vertheidiger des bedrängten Greiſes auf. Es war Hutten, dieſe edle Feuerſeele, welcher mit allen Waffen der Wahrheit, des Wizes, Hohnes und Spottes gegen die Brut „der Dunkel-Männer" zu Felde zog. Ganz Deutſchland nahm an dem Streite Antheil, und war jezt in zwei große Partheien getheilt, in die des Freimuths, der Aufklärung und des Geſchmackes, und in jene des beſchränkten, des blinden oder eigennüzigen und ſchlechten Eifers für alles Alte.

In dieſe Zeit einer beginnenden allgemeinen Bewegung der Geiſter fiel nun der Angriff Luthers auf das Ablaßweſen, und bald vergaß man die Reuchliniſche Sache über dem heftigern und wichtigern Kampfe, welcher ſich jezt zwiſchen Rom und Wittenberg entſpann. Reuchlin ſelbſt rief darüber aus: „Gottlob! nun haben ſie Einen gefunden, der ihnen Arbeit genug machen wird, um mich alten Mann ferner in Ruhe zu laſſen." Doch erlebte er noch die Freude, daß ſein Prozeß durch Franz von Sickingens thatkräftigen Betrieb zur Entſcheidung kam, und ihm alle Koſten erſezt wurden. Hutten beſang dieſen Triumph ſeines Freundes in einem lateiniſchen Gedichte voll ſchäumenden Uebermuths, während ſich um ihn ſelbſt die Gefahren immer drohender zuſammenzogen. Reuchlin hatte ſich damals von Ingoldſtadt, wohin er vor den Kriegsunruhen in Wirtemberg geflohen war, wieder nach Tübingen begeben, um ſeine philoſophiſchen Vorleſungen fortzuſezen. Aber es blieb ihm ſolches nicht lange vergönnt; der edle Greis ſtarb im Sommer tauſend fünfhundert zwei und zwanzig,

Digitized by Google

mit dem Ruhme eines der größten, gelehrteſten Männer ſeiner Zeit, und mit dem Verdienſte, über Wiſſenſchaft und Unterricht beſſere Begriffe aufgebracht, die Theologen auf das Studium der bibliſchen Grundſprache, die Gelehrten aber überhaupt auf die Werke der Griechen und Römer zurückgeführt zu haben. Und auch dadurch machte ſich Reuchlin verdient, daß er auf die Laufbahn eines berühmten Mannes ſo entſcheidenden Einfluß ausübte. Es war ſein Vetter Melanchthon, der gelehrte, verſtändige, fromme und ſanfte Freund Luthers, und hauptſächlichſte Mitbeförderer des großen Werkes der Reformation.

Melanchton hatte zu Bretten im Jahre vierzehnhundert ſieben und neunzig die Welt erblickt, und kam aus der Schule ſeiner Vaterſtadt nach Pforzheim, wo er das Lateiniſche und Griechiſche ſtudierte, und ſeinen Vetter Reuchlin kennen lernte, welcher zu dem wißbegierigen Knaben eine ſolche Liebe gewann, daß er ihn völlig an Kindesſtatt annahm. Im Herbſte tauſend fünfhundert und neun bezog Melanchthon hierauf die Univerſität Heidelberg, lehrte alsdann zu Tübingen und wurde endlich nach einem dortigen Aufenthalte von ſechs Jahren durch Churfürſt Friedrich den Weiſen von Sachſen als Profeſſor der griechiſchen Sprache an die Hochſchule zu Wittenberg berufen, wohin ihn Reuchlin empfahl, und welche Stelle er auch bis zum Grabe begleitet hat. Ueber ſein erſtes Auftreten ſchrieb Luther an einen Freund: „Melanchthon hielt am vierten Tag nach ſeiner Ankunft eine grundgelehrte, ausbündig ſchöne Rede, und zu ſolcher Vergnügung und Verwunderung der Zuhörer, daß er nun gar keiner Empfehlung mehr bedarf. Wir haben von ſeinem Aeußern bald hinweggeſehen, bewundern ſeine großen Gaben, und ſchäzen uns glücklich, ihn bekommen zu haben.“ Sogleich war zwiſchen Luther und Melanchthon ein geiſtiger Bund geſchloſſen, deſſen Erfolg eine Umſtaltung der kirchlichen Verhältniſſe in faſt allen norddeutſchen und vielen ſüddeutſchen Ländern wurde. Luthers Geſchichte mit dem Ablaßkrämer Tezel, ſein heldenmüthiges Auftreten vor dem Kaiſer am Reichstage zu Worms, ſeine Gefangenſchaft auf der Wartburg, wie ſeine während derſelben verfertigte Ueberſezung der heiligen Schrift ins Deutſche, all' das iſt bekannt genug. Inzwiſchen hatte Melanchthon in Wittenberg faſt allein Luthers Stelle zu vertreten, welches freilich

ohne Irrungen und Mißverſtändniſſe nicht abgieng. Darum wünſchte er nichts ſehnlicher, als die Rückkehr ſeines Freundes, und unbeſchreiblich war ſeine Freude, als dieſelbe im Frühjahr tauſend fünfhundert zwei und zwanzig wirklich erfolgte. Das Wirken beider Männer wurde nun von Tag zu Tag ausgedehnter und wichtiger. Melanchthon beſonders war wegen des Vertrauens, das man allgemein zu ihm hegte, mit einer Laſt von Geſchäften überhäuft. Aber ſeine Geduld wurde dadurch ebenſo wenig ermüdet, als ſeine Eitelkeit erweckt, vielmehr war alles Lob, welches man ihm ſpendete, nur ein Sporn neuer Thätigkeit für ſeinen Geiſt. „Die Leute ſagen, ſchrieb er unter anderm, daß ich die Bibel zu erklären verſtehe, und Gott weiß es, wie ernſtlich ich in der Erkenntniß ſeines Wortes zuzunehmen trachte. Aber ſo oft man mich deswegen rühmt, demüthigt mich jedesmal wieder mein eigenes Bewußtſeyn."

Indeſſen hatte Luther in Deutſchland ſchon eine große Parthei gewonnen; überall las man mit Begierde ſeine Schriften, und viele Geiſtlichen fiengen an, nach den daraus geſchöpften Grundſätzen öffentlich zu predigen. Auch bei uns geſchah dies; zu Heidelberg, zu Freiburg gab es unter den Lehrern der Hochſchule mehrere Freunde und eifrige Anhänger Luthers oder Melanchthons; in manchem Kloſter bewirkten die lutheriſchen Traktate eine heimliche Glaubensänderung bei einzelnen der Brüder oder bei dem Vorſteher ſelbſt, und viele redlichen Bürger der Städte freuten ſich im Stillen über den Mann, der mit ſo entſchiedenem Muthe und mit ſo vielem Glück gegen die Mißbräuche, gegen die übertriebenen Anſprüche und Forderungen der Kirche und ihrer Diener auftrat. Auch fand Luther in unſerer Nachbarſchaft einige ſeiner würdigſten Mitkämpfer für die Sache der Glaubensfreiheit; ſo zu Schafhauſen den Doktor Sebaſtian Hofmeiſter, zu Baſel den Profeſſor Wolfgang Kapito mit deſſen Freunde, dem Domprediger Kaspar Hedio, wie ſpäter den berühmten Oekolompad, und ſo zu Straßburg den Johann Sturm. Ueberhaupt aber wurde Luthers Parthei beſonders dadurch ſtark und wichtig, daß ihr mehrere der erſten Reichsfürſten und eine Menge des Adels beitraten. Dies bewog auch den Pabſt und Kaiſer zu ernſterem Einſchreiten gegen die Neuerung, und im Jahre fünfzehnhundert

neun und zwanzig wurde auf dem Reichstage zu Speier die zu Worms über Luther ausgeſprochene Acht beſtätigt, wogegen jedoch die evangeliſch geſinnten Stände unter dem Vortritte des Churfürſten von Sachſen förmlich proteſtirten, weswegen die römiſche Parthei ihnen den Namen **Proteſtanten** gab. Nunmehr verfaßte Melanchthon eine Schrift, worin ein offenes Bekenntniß niedergelegt war von den Glaubensüberzeugungen der evangeliſchen Stände, welche dieſelbe im folgenden Jahr auf dem Reichstage zu Augsburg dem Kaiſer übergaben, um eine friedliche Ausgleichung des kirchlichen Streites herbeizuführen. Aber wie ſchonend, wie liebreich und ſanft dieſe Konfeſſion auch abgefaßt war, ſo verfehlte ſie gleichwohl den nächſten Zweck, und hatte nur den einzigen Nuzen, daß die Lehre der neuen Kirche dadurch eine beſtimmte Form erhielt. Nach alſo vereitelter Hoffnung, und nach abermaliger Verdammung der lutheriſchen Reform vereinigten ſich die proteſtantiſchen Fürſten zur Aufrechthaltung derſelben und zur Vertheidigung der Glaubensfreiheit zu Schmalkalden in einen engen Bund, deſſen Macht den Kaiſer bei ſeiner bedrängten Lage durch erneuerte Türkengefahr endlich zu einem ſogenannten **Religionsfrieden** nöthigte. Es wurde derſelbe im Jahr fünfzehnhundert zwei und dreißig zu Nürnberg abgeſchloſſen, und enthielt das Verbot, daß Niemand den Andern wegen Glaubensdingen verfolgen ſolle. Und ſo ſchien denn endlich die Einigkeit im Reiche wieder hergeſtellt.

Aber neben Luther traten noch zwei andere große Reformatoren auf, nämlich Zwingli und Kalvin, jener in Zürich, dieſer in Genf, welche ſich von der lutheriſchen Lehrmeinung durch ihre Anſicht vom Abendmahl und einige andere Dinge unterſchieden. Der Anhang dieſer drei Glaubensformeln durchkreuzte ſich vielfach in ganz Deutſchland, doch war das nördliche mehr für die lutheriſche oder **evangeliſche**, das ſüdliche mehr für das kalviniſche und zwingliſche oder **reformirte** Bekenntniß eingenommen. Und leider wurden die deutſchen Länder nicht allein der traurige Schauplaz des heftigſten und oft blutigen Kampfes zwiſchen den Alt- und Neugläubigen, ſondern die leztern unter einander ſelbſt bekämpften ſich mit aller Kraft theils redlicher Ueberzeugung, theils fanatiſcher Wuth, mit Neid, Haß und Verfol-

Digitized by Google

gung. Und wie nachtheilig auf den Charakter und die wiſſenſchaftliche Bildung der Reformatoren wirkten nicht die immerwährenden Kontroverſen, wobei oft alle Vernunft und Mäßigung verloren gieng? Doch macht es hinwiederum einen rührenden und großartigen Eindruck auf unſer Herz, wenn wir dieſe ſonſt ſchlichten und geringen Männer im Kampfe gegen die päbſtliche und kaiſerliche Gewalt, unter hundertfältiger Gefahr und Noth, troz aller Bitterkeiten und Kränkungen durch Mißkennung, Verhöhnung, Anſchwärzung und Verdammung, dennoch unerſchütterlich ſtandhaft in ihrem Glauben, und unbeſiegbar in ihrem Vertrauen auf eine lohnende Vorſehung verharren und ſelbſt in den Tod gehen ſehn!

„Luther, ſagt ein Geſchichtſchreiber, dieſer ſo heftige Mann, war, ſo lange er lebte, der Schuzengel des Friedens.“ Aber kaum hatte er im Jahre fünfzehnhundert ſechs und vierzig die irdiſche Hülle abgelegt, als der ſchmalkaldiſche Krieg ausbrach, während deſſen Verlauf der friedliebende Melanchthon, noch voll Schmerz über den Verluſt des Freundes und Mitkämpfers, von ſtets neuem Kummer gedrückt, und von der Beſorgniß gepeiniget wurde, all' ihr Mühen und Arbeiten möchte umſonſt geweſen ſeyn. Er bedauerte die Trennung der Kirche, den Zwieſpalt der Nation; machte ſich Vorwürfe als Miturheber derſelben, und über manchen unvorſichtig gethanen Schritt. „Mein Schmerz über die Kriegsunruhen, ſchrieb er an einen Freund, verzehret mich. Oft zweifle ich, wenn ich die Elbe ſeh', ob ich ihn ausweinen könnte, wenn ich auch ſo viele Thränen vergöße, als ſie Wellen ſchlägt.“ Bald jedoch ſollte der edle Greis durch die Wendung der Ereigniſſe einen beruhigenden Troſt erleben. Der ſchmalkaldiſche Bund zwar hatte ſich ohne eine große Verrichtuug wieder aufgelößt, aber um ſo glücklicher gelang es dem Kurfürſten Moriz von Sachſen, den Kaiſer zur Nachgiebigkeit zu vermögen, worauf ſofort im Jahre fünfzehnhundert fünf und fünfzig, noch während der Dauer des großen Konziliums zu Trient, auf einem Reichstage zu Augsburg ein **zweiter** Religionsfriede geſchloſſen ward. Fünf Jahre nach dieſem freudigen Tage ſtarb Melanchthon, mit dem lezten Worte, daß er nichts auf dem Herzen habe, **als die Einigkeit der Kirche!**

Digitized by Google

Fünftes Kapitel.

Geſchichte des Bauernkriegs in den jezt badiſchen Landen.

Gleichzeitig mit dieſer kirchlichen Revolution, aber unabhängig von ihr, begann auch eine politiſche, welche man den Bauernkrieg zu nennen pflegt. Doch konnte ein ſolches Zuſammentreffen unmöglich ohne gegenſeitigen Einfluß ſeyn. Der Aufſtand des Landvolks bekam durch die Reformation eine religiöſe Weihe, wodurch er um ſo erhizter und blutiger wurde, während dieſer Umſtand den Feinden der Kirchenverbeſſerung Gelegenheit gab, dieſelbe als Urheberin der ſchrecklichen Empörung verhaßt zu machen.

Wir haben geſehen, wie traurig, wie troſtlos damals der Zuſtand des gemeinen Mannes auf dem Lande war; wie er von wachſenden Schulden und oft unerſchwinglichen Steuern gedrückt, unter dem Joche einer harten Leibeigenſchaft ſchmachtete, wie er nichts kannte, als Mühe und Lebensnoth! Auf den Landtagen der Stände kam das Volk nie in Betrachtung; ſeine Klagen verhallten ungehört oder wurden durch gewaltthätige Amtleute unterdrückt. Was für ein andrer Weg der Rettung blieb ihm übrig, als derjenige, welchen es wirklich betrat? Es bildeten ſich da und dort insgeheim Vereine zu bewaffnetem Auftreten, um dem billigen Verlangen einer Erleichterung ihres Zuſtandes Nachdruck zu geben. Der Adel, die Prälaten und Fürſten konnten daraus entnehmen, was Noth that; aber ſie dachten nur auf Unterdrückung der verachteten Empörer, und ließen die Sache „beim Alten.“ Dieſe ſtolze, hartherzige Verblendung mußte ſich rächen. Als die ſo billigen, oft auf eine wahrhaft rührende Art geſtellten Forderungen ungewähret blieben, ſchlug der Haß um ſo tiefer in die Herzen, und nach wenigen Jahren erhob ſich die unterdrückte Gluht zu einer Flamme, welche dem Adel und Klerus auf einmal den ſchrecklichſten Untergang drohte!

Digitized by Google

Die Aufſtände des gemeinen Volkes gegen ſeine Herrſchaft ſind ſo alt als der tyranniſche Druck, welchen es von denſelben da und dort erleiden mußte. Schon im zehnten Jahrhundert vereinigten ſich die thurgauiſchen Bauern und beſchworen einen Bund zur Erhaltung ihrer ererbten Rechte und zur Verweigerung der Dienſte und des Leibfalls. Sie wandten ſich zuerſt klagend und bittend an ihre Herren, und als aber der ſtolze Adel für ihre Beſchwerden unzugänglich blieb, erhoben ſie muthig die Waffen, kämpften auf Leben und Tod, und erlagen nur erſt nachdem ihr Anführer gefangen worden war. Im vierzehnten Jahrhundert predigte in der Seegegend Bruder Berthold die Abwerfung des Joches der ſchmählichen Knechtſchaft, und im folgenden der Paukenſchläger Hans Böheim die Freiheit und Gleichheit aller Chriſten, unter ungeheuerem Zulaufe des Volkes. So verbreitete ſich der Stoff der Unzufriedenheit immer weiter; daheim in ſeiner Hütte, in der Schenke, bei Märkten und Kirchweihen, überall mehr und mehr wurden die Klagen des gemeinen Mannes laut. Es wurde hingewieſen auf die Schweizer; es entſtunden Sprichwörter in dieſem Sinne und Prophezeihungen. „Der Herren Geiz, ſagte man, mehret die Schweiz“, und „der Schwanberg wird noch mitten in die Schweiz zu liegen kommen.“

Welche Stimmung des Landvolks am Eingange des ſechszehnten Jahrhunderts im Kleckgau herrſchte, in der Einung Hauenſtein, im Breisgau, Bruhrhein und im Taubergrunde, haben wir geſehen. Nun war ums Jahr vierzehnhundert drei und neunzig im benachbarten Elſaß unter dem gemeinen Mann eine Verbindung errichtet worden, ähnlich dem Bunde der Schweizer auf dem Rütli. Aber die Elſäßer, wie die übrigen deutſchen Bauern, trugen ſchon das Joch, wovor ſich jene blos gewehret hatten, und wollten es abwerfen. Daher zum Theil die Verſchiedenheit im Gange beider Revolutionen und ihr ungleicher Erfolg. Die elſäßiſchen Verſchwornen faßten ihre Abſicht in die fünf Artikel: geiſtliches und rothweiliſches Gericht abzuthun, keine Schulden mehr zu bezahlen, keinen Zoll, kein Umgeld mehr zu geben, und die Steuer auf vier Pfenninge herabzuſezen; ferners die Juden zu vertreiben und ihr Gut einzuziehen, keinem Geiſtlichen mehr als eine Pfründe zu geſtatten, und nicht mehr zu beichten. Zum Signal

führten ſie auf ihrer Fahne einen über dem Reihen zugeneſtelten oder ſogenannten Bundſchuh, das uralte deutſche Zeichen der Hörigkeit und Leibeigenſchaft. Der Ausbruch ſollte mit der Einnahme von Schlettſtadt beginnen, und wer ſich der Sache widerſeze, ohne Schonung eine Beute des Todes ſeyn.

Dieſer erſte Bundſchuh zwar wurde entdeckt und grauſam an den Urhebern beſtraft. Aber bald erhob ſich im Speieriſchen ein zweiter, und ein dritter im Breisgau. Jener gieng von Grumbach aus und verbreitete ſich bald über den ganzen Kraichgau. Er führte eine weißblaue Fahne mit der Inſchrift: „Nichts, als die Gerechtigkeit Gottes"; das Loſungswort aber war die Frage: „Was iſt das für ein Weſen?" und darauf die Antwort: „Vor den Pfaffen kann man nicht geneſen." Im Frühlinge tauſend fünfhundert und fünf verſammelten ſich die Bauern gegen acht tauſend Mann ſtark zu Bruchſal. Hier wurde beſchloſſen, hinfort nur allein dem Kaiſer unterthan zu ſeyn, das weltliche und kirchliche Regiment zu verbeſſern und die geiſtlichen Güter zu vertheilen. Aus dem ſpeieriſchen Gebiet wollte man hernach in die Markgrafſchaft Baden und von da unaufgehalten weiter und weiter ziehen, bis alles deutſche Land erobert wäre. Ein furchtſames Mitglied indeſſen verrieth den Bund, welcher nun das Schickſal des elſäßiſchen erfuhr.

Ein Grumbacher aber entlief ſeiner Straſe in Bruchſal, zog einige Zeit auf dem Schwarzwalde umher, und erhielt endlich zu Lehen im Breisgau das Amt eines Bannwarts. Hier bearbeitete derſelbe nach und nach die Gemüther, indem er über das tägliche Zunehmen der Gotteslaſterung, der Trinkſucht, des Wuchers und Ehebruchs klagte, und hernach immer auch über den wachſenden, bald unerträglichen Druck der Herrſchaften und die Armuth des gemeinen Mannes. So kam denn im Jahre fünfzehnhundert und dreizehn ein neuer Bundſchuh zu ſtande, der nicht nur im Breisgau, ſondern bis hinab in das Kinzinger Thal zahlreiche Theilnehmer zählte, und deſſen Beſchluß es war, wofern der Kaiſer ihn nicht anerkennen wolle, zu den Schweizern zu ziehen! Aber Freiburg und andere Städte wurden gewarnt, ehevor ein entſcheidender Schritt geſchah. Man hob mehrere der Verſchwornen

aus, ſezte ſie gefangen und machte ihnen auf eine Weiſe den Prozeß, welche die übrigen ſehr abſchrecken mußte.

Doch, was hilft es, ein Uebel zu unterdrücken, deſſen Keim man nicht getödtet hat? Eines Tages, im Jahre tauſend fünfhundert vier und zwanzig, als das Volk in der Landgrafſchaft Stühlingen eben mit der Haferärndte beſchäftigt war, ließ die Gräfin von Lupfen einigen Leuten auf dem Felde befehlen, Schneckenhäuschen zu ſammeln, damit ihr Geſinde das Garn darauf winden könne, und als ſie ſich eines ſo tollen Befehles weigerten, übte man Gewalt an ihnen und drohte mit harter Beſtrafung. Dieſer Vorfall aber gab die Veranlaßung zum Ausbruch einer längſt in den Gemüthern genährten Gährung. Denn ſogleich vereinigten ſich in den vier größten Gemeinden Stühlingen, Bettmaringen, Bondorf und Ewatingen die entſchloſſenſten Männer zur Abwerfung des drückenden Joches ihrer Herrſchaft. Zwölfhundert an Zahl ſchwuren ſie, mit einander zu theilen Lieb und Leid, erwählten hierauf den Johann Müller von Bulgenbach, machten ſich eine ſchwarz, roth und weiß gemalte Fahne, und zogen damit auf die Waldshuter Kirchweih. Müller hatte früher zu Frankreich als Soldat gedient; er war ein ſtarkgewachſener, kluger und ſehr beredter Mann. Sein Einzug in Waldshut geſchah unter freudigem Zujauchzen der Bürger, mit denen er ſofort eine ſogenannte evangeliſche Brüderſchaft errichtete. Dieſer Bund war in einem großen Style angelegt. Jedes Mitglied mußte wöchentlich einen Bazen bezahlen, und das fallende Geld wurde zu Botſchaften nach den verſchiedenen Theilen des Reiches verwendet, um in der Nation eine allgemeine Erhebung des gemeinen Mannes zu bewirken. Der Zweck aber war, daß man ferner keinem andern Herrn mehr wollte unterthan ſeyn, als dem Kaiſer.

Und wirklich erhob ſich von jezt an in beinahe allen Gegenden Deutſchlands das Landvolk zum Umſturz der alten Tyrannei und zur Errichtung eines neuen Regiments. Von den Höhen des Schwarzwaldes verbreitete ſich der Aufſtand hier hinaus über den Kleckgau und Hegau in den Allgau, die Iller abwärts an die Donau, an den Neckar, in die Thäler des Kochers und der Jart, dort aber durch den Breisgau in den Elſaß, und zu beiden Seiten des Rheins bis an den Hundsrücken und über den Oden-

wald an die Tauber und ſofort bis hinab nach Thüringen. Ein ſchwäbiſcher Geiſtlicher brachte die Klagen der Bauern in zwölf Artikel, welche bald als gemeinſames Loſungswort überall wiederhallten. „Zum Erſten, lauteten ſie, iſt unſere Bitte und Begehr, daß wir nun fürhin Gewalt und Macht wollen haben. Eine ganze Gemeine ſoll ihren Pfarrer ſelbſt erwählen, auch denſelben wieder entſezen, wann er ſich ungebührlich hielte. Derſelbige erwählte Pfarrer ſoll uns das Evangelium lauter und klar predigen, ohne allen menſchlichen Zuſaz, Lehre und Gebot, weil uns die Verkündigung des wahren Glaubens ſtets eine Urſache giebt, Gott um ſeine Gnade zu bitten, daß er uns denſelbigen wahren Glauben einbilde, und in uns beſtätige. Denn wenn ſeine Gnade in uns nicht eingebildet wird, ſo bleiben wir ſtets Fleiſch und Blut, das nichts nuz iſt. Zum Andern, nachdem der rechte Zehent aufgeſezt iſt im alten Teſtament und im neuen als erfüllt; nichts deſto minder wollen wir den rechten Kornzehent gerne geben, doch wie es ſich gebührt. Was übrig bleibt, ſoll man den Armen mittheilen oder für ſich behalten, auf den Fall, daß man von Landesnoth wegen einen Kriegszug machen müßte. Den kleinen Zehent aber wollen wir gar nicht geben, denn Gott der Herr hat das Vieh dem Menſchen frei erſchaffen. Zum Dritten iſt der Brauch bisher geweſen, daß uns andere für ihre Eigenleute gehalten haben, was zum Erbarmen iſt; in Anſehung, daß uns Chriſtus alle mit ſeinem koſtbaren Blutvergießen erlößt und erkauft hat, den Niedrigſten gleichwie den Höchſten, keinen ausgenommen. Daß wir ganz und gar frei ſeyn, und keine Oberkeit haben wollen, lehret uns Gott nicht. Wir ſollen in Geboten leben, nicht im freien, fleiſchlichen Muthwillen, ſondern Gott lieben als unſern Herrn, unſern Nächſten erkennen, und ihm alles dasjenige thun, was wir auch gerne hätten. Wenn wir aber gegen unſere erwählte und geſezte Oberkeit in allen ziemlichen und chriſtlichen Sachen gerne gehorſam ſind, ſo wird man auch ohne Zweifel uns der Leibeigenſchaft als wahre und rechte Chriſten gerne entlaſſen, oder uns im Evangelium deſſen erichten, daß wir leibeigen ſeyen. Zum Vierten iſt bisher im Brauch geweſen, daß kein armer Mann Gewalt gehabt hat, das Wildpret, Geflügel oder Fiſche im fließenden Waſſer zu fangen,

was uns nicht nur ganz unziemlich, unbrüderlich, ſondern eigennützig und dem Wort Gottes nicht gemäß zu ſeyn dünkt. Auch häget in etlichen Orten die Obrigkeit das Gewild, uns zum Trutz und Schaden. Wir müſſen leiden, und dazu ſtillſchweigen, daß uns die unvernünftigen Thiere das Unſere muthwillig verfreſſen. Darum iſt unſer Begehren, daß, wer Jagd und Fiſchfang hat, beweiſen mag, daß er ſolches unwiſſentlich alſo erkauft hätte. Beweist er dieß, ſo begehren wir nicht, ihms mit Gewalt zu nehmen; ſondern man müßte hierin nachſichtig ſeyn, wegen brüderlicher Liebe. Wer aber nicht genügende Anzeige thun kann, ſoll es einer Gemeine ziemlicher Weiſe mittheilen. Zum Fünften ſind wir auch beſchwert der Beholzung halber. Sie haben ſich die Hölzer alle allein zugeeignet, und wenn der arme Mann des Holzes bedarf, muß er es um das doppelte Geld kaufen. Unſere Meinung iſt, was für Hölzer die Geiſtlichen oder Weltlichen nicht erkauft haben, ſollen einer ganzen Gemeine wieder anheim fallen, und jedem aus derſelben ſoll ziemlicher Weiſe frei ſeyn, daß er umſonſt, ſeiner Nothdurft nach, ins Haus zum Brennen nehmen, auch wenn vonnöthen ſeyn würde, zum Zimmern; doch mit Wiſſen derer, die von der Gemeine dazu erwählt worden. Wofern aber kein anderes Holz vorhanden wäre, als was redlich erkauft iſt worden, ſo ſoll man ſich mit den Eigenthümern brüderlich und chriſtlich vergleichen. Zum Sechsten iſt unſere harte Beſchwerung der Dienſte halber, welche von Tag zu Tag gemehret werden. Wir begehren, daß man eine ziemliche Einſicht darin thue, uns dermaßen nicht zu hart beſchwere, ſondern uns gnädig hierin anſehe, wie unſere Aeltern gedient haben, allein nach Laut des Wort Gottes. Zum Siebenten, daß wir hinfüro uns von einer Herrſchaft nicht weiter wollen in unſerm Gute beſchweren laſſen, ſondern wie's eine Herrſchaft ziemlicher Weiſe einem Bauer verleiht, alſo ſoll er's beſitzen laut der Vereinigung des Herrn und Bauern. Der Herr ſoll ihn nicht weiter zwingen, noch drängen, mehr Dienſte noch anders von ihm umſonſt begehren, damit der Bauer ſolches Gut unbeſchwert, und dem Herkommen gemäß brauchen und genießen möge. Zum Achten ſind wir beſchwert, wegen Gütern, die Viele von uns inne haben, daß dieſelben Güter nicht die Gült ertragen können, und die Bauern das Ihrige darauf einbüßen, und ver-

derben. Möge die Herrſchaft dieſelben Güter durch ehrbare Leute beſichtigen laſſen, und nach der Billigkeit eine Gült ausmittlen damit der Bauer nicht umſonſt diene; denn ein jedlicher Tagwerker iſt ſeines Lohnes würdig. Zum Neunten ſind wir beſchwert wegen der großen Frevelſtrafen, indem man ſtets neue Sazungen macht; nicht daß man uns ſtraft nach Geſtalt der Sache, ſondern zu Zeiten aus großem Neid und zu Zeiten aus großer Gunſt. Iſt unſere Meinung, uns bei alter beſchriebener Straf zu ſtrafen, je nachdem die Sache gehandelt iſt. Zum Zehnten ſind wir beſchwert, daß Etliche ſich haben zugeeignet Wieſen und Aecker, die einer Gemeinde zugehören. Dieſelben werden wir wieder zu unſern gemeinen Handen nehmen, wenn man ſie nicht redlich erkauft hat. Zum Eilften wollen wir den Brauch, genannt den Todtfall, ganz und gar abgethan haben; wir wollen nimmer leiden, noch geſtatten, daß man den Witten und Waiſen das Ihrige wider Gott und Ehre, alſo ſchändlich nehmen und rauben ſoll, wie es an vielen Orten, und in mancherlei Geſtalt geſchehen iſt. Und von dem, was ſie beſchüzen und beſchirmen ſollten, haben ſie uns geſchunden und geſchaben, und wann ſie nur ein wenig Fug hätten gehabt, ſo hätten ſie es gar genommen. Gott will's nicht mehr leiden, ſondern der Todtfall ſoll abgethan, und kein Menſch hinführo ſchuldig ſeyn, zu geben weder wenig noch viel. Zum Zwölften endlich iſt unſer Beſchluß und Meinung, wenn einer oder mehrere hier geſtellte Artikel dem Wort Gottes nicht gemäß wären, ſo wollen wir von denſelben abſtehen, wenn man's uns mit Grund der Schrift erklärt."

Aelter aber als dieſe berühmten zwölf Artikel ſind die ſechszehn der ſtühlingiſchen Bauern, worin des Evangeliums und der kirchlichen Verhältniſſe noch mit keinem Worte gedacht wurde. Sie verlangten nämlich, daß die Jagd und der Fiſchfang völlig frei, alle unbillige Steuer und Schazung aber, das Umgeld, der Abzug, das Vogtrecht und die Ungenoſſame oder der Ehezwang abgethan ſeyn, daß ferner das Miſtführen, Mähen, Schneiden und Heuen für die Herrſchaft, wie überhaupt aller Frohndienſt aufhören; daß endlich die Herrſchaft wegen Frevels keinen Unterthanen ohne gute Zeugſchaft beſtrafen, oder blocken und thürmen ſoll, wenn er das Recht verbürgen könne. Dieſe Artikel wurden

Digitized by Google

mit wenigen Abänderungen bald auch von den hegauiſchen, fürſtenbergiſchen und kleckgauiſchen Bauern angenommen. Denn nach der Heimkehr von Waldshut und nach einem geſcheiterten Verſuche zur gütlichen Ausgleichung durch die Stadt Schaffhauſen zog Johann Müller über die Baar, wo man ihm aus allen Dörfern zulief, in den Hegau, auf die Hilzinger Kirchweih, und beredete daſelbſt die Unterthanen des Biſchofs von Konſtanz zum Beitritte in den Bund gemeiner Bauerſchaft. Die ſulziſchen Unterthanen im Kleckgau hatte er ſchon früher dazu aufgefordert, aber ſie blieben anfänglich ſelbſt gegen ſeine Drohungen ſtandhaft im Gehorſam ihrer Herrſchaft, da ihnen das zürchiſche Burgrecht die Hoffnung einer friedlichen Abhilfe ihrer Beſchwerden verlieh. Als aber die Religion zur Sprache kam, und Graf Rudolf den Kleckgauern durchaus nicht geſtatten wollte, die zwingliſche Reformation anzunehmen, ſo ſagten ſie ihm ebenfalls den Gehorſam auf, und machten mit ihren Nachbarn gemeinſame Sache.

Der Aufruhr war nun ernſthaft genug geworden, um bei dem Adel gerechte Beſorgniſſe zu erwecken, und ihn dringend aufzufordern, die Gefahr mit vereinter Kraft zu unterdrücken. Schon längſt hatte ſich Graf Siegmund an den ſchwäbiſchen Bund gewendet, und da inzwiſchen alle Verſuche einer gütlichen Ausgleichung und Stillung des Brandes vergebens geweſen, ſo rüſtete man endlich tauſend Mann Bundestruppen, welche dem Bauernheere entgegen eilten. Müller aber, deſſen Haufe auch durch Leute vom Schwarzwald verſtärkt worden war, zog ſich nach Ewatingen in eine ſo ſichere Stellung zurück, daß ihm der Feind nichts anhaben konnte, und beim Hereinbrechen der Winterszeit das Feld verlaſſen mußte. Man knüpfte alſo die Unterhandlungen wieder an, und ſowohl einige Herren von Adel als mehrere Städte in Schwaben und am Rhein bewieſen eine große Thätigkeit, um die Partheien billig gegen einander zu ſtimmen, und eine friedliche Ausgleichung zu vermögen. Alle Bemühungen jedoch ſcheiterten an dem Mißtrauen, welches die Bauren, wohl von einem richtigen Gefühle geleitet, gegen Unterhandlungen mit einer beleidigten Oberkeit oder Herrſchaft hegten; der einzigen Stadt Villingen gelang es, ihre Unterthanen im Brigthale für bleibend zu beſchwichtigen.

Unter dieſen Umſtänden endigte das Jahr tauſend fünfhundert vier und zwanzig, und mit Anbruch des folgenden erſcholl plözlich der Ruf von neuen Empörungen durch das Land. Am Neujahrstage nämlich hatten ſich die großen Bauerſchaften im Illenthal erhoben, und bei uns zunächſt bewegten ſich nun auch die Hauenſteiner und das Landvolk im Odenwald. Wir haben den althergebrachten Haß der erſtern gegen das Stift Sankt Blaſien geſehen: jezt war die Zeit gekommen, die vielhundertjährigen Bedrückungen zu rächen. Aber die hauenſteiniſche Revolution nahm einen ganz eigenthümlichen Charakter an, wovon der Grund theils in der Verfaſſung des Landes, theils in den wiedertäuferiſchen Umtrieben des waldshutiſchen Pfarrers Hubmeier lag. Dieſer Mann war als eifriger Anhänger Luthers aus Regensburg vertrieben worden, und auf Empfehlung der Schafhauſer als Pfarrer nach Waldshut gekommen, wo ſeine gewandte Beredtſamkeit unter der Bürgerſchaft ſo empfängliche Gemüther fand, daß die Stadt ſich in kurzem entſchieden für die Glaubensänderung erklärte, ohngeachtet wiederholter Mahnungen benachbarter Herren und Gemeinweſen, ohngeachtet ſelbſt ernſthafter Drohungen von Seiten der vorderöſtreichiſchen Regierung. Die Neuerung nahm ihren ruhigen Gang, bis Hubmeier von dem berüchtigten Thomas Münzer beſucht und zur wiedertäuferiſchen Lehre überredet wurde. Im April fünfzehnhundert fünf und zwanzig ertheilte er ſeiner Gemeinde feierlich die Wiedertaufe, legte hierauf den geiſtlichen Stand nieder, und leiſtete in Verwahrung der Stadt alle Dienſte eines gemeinen Bürgers. Durch ihn beſonders wurde der bäueriſche Aufruhr im Kleckgau und auf dem Walde erweckt und genährt; ſein phantaſtiſcher Kopf gieng mit großen Plänen um: er wollte nichts weniger, als eine eigene, neue, gleiche und freie Chriſtengemeine gründen. Das Volk in der Nachbarſchaft von Waldshut, in der hauenſteiniſchen Einung und in den zugewandten Thälern hatte er zu einem Bunde geſtaltet, welcher vielleicht die Fortſezung der durch Johann Müller gegründeten evangeliſchen Brüderſchaft war, und folgende Artikel enthielt: „Zum Erſten gelobet die Landſchaft chriſtlicher Einung der geiſtlichen und weltlichen Oberkeit allen Gehorſam, inſoweit das Evangelium dazu verbindet. Alsdann ſoll Friede beſtehen durch die Landſchaft,

und Niemand ſich einem Unruhſtifter beigeſellen, vielmehr jeder Nachbar demſelben Friede gebieten. Drittens müſſen alle Schulden, wofür ausgeſtellte Briefe haften, bezahlt werden; der Zehent aber, Renten und andere Gülten mögen bis Austrag der Sache ſtille ſtehen. Viertens ſoll Niemand aus dem Lande chriſtlicher Vereinigung in den Herren-Schlöſſern Frohn- oder Kriegsdienſte thun; die Ritter und Klöſter mögen mit anderwärtigem Volk und auf eigene Koſten ihre Thürme verwahren. Zum Fünften ſollen alle Dienſtleute ihren Herren den Eid aufkünden, oder mit Weib und Kinder das Land meiden. Sechstens ſoll man Pfarrer und Vikarien freundlich erſuchen, das Evangelium zu verkünden und zu predigen; denen, welche folgen, ſoll man einen gebührenden Unterhalt geben; jene aber, welche nicht gehorchen wollen, beurlauben, und die Pfarrei mit andern beſezen. Siebentens, ohne Genehmigung der Landſchaft darf Niemand einen Vertrag mit der Obrigkeit eingehen; willigt aber die Landſchaft ein, ſo kann es der chriſtlichen Vereinigung ungeachtet geſchehen. Achtens, ſoll man aus jedem Haufen einen Obriſten ſammt vier Räthen zum Obmann aufſtellen, welcher bevollmächtigt ſey, mit andern Unte handlung zu pflegen, oder über etwas Vorfallendes zu verfügen, damit die Vereinigung nicht immerdar müſſe zuſammenberufen werden. Neuntens, ſoll man keinen Raub, welcher Mitverwandten abgenommen wäre, unterhalten oder geſtatten. Zehntens, Handwerker dürfen zwar außer Landes ziehen, müſſen aber vorhin dem Hauptmanne angeloben, ſich nie gegen gedachte Einung gebrauchen zu laſſen. Würden ſie den Bruderbund bedrohet ſehen, ſo ſollen ſie ſogleich nach Haus eilen, um demſelben beizuſtehen; Kriegsknechte ſind zu gleichem verbunden. Eilftens, Gericht und Recht ſollen gehalten werden, wie von altersher. Und zwölftens endlich ſollen durch ungeziemendes Spiel, oder Gotteslüſterung oder Trinken nach Verſchulden beſtraft werden."

Die Worte dieſes Bundbriefes blieben aber unbeachtet, denn wenn auch die Einungsmeiſter, meiſt Männer von anerkannter Rechtſchaffenheit und beſonnenem Benehmen, für Erhaltung der Ruhe beſorgt ſeyn mochten, ſo wurde der große Hauſe des hauenſteiniſchen Volkes bei dem Drängen auf allen Seiten und durch Hubmeiers Aufhezungen, ebenfalls in die gewaltſame Empörung hinein-

gezogen, wie ſolches auch den Unterthanen der Reichsſtadt Ueberlingen wiederfuhr. Der überlingiſche Rath hatte den weiſen Gedanken gehabt, denſelben ſagen zu laſſen: „Wenn ihr mit den andern Bauern nicht gemeinſame Sache machen wollt, ſo ſind wir geneigt, euch alles dasjenige freiwillig nachzulaſſen, was den andern Bauern wird nachgelaſſen ſeyn; und wenn ihr noch beſondere Beſchwerden habt, ſo möget ihr ſie anbringen.“ Auf dieſe Botſchaft ließen ſich die überlingiſchen Bauern von dem Frühmeſſer Johann Heuglin zu Sernatingen ihre Artikel aufſezen und übergaben ſie dem Rathe. Aber die Sache verzögerte ſich, und die guten Leute, zwiſchen den Hegauer und Allgauer Haufen hineingezwängt, konnten nicht anders, als mit dem Strome ſchwimmen.

Sechstes Kapitel.

Fortſezung und Beſchluß des Vorigen.

Während der Aufruhr im ſüdlichen Theile unſeres Landes dieſen Fortgang nahm, erhob er ſein Haupt nicht minder drohend auch in dem nördlichen. Georg Mezler, ein herabgekommener Wirth zu Ballenberg, an der ſüdweſtlichen Grenze des odenwäldiſchen Baulandes, hatte ſeit längerer Zeit die Unzufriedenen aus der Nachbarſchaft um ſich verſammelt, indeſſen ein Bauer von Beckingen bei Heilbronn den Ausbruch der Empörung im Neckarthale hervorrief. Mezler aber, ein Mann wie Müller, und von noch größerm militäriſchem Talent, bemächtigte ſich ſogleich der aufrühreriſchen Kräfte und hielt ſchon im Februar fünfzehnhundert fünf und zwanzig öffentliche Heerſchau über zwei tauſend Mann. Er vereinigte ſich hierauf mit dem Beckinger Haufen und beſchloß einen Zug nach Heilbronn. Das bäueriſche Heer ſtund unter verſchiedenen Hauptleuten; Mezler inzwiſchen hatte ſich im Schloſſe zu Neuenſtein eingeniſtet und die Verwaltung der hohenlohiſchen

Lande uſurpirt. Von hier aus ſchickte er den entflohenen Grafen eine Aufforderung zur Rückkehr unter ſicherem Geleit, und als dieſelben erſchienen, legte man ihnen die zwölf Artikel vor, welche ſie zitternd unterzeichneten.

Bisher waren die Bauern ohne allen Widerſtand vorangedrungen. Um ſo ausgelaſſener war daher ihre Wuth, als ſie plözlich erfuhren, die Grafen von Helfenſtein hätten ſich mit dem benachbarten Adel zu einem Hauptſchlage in Weinsberg vereinigt. Es wurde ſogleich beſchloſſen, die Stadt zu einzunehmen und nichts ſchonen, was Sporen trage. Am Oſtertage erſchien Mezler vor Weinsberg, deſſen Thore ihm durch Verrath auch alſobald geöffnet wurden. Zufälliger Weiſe befand ſich die ganze Beſazung nicht im Schloſſe, ſondern unten in der Stadt, ward alſo eine leichte Beute der Bauern. Man wählte einen Ausſchuß, welcher über das Schickſal derſelben entſcheiden ſollte. Da erſcholl das blutige Urtheil: „Keinen Fürſten, Grafen, Herrn oder Edelmann, wie auch keinen Mönch oder Müßiggänger wollen wir leben laſſen, alleſammt müßen ſterben.“ Und nun wurde der Graf von Helfenſtein mit ſiebzig Rittern unter einem entſezlichen Lärm von Trommeln und Pfeifen durch die Spieße gejagt! Von Weinsberg aus aber zog Mezler nach Heilbronn, wo unter der Bürgerſchaft eine heftige Partheiung herrſchte, und wohin mehrere Bürger ihn ſogar eingeladen hatten.

Und indem nun der eine Haupthaufe der aufrühreriſchen Bauern unter der Oberleitung Mezlers im Neckarthale, und der andere unter Anführung Johann Müllers an der Grenze des Kleckgaues ſtund, entbrannte die Empörung auch im pfälziſchen und ſpeieriſchen Gebiet, wie in der Markgrafſchaft Baden, in der Ortenau und im Breisgau. Bei Durlach hatten ſich ſchon am Palmtag dritthalb tauſend badiſche Bauern verſammelt und wurden von den Bürgern in die Stadt eingelaſſen. Hierauf überfielen ſie die benachbarten Klöſter; Schuttern, Herren- und Frauenalb wurden geplündert, Gottsau, die Kirche zu Langenſteinbach, wie die Probſtei Allerheiligen aber niedergebrannt, und nur Lichtenthal blieb verſchont. Markgraf Philipp wollte den Aufruhr anfangs mit Gewalt unterdrücken, ſchlug jedoch bald den klugen Weg gütlicher Vergleichung ein, und ſtillte den gefährlichen Brand

ohne Blutvergießen. Die gleiche Maaßregel ergriffen auch ſein Bruder, der Markgraf Ernſt, der Biſchof von Trier und der Pfalzgraf bei Rhein. Die Bauern des obern Fürſtenthums hatten bereits die Schlöſſer Sauſenberg und Röteln eingenommen, Höhingen und Landeck aber verbrannt; die Feſte zu Hachberg wurde tapfer vertheidigt, und ihr Hauptmann ſchien geſonnen, den Aufrührern ernſthaft zu begegnen. Da aber ſchickte Markgraf Ernſt, welcher beim erſten Tumulte nach Straßburg geflohen war, Abgeordnete an die Bauern, um gütlich mit ihnen zu unterhandeln, und ihr Anführer, Valtelin Ziller von Küchlinsbergen, ließ ſich auch dahin beſchwichtigen, daß er verſprach, die markgräflichen Lande nicht weiter zu beſchädigen, und hierauf mit ſeinen Leuten vom Kaiſerſtuhl und aus der Mark zu dem ſchwarzwäldiſchen Haufen ſtieß.

Im Speieriſchen hatten fünfzig Bauern aus Malſch die Empörung angezettelt und ſogleich einen Zuwachs von ſechshundert Männern aus der Umgegend erhalten. Nach einem verwüſtenden Zug über das Kloſter Frauenzimmern, Kieslau und Rothenburg, fielen ſie über den Rhein, um Speier zu belagern. Nun aber erſchien der Fürſtbiſchof, welcher ſich von Odenheim nach Heidelberg hatte flüchten müſſen, und unterhandelte perſönlich mit ſeinen Unterthanen, worauf dieſelben ihre Zelte abſchlugen und friedlich heimkehrten. Auf ganz gleiche Weiſe beſänftigte des Biſchofs Bruder, Churfürſt Ludwig von der Pfalz auch ſeine Unterthanen, welche dies- und jenſeit Rheins eine Zeit lang raubend, ſengend und brennend umhergezogen waren, bis der Rath zu Neuſtadt am zehnten Mai einen Vertrag mit ihnen abſchloß, wornach ihre Beſchwerden auf einem churpfälziſchen Landtage ſollten unterſucht werden. Der Churfürſt begab ſich nun in das bäueriſche Lager, lud die Hauptleute zur Tafel, und erließ bei ſeiner Rückkunft nach Heidelberg an die pfälziſchen Amtleute einen Befehl zur Beobachtung des geſchloſſenen Vertrags.

Wir kehren zu Georg Mezler zurück. Von Heilbronn war dieſer bäueriſche Held mit ſeinem Heere über Neckarsulm nach Gundelsheim gezogen, wo das Schloß des Deutſchmeiſters geplündert und verbrannt wurde. Und jezt nach ſo vielen glücklichen Eroberungen entſtund bei den Anführern der Gedanke eines größern

Planes in Führung ihres Krieges. Aber ſie fühlten zugleich auch die Unzulänglichkeit ihrer militäriſchen Erfahrung und Einſicht. Bei ſolcher Stimmung mußten die Blicke der Bauern wohl auf einen unweit Gundelsheim lebenden Ritter von beſonders populärem Rufe fallen. Es war der berühmte Göz von Berlichingen, welcher damals auf der Feſte Hornberg hauste, deren hoher Thurm noch jezt von dem ſteilen Abhange hinter Zimmern ſtolz auf das umgebende Neckarthal herabſchaut. Eine eilende Bothſchaft verkündete dem grauen Kämpen, daß ihn die bewaffnete Bauerſchaft zu ihrem oberſten Feldhauptmann begehre, und troz aller Weigerung mußte er ſich in ihren Willen ergeben. Alſofort zog das jauchzende Heer unter Anführung Mezlers und Berlichingens, voll träumeriſcher Ausſichten und Freuden, am Neckar hinauf, über den Odenwald in das Thal der Scheflenz nach Amorbach, von dort an den Main, und dieſen Strom abwärts bis Aſchaffenburg. Niemand leiſtete Widerſtand, man kam ihnen vielmehr aus Städten, Klöſtern und Burgen überall huldigend und mit Lebensmitteln entgegen, und auf ihrem Rückzuge ſchloſſen ſich zu Miltenberg neun odenwäldiſche mit den übrigen ſtiftmainziſchen Städten vertragsgemäß ihrem Bunde an!

Einen nicht weniger glänzenden Feldzug hatte inzwiſchen auch der ſchwarzwäldiſche Hauptmann begonnen. Ueber Löffingen war er anfangs Mai an die Donau gezogen, wo ſich der hegauiſche Haufe unter Hans Maurer mit ihm vereinigte. Nach der Einnahme von Bräunlingen, Hüfingen, Donauöſchingen, Geiſingen und Möhringen, von Fürſtenberg, Wartenberg, und nachdem Engen und Ach freiwillig ihre Thore geöffnet, belagerten beide Haufen die Stadt Radolfszell. Aber Müller nahm bald wieder ſeinen Rückzug in dieBaar und lenkte auf Villingen ein. Da die Stadt aber zu einer ſtandhaften Gegenwehr entſchloſſen ſchien, umgieng er ſie, eroberte die Schlöſſer Zindelſtein, Neufürſtenberg und Triberg, und ließ ſich zu Sankt Georgen von dem klugen Abte gaſtlich bewirthen, wie auch zu Sankt Märgen und Sankt Peter. Sein Volk hatte ſich während dieſes Zuges bis auf zwölftauſend Mann vermehret, mit denen er nun den Breisgau betrat. Und hier vereinigte ſich mit ihm eine faſt gleich ſtarke Anzahl aus den Thälern und von der Ebene. Die Hauptabſicht des vereinigten

Heeres gieng auf die Stadt Freiburg, wo ſich der Adel und die Geiſtlichkeit aus der ganzen Umgegend hingeflüchtet hatte. Die Bauren ſchwuren ihr deswegen auch den Untergang. Doch hegte beim Heranzuge derſelben wohl Niemand den Gedanken einer Uebergabe. Nachdem ſie aber das Blockhaus auf dem Schloßberge in ihre Gewalt gebracht, einen Ausfall der Beſazung zurückgeſchlagen, die Treiſam abgeleitet und mehrere Schüſſe auf das Münſter und in die Stadt gethan hatten, nachdem ſelbſt unter der Bürgerſchaft durch geheime Abgeordnete der bäueriſchen Hauptleute der Zunder des Aufruhrs gelegt worden, und drohende Stellungen des großen Haufens auf den Straßen und Pläzen ſich zeigten, da mußte der freiburgiſche Rath dem Drange des Augenblickes nachgeben. Müller wurde mit dreihundert Mann in die Stadt eingelaſſen; er erhielt ein Geſchenk von dreitauſend Gulden, einiges ſchwere Geſchüz, und bei ſeinem Abgang eine ehrenvolle Begleitſchaft bis nach Sankt Georgen. In dieſem Dorfe harreten ſchon die Abgeſandten der Stadt Breiſach, um den Zorn des gefürchteten Bauernhauptmanns von ihrer Heimath abzuhalten. Nach einem Vertrage mit ihnen trat Müller jezt ſeinen Rückweg an, über Waldkirch, Elzach, über den Rohrhardsberg hinaus in das Brigachthal, wo er mit den Villingern einige Schüſſe wechſelte, und endlich über die heimatlichen Gefilde wieder in das Lager vor Radolfszell.

In dieſer Stadt lagen die Räthe der drei Regierungen von Stuttgard, Insbruck und Enſisheim, einige andere vornehme Herren und der größte Theil des hegauiſchen Adels mit Frauen und Kindern. Aber obwohl die ſtarken und wohl beſezten Mauern eine hinlängliche Sicherheit verſprachen, ſo gerieth man doch bald in's Gedränge, theils aus Mangel an Zufuhr, theils wegen der wachſenden Macht der Bauern, deren Anzahl ſich bereits auf zehntauſend Mann belief. Der von ſteigender Furcht gepeinigte Adel wendete ſich daher um Entſaz der Stadt dringendſt an den ſchwäbiſchen Bundeshauptmann. Dies war Graf Georg Truchſeß von Waldburg, ein Mann in der vollſten Kraft der Jahre, von Charakter ſtreng und hart, in der damaligen Kriegsmanier vollkommen bewandert, überhaupt ganz geeignet zur Ausführung des Werkes, das man ihm übertragen hatte. Als nämlich die Empörung in Schwaben allgemein geworden war, und

die einzelnen Herren es nicht mehr vermochten, ſie zu unterdrücken, ſo ergieng die natürliche Aufforderung der Hilfe an den ſchwäbiſ. Bund, deſſen Regierung ſofort auch den Bundeshauptmann mit der Exekution gegen die verſchiedenen Bauernheere beauftragte. Schon hatte Truchſeß den Baldringer und Allgauer Haufen gänzlich geſchlagen, wie den vom Bodenſee geſprengt, und bewegte ſich nun gegen Radolfszell, als ein eiliger Befehl der Bundesregierung ihn nach Wirtemberg rief, wo Herzog Ulrich ſchon entſchloſſen war, ſich an die Spize eines Bauernheeres von dreißigtauſend Mann zu ſtellen. Die Gefahr ſchien unermeßlich, und Graf Truchſeß durfte nicht eine Stunde verſäumen. Am vierten Mai kam er nach Tübingen, und zehn Tage darauf wurde bei Böblingen die bäueriſche Macht vernichtet. Gräßlich rächte hier der Sieger das bei Weinsberg vergoſſene Blut, und trauriger als das Loos der im Kampfe gefallenen acht Tauſend war das Schickſal der aus der Schlacht entkommenen Bauern!

Von Böblingen zog Truchſeß das Neckarthal hinab, vertrieb ein odenwäldiſches Heer aus Oehringen nach Krautheim und von da in den Taubergrund, wo es ſich auf einer Anhöhe bei Königshofen gegen achttauſend Mann ſtark zwiſchen die Wagenburg und fünfzig Stück ſchweren Geſchüzes verſchanzte. Die bündiſchen Truppen waren durch öſtreichiſche, heſſiſche und pfälziſche Söldlinge verſtärkt worden; aber das Fußvolk unter dem Befehlsſtab des Grafen Wilhelm von Fürſtenberg blieb ruhig im Schüpferthale ſtehen, und nur die Reiterei that den Angriff. Als dieſelbe gegen die Wagenburg anſprengte, ſchoſſen die Bauern ihr Geſchüz ungeſchickt ab; ſie mußten die Flucht ergreifen und wurden nun auch von dem feindlichen Fußvolke ſo ernſthaft verfolgt, daß viertauſend ihr Leben einbüßten. Dieſer Niederlage der Bauern folgte bald eine zweite und dritte noch blutigere bei Ingoldſtadt, worauf Truchſeß am vierten Juni ſeinen Weg nach Würzburg fortſezte.

Im Würzburgiſchen war die Empörung anfangs März ausgebrochen, nachdem der Biſchof den Landtag verſäumt hatte, wo über die Beſchwerden ſeiner Unterthanen ſollte verhandelt werden. Bald drängten ſich von allen Seiten her die Bauernhaufen gegen die Stadt Würzburg. Die bäueriſche Hauptmacht aber bildete noch immer das odenwäldiſche Heer unter Mezler und Berlichingen,

Digitized by Google

welches dem Biſchof ſchon von Amorbach aus die zwölf Artikel zur Unterſchrift überſchickt hatte. Zu den Odenwäldern ſtieß nun auch der ſchwarze Hauſe unter dem fränkiſchen Ritter Florian Geyer, und der gemeinſchaftliche Zug bewegte ſich plündernd und verwüſtend nach Würzburg. Und ganz anders, als im Beginnen des Aufruhrs, ſtund jezt die bäueriſche Sache. Denn nicht nur waren ihr mehrere Landſtädte beigetreten, nicht nur wurde das Bauernheer von Hauptleuten aus dem Ritterſtande angeführt, ſondern in den Reihen deſſelben diente ſelbſt eine große Anzahl von Grafen, Freiherren und Edelleuten. Freilich hatten ſich viele davon nur gezwungen, und viele Andere blos aus kluger Verſtellung angeſchloſſen, aber mehrere doch auch mit edler Geſinnung, wie Graf Georg von Wertheim, und man konnte voraus ſehen, daß ein glücklicher Fortgang der bäueriſchen Waffen noch manches adelige Herz und manche adelige Fauſt gewinnen würde. Aber vom Schickſale war den Bauern bei Würzburg der Untergang beſchloſſen. Während der Belagerung des Schloſſes Liebfrauenberg trennten ſich ihre Anführer; Göz von Berlichingen verließ das Heer, andere folgten ihm nach, und endlich war allein noch Geyer als Anführer übrig. Das ſchwäbiſche und pfälziſche Kriegsvolk aber rückte heran, nahm die Stadt ein, umzingelte die Haufen der Bauern und überlieferte ſie einer grauſamen Strafe.

Nach einem glänzenden Einzug in die bluttriefende Stadt und nach Vollziehung einiger Hinrichtungen trennte ſich der Churfürſt von dem Grafen Truchſeß, da ihn ein dringendes Schreiben der Regierung zu Heidelberg zur Dämpfung eines erneuerten Aufſtandes im Mainziſchen herbeirief. Er dämpfte denſelben auch glücklich und begab ſich hierauf nach Heidelberg, um durch Verſammlung der Landſtände den billigen Beſchwerden ſeiner Unterthanen abzuhelfen. Graf Truchſeß aber kehrte über Nördlingen nach Schwaben zurück, und kam jezt über Pfullendorf nach Stockach herab, um endlich die lang und hart bedrängte Stadt Radolfszell zu entſezen. Es gelang ihm dies auch ohne Schwerdtſtreich, da die Bauern bei ſeinem Erſcheinen die Belagerung aufgaben, und ſich aus Furcht vor der bündiſchen Reiterei in ein Moos bei Steißlingen zurückzogen. Er eilte daher zur völligen Beſiegung des Allgauer Haufens in das Illerthal, und ließ nur eine Ab-

theilung ſeiner Truppen in Stockach zurück. Dieſe aber, unter der Anführung des Grafen von Werdenberg, griffen die Bauern an, brachten ſie zum Weichen, und verfolgten die Fliehenden bis nach Hilzingen, wo dieſelben am ſechszehnten Juli eine ſolche Niederlage erlitten, daß ſie ſich auf Gnade und Ungnade ergaben. Sofort berief man die Ausſchüſſe der Bauerſchaften im Hegau, Kleckgau und auf dem Schwarzwald nach Radolfszell und legte ihnen die Bedingniſſe ihrer Begnadigung vor. Die Rädelsführer beſtrafte man wie zu Würzburg mit dem Tode; die übrigen mußten ihre Waffen ausliefern, ſechs Gulden Brandſchazung von jeder Herdſtätte erlegen, und ihren Herrſchaften auf's neue Gehorſam ſchwören.

In den ſchwäbiſchen, fränkiſchen und Rheinlanden war die Empörung alſo unterdrückt; eine dumpfe Ruhe herrſchte durch die weiland rebelliſchen Dorfſchaften, einzig unterbrochen durch das Wimmern armer Wittwen und Waiſen, oder die Drohworte umherziehender Brandſchäzer. Nur im Kleckgau und in der hauenſteiniſchen Einung glimmte der Funke des Aufruhres noch fort. Als Johann Müller ſeinen Feldzug antrat, hatten ſich die Hauenſteiner von ihm getrennt, um das Stift Sankt Blaſien zu überfallen. Obwohl nun einige Herren aus der Schweiz erſchienen und ſich bemühten, den wilden Haufen zu beſchwichtigen, obwohl ſelbſt der Hauptmann deſſelben, Konrad Uehlein von Niedermühle, von dem beſchloſſenen Ueberfalle abrieth, ſo geſchah er dennoch, und mit ſolcher Ausgelaſſenheit, daß ein Bauer während des Plünderns in der Kirche höhnend das Ziborium aus dem Tabernackel riß und ſeinen Kameraden zurief: „Nun will ich auch einmal genug Herrgotte freſſen.“ Die Kleckgauer aber hatten ſich nach Verfluß eines gemachten Waffenſtillſtandes neuerdings erhoben und zogen im Oktober von Griesheim über das Gebirg gegen Jeſtetten. Der zürichiſche Rath vermahnte ſie zur Ruhe, und Graf Rudolf bot ihnen Verzeihung an; allein ſie ſchienen lieber auf dem Schlachtfelde ſterben zu wollen, als nach Beſiegung ihrer Mitgenoſſen rings in allen Landen ſich dem Begnadigungsverſprechen einer beleidigten Herrſchaft hinzugeben. Und wirklich wurden ſie auch das Opfer ihrer Verwegenheit. Denn endlich erſchien das längſt erwartete Kriegsvolk aus Oeſtreich, welches unter der An-

führung des Ritters Chriſtoph Fuchs von Fuchsberg den Aufruhr in den Vorlanden dämpfen ſollte, und deſſen Verwendung Erzherzog Ferdinand auch dem Grafen von Sulz angeboten hatte. Von anderthalb tauſend Mann wurden die Bauern auf dem Rafzer Felde angegriffen, wo ſie mit verzweifeltem Muthe in Schlachtordnung ſtunden. Sie brannten aber, wie die Odenwälder bei Königshofen, ihr Geſchüz ohne Wirkung ab, und konnten jezt den Stoß des geordneten Söldnerheeres nicht aushalten. In eiliger Flucht rettete ſich der Haupthaufe nach Griesheim auf den befeſtigten Kirchhof, wo er mit dem Feind kapitulirte. Zehn Anführer wurden in's Gefängniß nach Küſſaberg abgeführt, der oberſte Hauptmann aber, Nikolaus Wagner, büßte mit dem Verluſte ſeiner Augen und Hände. Die übrigen Theilnehmer mußten ihre ſämmtlichen Waffen ausliefern, hierauf wieder huldigen und eine allgemeine Brandſchazung erlegen. Aus dem Kleckgau zog das öſtreichiſche Heer nach Waldshut, welches der Landvogt von Tergernau inzwiſchen mehrmals umſonſt hatte berennen laſſen. Die Bürgerſchaft, von Hubmeier unaufhörlich angefeuert, bewies eine verzweifelte Ausdauer, auch nachdem beim Heranzuge der neuen Truppen unter Fuchsberg, Graf Rudolf von Sulz ihr die Gefahr einer ſo nuzloſen Hartnäckigkeit vorgeſtellt hatte, und nur der Verrätherei gelang es, die Stadt dem Feinde in die Hand zu liefern. Am ſechsten Dezember verhalfen einige beſtochene Einwohner den öſtreichiſchen Soldaten bei nächtlicher Finſterniß über die Mauer, und ſo war denn der lezte Widerſtand aus dem bäueriſchen Aufruhre vernichtet! Hubmeier hatte ſich während des erſten Tumultes über den Rhein gerettet, ſchwor in Zürich ſeine wiedertäuferiſchen Grundſäze ab, floh aber nach Mähren, um ſie neuerdings zu predigen, und endigte ſein abenteuerliches Leben zu Wien auf dem Scheiterhaufen. Johann Müller war zu Laufenburg enthauptet worden, und Kunz von Niedermühle, der hauenſteiniſche Anführer, fand ſeinen Tod an dem Aſt eines Baumes, troz der bewieſenen Mäßigung. Aber ſolche Grauſamkeit empörte as Herz der Waldleute; des andern Morgens fand man ſeine Rechte an das Thor von Sankt Blaſien genagelt, mit der Umſchrift: „Dieſe Hand wird ſich rächen", und nach drei Tagen wurde das Kloſtergebäude mit Pulver in die Luft geſprengt.

Digitized by Google

Das unſchuldigſte Opfer aber von denjenigen, welche die geſcheiterte Empörung vorzüglich büßen mußten, war Johann Heuglin, den man wegen Abfaſſung der ſernatingiſchen Bauernartikel und Verbreitung kezeriſcher Lehren öffentlich anklagte, und ſofort dem geiſtlichen Gerichte des Biſchofs von Konſtanz übergab. Der gute Mann bekannte alles getreulich, was er gelehrt hatte, läugnete aber troz den Qualen der Folter ſtandhaft, was man ihm andichtete, und verweigerte entſchieden einen Wiederruf, ſo lange man ihn nicht aus der heiligen Schrift eines Irrthums überführen könne. Das Gericht wurde auf dem Marktplaze zu Mörsburg öffentlich abgehalten. Nur mit Mühe konnte Heuglein die Erlaubniß bewirken, ſich gegen die einzelnen Anklagpunkte vor dem Volke zu vertheidigen. Er that es mit jener Kraft der Ueberzeugung, die auch den Schwächſten muthig und beredt macht. Als der Punkt kam, worin man ihn beſchuldigte, das Fegfeuer geläugnet zu haben, rief er aus: „Lieber Gott, ich mußte durch die Schmerzen im Gefängniſſe und auf der Folterbank wohl Fegfeuers genug empfinden“, und fieng an zu weinen. Viele aus den Zuſchauern vergoßen ebenfalls Thränen, während der biſchöfliche Vikar höhniſch lächelte. Als Heuglin es bemerkte, ſagte er zu ihm: „Warum lachet ihr über mich? Ich bin ein armer, verlaſſener Mann, der das Auslachen nicht verdient. Gott verzeihe es euch, ihr wiſſet nicht, was ihr thut.“ Aber ungeachtet der klarſten Darlegung ſeiner Unſchuld wurde Heuglin nun zum Tode verurtheilt, ſogleich auf den Richtplaz abgeführt und als Kezer und Feind der Kirche verbrannt!

Einen ſo traurigen Ausgang nahm die Erhebung des deutſchen Landvolkes wider ſeine geiſtlichen und weltlichen Herren zur Wiedererringung der urſprünglichen politiſchen und bürgerlichen Freiheit. Die große Ausbreitung der Revolution ſprach für ihre Billigkeit und ließ ein glückliches Gelingen erwarten. Aber drei Dinge ſtunden ihr entgegen und haben ſie vereitelt. Einmal ſahen es die Reformatoren ungerne, daß ihr Werk der Kirchenverbeſſerung durch den Lärm und die Gefahren einer weltlichen Umwälzung ſollte geſtört oder gar gehemmt werden; auch hielten ſie ſich zu ſtreng an den bibliſchen Saz: „Gebet Gott, was Gott, und dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt“, als daß ſie eine Empörung des

Unterthans gegen ſeine herkömmliche Oberkeit und Herrſchaft hätten gutheißen dürfen. Als die ſchwäbiſchen Bauern ihre zwölf Artikel an Luther ſchickten, um ſeine Billigung derſelben zu erlangen, antwortete er ihnen: „Eine ganze Gemeine ſoll Macht haben, einen Pfarrer zu wählen und zu entſezen: dieſer Artikel iſt recht, wenn er nur chriſtlich wird vorgenommen. Der andere aber von Austheilung des Zehnten iſt eitel Raub und offene Strauchdieberei. Es ſoll kein Leibeigener ſeyn, weil Chriſtus hat alle befreit. Was iſt das? Das heißt, die chriſtliche Freiheit ganz fleiſchlich machen. Haben nicht Abraham und andere Erzväter auch Leibeigene gehabt? Leſet den heiligen Paulus, was er von den Knechten lehret, welche alle leibeigen waren. Darum iſt dieſer Artikel ſtark gegen das Evangelium und räuberiſch. Denn ein Leibeigener kann wohl Chriſt ſeyn und chriſtliche Freiheit haben, gleichwie ein Gefangener oder Kranker. Die andern Artikel von Freiheit des Wildprets, der Vögel, Fiſche, der Hölzer, Wälder, von Dienſten, Zinſen, Auffäzen, Kriegszügen, vom Todtfall und ſo weiter empfehle ich den Rechtsverſtändigen, weil es mir als einem Evangeliſchen nicht gebührt, hierin zu urtheilen und zu richten. Solche Stücke gehen einen Chriſten nichts an; er läßt rauben, nehmen, drücken, ſchinden, ſchaben, freſſen und toben, wer da will, denn er iſt ein Märtyrer auf Erden." Und nach dem traurigen Vorfalle bei Weinsberg verfaßte Luther ſogar an den Adel eine Schrift gegen die Bauern in der heftigſten Sprache. „Loſet hier, liebe Herren, heißt es darin, rettet, helft, erbarmet euch der armen Leute! Steche, ſchlage, würge hier, wer da kann. Bleibſt Du darüber, wohl dir, einen ſeligern Tod kannſt du nimmer mehr erlangen, denn du ſtirbſt im Gehorſam göttlichen Wortes und Befehls, und im Dienſt der Liebe, deinen Nächſten zu retten aus der Hölle und den Banden des Teufels."

Dieſe Theilnahmloſigkeit der Reformatoren oder ihren Abſcheu vor dem Bauern-Aufruhr bezeigten auch die Städte, und gerade des Bürgerthums bedurfte es, um die von bloſen Bauerſamen begonnene Revolution national zu machen. Aber die bürgerlichen Gemeinweſen der damaligen Zeit waren nicht mehr jene früheren, ſelbſt noch um den Beſiz der Freiheit ringenden, freiheitbegeiſterten und thatkräftigen des dreizehnten und vierzehnten

Jahrhunderts. Sie hatten ihren Kampf großentheils glücklich durchgefochten und freuten ſich der errungenen Selbſtſtändigkeit, Rechte und Privilegien. Der langjährige Genuß ſo koſtbarer Güter veränderte ihre Stellung und Geſinnung; ſie wurden übermüthig und engherzig, und ſahen endlich mit Verachtung auf das arme Landvolk herab, das ihnen ja auch zum Theile unterthan war, wie dem Adel und den geiſtlichen Stiftern. Hiezu kam nun, daß kein großer Mann ſich der im Volke gährenden Kräfte bemeiſtert hat, um ihnen Einheit und Planmäßigkeit zu geben. Ohne den Befehlsſtab eines überblickenden, aufrichtigen und ausharrenden Führers mußten ſie ſich nothwendig zerſplittern, und aufalle die hundert Abwege gerathen, wodurch der Bauernkrieg in eine große Emeute voll blutiger Frevel und unmenſchlicher Gräuel ausgeartet iſt.

Siebtes Kapitel.

Von Markgraf Chriſtoph des Erſten nächſter Nachkommenſchaft.

Von den acht Söhnen Markgraf Chriſtophs waren die meiſten geiſtlich geworden, während Bernhard und Ernſt das markgräfliche Haus fortpflanzten, und zwar als Stammväter zweier Linien, der badenſchen und der burlachiſchen. Denn nach dem Hingang ihres Bruders Philipp, im Jahre fünfzehnhundert drei und dreißig, theilten ſie die väterlichen Lande alſo unter ſich, daß Bernhard die Städte Baden, Steinbach, Ettlingen, Kuppenheim, Stollhofen, Gernsbach und Beinheim jenſeit Rheins mit den zuhgehörigen Aemtern, ferner die Orte Mörſch, Forchheim, Dachslanden, Beierten, Bulach, Krähwinkel, Stupferich, Raſtatt und Rheinau mit dem obern Hard, den badiſchen Antheil an den Herrſchaften Lahr, Mahlberg und Geroldseck, die Schuzvogtei über die Klöſter Lichtenthal, Schwarzach, Herren- und Frauenalb nebſt

den luxemburgiſchen Beſitzungen erhielt, während die Städte und Schlöſſer Pforzheim, Durlach, Mühlburg, Graben, Staffort, Stein, Altenſteig, Liebenzell, Beſigheim und Mundelsheim, der untere Hard und die Kaſtvogtei über Gottsau, nebſt den Herrſchaften Hachberg, Sauſenberg, Röteln und Badenweiler mit ihren Zubehörten im Breisgau dem Markgrafen Ernſt zufielen, deſſen Sohn Karl nachmals ſeine Reſidenz von Pforzheim nach Durlach verlegte, woher der erneſtiniſche Zweig ſeinen Namen erhielt. Die Nachkommenſchaft aber Markgraf Bernhards, welcher im Jahre fünfzehnhundert ſechs und dreißig verſtarb, zerfiel wieder in zwei Linien, in die von Baden durch ſeinen Prinzen Philibert, und in die von Rodemachern durch den nachgebornen Sohn Chriſtoph; jene erloſch jedoch ſchon im andern Geſchlechte mit Markgraf Philipp dem Zweiten, tauſend fünfhundert acht und achtzig.

Markgraf Bernhard, dieſes Namens der Dritte, hatte ſich in der ihm zugetheilten Erbſchaft verkürzt geglaubt, und darüber bittere Klagen gegen ſeinen Bruder erhoben, welche durch andre Umſtände geſteigert wurden, bis es zu offenen Streitigkeiten kam. Aber er ſtarb vor deren Ausgleichung, und Markgraf Ernſt behauptete jezt, gegen die Vormünder ſeiner Neffen, daß ihm, als dem älteſten des markgräflichen Hauſes, allein gebühre, die badiſchen Lehen zu empfangen und zu ertheilen. Zur Schlichtung dieſer und andrer Mißhellungen entwarf Churfürſt Ludwig von der Pfalz folgenden Rezeß: „Die Markgrafſchaft Baden darf nach den alten Familien-Verträgen als ein untrennbares Ganzes nur nuznießlich getheilt werden. Jeder Theil ſoll ſein eignes Hofgericht, ſeine eigne Münze, und über Waldungen und Bergwerke freie Hand haben. Ungehindert mögen die beiderſeitigen Unterthanen einander heirathen, freien Handel und gleiche Zollfreiheit genießen. Die ſpeieriſchen Lehen ſoll der eine Theil, die weißenburgiſchen der andre empfangen, je nach Willkür oder nach dem Loos. Die Burg- und die geiſtlichen Lehen hat derjenige zu vergeben, in deſſen Herrſchaft ſie liegen; erledigte Lehen ſollen entweder von neuem vergeben, oder die Einkünfte derſelben unter beide Markgrafen vertheilt werden. Die Urkunden, welche die ganze Markgrafſchaft betreffen, bleiben in dem gemeinſchaftlichen Archiv zu Baden; von

den übrigen mag jeder die ſeinigen zu ſich nehmen. Die beiderſeitigen Diener und Unterthanen ſollen nur ihrem eignen Herrn huldigen und ſchwören. Streitigkeiten zwiſchen beiden Fürſten werden nach den alten Familien-Verträgen geſchlichtet. Das Geleits-Recht endlich mag von jedem in ſeinem Lande, oder in beiden gemeinſchaftlich ausgeübt werden."

Im zwanzigſten Jahre nach dem Hinſcheid ſeines Vaters trat Markgraf Philibert als mündig die Regierung an, und ſchloß deswegen mit ſeinem Bruder zu Baden einen Vertrag, wornach er die baden-badenſchen Lande ungetrennt übernahm, während Chriſtoph die luxemburgiſchen Herrſchaften Rodemachern, Uſeldingen, Reichersberg, Herſpringen und Püttingen für ſich und ſeine Nachkommenſchaft erhielt. Aber ſein Leben war kurz und unruhvoll. Zuerſt ergaben ſich wegen der Schuzvogteien über die Gotteshäuſer Herrenalb und Reichenbach mit Wirtemberg erbitterte Streitigkeiten und Prozeſſe; alsdann verlor er ſeine junge Gemahlin, und nahm nun aus Ueberdruß Kriegsdienſte bei Oeſtreich. Nachdem Philibert im Jahr fünfzehnhundert ſechs und ſechzig einen türkiſchen Feldzug mitgemacht, wurde er von den Hugenotten in Frankreich zu gewinnen geſucht, ließ ſich aber durch die Drohungen des Kaiſers von einer entſchiedenen Theilnahme ihrer Parthei zurückhalten, und trat endlich gar auf die katholiſche Seite über, ärndtete aber auch bald den Lohn dieſer Abtrünnigkeit, indem er bei dem Treffen von Montkontour, tauſend fünfhundert neun und ſechzig, das Leben verlor. Sein einziger Sohn Philipp übernahm nach einer zweijährigen Vormundſchaft die Markgrafſchaft Baden-Baden, und führte dieſelbe ſiebzehn Jahre lang als ein geiſtreicher, den Wiſſenſchaften und Künſten mit vieler Liebe zugethaner, aber auch ſehr verſchwenderiſcher junger Fürſt. Markgraf Philipp war noch Bräutigam, als er verſtarb, und hinerließ alſo keinen rechtmäßigen Erben, wodurch die baden-badenſchen Lande der rodemacherſchen Linie anheimfielen.

Der Stammherr dieſer Linie, Markgraf Chriſtoph der Zweite, hatte während eines Aufenthalts in Schweden die Schweſter König Erichs, Zäzilia, kennen gelernt und zur Gemahlin erhalten, eine Dame, welche durch ihre leichtſinnige Prachtliebe eine bittere Geißel

für ihren Gemahl und deſſen Haus wurde. Denn kaum war Chriſtoph auf dem Schloſſe Rodemachern eingewohnt, als die zerſtreuungsſüchtige Königstochter den dortigen Aufenthalt zu langweilig fand, und den Markgrafen zu einer Reiſe nach England bewog, wo ſie am Hofe ihrer großen Gönnerin, der Königin Eliſabeth, längere Zeit verweilte, während ihr Gemahl wieder zurückreiste.

Sie gebar inzwiſchen einen Sohn, Namens Eduard, gerieth aber ohngeachtet einer königlichen Penſion von zwei tauſend franzöſiſchen Kronen ſo ſehr in Schulden, daß Markgraf Chriſtoph nach London kam, um ſie mit dem Prinzen heimlich nach Deutſchland zurückzubringen. Die Gläubiger jedoch erfuhren Solches, und ließen den Markgrafen gefänglich feſthalten, bis die Königin einen Bürgen ſtellte. Mit Zurücklaſſung ihrer Koſtbarkeiten und Garderobe reiste die Markgräfin mit ihrem Gemahle hierauf nach Baden zu deſſen Bruder Philibert, welcher bald ebenfalls veranlaßt wurde, dem wieder nach Rodemachern abgegangenen Ehe-Paar über verſchwenderiſche Pracht und ſchlechte Haushaltung wiederholte Ermahnungen zu ertheilen. Aber es war umſonſt, und zu der wachſenden Schuldenlaſt kamen auch noch andere Unfälle durch die Stürme der Zeit, welche den unglücklichen Fürſten frühe in das Grab beugten; Chriſtoph ſtarb im Auguſt tauſend fünfhundert fünf und ſiebzig, während ſeine Gemahlin eine Matrone von beinahe neunzig Jahren wurde. Sie hatte außer dem Eduard noch fünf Söhne geboren, alle mit Ausnahme des zweitälteſten, welcher blind und lahm war, mit ſchönen Gaben beſchenkt; aber es mangelte ihnen die Erziehung, womit ſich die bequeme Mutter nicht abgab, und ſo gewannen die ſchlimmen Neigungen über die beſſere Anlage den Sieg. Der Erſtgeborne, Eduard, welcher wie zur Ironie den Beinamen Fortunatus erhalten hatte, erſcheint als ein Fürſt, deſſen Charakter und Leben mit allen Laſtern befleckt iſt; von der Aehnlichkeit ſeines Bruders Philipp werden wir hören, und von Karl erzählt ein damaliger Geſchichtſchreiber: „Die Markgräfin Zäzilia, welche in Antwerpen ein ſehr ausſchweifendes Leben führte, wurde einſt mit Wiſſen und Willen des Magiſtrats von ihrem Sohne Karl an den Haaren durch die Straßen geſchleppt und ſo mit Füßen getreten, daß ſie einen Arm verrenkte, alsdann unter erbärmlichem Geſchrei aus der Stadt geführt, und

Digitized by Google

an einem abgelegenen Orte eingeſperrt. Bald darauf wurde Karl unpäßlich und kränkelte fort, bis er ſtarb: wahrſcheinlich die Folge des göttlichen Mißfallens an dieſer abſcheulichen und unnatürlichen Grauſamkeit eines Sohnes gegen ſeine Mutter."

Bei dem Tode ſeines Vaters war Markgraf Eduard Fortunat noch minderjährig, und erhielt den Herzog von Baiern zum Vormund. Während dieſem ſtarb der kinderloſe Markgraf Philipp von Baden=Baden, und nun ſollte wegen des Anfalls der obern Markgrafſchaft eine Theilung zwiſchen den Gliedern der rodemacherſchen Linie geſchehen; laut eines Vergleichs blieb dieſelbe aber ganz dem Markgrafen Eduard Fortunat überlaſſen, und ſeine Brüder wurden mit den luxemburgiſchen Herrſchaften und mit Jahrgehalten von tauſend Gulden entſchädigt. Er ſelbſt trat nun die Regierung an, ohne die kaiſerliche Beſtätigung abzuwarten. Sein erſtes Geſchäft war die Zuſammenberufung der Landſtände, um ſich zur Tilgung der ererbten und gemachten Schulden neue Steuern bewilligen zu laſſen. Alsdann vermählte er ſich heimlich mit Maria von Eiken, der Tochter des Gouverneurs zu Breda, und that in Geſellſchaft ſeiner Gemahlin und ſeines Beichtvaters eine Reiſe nach Italien, wo der Pabſt das geheime Ehebündniß beſtätigte. Bei der Rückkunft nach Baden war daſſelbige aber nicht mehr zu verbergen, und Eduard bearbeitete den Herzog von Baiern durch den Doktor Piſtorius, worauf endlich die Trauung öffentlich vorgenommen wurde. Anſtatt ſich nun daheim der Tilgung ſeiner Schulden und Verwaltung ſeiner Lande zu widmen, zog er nach Brüſſel an den außerordentlich ſchwelgeriſchen Hof des ſpaniſchen Statthalters, Erzherzog Ernſts von Oeſtreich, und ſtürzte ſich durch ſeine „böſe Lebensart" in eine ſolche Schuldenlaſt, daß er damit umgieng, Land und Leute mitſammt dem Erbrecht gegen eine jährliche Leibrente von ſieben und dreißig tauſend Thalern dem Kaufmann Fugger zu überlaſſen. Aber der Kaiſer und die Agnaten von Baden=Durluch verhinderten dies, indem Markgraf Eduard ſeiner Lande beraubt ward, daß ihm nichts übrig blieb, als Kriegsdienſte zu nehmen. Nach mancherlei Abenteuern in Polen und Schweden, kam er in die Niederlande und begab ſich von da auf das Schloß Kaſtelnau in der hintern Grafſchaft Sponheim. Hier überließ der unglückliche Fürſt ſich ganz dem Zuge

ſeiner Laſter, und „führte, wie eine damalige Schrift erzählt, ein ſo ausgelaſſenes Sattel-Leben, daß er ſich nicht ſcheute, den Plakereien mit eigner Perſon beizuwohnen. Er ritt zur Räuberei auf die Straßen, verſteckte ſich in die Kornfelder, fiel heraus und beraubte die Reiſenden ohne Scheu und Schaam, warf die Fuhrleute nieder und nahm was er bekommen konnte. Das that er alles frei und öffentlich, ließ die Beraubten binden, zählte vor ihnen das geraubte Geld und theilte es mit ſeinen Geſellen. Dabei kam es ſogar zu Mordthaten, und wie immer ein Verbrechen das andre nach ſich zieht, ſo ergab ſich Markgraf Eduard auch der Falſchmünzerei. Aus einer Miſchung von Metallen, welche der Maleſikant Muskatelli zu bereiten wußte, wurden Ferdinandiſche und Klippenthaler, und Portugaleſer von zehn Dukaten Werthes geprägt, dieſelben auf der Frankfurter Meſſe ausgegeben und die Leute damit betrogen.“ Aber noch ſchwerere Verbrechen beſchäftigten den Markgrafen, an deren Ausführung ihn nur der Tod verhinderte. Er ſtarb im Jahr ſechzehnhundert, ſeines Lebens würdig, an den Folgen eines Sturzes in der Betrunkenheit über die ſteinerne Schloßtreppe, wobei er das Genick, den Rückgrat, einen Arm und beide Füſſe brach. Von ſeinen Söhnen pflanzte Wilhelm, der älteſte, die baden-badenſche Linie fort, Hermann Fortunat aber nahm ſeinen Siz zu Rodemachern, wo er im Jahre ſechszehnhundert vier und ſechzig verſchied, ohne eine männliche Nachkommenſchaft zu hinterlaſſen.

Ein beſſerer Geiſt belebte indeſſen die Fürſten der Linie von Baden-Durlach. Schon Markgraf Ernſt, ihr Stifter, ſtellte ein lobwürdiges Beiſpiel auf. Denn nicht nur erwarb er durch Thätigkeit, Klugheit, Mäßigung und einen geraden, unverſtellten Sinn die Hochachtung des Kaiſers wie die Freundſchaft der Fürſten, ſondern die Sorgfalt und aufgeklärten Grundſäze, womit er ſeiner Regierung oblag, verſchafften ihm den Ruhm eines geliebten und geehrten Landesvaters. Nach dem Beiſpiele ſeiner Vorgänger, welche in der alten Markgrafſchaft eine den veränderten Zeiten angemeſſene Landesordnung eingeführt hatten, that Markgraf Ernſt ſolches auch in den Herrſchaften Badenweiler und Sauſenberg. Ferner ließ er bei Gelegenheit einiger neu entdeckten Bergwerke im Breisgau eine beſondere Bergordnung ver-

Digitized by Google

faſſen, und beförderte überhaupt alle nüzlichen Anſtalten ſeiner Lande. Dieſe ſelbſt aber vermehrte er durch den Ankauf verſchiedener Rechte und Antheile an den Dörfern Köndringen, Königsſchafhauſen und Theningen; oder er rundete ſie ab durch Vertauſchung ſeiner Antheile zu Schwan, Dobel und Tenach gegen das wirtembergiſche Dorf Dietlingen. Nachdem Markgraf Ernſt ſeine Regierung acht und dreißig Jahre lang unter mancherlei Stürmen und Gefahren ſicher und wohlthätig geführt hatte, entſchloß er ſich, den Reſt ſeiner Tage, entfernt von den Geſchäften, in bequemer Ruhe zuzubringen. Er hatte aber drei Gemahlinen, und von den zwei erſtern drei Söhne erhalten. Albrecht, der Erſtgeborne, ſtarb jedoch ſchon im Jahre fünfzehnhundert zwei und vierzig, und nach einem Jahrzehent folgte ihm auch der zweitälteſte, Bernhard, deſſen ausſchweifende Lebensart wahrſcheinlich die Urſache ſeines frühen Todes war. Es erhielt alſo der jüngſte Sohn Karl die Verwaltung der ſämmtlichen Lande Markgraf Ernſts, welcher ſchon im erſten Jahre ſeines Privatſtandes zu Offenburg verſchied.

Das Leben Markgraf Karls, den man in der Reihe der badiſchen Fürſten den Zweiten nennt, war größtentheils der Einführung des neuen Glaubens in den baden-durlachiſchen Landen gewiedmet, wie wir unten ausführlich ſehen werden. Ueber ſeinen Charakter ſagt ein Geſchichtſchreiber des markgräflichen Hauſes: „Redlichkeit und Sanftmuth, Freigebigkeit und Menſchenliebe waren die vorzüglichſten Eigenſchaften dieſes vortrefflichen Fürſten. Seine Einkünfte verſchwendete er nicht zu eitlen Wolluſten; er wandte ſie vielmehr zum Beſten ſeiner Unterthanen an. Er war in der That dem Herzen des Menſchen gleich, welches das Blut, das ſich in ihm ſammelt, durch den ganzen Körper verbreitet. Auf den Reichstagen und andern zum Beſten des deutſchen Vaterlandes veranſtalteten Konventen erſchien Markgraf Karl als ein rechtſchaffener Patriot in eigener Perſon, und ſuchte allezeit das allgemeine Wohl des Staates und der Kirche zu befördern. In allen ſeinen Geſchäften leitete ihn eine große Klugheit und Vorſicht. Und dieſen vortrefflichen Eigenſchaften iſt es wohl mehr, als der nahen Verwandtſchaft zuzuſchreiben, daß er

von Kaiſer Ferdinand dem Erſten und Maximilian dem Zweiten ſo beſonders hochgeſchäzt wurde."

Anſtatt, wie viele andere Fürſten, das eingezogene Kloſtervermögen in ſeine Privatkaſſe zu legen, verwendete Karl ſolches zum Beſten des Landes für öffentliche Anſtalten, für die Armen und die ſtudierende Jugend. Zur Vervollſtändigung des badiſchen Gebietes erkaufte er von den Herren von Remchingen um fünf und vierzigtauſend Gulden das Schloß dieſes Namens nebſt dem Dorfe Kleinſteinbach, und von den Herren von Staufen mehrere Höfe. Ein Verdruß aber, den ihm die Pforzheimer durch Verweigerung einer Bitte verurſachten, beſtimmte den Markgrafen, ſeine Reſidenz nach Durlach zu verlegen. Es wurde daſelbſt mit vielem Aufwand ein Schloß erbaut, wozu er den Riß ſelbſt entworfen hatte, und welches man nach ſeinem Namen die Karlsburg nannte. Außerdem ließ Karl auch die Stadt möglichſt verſchönern, und namentlich die Thore neu errichten. Die Bürgerſchaft bezeugte ihm hiefür ihren Dank, indem ſie den Brunnen auf dem Marktplaze mit ſeiner Statue zierte. Markgraf Karl folgte ſeinen Vätern im Merzmonat tauſend fünfhundert ſieben und ſiebzig, zu Karlsburg, von wo ſein Leichnam nach Pforzheim in die Familien-Gruft unter der Stiftskirche gebracht wurde. Er hinterließ aus ſeiner zweiten vortrefflichen Gemahlin Anna, der Tochter Pfalzgraf Ruprechts von Veldenz, drei Söhne und eben ſo viele Töchter, von denen die älteſte an Herzog Ludwig zu Wirtemberg vermählt wurde.

Die Söhne aber, Ernſt Friedrich, Jakob und Georg Friedrich, ſtunden unter Vormundſchaft bis fünfzehnhundert vier und achtzig, wo ſie zwar gegen die leztwillige Verfügung ihres Vaters, aber wegen den mancherlei Schwierigkeiten und Gefahren einer gemeinſchaftlichen Regierung wohl zum Nuzen des Landes, eine Theilung deſſelben vornahmen. Der älteſte bekam die ganze untere Markgrafſchaft mit den Herrſchaften Beſigheim, Mundelsheim und Altenſteig, während ſein jüngerer Bruder die Herrſchaft Hachberg mit Sulzburg, Höhingen und Landeck, und der jüngſte die übrigen badiſchen Lande im Breisgau, nämlich die Herrſchaften Sauſenberg, Röteln und Badenweiler erhielten. Aber eine Angelegenheit, welche das Geſammthaus von Baden betraf und dem

Haupte deſſelben beſonders oblag, brachte den Markgrafen Ernſt Friedrich ſo in Schaden, daß er ſeine ſämmtlichen Beſizungen jenſeits des Waldes verkaufen mußte. Wir haben gehört, wie leichtſinnig Markgraf Eduard Fortunat Schulden auf Schulden häufte. Als nun die Gläubiger immer ernſtlicher auf Bezahlung drangen, und ſich meiſtens an Markgraf Ernſt Friedrich hielten, indem vertragsgemäß die Pfandſchaft für beiderſeitige Schulden gemeinſchaftlich auf beiden Markgrafſchaften haftete, ſo entſchloß ſich derſelbe zu dem einzigen Schritte, der bei Eduards Nichtswürdigkeit deſſen Lande ſeinen Kindern retten konnte. Er verſammelte ſein Kriegsvolk unter dem Hauptmanne Wolf Dietrich von Gemmingen, und beorderte denſelben, die Städte Baden, Ettlingen, Kuppenheim, Stollhofen und andere Orte einzunehmen und zu beſezen. Dies geſchah im Wintermonat tauſend fünfhundert vier und neunzig, einſt nächtlicher Weile, worauf ſich der Markgraf von der obern Markgrafſchaft unter dem Namen eines Adminiſtrators huldigen ließ, und ſeinen Schritt beim Kaiſer mit dem Bemerken entſchuldigte, daß derſelbe ganz im Sinne der badiſchen Hausverträge gethan worden ſey. Aber bald wußten allerlei Uebelgeſinnte die Sache in ein übles Licht zu ſezen, und Eduard Fortunat ſelbſt gieng mit nichts Geringerem um, als den Markgrafen heimlich aus dem Wege zu ſchaffen. Schon längſt waren die Mörder gedungen; der Italiener Muskatelli hatte ein ſcharfes Giftwaſſer bereitet, welches der Graubündner Peſtalozi an den Hof nach Durlach nahm, um es dem Markgrafen unter das Getränke zu miſchen. Aber Ernſt Friedrich kam zufälliger Weiſe nicht nach Hauſe, und als Peſtalozi durch den Kaplan ſeines Herrn zu Zaubermitteln ſeine Zuflucht nahm, gerieth das ganze Gewebe des ſchändlichen Mordanſchlages an den Tag. Es ergab ſich, daß ſogar des Markgrafen eigner Amtmann zu Rohrburg von Eduard Fortunat gedungen war, im Falle die Vergiftung mißlingen ſollte, ſeinem Herrn bei ſchicklicher Gelegenheit eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Nach Beendigung des Prozeſſes über die Theilnehmer an dem Verbrechen ließ Ernſt Philipp denſelben, wie auch ſein ganzes Verfahren gegen Eduard und deſſen ſkandalöſe Lebensumſtände durch den Druck öffentlich bekannt machen, „obwohl es ihm leid thue, von einer fürſtlichen Perſon

Digitized by Google

ſeines Hauſes der Welt ein ſo unangenehmes Bild vor Augen legen zu müſſen.“ Eduard wurde dadurch auf's heftigſte erbittert, und dürſtete nach Rache. Er ſammelte in ſeinen luremburgiſchen und ſponheimiſchen Landen dreitauſend Mann Kriegsvolk, ließ in Lothringen anwerben, und erbat ſich von dem Gouverneur der ſpaniſchen Niederlande einige Hilfe. Als Ernſt Friedrich dieſe Rüſtungen vernahm, verſtärkte auch er ſeine Macht, von der ein damaliger Schriftſteller behauptete, daß es eine auserleſene Mannſchaft geweſen ſey, dergleichen man in Deutſchland noch kaum geſehen habe. Ein wiederholter Vermittlungsverſuch durch einige Churfürſten blieb ohne Erfolg, und endlich ſah ſich der Kaiſer genöthigt, beiden Markgrafen die Ablegung der Waffen zu befehlen, damit das Feuer nicht weiter um ſich greife. Aber Ernſt Friedrich erinnerte gegen dieſen Befehl, daß die nothgedrungene Sorge für ſeine Sicherheit weder dem allgemeinen Völkerrechte, noch den Reichsgrundgeſezen widerſpreche, da ſie Niemanden zum Schaden gereiche und die Folge eines Schrittes ſey, den er aus den gerechteſten Urſachen, im gemeinſamen Intereſſe ſeines fürſtlichen Hauſes gethan habe. Eduard, der ohnehin nicht im Stande war, ſeine Mannſchaft längere Zeit auf den Beinen zu erhalten, zeigte ſich geneigt, dieſelbe abzudanken, worauf Ernſt Friedrich wiederholt durch kaiſerliche Schreiben zum Gehorſam ermahnt wurde. Er gab endlich nach, und überließ ſein Kriegsvolk unter gewiſſen Bedingniſſen dem Könige von Frankreich. Die Gefahr eines Krieges der beiden Markgrafen war hiedurch entfernt; aber außer mancherlei Verdruß und Kränkung hatte Ernſt Friedrich durch die Unterhaltung ſeiner Truppen einen ſo großen Verluſt erlitten, daß er ſich genöthiget ſah, zuerſt um dreimalhundert und vierundachtzigtauſend Gulden die Aemter Beſigheim und Mündelsheim an Friedrich von Wirtemberg zu verkaufen, und ſpäter die Aemter Altenſteig und Liebenzell gegen die Flecken Malſch und Langenſteinbach ſammt dem Mönchshof mit den dazugehörigen Orten, verſchiedene Gefälle und Rechte, um eine Summe von viermalhundert zwei und achtzigtauſend Gulden, an ebendenſelben Herzog abzutreten. Dieſer Verkauf und Tauſch war aber für das markgräfliche Haus ein damals kaum berechenbarer Verluſt. Denn nicht nur büßte es dadurch die ſchönſten Waldungen

ein, ſondern auch eine wichtige Schiffahrt, da der Neckar bei Beſigheim die Enz aufnimmt, während ſich bei Pforzheim die Würm und Nagold mit dieſer vereinigen.

Inzwiſchen ſtarb Markgraf Eduard Fortunat, und Ernſt Friedrich gedachte ſich jezt für alle Verluſte zu entſchädigen, indem er die badiſche Hälfte der Grafſchaft Lahr und Mahlberg einnahm, und ſich von den Unterthanen der obern Markgrafſchaft huldigen ließ, weil weder die Brüder noch die Kinder des Verſtorbenen erbfähig ſeyen. Aber der Kaiſer ernannte den Herzog von Baiern zum Adminiſtrator der baden-badenſchen Hinterlaſſenſchaft, und unſer Markgraf, ſo eifrig er auch ſein Intereſſe betrieb, erlebte die Entſcheidung der Sache nicht mehr. Er ſtarb im April tauſend ſechshundert und vier, ein im Grunde guter, für alles Edle eingenommener, nur in leidenſchaftlichen Aufreizungen zu heftiger Fürſt. Da ſein jüngerer Bruder Jakob ſchon ſeit mehreren Jahren todt war, und deſſen nachgeborner Prinz, Ernſt Jakob, als Kind verſtarb, ſo vereinigte jezt der jüngſte, Markgraf Georg Friedrich, alle baden-durlachiſchen und baden-badenſchen Lande wieder in einer Hand, bis die leztern im Jahre ſechszehnhundert zwei und zwanzig dem älteſten Sohne Eduard Fortunats, dem Markgrafen Wilhelm wieder mußten eingeräumt werden.

Achtes Kapitel.

Einführung der Reformation in den badiſchen und pfälziſchen Landen.

Von allen Orten der jezt badiſchen Lande hatte ſich die Stadt Waldshut, wie wir gehört haben, zuerſt für die Reformation erklärt. Aber das hubmeieriſche Neuerungswerk war auch bald wieder gleich einem Traume verſchwunden, und die Bürgerſchaft, durch ſo viel vergebliche Anſtrengung erſchöpft und beſchämt, fügte ſich nach Einnahme der Stadt ſchweigend in die Wieder-

herſtellung des alten Gottesdienſtes und der alten Geiſtlichkeit; nur einige Familien wollten lieber ihren väterlichen Heerd verlaſſen, als die Grundſäze des neuen Glaubens! Das gleiche Schickſal einer gewaltſamen Unterdrückung erfuhr die Reformation auch zu Kenzingen und zu Konſtanz. In jener breisgauiſchen Stadt hatte die Bürgerſchaft, ohngefähr zur nämlichen Zeit, als Hubmeier in Waldshut auftrat, ebenfalls einen evangeliſchen Prediger angenommen und ſich durch ihn reformieren laſſen. Aber ſein Wirken dauerte nicht länger, als die hubmeierſche Neuerung, und die eingeſchreckten Kenzinger waren des gnädigen Fürwortes, welches Markgraf Ernſt bei dem zürnenden Erzherzoge für ſie einlegte, ebenſo froh, wie die Bürger von Waldshut. Wie ſollten auch dieſe kleinen Städte ſich halten können mitten unter treukatholiſchen Orten, und in der Vertheidigung ihres erneuerten Glaubens von aller auswärtigen Hilfe verlaſſen! Nur in Konſtanz konnte ſich ein großartigerer Kampf entwickeln, wo eine ſtarke Bürgerſchaft und die Nachbarſchaft ſowohl der Schweiz als mehrerer verbündeten Reichsſtädte einen höhern Muth und mehr Gewicht gaben. Wirklich iſt der Kampf, welchen die Konſtanzer für die Erhaltung der unternommenen Reformation gegen den Kaiſer geführt haben, einer der merkwürdigſten Züge in der Geſchichte ihres Gemeinweſens.

Wie überhaupt die Reichsſtädte es vorzüglich waren, wo die Verkünder der neuen Lehre empfängliche Gemüther fanden, ſo hörte man ſolche auch zu Konſtanz ſchon frühzeitig gerne, von den Kanzeln herab die alten Mißbräuche tadeln und den wahren Sinn des Evangeliums auslegen. Ein geborner Konſtanzer, deſſen heller Sinn auch in der öden Abgeſchiedenheit des Kloſters Alpirsbach das Wehen des beſſern Zeitgeiſtes vernahm, Ambroſius Blaarer war es, welcher ſeine Mitbürger zuerſt auf den Weg der Neuerung führte. Ein innerer Drang veranlaßte ihn, die düſtere Mönchszelle zu verlaſſen, und in ſeiner Vaterſtadt einem höhern Berufe zu leben. Zwar machte der Biſchof mit ſeinem Anhange unter der konſtanziſchen Geiſtlichkeit genug Umtriebe und Hinderniſſe; aber Blaarers muthvoller Eifer, ſeine Gelehrſamkeit und ſein Talent gewannen die Oberhand, ſo daß die Parthei der Verbeſſerung in der Bürgerſchaft und im Rathe bald die zahl-

reichere war, und ſich täglich vergrößerte. Nach einigen unbedeutenden Veränderungen im öffentlichen Gottesdienſte folgten die Konſtanzer dem Beiſpiele mehrerer benachbarter Städte. Sie ſchafften im Jahre fünfzehnhundert acht und zwanzig die Meſſe ab, und thaten die Heiligenbilder aus der Kirche. Wer ſich der neuen Ordnung nicht fügen wollte, mußte die Stadt verlaſſen. Die Trennung von der katholiſchen Kirche war nun entſchieden ausgeſprochen, und als die proteſtantiſche Konfeſſion dem Kaiſer zu Augsburg übergeben wurde, beſchickte auch die Stadt Konſtanz dieſen Reichstag, um ihr beizutreten. Zwar geſchah es diesmal nicht, weil Blaarer mehr den zwingliſchen als den lutheriſchen Grundſäzen zugethan war, ſondern die konſtanziſchen Abgeordneten unterzeichneten mit denen von Memmingen und Lindau eine beſondere Konfeſſion, welche die Straßburger hatten verfertigen laſſen, und die jezt im Namen der vier Städte von Kaspar Hedio dem Kaiſer übergeben wurde. Als aber dieſer Schritt nichts anderes zur Folge hatte, als einen ſtrengen Befehl der Rückkehr zur katholiſchen Kirche, ſo ſahen ſich die Konſtanzer genöthigt, mit ihren Meinungsgenoſſen dem ſchmalkaldiſchen Bunde beizutreten, und der Beitritt wurde ihnen nicht anders geſtattet, als unter der Bedingung ihres Beitrittes auch zur augsburgiſchen Konfeſſion.

Wie der ſchmalkaldiſche Bund durch die ſiegreichen Waffen des Kaiſers bedroht und von vielen Mitgliedern kleinmüthig oder nothgedrungen verlaſſen wurde, haben wir gehört. Aus der Zahl der oberdeutſchen Städte, die demſelben beigetreten waren, blieb ihm allein Konſtanz getreu bis zu ſeiner Auflöſung. Aber die muthvolle Bürgerſchaft erlitt hernach auch eine um ſo härtere Demüthigung, als ſie der Gewalt des Siegers nicht mehr zu widerſtehen vermochte. Umſonſt hatten die konſtanziſchen Geſandten auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahre tauſend fünfhundert ſieben und vierzig alles angewendet, die Gnade des Kaiſers zu erbitten; umſonſt ſchrieb der Rath nun ſelbſt an ſeine Majeſtät und ſtellte ihm mit den eindringlichſten Worten die traurige, ja verzweiflungsvolle Lage der Stadt vor; umſonſt erbot er ſich zu einem Opfer von achttauſend Goldgulden und vier Stücken Geſchüz, wenn man ſie bei ihrer nun ſchon ſeit zwanzig Jahren gehabten Religionsübung belaſſen wolle. Karl blieb unerbittlich,

und gab endlich die entſchiedene Antwort: „Da ich ſehe, daß die Konſtanzer hartnäckig den Frieden verſchmähen, ſo werde ich gegen ſie andere Mittel ergreifen.“ Dieſe Mittel wurden wirklich auch angewendet, noch ehe ſich die Stadt eines Weitern beſinnen konnte. In der Nacht des vierten Auguſts tauſend fünfhundert acht und vierzig brach der kaiſerliche Kriegsoberſt Vives mit drei tauſend Mann ſpaniſchen Fußvolkes von Ueberlingen auf, um Konſtanz unverſehens zu überfallen, und in ſeine Gewalt zu bringen. Er theilte ſeine Mannſchaft in zwei Haufen, ließ den einen auf dem Hard im Walde zurück, und näherte ſich mit dem andern in tiefſter Stille der Vorſtadt Petershauſen. Hier aber witterte ein Wächter die Gefahr, und warnte den Bürgermeiſter. Es war Morgens zwei Uhr. Eilends wurde der Rath verſammelt und die Bürgerſchaft unter die Waffen gemahnt. Zwei hundert Mann beſezten die Vorſtadt, während es die trocknen Graben dem Feinde erlaubten, an die Mauern heranzuſchleichen. Plözlich erſchien nun auch der Hinterhalt im Walde und erſtürmte ein Thor. Die Bürger wichen aber nur unter dem heftigſten Widerſtande zurück. Jeder Schritt koſtete Blut, da ſie mit groſem Geſchüze in die Reihen der Feinde feuerten. Und als man auf die Rheinbrücke gerieth, wurde der Kampf noch blutiger. Da ſtritt zunächſt am Feinde lang ein Mezger mit aller Kraft ſeines ſtarken Armes. Mehrere Feinde lagen getödtet vor ihm, und über ihre Leichname hinweg drang er auf die übrigen ein, und zwang ſie zum Weichen. Endlich gelang es zwei Spaniern, ſein Schwerdt zu unterlaufen, und ſchon war es an dem, daß ſie ihn rücklings zu Boden ſtürzen wollten, als er beide mit der lezten Anſtrengung ſeiner Kraft umfaßte, ſich an den Rand der Brücke hindrängte, und von da in die Fluthen des Rheins begrub! Inzwiſchen hatten ſich ſeine Mitbürger in die Stadt gerettet, und von den Mauern herab verbreitete jezt das ſchwere Geſchüz ſo ſchrecklich Tod und Verwundung unter dem Feinde, daß er genöthigt war, ſich in die Vorſtadt zurückzuziehen. Die Spanier hatten einen Verluſt von fünfhundert Mann nebſt ihrem Anführer Vives erlitten. Ihre Wuth äußerte ſich daher um ſo unmenſchlicher; ſie zündeten die Rheinbrücke an, verübten in Pe-

tershauſen die abſcheulichſten Grauſamkeiten, und übergaben es hierauf ebenfalls den Flammen.

Dieſe glorreiche Vertheidigung der Stadt Konſtanz gegen fremde Liſt und Gewalt zog ihr aber die ganze Rache des entrüſteten Kaiſers zu. Er ſprach die Acht gegen ſie aus, und während die Bürger von ihrer tapfern Waffenthat ausruheten, ſahen ſie mit banger Ahnung ein ſchweres Gewitter über ihre Heimath heraufziehen. Schon bereuten viele den gethanen Schritt. Denn die kleine, beinah' erſchöpfte Stadt gegenüber dem mächtigen, ſiegesſtolzen Kaiſer! Und wo zeigte ſich eine Hoffnung fremder Hilfe, wo ein Weg der Rettung? Nichts konnte der Rath unter dieſen Umſtänden thun, als ſich an die benachbarten Eidgenoſſen und einige ihr geneigte Fürſten um Vermittlung bei dem Kaiſer wenden. Aber es war umſonſt, und kalt erwiderte Karl den eidgenöſſiſchen Abgeſandten: „Es wundert Uns, wie Ihr Euch für Leute verwenden möget, die Wir mit der Reichsacht belegt haben. Hier handelt es ſich nur um eine reuige und gehorſame Unterwerfung.“ Dieſe Aeußerung des Kaiſers benahm den Konſtanzern die lezte Hoffnung. Blarer und die übrigen Prediger ſeiner Parthei mit vielen Bürgern derſelben flohen aus der bedrohten Stadt, wo überall Beſtürzung und Muthloſigkeit herrſchten. Doch war der Abſcheu einer unbedingten Unterwerfung noch größer, als alle Furcht, da man den Rachedurſt der Kaiſerlichen kannte, und er ſteigerte die Gemüther auch auf's Aeuſſerſte; denn eher wollte die Bürgerſchaft ihr größtes Kleinod, die Reichsfreiheit dahingeben, als ſich den Demüthigungen und Mißhandlungen eines barbariſchen Kriegsvolkes ausſezen, und all' den Unterſuchungen, Verhaftungen und Hinrichtungen, die das kaiſerliche Strafgericht verhängen würde. Alſo wandte ſich der Rath mit dem Erbieten an Erzherzog Ferdinand, den Bruder des Kaiſers, daß die Stadt Konſtanz bereit ſey, ſich an das Haus Oeſtreich zu ergeben, wenn er die kaiſerliche Ungnade von ihr abwenden wolle. Dieſer Schritt aber war das Werk der bekannten öſtreichiſchen Praktik, wie ſich dieſelbe ſchon im vorigen Jahrhunderte bei Erwerbung der Städte Villingen und Freiburg gezeigt hatte. Unverweilt erſchien jezt ein öſtreichiſcher Bevollmächtigter, welcher den Rath des Schuzes von Seite ſeines Herrn verſicherte,

und der Bürgerſchaft die Bedingniſſe verkünden ließ, unter denen der Erzherzog ſich für die Begnadigung der Stadt verwenden wolle. Sie wurden alſogleich beſchworen, worauf der Reichsvogt mit den meiſten Rathsgliedern traurig ihre Heimath verließen, um die Schmach der Abſchwörung ihres Glaubens und der Unterwerfung unter das Joch eines Fürſten nicht zu erdulden. Am sechs und zwanzigſten Jänner aber tauſend fünfhundert neun und vierzig, nachdem die Reichsacht aufgehoben worden war, verſammelten ſich beide Bürgermeiſter, beide Räthe und gemeine Bürgerſchaft, und leiſteten in die Hände des Bevollmächtigten die Huldigung an das Haus Oeſtreich. Sie ſchwuren nämlich, dem Erzherzoge, ſeinen Erben und Nachkommen jezt und für ewige Zeiten getreu, gehorſam, dienſtlich und gewärtig zu ſeyn; alsdann gegen dasjenige, was der Erzherzog zur Erhaltung der wahren, alten, chriſtlichen Religion verordnen und aufrichten werde, niemals zu handeln, und ſich überhaupt als fromme, getreue und gehorſame Unterthanen zu erzeigen.

Dieſes Schickſal der Stadt Konſtanz erregte zwar von verſchiedenen Seiten eine ſolche Theilnahme, und zumal bei den Reichsſtädten ſolche Befürchtungen, daß am nächſten Reichstage laut genug von ihrer Wiederherſtellung die Rede war. Aber alle Klagen und Beſchwerden wurden von dem Erzherzoge damit erwidert, daß ſich die Stadt in ihren bedrängten Umſtänden freiwillig in ſeinen Schuz ergeben habe, und daß er ſie allezeit auf den Reichstagen getreulich vertreten werde. Und hiebei verblieb es auch, da die Verwendung der betheiligten Stände viel zu ſchwach war gegen die Macht von Oeſtreich. Schon längſt hatte der Biſchof ſeinen Wieder-Einzug in die alte Kathedralſtadt gehalten, dazu einen Schadenerſaz von zwanzigtauſend Gulden erlangt, und alles auf den alten Fuß zurückgeſezt. Konſtanz ruhte nun wieder im Schoos der katholiſchen Kirche und blieb eine gehorſame Landſtadt des Hauſes Oeſtreich bis in die neueſte Zeit. Aber ihr Flor, welcher durch die Folgen des Konziliums ſchon ſo ſehr gelitten hatte, war nun vollends dahin; denn unter den ausgewanderten Familien befanden ſich hauptſächlich die Leinweber, und das große Gewerbe mit der berühmten Konſtanzer Leinwand, wodurch die Stadt einſt reich geworden war, gieng

Digitized by Google

jezt in die benachbarten Schweizerſtädte über, wo jene Familien Aufnahme fanden.

Inzwiſchen geſchah in der Markgrafſchaft Baden die Einführung der Reformation durch ihre Fürſten, doch für beſtändig nur in der niedern. Wir haben gehört, mit welchem Eifer Markgraf Chriſtoph der Beförderung alles Guten in Staat und Kirche oblag. Nur gehörte er nicht zu denjenigen Verbeſſerern, welche alles neu machen wollen, ſondern ſein Beſtreben gieng dahin, das Alte vom Roſt der Mißbräuche zu reinigen. Dieſe Geſinnung äußerte auch im Jahre fünfzehnhundert ein und zwanzig, auf jenem berühmten Reichstage zu Worms der abgeſandte und Kanzler des Markgrafen, der gelehrte Vehus, in einer Rede, womit er die Heftigkeit der Partheien zu mildern ſuchte, und den Vorſchlag that, die Entſcheidung der großen kirchlichen Frage einem Konzilium zu überlaſſen. Schon entſchiedener für die Glaubensänderung zeigten ſich Chriſtophs zwei ältere Prinzen. Philipp einmal, dieſer edle Freund der Wiſſenſchaft und ihrer Diener, welchem Oekolompadius und viele andere Schriftſteller ein ſo ſchönes Lob ertheilten, Markgraf Philipp war ſtets von eifrigen Beförderern des Evangeliums umgeben, und erließ auf Betrieb derſelben an die Geiſtlichkeit und die Beamten der obern Markgrafſchaft mehrere Ausſchreiben, worin die Abſchaffung oder Verhinderung der auffallendſten Mißbräuche befohlen war. Alle Prieſter ſollten Bürger im Lande werden, und ſich zur Vermeidung der Hurrerei in den ehelichen Stand begeben. Wer ſeine Konkubine nicht abſchaffe, den habe die weltliche Oberkeit gefänglich einzuziehen, und wenn er ſie etwa nur in eine andere Behauſung bringe, ſo müße er entweder eine Summe von zehn Pfund Pfenningen erlegen, oder das Land verlaſſen. Ferner ſollen in der Kirche einige Pſalmen deutſch geſungen werden, die Kreuzgänge aber abgeſchafft ſeyn, und die Prediger ihre Vorträge gemäß dem Evangelium halten. Endlich möge das Abendmahl jedem Sterbenden, der es begehre, in beiderlei Geſtalten dargereicht werden. Als nun im Jahre fünfzehnhundert drei und dreißig durch den Tod Markgraf Philipps die obere Markgrafſchaft an Bernhard erbte, führte dieſer die Reformation im Lande eigentlich ein, und ſein Sohn Philibert ſuchte ſie möglichſt zu befeſtigen. Aber der Erbe, welchen Philibert hinterließ, Mark-

graf Philipp der Zweite, war von ſeinen Vormündern in der katholiſchen Religion erzogen, und ſtellte dieſelbe bei ſeinem Regierungs Antritt in den baden-badenſchen Landen wieder her.

In der niedern Markgrafſchaft dagegen gewann die neue Kirche eine bleibende Dauer. Zwar während Markgraf Bernhard für ſich und ſeine Unterthanen entſchieden zu derſelben übergieng, hielt Markgraf Ernſt noch immer getreu am alten Glauben, und reformirte blos im Geiſte ſeines Vaters. Er wußte einen glücklichen Mittelweg zu beobachten zwiſchen beiden Partheien, ſo daß ihn ſowohl Pabſt und Kaiſer, als die Freunde der Neuerung ehrten. Von vielen Seiten richteten ſich die Blicke auf den biedern frommen und beſonnenen Markgrafen von Baden. So widmete ihm Jemand ein Büchlein unter dem Titel: „Wie man chriſtlich beichten, Sakrament empfahen, und Meß halten ſoll.“ Ebenſo verſicherten die aufrühreriſchen Bauren im Breisgau ſeinen Geſandten, daß ſie die markgräfiſchen Lande ſchonen werden, weil er „das Evangelium begehre zu fördern.“ Auch haben wir gehört, welches Vertrauen die bedrohten Städte Waldshut und Kenzingen zu dem Markgrafen hegten, und wie angelegentlich ſich derſelbe für ihre Begnadigung verwendete. Sein Hofprediger war ſehr eifrig evangeliſch, und dem erſten Prediger zu Pforzheim ertheilte er gerne die Erlaubniß, ſich zu verehelichen. In Betreff des eheloſen Lebens der Geiſtlichen überhaupt aber verbot er das Halten von jungen Köchinen, weil daraus die meiſten Aergerniſſe entſprängen. Ferner hob Ernſt auch einige Klöſter auf, und verwendete deren Einkünfte zur Verbeſſerung des öffentlichen Unterrichts. Selbſt die lutheriſche Bibel wurde auf ſeine Veranlaſſung zu Durlach gedruckt, und endlich ſoll er in der That mit dem Plane einer völligen Umſtaltung der kirchlichen Verhältniſſe in ſeinem Landesantheile beſchäftigt geweſen ſeyn. Doch überall, wo die Religionsangelegenheit öffentlich zur Sprache kam, ſuchte Markgraf Ernſt das große Uebel einer Trennung der Kirche darzuſtellen, und wollte eine Reformation nur im Sinne der Konzilien von Konſtanz und Baſel. Auf dem Reichstage zu Regensburg im Jahr fünfzehnhundert ſechs und vierzig hatte ſein Geſandter folgende Inſtruktion: „Der Zwieſpalt in der Kirche entſtehet hauptſächlich, weil man zwiſchen den zwei Schwerdtern, dem geiſtlichen und

weltlichen, keinen Unterſchied mehr macht, und weil man geiſtige und zeitliche Religion mit einander verwechſelt, gleichwie die geiſtlichen und zeitlichen Diener der Kirche. Soll die Einigkeit des Glaubens wieder hergeſtellt werden, ſo iſt das erſte Erforderniß ein aufrichtiger Gehorſam gegen die zwei Schwerdter, wie es Chriſtus befohlen hat mit den Worten: gebet dem Kaiſer, was des Kaiſers, und Gott, was Gottes iſt. Geiſtliche Diener der Kirche aber ſind diejenigen, welche das Evangelium verkündigen, worin die ewige geiſtliche Religion gefunden wird. Die andern Diener dagegen, welche den Geiſt des Evangeliums nicht verſtehen, ſondern einer menſchlichen und vergänglichen Religion anhangen, dieſe muß man zur Erhaltung des Friedens und der Einigkeit geduldſam ertragen, damit das Geſez der Liebe unter uns erhalten und der gute Saame nicht mit dem Unkraut ausgerottet wird. Wer hier einen Splitter in dem Auge ſeines Nächſten ſieht, mag zuvor den Balken aus dem ſeinigen ziehen. Drei Fragen aber ſind vorzüglich wichtig. Iſt ein andrer Weg der Seligkeit in der Schrift zu finden, als der in Jeſus Chriſtus vollbrachte Eid und Bund Gottes? Können äußere Dinge zur Seligkeit führen, und kennet außer Gott dem Herrn irgend Jemand das Herz des Menſchen?"

In dieſen Grundſäzen wurde der Sohn und Erbe des Markgrafen erzogen; aber es war ihm bei dem fortgeſchrittenen Gange der Reformation nicht mehr möglich, eine gleich kluge, oder unentſchiedene, oder redlich gemeinte Stellung zwiſchen beiden Partheien zu behaupten. Karl der Zweite erklärte ſich im Jahre fünfzehnhundert fünf und fünfzig öffentlich zur augsburgiſchen Konfeſſion, und ſein ganzes Leben war der Einführung und Befeſtigung der neuen Kirche in ſeinem Lande gewidmet. Das ſchwierige Werk wurde begonnen mit Hilfe mehrerer Gottesgelehrten, welche er ſich von einigen proteſtantiſchen Fürſten erbethen hatte. Der Herzog von Wirtemberg ſchickte ihm den tübingiſchen Profeſſor Andreä, der Pfalzgraf bei Rhein ſeinen Hofprediger Diller, und der Herzog von Sachſen den Superintendenten Mörlin und den Prediger Stößlein von Koburg. Zu dieſen Männern geſellte der Markgraf ſelbſt ſeinen Kanzler Achtsnit, ſeinen Rath Sechel und ſeinen Leibarzt Renz. Den bei weitem größten Einfluß behauptete aber Andreä, nach deſſen Meinungsſäzen und Anordnungen die

baden durlachiſche Reformation ſich modelte. Sie begann mit einer Kirchen-Viſitation in den untern Landen. Man prüfte die Prediger übrall und entſezte die unwiſſenden oder unſittlichen ihres Amtes. Nach Vollendung dieſes Geſchäftes kehrte Andreä auf Tübingen zurück, und ſein Kollege Doktor Heerbrand begab ſich jezt an den markgräflichen Hof, um die neue Kirchenordnung auszuarbeiten. Es wurde dieſelbe in vierzehn Abſchnitte geſondert, welche von der Lehre und Predigt, von der Taufe, vom Katechismus, von der Buße, vom Abendmahl, Gebet und Geſang, von der Kirchenkleidung, von Werk- und Feſttagen, von den Kirchen-Aemtern und vom Krankenbeſuche handelten. Der erſte Abſchnitt war auch der wichtigſte. Die Prediger wurden darin auf ein fleißiges Studieren der heiligen Schrift verwieſen, damit ſie ſolche „recht verſtehen, und all' ihre Predigt und Lehr', ihr Ermahnen und Strafen darauf gründen." Die Schriften der heiligen Väter ſollten zwar werthgeſchäzt, aber keineswegs der Bibel gleichgeſtellt werden. Als Richtſchnur übrigens mußten die augsburgiſche Konfeſſion und die ſchmalkaldiſchen Artikel gelten. In den Kanzelvorträgen habe der Geiſtliche beſonders folgende Lehren zu erläutern: von Gott und göttlichem Geſez, von der Sünde, vom Evangelium, von den Sakramenten, vom Glauben, von der Gerechtigkeit, Auferſtehung der Todten, ewigen Seligkeit, den guten Werken und den Geſchäften eines jeden chriſtlichen Standes und Berufs. Dieſe Kirchenordnung wurde an den Doktor Andreä überſchickt, und auf deſſen Gutachten gedruckt und im Lande eingeführt. Heerbrand aber erhielt die Oberaufſicht über die markgräflichen Kirchen, und reiste mit dem Markgrafen in die breisgauiſchen Lande, um daſelbſt das Werk der Reformation fortzuſezen. Zum Gehilfen erhielt er den Prediger Simon Sulzer von Baſel, welchem hernach die Aufſicht über die Kirchen dieſes obern Fürſtenthumes anvertraut wurde, und auf deſſen Verwendung auch andere bedeutende Aemter an baſel'ſche Theologen gekommen ſind, wie die Superintendentenſtelle zu Röteln an Grynäus und der Predigerſtuhl in Lörrach an Paul Stoßer.

Nach dieſen Vorgängen erließ Markgraf Karl im Auguſt fünfzehnhundert ſechs und fünfzig an die Amtleute und Gemeinden ſeiner ſämtlichen Lande einen Befehl, worin die Nothwendigkeit

Digitized by Google

der Glaubensänderung dargeſtellt, hierauf ſein Uebertritt zu derſelben verkündigt und die neue Kirchenordnung zur Nachachtung empfohlen wird. „Wiewohl unſer Herr Vater, ſagt er unter anderm, in Zeit ſeines Lebens nichts lieberes geſehen, dann daß die zweiſpaltige Religion durch chriſtliche, friedliche Mittel verglichen, auch möglichen Fleißes gern gefördert, damit das göttliche Wort rein gepflanzet, was demſelben entgegen, gänzlich abgethan, und neben anderem, auch ſeiner Liebden getreue und gehorſame Unterthanen und Landſchaften, zu dem rechten chriſtlichen Wege der Wahrheit hätten mögen geführt werden; ſo hat doch der arge Sathan nach und nach allerhand Verhinderungen eingeworfen, alſo daß ſeine väterliche Lieb aus mancherlei hochbeweglichen trefflichen Urſachen, ein ſolch chriſtlich, gottſelig Werk, wie ſich gebührt und die Nothdurft erfordert, nicht verbringen, oder ein ſolch erwünſchte Freud erleben mögen, ſondern nach dem Willen des Allmächtigen aus dieſem Jammerthal abſchieden, und ſeiner Lieb gehorſamen Unterthanen, mehrer Theils, in beſchwerlichem Irrthum und mancherlei gröblichem Wahn und Aberglauben verlaſſen müſſen. Und wiewohl auch wir, als ſeiner Lieb einziger Erb, für unſer Perſon, mit höchſtem, chriſtlichem Eifer und Ernſt, in Zeit unſerer Regierung bedacht geweſen, den armen und irrigen Gewiſſen unſerer getreuen und gehorſamen Unterthanen, mit der wahren apoſtoliſchen Lehre zum förderlichſten Troſt zu verſchaffen und die ärgerlichen, beſchwerlichen Mißbräuch in den Kirchen unſerer Lande abzuthun; ſo hat doch der arge Teufel, als ein ſtarker Feind unſers chriſtlichen Glaubens, nicht unterlaſſen, ſeine Liſt und Tück auch bei unſerer Regierung zu üben, und ſolches unſer chriſtlich Vornehmen eine zeitlang aufzuhalten, wie dann leider auch geſchehen. Dieweil uns aber der allmächtige, ewige Gott, durch ſeine Gnad und Erleuchtung des heiligen Geiſtes, die Wahrheit des heiligen Evangelii zu erkennen laſſen, haben wir endlich dafür gehalten, und billig halten müſſen, daß ſolches nicht allein uns zu Gnaden und Gutem, ſondern auch darum geſchehen, daß wir daſſelb unſern von Gott anvertrauten Unterthanen, getreulich chriſtlich vortragen, dieſelben aus dem Irrthum führen, ſolch übermäßigen Schaz unter dieſelben mildiglich ausbreiten laſſen, damit länger nicht verziehen, uns eine zeitliche Furcht und

Schrecken von demſelben abbringen, und alſo dem allmächtigen Gott vor allen Dingen billig hierin gehorſamen ſollen."

Der Fortgang des begonnenen Werkes entſprach ganz dieſem Eifer des Beginnens. Der Markgraf ließ von Zeit zu Zeit durch beſondere Deputationen die Kirchen und Schulen beſuchen, um das Einſchleichen von Mißbränchen und Irrthümern zu verhindern. Auch unterhielt oder unterſtützte er aus dem Vermögen eingezogener Klöſter eine Anzahl junger Leute an den Hochſchulen zu Baſel, Tübingen und anderwärts, um ſtets einen Vorrath tüchtiger Lehrer zu haben. So wurde denn in der niedern Markgrafſchaft, in der Herrſchaft Hachberg und Landgrafſchaft Sauſenberg der neue Glaube den Gemüthern des Volkes eingepflanzt, und ungehindert erhielt er ſich bis auf den gegenwärtigen Tag. Nur drohte den ſauſenbergiſchen Unterthanen vorübergehend die Gefahr, zum Rücktritt in die alte Kirche genöthigt zu werden. Dies geſchah durch den Wankelmuth Markgraf Jakob des Dritten, welchem jene breisgauiſche Landſchaft als väterliches Erbe zugefallen war. Denn er ließ ſich von Piſtorius, einem übermüthigen, mehr beredten als gründlichen Manne, der von der augsburgiſchen Konfeſſion zur Lehre Kalvins und hernach wieder zur katholiſchen Kirche übergegangen war, zu dem gleichen Schritte verleiten. Nach zwei zu Baden und zu Emmendingen gehaltenen Religionsgeſprächen, erklärte Jakob im Juli tauſend fünfhundert und neunzig zu Thennenbach öffentlich ſeine Rückkehr in den Schoos der römiſch katholiſchen Kirche, und befahl den proteſtantiſchen Geiſtlichen ſeiner Lande, innerhalb dreier Monate ihre Stellen zu verlaſſen. Aber er ſelbſt verließ noch vor Ablauf dieſer Friſt das Leben, wodurch das ſauſenbergiſche Volk an ſeine Brüder fiel, und mit den Unterthanen derſelben beim evangeliſchen Glauben verblieb.

Unter weit mehr Abwechslungen und Stürmen als in den badiſchen Landen geſchah die Glaubensneuerung in der Pfalz. Nach dem kinderloſen Hingange Churfürſt Ludwig des Friedfertigen hatte deſſen jüngerer Bruder Friedrich der Zweite die Erbfolge erlangt, und da derſelbe ebenfalls keinen leiblichen Erben hinterließ, kam ſie an Otto Heinrich, den Sohn weiland ihres ältern Bruders Ruprecht. Aber auch dieſer Fürſt ſtarb ohne

Manneserben, wodurch die Linie Ludwig des Bärtigen nun völlig erloſch, und das pfälziſche Stammland mit der Churwürde an die ſimmeriſche übergieng. Der damalige Herzog von Simmern war Friedrich der Fromme, welcher im Jahre fünfzehnhundert und ſechszig die reformirte oder kalviniſche Glaubensform öffentlich annahm und in ſeinen Landen einführte, dabei aber auch ſowohl das Glück und die Bevölkerung derſelben als das Anſehen ſeines Hauſes, durchthätige Beförderung der Gewerbe, des Handels, der Künſte und Wiſſenſchaften rühmlichſt emporhob. Nach dieſer ſo wohlthätigen, leider nur ſiebzehnjährigen Regierung folgte ihm ſein Erſtgeborner, Ludwig, der aber ſchon nach wenigen Jahren verſtab, und über deſſen unmündigen Sohn Friedrich, ſein Bruder, Johann Caſimir eine neunjährige Vormundſchaft führte. Durch den kinderloſen Tod Richards von Simmern erbte Churfürſt Friedrich dieſes Herzogthum, und vermachte es nachmals ſeinem jüngern Sohne Philipp.

Der erſte Saame zur Glaubensneuerung in den pfälziſchen Landen war durch Luther perſönlich ausgeſtreut worden. Denn als derſelbe in Angelegenheiten ſeines Ordens von Wittenberg eine Reiſe nach Rom gemacht hatte, nahm er ſeinen Rückweg über Heidelberg, und disputirte daſelbſt zum Wohlgefallen des Pfalzgrafen und der angeſehenſten Gelehrten nach ſo neuen Grundſätzen, daß ein junger Theologe ausrief: „Wenn die Bauern dieſes hörten, ſie würden uns ſteinigen.“ Von jener Zeit an war auch die heidelbergiſche Hochſchule ein Verſammlungsort der freiſinnigſten Männer, und die Churfürſten betraten nach dem Rathe derſelben immer entſchiedener den Weg der Reform. Schon Ludwig der Fünfte hatte geſucht, durch Berufung der aufgeklärteſten Lehrer den düſtern Geiſt der Scholaſtik aus den Hörſälen zu verdrängen; und wenn es weder ihm noch ſeinem Bruder Friedrich nach ihrem Wunſch gelingen wollte, ſo fand doch Churfürſt Otto Heinrich die Sache vorbereitet genug, um unter der Leitung eines Melanchthon, Micyllus, Probus und Ehem mehrere Geſeze und Einrichtungen zu treffen, welche als der Anfang der pfälziſchen Glaubensneuerung zu betrachten ſind. Dieſer Herr war auch dem augsburgiſchen Glaubensbekenntniß mit ſolchem Eifer zugethan, daß er es verſuchte, für den Herzog von Simmern, welcher

kalviniſch glaubte, den Herzog von Zweibrücken in die churpfälziſche Erbfolge zu bringen. Friedrich ſiegte aber, und begann unter vorzüglicher Mitwirkung Kaspar Olevians, welcher mit Zacharias Urſinus den berühmten Heidelberger Katechismus verfertigt hatte, in ſeinen Landen die Einführung des reformirten Glaubens ſo richtig, daß er ſich weder durch die katholiſchen noch die evangeliſchen Fürſten darin irren ließ, obwohl ſie dem Kaiſer inſtändigſt anlagen, ihn mit der Reichsacht zu belegen. Ja, dieſen Eifer fand ſelbſt Maximilian achtungswerth, wie er denn eines Tages dem Herzog von Sachſen auf ſeine Anſchwärzungen entgegnete: „Der Churfürſt Friz iſt weit frommer, als wir beide.“ Aber Mäßigung bei ſtrenger Gerechtigkeitsliebe ſollte die erſte Tugend eines Fürſten ſeyn, und gegen dieſe vergieng ſich Friedrich auf eine traurige Weiſe durch die Hingebung des ladenburgiſchen Superintendenten Sylvan, welcher mit einigen andern Geiſtlichen wegen Verdachts der arianiſchen Kezerei feſtgenommen, nach langer Gefangenſchaft von den kalviniſchen Theologen, namentlich von dem düſtern Olevian, als Gotteslaͤſterer des Todes ſchuldig erklärt, und troz der öffentlichen Stimme, troz ſelbſt aller Einſprache der weltlichen Richter und Räthe des Churfürſten, endlich auf dem Marktplaze zu Heidelberg enthauptet wurde!

Was jedoch der Vater mit ſo vieler Anſtrengung, mit Blutvergießen und unter den heftigſten und ärgerlichſten Streitigkeiten der Theologen durchgeſezt hatte, hob der Sohn in kurzer Zeit wieder auf. Churfürſt Ludwig der Vierte huldigte der augsburgiſchen Konfeſſion, entließ die reformirten Prediger und die theologiſche Fakultät zu Heidelberg, welche ſtreng den Grundſäzen Zwinglis und Kalvins huldigte, und bildete eine neue aus Männern ſeiner Lehrmeinung. Aber auch die Profeſſoren und Magiſter der übrigen Fakultäten blieben nicht lang im Beſize ihrer Stellen; denn als Ludwig das Konkordienbuch unterſchrieben hatte, dankte er alle ab, welche es nicht auch thaten, oder nicht freiwillig ihren Abſchied begehrten. Hiedurch litt die Hochſchule ungemein, und ſowohl in der Reſidenzſtadt als auf dem Lande verlauteten über dieſe gewaltſame Neuerung die unzufriedenſten Stimmen. Mit ungemeinem Jubel vernahm es daher die unterdrückte Glaubenspartheí, daß nach dem Hintritte Ludwigs der Vormünder

von deſſen minderjährigem Sohn alles wieder auf den alten Fuß zurückſezen werde. Wirklich begann Johann Kaſimir die Wiederherſtellung im November fünfzehnhundert drei und achtzig, nachdem er von einem großen Theile der heidelbergiſchen Bürgerſchaft um Einräumung der Heiliggeiſt-Kirche zum Behufe ihres alten reformirten Gottesdienſtes war erſucht worden. Seine edle Abſicht gieng anfangs auf eine Vereinigung oder vielmehr eine friedliche Vertragung beider Partheien, auf eine Gleichſtellung ſeiner reformirten und lutheriſchen Unterthanen. Er dachte billig und duldſam genug, den evangeliſchen Predigern die übrigen drei Kirchen ruhig zu überlaſſen, wenn ſie ſich nur enthalten würden, von den Kanzeln herab mit den Namen Sakramentirer, Zwinglianer, Kalviniſten und andern Schmähworten um ſich zu werfen. Aber ihre zelotiſche Hartnäckigkeit nöthigte ihn endlich zur völligen Aufhebung des evangeliſchen Kirchendienſtes, und nun erhoben deſſen Anhänger in Schriften und Worten ein gewaltiges Geſchrei über die ſiegreichen kalviniſchen und zwingliſchen Lehrer, als welche „das Kennzeichen haben des Geiſtes, der ein Lügner iſt. Denn wer nicht erkennen will, ſagten ſie, daß dieſelben vom Satan, dem Vater der Lügen, geritten und getrieben werden, der muß ſelbſt entweder keinen Verſtand haben, oder muthwillig ſich wollen verblenden und ins Verderben ſeines Leibs und ſeiner Seele führen laſſen.“ Das kräftige Benehmen des Adminiſtrators indeſſen, und die gleiche Geſinnung des jungen Churfürſten ſicherten der Pfalz die von Friedrich dem frommen eingeführte Glaubensform und Kirchenordnung, wobei ſich auch ein großer Theil der pfälziſchen Unterthanen, troz des ſchmählichſten Druckes einer ſpätern Regierung, bis auf den heutigen Tag ſtandhaft erhalten hat.

Neuntes Kapitel.

Von den Zeiten des dreißigjährigen Kriegs.

Die Folge der traurigen Trennung Deutſchlands durch die Reformation war ein innerlicher Krieg, welcher dreißig Jahre

Digitized by Google

lang die deutſchen Länder beiſpiellos verwüſtete, und endlich einen Friedensſchluß herbeiführte, deſſen Bedingniſſe, von fremden Mächten diktirt, die ſchmählichſte Ohnmacht des Reiches veroffenbart und befeſtigt haben. Er nahm ſeinen Anfang in Böhmen, wo die Proteſtanten durch den ſogenannten Majeſtätsbrief vom Jahre ſechszehnhundert neun die Freiheit erhalten hatten, in ihren Gemeinden ungehindert Kirchen und Schulen zu errichten, es aber bald erleben mußten, daß man ihnen dieſelben wieder ſchloß oder niederriß. Durch dieſes kirchliche Zerwürfniß war der Funke des Krieges gelegt; aber zur Flamme wurde er angefacht durch ein politiſches. Denn als Kaiſer Matthias verſtarb, glaubten die böhmiſchen Stände von aller Verbindlichkeit gegen ſeinen Sohn Ferdinand, durch deſſen Bruch des Majeſtätsbriefes befreit zu ſeyn, und wählten den Churfürſten von der Pfalz auf ihren Königsthron. Aber Ferdinand verſchaffte ſich durch die Gewalt der Waffen den Beſitz von Böhmen wieder, und verpflanzte den begonnenen Krieg aus Rache auch nach Deutſchland, deſſen Boden von jezt an ſo lange mit Blut getränkt wurde, bis er keines mehr faſſen zu können ſchien. Und zu denjenigen Reichstheilen, welche die härteſten Streiche des Kriegsgottes erfuhren, gehörte leider gerad' unſere Heimath, die ſchönen Gaue am Bodenſee, am Schwarzwald, die altbadiſchen Landſchaften und vor allen die Rheinpfalz!

Der Zuſtand aber dieſer Lande beim Ausbruche des Krieges war ein ſehr verſchiedener. Das Fürſtenthum Vorderöſtreich hatte ſeit dem Hornung tauſend fünfhundert zwei und zwanzig, wo Karl der Fünfte eine Landestheilung vornahm, deſſen Bruder, Erzherzog und nachmaliger Kaiſer Ferdinand der Erſte, einige über vierzig Jahre lang, anfänglich als Statthalter, ſpäter jedoch als eigner Herr verwaltet, und anſehnlich vermehrt, namentlich bei uns durch den Ankauf der Grafſchaft Thengen und den Erwerb der Stadt Konſtanz. Nach Ferdinands Tod waren die vorderöſtreichiſchen Lande an ſeinen gleichnamigen Sohn gefallen, bei deſſen Hinſcheid im Jahre fünfzehnhundert fünf und neunzig Kaiſer Rudolf der Zweite, als älteſtes Haupt des Hauſes Oeſtreich, die ganze Verlaſſenſchaft an ſich zog. Hierüber erhob die ſteiermarkiſche Linie zwar ernſtliche Beſchwerden, der Kaiſer aber

blieb ſtreng bei dem durch alte Verträge ausgeſprochenen Grundſaze der Untheilbarkeit der öſtreichiſchen Stammlande, und übertrug die Verwaltung des vordern Fürſtenthums im Jahre ſechszehnhundert zwei ſeinem Bruder Maximilian, welcher die erſten Unruhen in Böhmen noch erlebte. Während der ganzen Zeit, von den alten Schweizerkriegen bis zum Ausbruch des dreißigjährigen, waren die vorderöſtreichiſchen Stände um Truppen- und Geldleiſtungen unaufhörlich in Anſpruch genommen worden. Kaum hatten ſie eine Anzahl gerüſteter Mannſchaft, oder eine baare Summe, oder den Ertrag des Umgeldes auf einige Zeit bewilligt, ſo wurden unter dem Vorwand einer dringenden Gefahr oder Noth ſchon wieder neue Beiſteuern verlangt, und ſelten beſuchte ein Fürſt die Vorlande in einer andern Abſicht, als um auf den Landtagen durch ſeine perſönliche Gegenwart die Bewilligungen zu beſchleunigen! Den Ständen ſelbſt, obwohl ſie oft genug über Erſchöpfung klagten, fiel dieſer Druck noch leidlich, aber ihr armes Volk empfand ihn endlich ſo hart, daß es beinahe zu einem zweiten Bauernkrieg gekommen wäre. Als nämlich im Jahr ſechszehnhundert und eilf dem Erzherzoge von den Ständen die neue Auflage des ſogenannten Rappenpfennings, welcher von jeder verzapften Maaß Wein einen Kreuzer betrug, bewilligt worden war, weigerten ſich die hauenſteiniſchen Unterthanen, denſelben zu bezahlen. Vergeblich ergiengen ſchriftliche Aufforderungen an ſie, vergeblich erſchienen fürſtliche Kommiſſäre, vergeblich ſelbſt wurde ein Landtag zuſammen berufen. Der Aufruhr nahm täglich mehr überhand, und nicht allein die Hauenſteiner, ſondern auch andere Gemeinden ergriffen die Waffen, als man mit Gewalt zu drohen anfieng. Ein zahlreicher Haufe überfiel die Stadt Rheinfelden und eroberte ſie. Von da zog er rheinaufwärts nach Waldshut, um die Landfahne heraus zu fordern. Die Bürgerſchaft war in der größten Verlegenheit, und nur die in Baden eben damals verſammelte Tagſazung der ſchweizeriſchen Eidgenoſſen vermochte es, die drohende Gefahr durch eine glückliche Vermittlung zu entfernen.

Außerdem zwar genoſſen die vorderöſtreichiſchen Lande ſeit langem her einer erfreulichen Ruhe; aber ihr innerer Zuſtand war keineswegs eben ſo erfreulich. Denn als Folge des Bauren-

Aufruhrs, der Kirchentrennung und des ſchmalkaldiſchen Krieges erblickte man überall blutige Trümmerhaufen, überall Armuth, Lebensnoth und feindſeliges Zerwürfniß. Das ehemals nachbarlich gute Vernehmen der Städte und Landſchaften war zerſtört, der gegenſeitige Verkehr da und dort verkümmert oder gehemmt; allenthalben herrſchte mehr oder weniger Mißtrauen, offener und geheimer Haß, und in die Sitten riß eine bisher beiſpielloſe, täglich drohendere Verwilderung ein. Konnte es auch anders kommen? Nachdem der religiöſe Glaube des Volkes ſo tief erſchüttert worden, gab es im Privatleben für die unter dem Drucke einer troſtloſen Reſtaurationszeit tauſendfältig erweckte und gereizte Leidenſchaft keinen Zügel mehr. Alle edlen und wohlthätigen Bande der Geſellſchaft wurden los und loſer, und öffneten allen niedrigen und ſchlechten Begierden den Zugang zu den heiligſten Verhältniſſen. Liebe, Ehrbarkeit, Scham vermochten nichts mehr, man ergab ſich in Städten und auf dem Lande allgemein den gröbſten Ausſchweifungen des Müſſigganges, des Trunkes, der Unkeuſchheit und Rauferei. Nicht nur das junge Volk war überall den Waffen nachgezogen, ſondern ſelbſt eine Menge von Familienvätern hatten Weib und Kind verlaſſen, um unter der Fahne des Kaiſers oder des ſchmalkaldiſchen Bundes ein beſſeres Glück zu verfolgen, als ihnen daheim gegönnt ſchien. Aber die meiſten kehrten jezt völlig verwahrlost zurück, und fielen entweder ihren Gemeinden zur Laſt oder durchzogen das Land zum Schaden der öffentlichen Sicherheit! Allgemein giengen die Klagen über das herrenloſe Volk, und eine alte Nachricht ſagt von unſerer Gegend: „Es geſchah auch in dieſen Zeiten viel Raub und Mord, und liefen allenthalben viel gefährliche Leute umher, welche Bettler, Keßler, Spengler und Löffler waren, und eine heimliche Krei unter ſich hatten.“ Dieſe Uebel ſahen die Oberkeiten mit wachſender Beſorgniß, und viele waren rühmlichſt bemüht, denſelben durch kluge Anſtalten und Geſeze zu ſteuern. So hatte ſich ſchon im Jahre fünzehnhundert vierzig der Adel des Ritterviertels an der Donau, welchem das am Schwarzwalde ſogleich beitrat, unter anderen auch über einige Artikel zur Verminderung der Unſicherheit auf Straßen und in den Gemeinden vereinigt. Das Ritterviertel im Hegau aber ſezte durch ſeine Abgeordneten

zu Ueberlingen eine ausführliche Polizeiordnung von fünfzehn Artikeln feſt, welche die Wiederherſtellung der Religioſität, die Entfernung der herrenloſen Knechte, Bettler, Zigeuner und Landfahrer, ferner die Verſorgung der Armen, die Abſtellung des großen Aufwandes bei Hochzeiten, Kirchweihen und dergleichen betrafen. In den einzelnen Städten aber erließ der Rath fortwährend, wie ſchon früher, Verbote gegen übertriebene und unzüchtige Kleiderpracht, gegen Fluchen und Schwören, gegen ausſchweifende Geſellſchaften, und beſonders gegen das Unweſen der gemeinen Frauen, welche öffentlich und insgeheim unter allerlei Namen und mit der frechſten Ausgelaſſenheit das Gift der Hurerei in beinah' alle Familien verpflanzten.

Aber gewöhnlich betrachtete man von Seiten der Regierung und Geiſtlichkeit die Reſte der evangeliſchen Geſinnung unter dem Volke mit größerm Abſcheu, als die herrſchenden Laſter, und verwendete eine weit ſtandhaftere Sorgfalt auf die völlige Ausmerzung derſelben, als auf die Wiederherſtellung der Sittlichkeit. Zu Waldshut, Kenzingen und Konſtanz hatte man durch die Strenge, womit der alte Gottesdienſt wieder eingeführt und jede geſchehene Verbeſſerung aufgehoben wurde, eine große Zahl der vermöglichſten und gewerbſamſten Bürger vertrieben. Um die hauenſteiniſchen Unterthanen beim katholiſchen Glauben getreu zu erhalten, rieth der Waldvogt von Heideck dem Erzherzog, alle Verdächtigen ohne weiteres von Haus und Hof zu entſezen und aus dem Lande zu jagen. Die vorderöſtreichiſche Regierung aber ſchickte von Zeit zu Zeit ſtrenge Mandate, welche alljährlich von allen Kanzeln herab verleſen wurden, und auf deren Nachachtung das Volk beichten und kommunizieren mußte! Ueberhaupt hielt man in Kirchen und Schulen die allerſtrengſte Aufſicht auf die Glaubensmeinungen und religiöſen Grundſäze, und berief endlich für die Bildungsanſtalten der Jugend in größern Städten einen geiſtlichen Orden, deſſen Syſtem ganz geeignet war, das Volk zu derjenigen blinden Maſſe heran zu bilden, welche es ſeyn muß, um despotiſchen Gewalthabern als williges Werkzeug zu dienen. Die Geſellſchaft Jeſu war dieſer Orden. Sie hatte im Jahr fünfzehnhundert und vierzig die päbſtliſche Beſtätigung erhalten, und verbreitete ſich ſchnell in alle ſüddeutſchen Länder, wo man ihr

vorzüglich die Erhaltung der katholiſchen Religion verdankt, da ſie ſorgfältigſt die dem Ordenszwecke dienlichen Leute auswählte und die öffentliche Erziehung der Jugend zu ihrem Hauptgeſchäft erhob. Zu Konſtanz bemühten ſich nach einander drei Biſchöfe, die Jeſuiten einzuführen. Es waren Chriſtoph Blaarer von Wartenſee, der fünfte Nachweſer Balthaſar Merklins, Andreas von Oeſtreich, ein Sohn Erzherzog Ferdinands von der ſchönen Welſer, und der ſchwärmeriſche Jakob Fugger von Kirchberg, welchem es endlich gelang, den Widerſtand des konſtanziſchen Rathes zu beſiegen und dem neuen Orden die Leitung der Schulen in die Hände zu liefern. Mit Beihilfe der benachbarten Klöſter, der Ritterſchaft im Hegau und vieler frommen Wohlthäter wurde ums Jahr ſechzehnhundert zwanzig das Jeſuiten-Kollegium vollendet, und zugleich ein Seminar für die angehenden Geiſtlichen errichtet. Zur nämlichen Zeit geſchah durch einen Machtſpruch Erzherzog Leopolds die Einführung der Jeſuiten auch an der Hochſchule zu Freiburg, nachdem der Senat lange dagegen gekämpft hatte. Dieſer Sieg des Ordens wurde von vielen mit Jubel vernommen; aber ſeine traurigen Folgen zeigten ſich bald. „Der Eintritt deſſelben, ſagt der Geſchichtſchreiber von Freiburg, verſcheuchte den ſchüzenden Genius der hohen Schule; ihr Ruhm ſank, das Intereſſe ihrer Glieder ward getheilt, und ihre Erhaltung immer mehr gefährdet. Die alten Univerſitätsglieder waren zwar noch von Liebe für ihre „Alma Mater“ beſeelt; ſie betrachteten menſchliche Kenntniſſe als ein Gemeingut der Menſchheit, aber ſie wurden verkezert und durch Kabalen unterdrückt. Die Jeſuiten trieben mit ihren ſparſamen Kenntniſſen ein Monopol, ſorgten nur für ſich und ihr Kollegium, und ſuchten dasjenige, was ſie nicht mit Gewalt durchzuſezen vermochten, mit Liſt zu erſchleichen. Wie konnten unter dieſen Umſtänden die Wiſſenſchaften fortgedeihen? Nur einzelne Männer zeichneten ſich noch aus: im Ganzen gieng die Univerſität ihrem Zerfalle entgegen. Fruchtlos hatten die Jeſuiten einen ihrer gelehrteſten Männer herbeigezogen, den Pater Scheiner, jenen Entdecker der Sonnenflecken; fruchtlos wohnte Erzherzog Leopold mehrern Vorleſungen bei: die innere Ruhe war dahin, und der Wohlſtand der Akademie gerieth in Verfall, welcher bald durch äußere Drangſale noch beſchleunigt wurde.

Unter welchen Fürſten die badiſchen Unterthanen das ſiebzehnte Jahrhundert betraten, haben wir geſehen. Der Handel zwiſchen Markgraf Ernſt Friedrich und Eduard Fortunat hinterließ eine unangenehme Stimmung und wegen des großen Kriegsaufwandes beſchwerliche Folgen. Auch waren aus den Zeiten der Reformation noch mancherlei Irrungen im Gedächtniß, welche ein Streit über die Vormundſchaft und religiöſe Erziehung von Markgraf Jakobs nachgebornem Sohn auf die unangenehmſte Weiſe wieder erneuert hatte. Selbſt Markgraf Ernſt Friedrichs perſönlicher Charakter mochte zu mancher Beſchwerde ſeiner Unterthanen veranlaſſen. Unter dieſen zerriſſenen Verhältniſſen des badiſchen Hauſes und Volkes, in einer ſo ungewiſſen, an hunderterlei Nachwehen früherer Stürme leidenden Zeit, wuchs derjenige Fürſt heran, welcher die markgräflichen Lande wieder ſämmtlich in ſeiner Hand vereinigte. Markgraf Georg Friedrich hatte als Jüngling durch einige Studien und Reiſen, diejenige Bildung erhalten, welche damals von einem fürſtlichen Prinzen gefordert wurde; auf einem Türkenzuge übte er ſpäter ſein militäriſches Talent und erwarb ſich dabei die beſondere Gunſt Kaiſer Rudolf des Zweiten. Nach dem Antritt der Regierung ließen ſeine Vorſäze und erſten Schritte eine würdige Führung derſelben erwarten; er erkundigte ſich genau über alle Verhältniſſe der einzelnen Landestheile und veranſtaltete eine geordnete Sammlung der verſchiedenen Landrechte; ſeine Verordnungen und ſein Benehmen verriethen eine edle Gerechtigkeitsliebe und einen aufgeklärten Geiſt, wie er denn im Breisgau den katholiſchen Theil der badiſchen Unterthanen bei der Ausübung ihres Gottesdienſtes ungehindert verbleiben ließ. Man konnte ahnen, daß Markgraf Georg Friedrich einer der angeſehenſten Fürſten, und Baden unter deſſen Verwaltung eines der glücklichſten Länder des Reiches werden würde. Aber der allverwüſtende Dämon des dreißigjährigen Krieges erlas gerade ihn zu einem der traurigſten Opfer.

Im Jahre ſechszehnhundert und fünf hatte Georg Friedrich die kaiſerliche Belehnung über ſämmtliche von ſeinem Bruder Ernſt Friedrich ihm zugefallenen Länder erhalten; es war aber dabei bedungen worden, daß den Nachkommen weiland Markgraf Eduards eine Rechtsklage auf den baden-badenſchen Antheil frei ſtehe. Und

Digitized by Google

ſomit erhob ſich jezt ein Prozeß, welcher bald ein allgemeineres Intereſſe gewann, da die eduardiſchen Kinder der römiſchen Kirche angehörten und die katholiſchen Fürſten eifrigſt dahin arbeiteten, durch deren Einſezung in die Erbfolge die obere Markgrafſchaft für ihre Parthei zu erhalten. Denn ſeit dem augsburgiſchen Religions-Frieden hatte das Mißverſtändniß zwiſchen den katholiſchen und proteſtantiſchen Ständen wieder mehr und mehr zugenommen, und die leztern konnten aus dem Benehmen Erzherzog Ferdinands Befürchtungen genug ſchöpfen, um ſich zu einem nähern Aneinanderſchließen für ihr gemeinſames Intereſſe berechtiget zu glauben. Nach dem erfolgloſen Ausgang des regensburgiſchen Reichstages vom Jahre ſechszehnhundert und acht geſchahen mehrere Zuſammenkünfte der proteſtantiſchen Fürſten, wobei auch der badiſche Erbfolgeſtreit zur Sprache kam. Man verſuchte endlich einen Vergleich, und die eduardiſchen Kinder würden ſich mit dem markgräflichen Titel und der Grafſchaft Sponheim begnügt haben; aber Georg Friedrich verweigerte ihnen auch dieſes, und büßte dadurch in der Folge die Markgrafſchaft Baden-Baden für immer wieder ein.

Der Hauptzweck jener Zuſammenkünfte aber war die Bildung einer proteſtantiſchen Union, um hinlänglich gerüſtet zu ſeyn, im Falle die katholiſchen Stände gewaltſame Schritte thun ſollten. Sie kam wirklich zu Stande, und ihre Leitung wurde Churfürſt Friedrich dem Vierten von der Pfalz übertragen. Das pfälziſche Haus hatte ſeit einem halben Jahrhundert an Macht und Anſehen wieder ſo zugenommen, daß eben dieſer Friedrich unter den deutſchen Fürſten eine der erſten Stellen behauptete. Die traurigen Religionsſtreitigkeiten, welche unter ſeinem Vater und Oheim den Frieden des Landes ſtörten, waren vorübergehende Uebel, und als Friedrich die Regierung antrat, hatte Kaſimir die Ruhe und Ordnung ſchon möglichſt wieder hergeſtellt. Deſto ungehemmter arbeitete der junge, edelmüthige, thätige und gelehrte Churfürſt an der Emporbringung alles deſſen, was den Flor und Ruhm eines Staates begründet. Seine Landesverwaltung war vortrefflich; er erhob das Dorf Mannheim zu einer Stadt, und ſorgte mit beſonderer Liebe für die heidelbergiſche Hochſchule. Niemals hat dieſelbe auch freudiger geblüht, als unter ihm. Ihre Geſeze und Einrichtungen wurden nach dem fortgeſchrittnen Zeitgeiſte

verbeſſert, ſie erhielt neue Lehrſtühle für Geſchichte und arabiſche Sprache, und in der zahlreichen Reihe ihrer Profeſſoren glänzten die berühmteſten Namen. Um von den übrigen Fakultäten zu ſchweigen, ſo beſaß nur die juriſtiſche einen Bachovius und Godofredus.

Doch, ſeitdem Churfürſt Friedrich der Vierte als Haupt der proteſtantiſchen Union auftrat, erſcheint das pfälziſche Haus innigſt in das traurige Verhängniß verflochten, welches zwiſchen dem ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhunderte über Deutſchland gewaltet hat. Er ſtarb im Jahr tauſend ſechshundert und zehn, und nach dreijähriger Vormundſchaft übernahm ſein gleichnamiger Sohn die Landesregierung. Dieſer Friedrich war nun jener Churfürſt, deſſen Wahl zum Könige von Böhmen den Ausbruch des dreißigjährigen Krieges veranlaßte. Er hatte ſich kurz vor ſeiner Großjährigkeit mit Eliſabeth, der Tochter König Jakob des Erſten von England vermählt, und konnte einer glücklichen Zukunft entgegenſehen. Denn ſein Herz war gut, es liebte den Frieden, und ſchien für alles Edle empfänglich, was in ruhigen Zeiten gedeihen mag. Friedrich genoß dieſes Glücks auch im vollen Maaße, „bis er, wie deſſen Geſchichtſchreiber ſagt, von dem ſchmeichelnden Glücke zu ſehr eingenommen, und von auswärtigen Bundesverwandten, welche das Haus Oeſtreich mit neidiſchen Augen anſahen, zu einer gefährlichen Kron-Sucht verleitet wurde, welche ihn und ſein ganzes churfürſtliches Haus, ſammt den unſchuldigen Unterthanen und Landen, in einen Abgrund unbeſchreiblichen Unglückes geſtürzt hat.“

Zehntes Kapitel.

Fortſezung und Beſchluß des Vorigen.

Als die Wahl Churfürſt Friedrichs landkundig geworden war, und die Partheien dafür und dawider ſich bildeten, veranlaßte dieſe wichtige Angelegenheit die übrigen Churfürſten zu einer ge-

meinſamen Berathſchlagung, deren Ergebniß ein ernſtes Abmahnungsſchreiben war, welches die darin aufgeführten Gründe mit den prophetiſchen Worten ſchloß: „Hieraus möchte dann ein ſolch' allgemeiner Krieg und Aufſtand im Reiche ſich erheben, daß von dem ſchrecklichen Blutvergießen, Land- und Leutverderben, und von deſſen Urſachen die Hiſtorien, ſo lange die Welt ſtehet, zu reden haben werden. Der Türke, als abgeſagter Feind des chriſtlichen Namens, wird beſorglich ſeiner Schanze nicht vergeſſen, ſondern bei ſolcher Okaſion ſeinen Fuß ſo weit fortſezen, daß demſelben zu begegnen und Widerſtand zu thun man viel zu ſchwach ſeyn würde. Ausländiſche Potentaten werden, auf Erfordern der ſtreitenden Theile, oder vielleicht für ſich ſelbſt, mit in's Spiel kommen, und es wird das heilige römiſche Reich, das mit aller Welt Lob und Verwunderung ſoviel hundert Jahre floriert, dem Türken und den Ausländern zu einem Raubhaus geſtellet, und die uralte deutſche Freiheit in unſerm geliebten Vaterlande in eine erbärmliche Dienſtbarkeit verändert, ja die uralten fürſtlichen Häuſer ſammt vielen tapfern Grafen, Herren und Rittern, wie in andern Monarchien bei dergleichen innerlichen Kriegen auch geſchehen, werden ſich untereinander dermaßen zu Grunde richten, daß deren Namen und Gedächtniß, außer was zu ihrer Schmach gereichen mag, nicht wird übrig bleiben." Noch von hundert andern Seiten mißrieth man dem Churfürſten die Annahme der böhmiſchen Krone. Aber es war ein zu lockendes Ziel für ſeine Eitelkeit; er nahm ſie an, ohne den Geiſt und Muth zu beſizen, womit ſie hätte können behauptet werden. Als Friedrich zu Heidelberg von ſeiner Mutter ſchied, rief ſie ihm traurig nach: „Nun wandert die Pfalz gen Böhmen."

Dieſe ſchlimmen Ahnungen giengen bald genug in Erfüllung. Ferdinand rüſtete ſein Volk, drang in Böhmen ein, und eine große Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag ſtürzte den neuen König wieder von ſeinem Throne. Friedrich floh nach Breslau, wo er, vom Kaiſer geächtet und von der aufgelösten Union verlaſſen, nur noch jenſeits des Meeres, in ſeinem Schwager einen Stern der Hoffnung ſah.

Sehr ernſtlich hatten ſich die meiſten Reichsſtände der Achtserklärung ihres Mitgenoſſen widerſezt; aber der Kaiſer ſprach ſie

aus, und die Erekution derſelben wurde unverweilt dem Herzog Marimilian von Baiern und dem Erzherzog Albrecht von Oeſtreich übertragen. Bald rückten die feindlichen Heerhaufen von allen Seiten gegen die pfälziſchen Lande heran, und beſezten dieſelben unter dem Feldherrnſtab des Grafen Tilly. Churfürſt Friedrich indeſſen hatte noch drei unerſchütterliche Freunde gefunden, mit deren Hilfe er wenigſtens ſein väterliches Erbe zu retten hoffte. Es waren Herzog Chriſtian von Braunſchweig, Graf Ernſt von Mannsfeld und Markgraf Georg Friedrich von Baden. Daher verließ der Churfürſt im Jahre ſechszehnhundert zwei und zwanzig ſein Exil, kam verkleidet herauf nach Deutſchland und vereinigte ſich zu Landau mit dem Grafen Mannsfeld. Dieſer tapfere Hauptmann ſezte nun über den Rhein, und zog in voller Schlachtordnung durch das ſtiftſpeieriſche Gebiet bis gegen Wiesloch, wo ſich Tilly auf einer waldigen Anhöhe verſchanzt hatte. Bei Malſch pflanzte er ſein Geſchüz auf und ließ den Feind durch einen verſtellten Angriff und Rückzug aus ſeiner Verſchanzung locken, worauf es zu einem blutigen Treffen kam, welches Tilly verlor. Zweitauſend Mann hatte der General eingebüßt, und ſein eignes Pferd war ihm unter dem Leibe getödtet worden; er mußte ſich eilig zurückziehen, und ſchlug den Weg nach Wimpfen ein, um ſeine Armee daſelbſt wieder zu ergänzen. Mannsfeld aber benüzte den erfochtenen Sieg zur Einnahme von Sinsheim und Eppingen, eilte hierauf zurück und belagerte Ladenburg.

Der Markgraf von Baden hatte die Regierung ſeinem Sohne Friedrich übertragen, damit es ihrem Hauſe keinen Nachtheil bringen möchte, im Falle der Feldzug mißlingen, und er gleich dem Churfürſten geächtet werden ſollte. Sein Heer, welches ſich bei Staffort verſammelte, beſtund aus zwanzigtauſend Mann geübter und wohlverſehener Truppen; die eine Abtheilung führte er ſelbſt, die andere aber der Herzog von Braunſchweig. Als nun Tilly bei Wiesloch geſchlagen war, ſchien der Augenblick günſtig, ihn abermals anzugreifen. Der Markgraf rückte alſo durch die Pfalz hinab gegen Heilbronn, und lagerte ſich auf dem breiten Felde bei Wimpfen, um den General unverſehens zu überfallen. Aber Tilly hatte Nachricht hievon erhalten, und kam dem Markgrafen zuvor. In der Morgendämmerung nämlich des ſechs und zwan-

zigſten Aprils tauſend ſechshundert zwei und zwanzig brach er auf mit ſeinem Heere und mit einer Verſtärkung des ſpaniſchen Generals Kordova, und nahm dem Markgrafen gegenüber auf einer wohlgelegenen Anhöhe und durch einen Wald geſchüzt eine ſehr vortheilhafte Stellung. Beim erſten Strahl der Sonne verkündigte der Donner des groben Geſchüzes den Anfang der Schlacht. Bald rückte die Reiterei gegen einander an und focht ſo hizig, daß eine große Anzahl auf dem Plaze blieb. Inzwiſchen war auch die Infanterie zum Kampfe gekommen; aber vergeblich bemühte ſich Georg Friedrich, den Feind aus ſeiner Stellung zu verdrängen. Tilly beſaß alle Vortheile für ſich, die badiſche Mannſchaft dagegen focht lange ohne allen Schirm gegen Sonne und Geſchüz. Endlich bildete der Markgraf eine Wagenburg, und nach einer zweiſtündigen Mittagsruhe begann der Kampf wieder durch ein heftiges Feuer aus derſelben. Aber nun eilte Tilly in voller Schlachtordnung heran, und als Georg Friedrich durch einen verſtellten Rückzug verleitet wurde, ſeine Wagenburg zu verlaſſen, fiel ihm Kordova unverſehens in den Rücken. Es war umſonſt, daß er die vorige Stellung wieder zu gewinnen ſuchte; ſeine Reiterei gerieth in Unordnung und ergriff endlich die Flucht. Jedoch hielt die Infanterie um ſo tapferer Stand; ſie ſchoß mit ſolcher Heftigkeit auf den Feind, daß drei Regimenter deſſelben beinahe völlig zu Grunde giengen. Schon begann der Sieg ſich auf die Seite des Markgrafen zu neigen, und der Muth ſeines Volkes ſchien mit jeder Anſtrengung zu wachſen, als plözlich fünf Pulverwagen in die Luft flogen und eine gräßliche Verwüſtung anrichteten. Dieſer Schlag verſezte das badiſche Heer in die äußerſte Beſtürzung; es wandte ſich grauenvoll in die Flucht, und der Markgraf ſelbſt, nachdem er die lezten Kräfte aufgeboten hatte, wich jezo von der Wahlſtatt. Aber eine unſterbliche That verherrlichte dieſen unglücklichen Ausgang des Tages von Wimpfen. Vierhundert Bürger aus Pforzheim, welche unter dem Namen des weißen Regimentes die Leibwache des Markgrafen bildeten, widerſezten ſich zur Deckung ſeiner Flucht der ganzen Macht des ſiegenden Feindes, ſchlugen die angebotene Gnade mit heldenmüthiger Todesverachtung zweimal aus, und fielen Mann für Mann auf dem Plaze, wo ſie ſtritten!

Digitized by Google

Dieſer Niederlage des Markgrafen von Baden folgte bald auch eine des Herzogs von Braunſchweig bei Höchſt, und vernichtete vollends die Hoffnungen des Churfürſten, der jezt froh war, mit dem Kaiſer Unterhandlungen angeknüpft zu haben. Ferdinand veranlaßte ihn, ſeine Kriegsmacht abzudanken, wie es auch der Markgraf von Baden that. Allein, der gewünſchte Vergleich ſchlug fehl, und die Länder beider Fürſten lagen wehrlos vor dem eindringenden Feinde da. Tilly rückte vor Heidelberg und brachte die Stadt nach vierzehntägigem Beſchießen durch Erſtürmung, das Schloß aber durch Kapitulation in ſeine Gewalt, worauf auch die neue Feſtung Mannheim ſich ergab. Unerhörte Greuelſcenen erfolgten nun in der unlücklichen Stadt; Raub, Blut und Flammen erfüllten ſie, und ängſtigten die Einwohnerſchaft. Doch wurde ſpäter von allen Unfällen und Mißhandlungen, welche die Folge dieſer Kriegsereigniſſe waren, nichts ſo ſehr beklagt, als die Zertrümmerung der heidelbergiſchen Bibliothek, welche ſeit ihrer Gründung durch Pfalzgraf Ludwig durch Beiträge von deſſen Nachfolgern, von einzelnen Profeſſoren und namentlich auch von Reuchlin ſo angewachſen war, daß ſie der „vorzüglichſte Schaz des gelehrten Deutſchlandes“ genannt wurde. Denn nicht nur hatten einige feindlichen Reiter in der erſten Hize viele Bücher und Handſchriften zerriſſen und ihren Pferden damit geſtreut, ſondern der Herzog von Baiern machte mit dem koſtbarſten Theile der Sammlung dem heiligen Vater ein Geſchenk, und der abgeſchickte päbſtliche Bibliothekar führte dieſen Raub von wenigſtens zweimal hundert tauſend Gulden Werth auf hundert Maulthieren nach Rom!

In den vom Feinde beſezten pfälziſchen Landen begann jezt eine traurige Reſtauration. Der Herzog von Baiern, an welchen der Kaiſer die dem Churfürſten entriſſene Churwürde verliehen hatte, ließ allenthalben die reformirte Geiſtlichkeit vertreiben, führte die katholiſche Religion wieder ein, und übergab die Heidelberger Hochſchule den Jeſuiten. Ein ähnliches Schickſal erfuhren die badiſchen Lande. Georg Friedrich war von der Wahlſtatt bei Wimpfen in das Mannsfeldiſche Lager vor Ladenburg geflohen, und von da nach Durlach, wo er vergeblich die Ueberbleibſel ſeines Heeres wieder zu ſammeln ſuchte. Der Feind rückte heran, überzog plündernd und verwüſtend die untere Markgrafſchaft, daß der

Digitized by Google

unglückliche Fürſt auf die Feſte Hachberg im Breisgau ſeine Zuflucht nehmen mußte. Aber auch Markgraf Friedrich der Fünfte war genöthigt, die Heimath zu verlaſſen, wie unſchuldig er an den Unternehmungen ſeines Vaters ſeyn mochte. Und nicht allein wurde Pforzheim von dem liguiſtiſchen Kriegsvolke beſezt, ſondern dem Hauſe Baden-Durlach jezt auch die obere Markgrafſchaft entriſſen und dem Sohne weiland Eduard Fortunats zurückgegeben, nachdem derſelbe verſprochen hatte, die katholiſche Religion darin wieder einzuführen. „Wir haben beſchloſſen, lautete das kaiſerliche Urtheil, daß Markgraf Georg Friedrich auf den Beſiz des obern Theils der Markgrafſchaft Baden zu verzichten, desgleichen alle Mobilien, Kleinode, Fahrniſſe, Briefe und Dokumente mit Erſaz alles Schadens von Zeit der Einnahme an zurückzuantworten, und die während des Prozeſſes aufgelaufenen Gerichtskoſten zu bezahlen, ſchuldig und verdammt ſeyn ſolle.“ Sobald das Land dem neuen Herrn gehuldigt hatte, wurden die evangeliſchen Prediger daraus vertrieben, und es erſchienen auch hier die Jeſuiten. Markgraf Wilhelm ließ ihnen zu Baden ein prächtiges Kollegium erbauen, und ein zweites in Ettlingen, wo er oftmals zu wohnen pflegte. Es erſchienen ferner die Kapuziner, welchen man zu Mahlberg ein Kloſter errichtete, wie gleichfalls zu Baden, wo auſſerdem auch die Schweſtern vom Grabe des Herrn eine Behauſung erhielten; und endlich wurde das Gotteshaus Frauenalb wieder hergeſtellt.

Während nun die pfälziſchen und baden-durlachiſchen Lande vom Feinde beſezt waren, hatten ſich die Könige von England und Dänemark umſonſt bemüht, den Kaiſer mit Churfürſt Friedrich zu verſöhnen, und droheten jezt mit Krieg. Wirklich erſchienen auch der Graf von Mannsfeld und der Herzog von Braunſchweig mit engliſchem Volk, und König Chriſtian mit einem däniſchen Heere in Deutſchland; aber ſowohl dieſer als jener wurden von Tilly und Wallenſtein geſchlagen, und der Kaiſer erließ bei dieſem Triumphe ſeiner Macht das Reſtitutionsedikt, welches den proteſtantiſchen Ständen die unverweilte Zurückgabe aller ſeit dem Augsburger Religionsfrieden in Beſiz genommenen geiſtlichen Güter gebot. Indeſſen hatte der Uebermuth Ferdinands, ſeine augenſcheinliche Abſicht, den Krieg zur Vergrößerung des öſtreichiſchen

Hauſes fortzuſezen, und die wilde Inſolenz der kaiſerlichen Truppen nicht nur die Proteſtanten in die äuſſerſte Beſtürzung verſezt, ſondern ſelbſt die katholiſchen Fürſten, und namenlich den Herzog von Baiern, mit Unwillen und Beſorgniſſen erfüllt. Sie verſammelten ſich daher im Hornung tauſend ſechshundert neun und zwanzig zu Heidelberg und ließen dem Kaiſer bedeuten, er möchte ſich endlich mit dem Churfürſten von der Pfalz verſöhnen, damit es zum Frieden komme, und ſie nicht genöthigt würden, denſelben durch ihre Waffen herzuſtellen. Aber, obgleich die Churfürſten das folgende Jahr auf dem Reichstage zu Regensburg eine noch freiere Sprache führten, und Ferdinand auf ihr Verlangen auch den gefürchteten Wallenſtein von der Armee entfernte, ſo wurde doch das Reſtitutionsedikt beſtätigt, und deſſen Vollzug alſobald mit ſolcher Härte begonnen, daß die proteſtantiſchen Stände ſich um einen Retter auſſerhalb Deutſchland umſahen.

Und ſie fanden denſelben in Guſtav Adolf, dem edlen, tapfern und weiſen Könige von Schweden. Mit fünfzehntauſend Mann landete er an der deutſchen Oſtſeeküſte, verſtärkte ſich durch einige Fürſten, drang ſiegreich vor, und ſchlug den Grafen Tilly bei Leipzig auf das Haupt. Bald darauf ſtarb derſelbe an einer Wunde, und Guſtav Adolf zog triumphirend in die Hauptſtadt Baierns ein, während der Churfürſt von Sachſen ſich Böhmens bemächtigte. Von München begab er ſich nach Augsburg und verſchiedene Haufen rückten weiter gegen Schwaben herein, wo ſie jedoch von den kaiſerlichen Truppen unter dem Oberſten Oſſa wieder vertrieben wurden. Der König ſelbſt aber, nachdem das Gerücht ergangen war, Wallenſtein habe neuerdings den Oberbefehl über die kaiſerliche Kriegsmacht erhalten, die Sachſen aus Böhmen wieder vertrieben und ſich mit dem baieriſchen Heere vereinigt, er ſelbſt zog dem trozigen Feldherrn ſofort entgegen, that bei Nürnberg vergeblich einen Angriff auf deſſen verſchanztes Lager, und folgte ihm hierauf nach Sachſen, wo es bei Leipzig abermals zur Schlacht kam. Es war im November tauſend ſechshundert zwei und dreißig. Ohngeachtet die Vortheile in der Hand Wallenſteins lagen, drang der König dennoch vor, und brachte durch das Ungeſtüm ſeines Muthes die Kaiſerlichen zum Weichen, ward aber verwundet, und bald darauf raubte ihm ein feindlicher Schuß das Leben. Da ergriff Herzog Bernhard

von Weimar den Befehlsſtab, führte die Schweden von neuem gegen den Feind und errang den Sieg. Von dem an wurde der Krieg in Deutſchland durch dieſen heldenmüthigen Prinzen und durch einige Feldherren fortgeſezt, welche ſich an der Seite Guſtav Adolfs gebildet hatten. Die ſchwediſchen Staatsangelegenheiten überhaupt aber leitete der Kanzler Orenſtierna, mit welchem das ſchlaue, ſtets auf den Ruin des deutſchen Reiches bedachte Frankreich jezt ein Bündniß abſchloß, deſſen Folge die Verlängerung des blutigen Jammers war, worunter Deutſchland ſeit nun bereits zwölf Jahren geſeufzet hatte.

Unſere Gauen am Oberrhein und Bodenſee ſchienen vom Waffengetümmel bisher verſchont geblieben zu ſeyn, um jezt plözlich die Gräuel des Krieges im vollſten Maße zu erdulden. Nach jenem erſten Einfalle einer ſchwediſchen Abtheilung in Schwaben, erſchien endlich im Sommer ſechszehnhundert drei und dreißig der Feldmarſchall Guſtav Horn mit einem Heere am Bodenſee, wo die Stadt Konſtanz ſeine Blicke auf ſich zog. Denn eines ſo wichtigen Ortes wollte er verſichert ſeyn, ehevor die ſpaniſche und ligiſtiſche Armee herangerückt wäre, welche man erwartete. Die Stadt wurde alſo unverweilt umſchloſſen, und der ſchwediſche Feldherr gedachte ſie in kurzer Zeit zur Uebergabe zu nöthigen, indem das wenige in der Umgegend gelegene kaiſerliche Kriegsvolk nichts zu ihrer Rettung unternehmen konnte. Aber die konſtanziſche Bürgerſchaft bewies ihren altberühmten Muth neuerdings auf's glänzendſte, und nach einer harten Belagerung von ſechs vollen Monden feierte ſie den Triumph, daß der Feind beim Heranzuge des kaiſerlichen Feldmarſchalls Altringer und des Herzogs von Feria mit einer ſtarken Macht, unverrichteter Sache die ſo tapfer und mit ſo ungemeiner Aufopferung vertheidigten Mauern verließ.

Horn wandte ſich nach Wirtemberg, wo er eine bereitwillige Aufnahme und zahlreiche Verſtärkung fand, und wo ihn Markgraf Friedrich von Baden gegen die Kaiſerlichen zu Hilfe rief, welche von Heidelberg aus neuerdings die baden-durlachiſchen Lande bedrohten, nachdem ſchon der General Montekukuli ſie feindlich durchzogen hatte. Der ſchwediſche Feldherr eilte herbei, entſezte die hartbedrängte Stadt Wiesloch, jagte den Feind über den Rhein zurück, und ſchickte eine Heeresabtheilung in die Ortenau

Digitized by Google

und den Breisgau. Da fielen Offenburg, Gengenbach und Zell, Haslach, Hauſach und Wolfach in die ſchwediſche Gewalt, wie ſofort auch die breisgauiſchen Städte. Vergeblich hatte die Einwohnerſchaft von Freiburg ſich lang auf's ſtandhafteſte vertheidigt, um den Ruhm der Konſtanzer zu erwerben. Das Belagerungsheer war zu ſtark angewachſen, und die Stadt beſaß zu wenige Mittel; ſie mußte die Thore öffnen, und dem aus Elſaß angelangten Marſchall Horn eine Brandſchazung von dreißigtauſend Gulden erlegen. Nur das einzige Breiſach blieb noch in der Hand der Kaiſerlichen, aber bald ſollte auch dieſe Stadt die Drangſale einer Belagerung erfahren.

Inzwiſchen gelang es dem Markgrafen Friedrich, die ihm ſchon von König Guſtav Adolf verſprochene Zurückſtellung der obern Markgrafſchaft zu erwirken. Denn Oxenſtierna, welchem die Kreiſe Franken, Schwaben, Ober- und Niederrhein das Direktorium ihres gegen den Kaiſer und die Lige geſchloſſenen Bündniſſes übertragen hatten, verwendete ſich ſo angelegentlich für denſelben, daß ihm auf einer Kreisverſammlung zu Heilbronn nicht allein die baden-badiſchen Lande wieder übergeben, ſondern auch alle öſtreichiſchen zwiſchen dem Rhein und Schwarzwald von Rheinfelden bis Philippsburg zugetheilt wurden. Friedrich durchzog nun die neue Erwerbung und ließ ſich huldigen, vereinigte ſeine Mannſchaft mit dem ſchwediſchen Generale Rheingraf Otto Ludwig, beſtrafte einen Haufen breisgauiſcher Bauern, welche ſich bei Kirchhofen zur Wehre geſezt, half dem Rheingrafen die Waldſtädte einnehmen, und endlich das bisher unangetaſtete Breiſach belagern. Da beiden Partheien an dem Beſize dieſer durch ihre Lage ſo wichtigen Stadt beſonders gelegen war, ſo erſchien jezt Montekukuli zu ihrem Entſaze, verlor aber ein Treffen, ſeine Freiheit, und durch die dabei empfangenen Wunden bald darauf ſein Leben.

Damals aber waren auch die Städte Ueberlingen und Villingen vom Feinde umſchloſſen und hart bedrängt worden. Denn Horn hatte ſich wieder nach Schwaben gewendet, und von Memmingen aus überzog er abermals die Seegegend, und ließ Streifparthien unternehmen bis hinab in den Kleckgau, wo mehrere hundert Bauern im Dorfe Lottſtetten einen Angriff auf die ſchwediſche Reiterei mit ihrem Untergange büßten. Er ſelbſt inzwiſchen

betrieb mit allem Eifer die Belagerung von Ueberlingen, deſſen Bürger ſich mit bewunderungswürdigem Muthe vertheidigten. Die Stadt wurde unterminirt und theilweis eingenommen; aber von Gaſſe zu Gaſſe erhoben ſich immer neue Verſchanzungen, daß Horn die Belagerung endlich aufgab, und ſich nach Ravensburg zurückzog. Villingen hatte das Schickſal gehabt, von der Heilbronner Verſammlung an den Herzog von Wirtemberg verſchenkt, und durch ſein Kriegsvolk bereits zum drittenmal belagert zu werden. Doch ſcheiterten jezt ebenſo, wie früher, alle Angriffe an der entſchiedenen Gegenwehr der Einwohnerſchaft, und das Erſcheinen eines kaiſerlichen Heeres unter Feria, welches den Rheingrafen verdrängte, befreite auch Villingen von den Wirtembergern, wie den ganzen Breisgau aus der feindlichen Gewalt. Und kaum hatten die ſchwediſchen Waffen ſich der Städte Freiburg und Rheinfelden wieder bemächtigt, als ſie bei Nördlingen jenen Schlag erlitten, der eine ſo plözliche Wendung der Dinge herbeigeführet hat. Die Schweden verließen überall die oberdeutſchen Länder und drängten ſich durch die Pfalz dem Rheine zu. Wie auf dem Fuß folgte ihnen ein kaiſerliches Heer; die vorderöſtreichiſchen Lande wurden durch Beſazungen verwahret, die badiſchen dem Markgrafen Wilhelm ſämmtlich wieder übergeben, und der Feind aus den pfälziſchen größtentheils vertrieben, ſo tapfer ſich auch Heidelberg namentlich dem General Gallas widerſezte.

Und jezt fühlte man beiderſeits eine Ermüdung, welche der Grund zum endlichen Frieden geweſen ſeyn würde, wenn nicht die franzöſiſche Politik es vereitelt hätte. Die proteſtantiſchen Fürſten waren meiſt von den Schweden zurückgetreten, und dieſe ſchon entſchloſſen, aus Deutſchland abzuziehen, als Frankreich ſich offen wider den Kaiſer erklärte, und im Bündniſſe mit Oxenſtierna und dem Herzog von Weimar den Krieg erneuerte. Die öſtreichiſchen Länder wurden plözlich von allen Seiten angegriffen. Erzherzog Ferdinand hatte im Sommer ſechszehnhundert ſechs und dreißig die Rheingegenden ſelbſt beſucht, zu Durlach bei Markgraf Wilhelm gewohnt, Freiburg mit einer friſchen Beſazung verſehen laſſen, und zu Breiſach neue Befeſtigungen angeordnet. Im folgenden Jahre erhielt er durch den Tod ſeines Vaters den kaiſerlichen Thron, und ſammelte nun all' ſeine Kraft, um die ſchwediſchen

Waffen zu unterdrücken und hernach gegen Frankreich aufzutreten. Anfangs ſchien ihm auch das Kriegsglück günſtig, denn Gallas that einen vortheilhaften Feldzug nach Pommern und Sachſen. Aber bald nahm ihm der ſchwediſche General Banner alle errungenen Vortheile wieder ab, und bedrohte die kaiſerlichen Erblande, während Bernhard von Weimar im Elſaß eine ſtarke Armee zuſammenzog.

Bei ſo einladenden Umſtänden verſuchte es Churfürſt Karl Ludwig, der Sohn des unglücklichen Friedrich, welchen bald nach dem Falle Guſtav Adolfs der Schmerz und Gram ins Grab gedrückt hatte, ſeine Erblande wieder zu erobern. Nach Anwerbung eines Heeres in Holland zog er herauf, um ſich in Weſtphalen mit einem ſchwediſchen Korps zu vereinigen; allein ſeine Kriegsmacht wurde plözlich von den Kaiſerlichen überfallen und gänzlich geſprengt. Glücklicher war die Unternehmung des Herzogs von Weimar am Oberrhein, wo er durch Einnahme des Elſaßes, Breisgaus, der Ortenau und des Schwarzwalds ein Fürſtenthum für ſich zu gründen ſuchte. Im Anfang des Jahres tauſend ſechshundert acht und dreißig verließ er die Winterquartiere und überzog zuerſt die vier Waldſtädte. Waldshut, Laufenburg und Säckingen konnten ihm keinen dauernden Widerſtand leiſten, und der Vortheil, welchen die Kaiſerlichen bei Rheinfelden errangen, diente nur dazu, ihm einen deſto glänzendern Sieg zu verſchaffen. Nachdem die Schweden aus ihren Laufgräben in die Flucht geſchlagen worden, griff der Herzog drei Tage hernach den zu ſichern Feind unverſehens an, und ſchlug ihn ſo gänzlich, daß beinahe alle Hauptleute getödtet oder gefangen wurden. Die nächſte Folge dieſes Triumphes war die Einnahme der Stadt Rheinfelden und der Feſte Röteln, alsdann die Belagerung von Breiſach und Freiburg. Das leztere leiſtete zwar einen heftigen Widerſtand, gegen die große Uebermacht des Herzogs blieb ihm jedoch bald nichts übrig, als eine Kapitulation unter annehmbaren Bedingniſſen. Länger hielt ſich Breiſach, und wenn nicht durch Verſchulden ſeines Kommandanten eine Hungersnoth in der Stadt entſtanden wäre, ſo würde ſie wohl unbeſiegt geblieben ſeyn. Es war den Kaiſerlichen, wie ehedem, alles an der Erhaltung Breiſachs gelegen. Sie zogen ſich in der Gegend zuſammen, und dreimal

verſuchte es der General Göze, den Ort zu entſezen. Aber immer geſchlagen bis beinahe zur Vernichtung, mußte er ſich endlich entfernen, und das Elend der Belagerten erreichte den höchſten Grad. „Täglich, ſchrieb ein breiſachiſcher Kapuziner in ſein Tagebuch, ſtarben viele Bürger und Soldaten vor Hunger. Die leztern erhielten kein Brod mehr, ſondern blos ein Pfund Pferdefleiſch. In der Stadt herrſchte ein ſolcher Jammer, daß die Kinder auf der Gaſſe nicht ſicher waren. Man hatte nichts mehr zu eſſen als Pferde- und Kühhäute, deren eine eilf Reichsthaler koſtete. Sie wurden nach weggebranntem Haare geſotten oder geröſtet, und ſo verzehrt, daß die Soldaten davon aufſchwollen und ſich kaum erhalten konnten. Die Kranken und Ausgehungerten wollten die Geſtorbenen nicht mehr begraben laſſen, um ſie zu verzehren. Einem verblichenen Marquetenter ſchnitten ſeine Kameraden das Fleiſch vom Körper und aßen es. Ich ſahe auch, wie ein Weib einen Todten ausgrub, und das Gehäng herausnahm. Und auf ſolche erbärmliche Art ergieng es den meiſten enſeelten Kindern.“

Nach vier Monaten eines ſo verzweiflungsvollen Zuſtandes, kapitulirte Breiſach; die Beſazung erhielt freien Abzug und die Bürgerſchaft das Verſprechen, bei ihrer Verfaſſung und Glaubensform unbeeinträchtigt gelaſſen zu werden. Und ſo waren nun das Frickthal, die vier Waldſtädte, der Breisgau und die Ortenau völlig in Herzog Bernhards Gewalt, der ſich wohl freuen mochte über ſolchen Fortgang ſeines Werkes, aber mitten aus ſeiner Thätigkeit durch den Tod unerwartet geriſſen wurde; er ſtarb im Juli ſechszehnhundert neun und dreißig zu Neuenburg an erhaltenem Gift. Doch wurde durch dieſen Mord die Gefahr von den Vorlanden wenig entfernt, indem jezt Frankreich begierig nach denſelben griff, unter dem Vorwande einer Entſchädigung für die bisher gehabten Kriegskoſten. Die weimariſche Armee wurde hingehalten und durch allerlei Künſte geſchwächt, Breiſach durch Beſtechung des Gouverneurs in franzöſiſchen Beſiz genommen, und endlich ganz Elſaß.

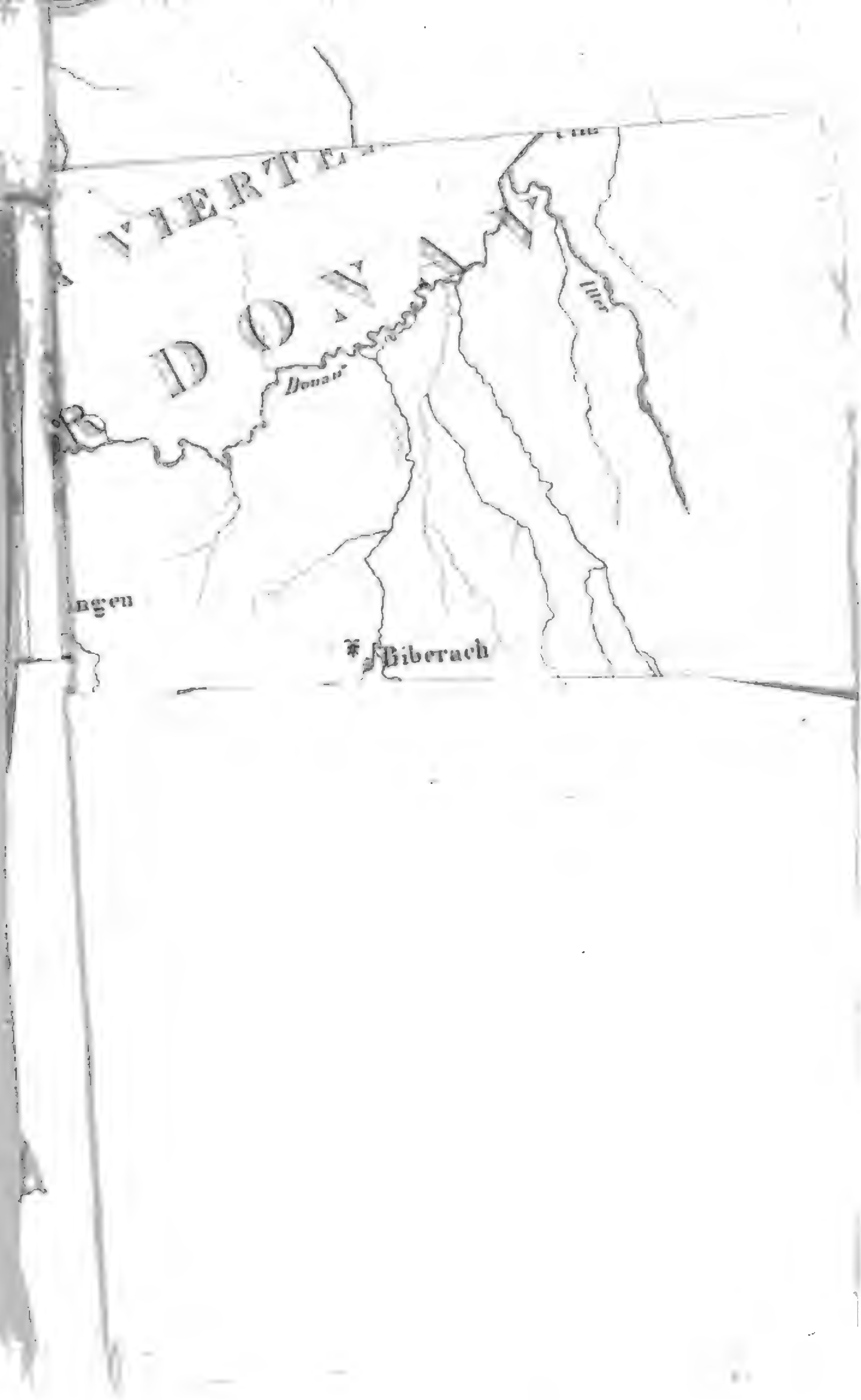
Im nördlichen und mittlern Deutſchland hatte indeſſen der Feldmarſchall Banner den Krieg gegen die kaiſerlichen Generale mit abwechſelndem Glücke geführt, und jezt, nach ſeinem Tode, übernahm Torſtenſohn den ſchwediſchen Oberbefehl, ein Mann von gleichgroßem militäriſchem Talent. Unter ſolchen Umſtänden kam

Digitized by Google

es, daß Ferdinand die ſchon früher angeknüpften Friedensunterhandlungen weiter betrieb, da er, ohnedem milder und friedfertiger geſinnt als ſein Vater, die Hoffnung einer Unterdrückung der ſchwediſchen und franzöſiſchen Waffen täglich mehr vereitelt ſah. Denn während Torſtenſohn in Schleſien und anderwärts eine ſiegreiche Bahn verfolgte, thaten bei uns die Franzoſen von Breiſach, und die Schweden von Hohentwiel aus verheerende Streifzüge in die Nachbarſchaft. Namentlich war der twieliſche Kommandant Wiederhold eine Geißel der Seegegend, und brachte endlich mit franzöſiſcher Hilfe die tapfere Stadt Ueberlingen in ſeine Gewalt, nachdem ſich dieſelbe lange Zeit gegen ſeine heimlichen und offenen Ueberfälle glücklich verwahrt hatte. Der franzöſiſche Marſchall Guebrant aber und das weimariſche Kriegsvolk durchzogen ganz Schwaben mit einer Wuth der Verwüſtung, die überall Armuth, Blut und Trümmer zurückließ. Vergeblich ſuchte die baieriſche und kaiſerliche Armee das breisgauiſche Freiburg, wie die Feſte Twiel in ihre Gewalt zu bringen, und den Feind aus dem Schwarzwalde zu vertreiben. Nur erſt nach einer Niederlage der Franzoſen bei Tuttlingen, im Sommer ſechszehnhundert vier und vierzig, konnte jene Stadt mit Erfolg belagert werden. Sie ergab ſich dem Feldmarſchall Mercy, welcher nun ihre Mauern gegen die wiederholten Angriffe der zwei größten Generale Frankreichs, gegen Turenne und Condee, ſo ſtandhaft vertheidigte, daß ſie nach einem empfindlichen Verluſte den Plaz aufgaben und ſich über den Rhein zurückzogen. Von dem an erſchien kein Feind mehr im Breisgau. Mercy ließ eine Beſazung in Freiburg zurück und zog durch den Schwarzwald hinauf an den Bodenſee, wo er ſich mit dem General von Werth vereinigte, welcher Ueberlingen eingeſchloſſen hielt. Nach einer äuſſerſt hartnäckigen Vertheidigung wurde der franzöſiſche Gouverneur zur Kapitulation genöthigt; aber wie die Baiern ſofort in die Stadt einzogen, fanden ſie nichts als Leichen und Trümmer!

Im untern Theile unſeres Landes hatte Turenne bald nach ſeinem Abzuge von Freiburg die Städte Mannheim und Phlippsburg weggenommen; die erſtere jedoch wurde ihm das folgende Jahr wieder entriſſen. Sonſt blieben in der Pfalz, wie in der Markgrafſchaft Baden und im ſüdweſtlichen Vorderöſtreich die

Verhältniſſe von damals an faſt unverändert, während ſich rings- umher, nah' und ferne, der Krieg noch wechſelvoll und blutig be- wegte, bis er in Böhmen endigte, wo wir ihn haben entſtehen ſehen. Im Oktober tauſend ſechshundert acht und vierzig wurden die vor drei Jahren zu Münſter und Osnabrück begonnenen Frie- densunterhandlungen endlich geſchloſſen, und die zerrütteten Län- der durften wieder aufathmen, um wahrzunehmen, wieviel ſie ein- gebüßt hatten!



Digitized by Google

Digitized by Google

Der

badiſchen Landesgeſchichte

Siebte Abtheilung.

Von den Zeiten des westphälischen Friedens bis auf unsere Tage.

Inhalt.

Seite

Erſtes Kapitel. Zuſtand der jezt badiſchen Lande nach dem dreißigjährigen Kriege 515

Zweites Kapitel. Von den beiden Linien des markgräflichen Hauſes bis auf Karl Friedrich 528

Drittes Kapitel. Von den Zeiten des pfälziſchen, ſpaniſchen und öſtreichiſchen Erbfolge-Kriegs 537

Viertes Kapitel. Fortſezung und Beſchluß des Vorigen 544

Fünftes Kapitel. Die jezt badiſchen Lande während der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts 551

Sechstes Kapitel. Fortſezung des Vorigen 564

Siebtes Kapitel. Beſchluß des Vorigen 577

Achtes Kapitel. Von der Gründung des Großherzogthums . . 585

Neuntes Kapitel. Von der Einführung der landſtändiſchen Verfaſſung 595

Schlußwort 609

Vorwort.

Wenn ich dieſe ſiebte und lezte Abtheilung der badiſchen Landesgeſchichte noch mit ein Paar vorläufigen Worten begleite, ſo geſchieht es beſonders, um den Leſer wegen dem langſamen Voranſchreiten und ſpäten Schluſſe des Werkes um Nachſicht zu bitten. Es war eine Verrechnung, den Erſcheinungstermin der einzelnen Hefte nur auf zwei Monate auszudehnen, da ich im Grunde noch gar keine Bahn gebrochen fand, und mich mühſam durch die Menge des verſchiedenen, an Gehalt und Form ſo ungleichartigen Materials hindurch arbeiten mußte; die Anordnung koſtete oft mehr Zeit als ſelbſt die Ausarbeitung. Weit ſchwieriger iſt es überhaupt, die Geſchichte eines ſo vielfach zuſammengeſezten Staates zu beſchreiben, als diejenige eines urſprünglich einigen Volkes, und der Leſer wird mir billig die Verzögerung des Werkes weniger anrechnen, als wie wenn ich, um die verſprochene Zeit einzuhalten, nachläßiger im Plan und flüchtiger in der Ausführung geweſen wäre.

Niemand kann übrigens von den Mängeln dieſes Buches mehr überzeugt ſeyn, als ich ſelbſt; aber auch davon bin ich überzeugt, daß es Niemand mit redlicherm Herzen und Patriotismus würde verfaßt haben; denn Niemand vermag ſein Vaterland aufrichtiger zu lieben, als ich das meinige. Ich habe meine Kräfte dem Dienſte deſſelben ausſchließlich gewidmet, und der ſüßeſte Lohn meiner Anſtrengungen wird es ſeyn, wenn ich einſt glauben darf, für Baden etwas geleiſtet zu haben.

Freiburg, am 7ten Juni 1836.

Der Verfaſſer.

Erſtes Kapitel.

Zuſtand der jezt badiſchen Lande nach dem dreißigjährigen Krieg.

Man kann ſagen, daß der dreißigjährige Krieg die Hälfte, ja oft zwei Drittel und noch mehr von den Bewohnern unſerer Städte und Länder hinweggerafft habe, ſo erbittert, ſo grauſam und verheerend wurde er geführt, und ſo fürchterlich wütheten ſeine Begleiter, der Hunger und die Peſt! Die Urſache jener Erbitterung und Grauſamkeit lag zunächſt in dem gegenſeitigen Haſſe der Religionspartheien, alsdann aber auch in der damaligen Rohheit der Begriffe und Sitten, und endlich beſonders in der eigenthümlichen Beſchaffenheit und Unterhaltungsart der Kriegsheere. Denn nachdem in den erſten Jahren des Kampfes die geordneten Truppen ſchon ſehr geſchwächt worden waren, rafften die Generale bald alles Volk zuſammen, deſſen ſie habhaft werden konnten, und als zulezt die meiſten Bürger und Landleute ſich all' des Ihrigen beraubt ſahen, liefen die rüſtigſten aus Rache, Noth oder Verzweiflung allenthalben den Trommeln nach, und vermehrten ſo auf eine traurige Weiſe die Schaaren, welche das Vaterland nun vollends ausſogen und verwüſteten, da die Feldherren keinen Sold mehr gaben, ſondern es ihren Armeen freiſtellten, ſich durch Mord und Plünderung ſelbſt zu unterhalten. Nichts wurde alsdann von dieſem bewaffneten Geſindel verſchont; wo ſie hinkamen, in Feindes- oder Freundes-Land, verübten ſie Gräuel aller Art, und hinterließen nichts als Armuth, Trümmer und Blut. Wer die Begebniſſe und Vorfälle des dreißigjährigen Krieges auch nur flüchtig durchgeht, weiß am Ende nicht, ob

ſeine Seele vom Eindrucke des ganzen Trauerſpiels mehr niedergebeugt, oder von den einzelnen Szenen mehr empört ſey!

Wie grauſam ſich die Schaaren Tillys in ihrem Siegestaumel an der Tapferkeit rächten, womit der Bürger ſeine Heimath vertheidigte, haben wir ſchon bei der Eroberung von Heidelberg geſehen; zu Durlach ſuchten ſie viele Bürger, welche ſich bei der Einnahme der Stadt nach der Schlacht bei Nördlingen, in den benachbarten Wäldern unter dem Schnee verborgen hatten, mit Jagdhunden auf, und zu Bretten hieben ſie im Jahre ſechszehnhundert fünf und vierzig die franzöſiſche Beſazung nieder bis auf den lezten Mann! Aber auch die ſchwediſchen Anführer und Truppen begiengen Grauſamkeiten ohne Zahl. „Aerger noch, ſchrieb der naſſauiſche Oberamtmann zu Lahr an ſeine Regierung, ärger als der Feind, plünderten die Schweden. Sie ſchoſſen viele Leute todt und ſprengten die bisher verſchont gebliebenen Pfarrhäuſer und Kirchen auf. Die Stadt wurde von ihnen rein ausgeſogen, und die ganze Herrſchaft iſt durch Mord, Brand, Raub und Nothzucht ruinirt. Die Leute, welche aus den Wäldern und von den Bergen wieder zurückkehren, finden nur zerſtörte Hütten, und müſſen vor Hunger und Elend zu Grunde gehen.“ Noch bis auf dieſen Tag iſt das Andenken der ſchwediſchen Wuth unter dem Volke nicht erloſchen; wer kennt nicht die Reime: „der Schwed' iſt kommen“, und die Sage vom „Schwedentrank“? Gewöhnlich aber übertrafen die den Schweden verbündeten deutſchen Schaaren dieſelben an Mord- und Plünderungsſucht, und ein empörendes Beiſpiel ſoldatiſcher Leuteplagerei gab Widerhold, welcher als Kommandant der im vorigen Jahrhundert von den Klingenbergern an Wirtemberg übrlaſſenen Feſte Hohentwiel, in Verbindung mit ſchwediſchem und franzöſiſchem Kriegsvolke die katholiſchen Ortſchaften und Städte in der Seegegend durch Erpreſſung von Kontributionen, durch Plünderungen, durch offene und geheime Ueberfälle unaufhörlich quälte und ängſtigte.

Welchen Anblick das Land damals dargeboten habe, läßt ſich ſchließen, wenn man lieſt, daß nicht nur einzelne Höfe und Weiler, ſondern ganze Dorfſchaften abgebrannt oder menſchenleer dalagen, und oft weithin das Feld von keiner Hand mehr umgebaut wurde. Denn wer vom Schwerdte verſchont blieb, den rieb der Hunger

auf oder die Peſt, und wer dieſer entrann, lief den Waffen nach oder ſah mit dumpfer Gleichgültigkeit unthätig und muthlos der Zukunft entgegen. Die Theurung der Lebensmittel war ungeheuer; während man das Malter Korn um dreißig, oft vierzig Gulden kaum erhielt, gab man für dieſelbe Summe ein halbes hundert Morgen Landes gerne hin. Die vermöglichern Landleute und der Adel hatten ſich in die Städte geflüchtet, oder wo es die Nähe begünſtigte, in die Schweiz, wie namentlich viele Geſchlechter aus dem Hegau. Was aber die Städte erleiden mußten, war nicht erträglicher, als das Schickſal des Landvolks. Abgeſehen von den Drangſalen, welche Heidelberg, Durlach, Pforzheim, Bretten, Offenburg, Freiburg, Breiſach, Villingen, Konſtanz und Ueberlingen durch harte, theils mehrmal wiederholte Belagerungen und Einnahmen erfuhren, ſo wurden auch die übrigen ſtädtiſchen Gemeinweſen gleich ſchwer mitgenommen und in Zerfall gebracht. Die Reichsſtadt Pfullendorf hatte ſchon im Jahre ſechszehnhundert acht und zwanzig durch bloſe Einquartierung einen Verluſt von zwei und dreißig tauſend Gulden erlitten; bald darauf verlor ſie durch Krankheit einen großen Theil ihrer Einwohner, und zulezt ſtunden nicht weniger als hundert vier und vierzig Häuſer völlig leer. So war auch die Einwohnerſchaft von Lahr auf den vierten Theil herabgeſchmolzen; zu Renchen blieben von hundert und achtzig Bürgern nur noch ſiebzehn übrig; ja, in vielen Dörfern, wie namentlich in Malſch, von der ganzen Einwohnerſchaft kaum noch zwei bis drei Männer.

Das Unglück war allgemein; es traf am Ende den Reichen wie den Armen, den Hohen wie den Niedern. Der Adel des Landes, aus ſeinen Schlöſſern vertrieben, die Mönche und Nonnen, aus ihren Zellen verſcheucht, irrten unſicher umher, und ſelbſt viele Fürſten, wie bitter erfuhren ſie die Unbeſtändigkeit des menſchlichen Glücks! Churfürſt Friedrich von der Pfalz war vor Gram geſtorben; ſein Prinz Karl Ludwig, nach jenem mißglückten Verſuche zur Einnahme ſeiner Erblande, rettete ſich kümmerlich aus den Wellen der Weſer, in die er ſich vor dem nachſezenden Feind geſtürzt hatte, und lebte in England von einer königlichen Penſion. Markgraf Georg Friedrich von Baden aber, nach dem unglücklichen Tage von Wimpfen, zog unſtät, unter mancherlei Planen,

umher, von ſeiner Feſtung Hachberg nach Baſel, alsdann nach Genf und nach Tonnon in Chablais, hierauf nach Holſtein, wo er gegen Wallenſtein unglücklich kämpfte, und endlich nach Straßburg, wo im Jahre ſechszehnhundert acht und dreißig der Tod den gebeugten, lebensmüden Greis vom Anblicke des irdiſchen Jammers befreite.

Aber wie in allen Zeiten allgemeiner großer Noth, ſo ſind auch die Tage des dreißigjährigen Krieges reich an Beiſpielen von großartiger Anſtrengung und Ausdauer der menſchlichen Kraft, von edler Geſinnung und chriſtlicher Liebe. Wie ruhmwürdig haben die Bürger von Konſtanz, von Ueberlingen und Villingen durch muthvolle Entſchloſſenheit die Mauern ihrer Heimath gegen die überlegene Macht des Feindes behauptet, und wie viele Züge des Edelmuths lieferten nicht andere Gemeinden! Als mitten im Winter tauſend ſechshundert drei und vierzig nach der Einnahme der Stadt Pforzheim durch baieriſches Kriegsvolk die lutheriſchen Prediger und Schullehrer unbarmherzig vertrieben wurden, begleitete das Volk die Unglücklichen über Schnee und Eis, und theilte ihnen brüderlich mit von dem Wenigen, was ihm noch geblieben war. Aus derſelben Stadt gab auch der Amtskeller Maler ein rührendes Beiſpiel kindlicher Liebe; er wollte ſeine alte Mutter aus den Gefahren des Kriegsſchauplazes an einen entfernten Ort in Sicherheit bringen, da aber kein Gefährte mehr aufzutreiben war, ſo ſezte er ſie auf einen Karren, zog dieſen ſelbſt mit ſeinen Geſchwiſtern bis an den Rhein, und ſchiffte ſie alsdann nach Landau. Zu Pfullendorf erwarb ſich der Bürgermeiſter Schneller durch die unermüdete Thätigkeit und Sorge, womit er dem reichsſtädtiſchen Gemeinweſen während der drangvollſten Zeit treulich gedient, das ſchöne Lob eines Vaters ſeiner Vaterſtadt, welches ihm ſein aufopfernder Tod durch die Waffen feindlicher Haufen für bleibend befeſtiget hat.

Als endlich der Friede nach den deutſchen Gauen zurückkehrte, fand er ſie in eine Wüſte, in ein weites Trümmer- und Leichenfeld umgewandelt. Die verſcheuchten Bewohner ſuchten ihre Städte und Dörfer wieder auf; man begann die Gewerbe und Geſchäfte wieder, aber zu viel war verloren gegangen, zu vieles lag zerſtört oder ausgetilgt, als daß eine baldige Wiederherſtellung der

Digitized by Google

Kultur und der geſellſchaftlichen Verhältniſſe möglich geweſen wäre. Nur langſam erhob ſich der Ackerbau, und manche einſt blühenden Fluren ſind bis auf den heutigen Tag nicht wieder angepflanzt worden; ja, an manchen Hof, manchen Weiler und manches Schloß, welche damals ein Raub des Krieges geworden, erinnert allein noch der Name des Plazes, wo ſie ſtunden. Und wie viele Bauern mußten es ſich gefallen laſſen, auf ihre einſt blos zinsbaren Höfe jezt alle gewöhnlichen Laſten zu übernehmen, da die Verzeichnungen der alten Rechte in Rauch und Flammen aufgegangen waren! Auch fielen zahlreiche Freigüter ausgegangener Familien als herrenlos an die Landesfürſten, und wurden von denſelben an lauter leibeigenes Volk verliehen. All' dies wirkte ſehr nachtheilig auf die Wiederherſtellung und den Fortgang der Landkultur zurück, und es iſt eine traurige Wahrnehmung, daß der Bauernſtand ſeit damals immer mehr an Freiheit, Kraft und Selbſtgefühl verlor.

Aber langſamer noch, als der Ackerbau und die Gewerbe, erneuerten ſich der Handel, die Künſte und Wiſſenſchaften. Jede großartige Betriebſamkeit war erſtickt, aller Schwung des Geiſtes gelähmt; die Quellen der Thatkraft und des Reichthums ſchienen verſiegt zu ſeyn, und es zeigte ſich faſt überall nur ein ärmliches, beſchränktes, getrenntes und engherziges Fortbeſtehen. Hieran waren wohl hauptſächlich die Sazungen ſchuld, womit man den münſteriſchen Frieden ſchloß. Er gab dem deutſchen Vaterlande zwar die längſt erſehnte Ruhe, aber ſeine Folgen wurden verderblicher für das Leben der Nation, als der Krieg, welchen er beendigte, für das Land geweſen war. Frankreich und Schweden übten als Schiedsrichter und Gewährleiſter den entſcheidenden Einfluß, und ließen ſich durch Abtretung deutſcher Provinzen entſchädigen. Die alte Verfaſſung des Reiches wurde großentheils aufgehoben, indem nicht nur die bisher faktiſch beſtandene Landeshoheit der Reichsfürſten jezt erweitert und durch rechtliche Anerkennung befeſtigt, ſondern das geſunkene Anſehen des Kaiſers als Reichsoberhaupt noch mehr beſchränkt und die Reichsgerichte allenthalben geſchwächt wurden. Das Band, welches die deutſchen Stämme und Länder zuſammengehalten hatte, bekam hiedurch einen Riß und wurde von dem an immer lockerer, bis es ſich nach

Digitized by Google

einigen über anderhalbhundert Jahren vollends auflöste. Auch hat die während des Kriegs gemachte Bekanntſchaft mit den Franzoſen und ihr errungener Einfluß die Sitten und den Nationalgeiſt der Deutſchen vergiftet; ſie fiengen an, in allem die franzöſiſche Manier nachzuäffen, ſo daß unſere ganze Geſchichte keine geſchmack- und geiſtloſere Periode kennt, als die Zeiten weiland Kaiſer Leopold des Erſten und Karl des Sechsten.

In Betreff aber der Verhältniſſe zunächſt unſerer Länder, bewirkten die Artikel des weſtphäliſchen Friedens einige beſonders wichtige Veränderungen. Die vorderöſtreichiſchen Lande waren durch den Tod Erzherzog Maximilians an Kaiſer Matthias zurückgefallen, alsdann auf deſſen Nachfolger Ferdinand den Zweiten geerbt, und von dieſem im Jahre ſechszehnhundert neunzehn an ſeinen Bruder, Erzherzog Leopold den Fünften, überlaſſen worden. Seit dem Tode Leopolds aber hatte ſeine hinterlaſſene Wittwe, Klaudia Felizia von Toskana, unter der Obervormundſchaft des Kaiſers die Vorlande verwaltet, und als ſie während des münſteriſchen Friedensſchluſſes verſtarb, gediehen dieſelben an ihren älteſten Prinzen, Ferdinand Karl, deſſen Regierungsantritt mit dem Verluſte der einen Hälfte des ſchönen Fürſtenthums bezeichnet iſt. Denn die vier Waldſtädte mit der Grafſchaft Hauenſtein und dem Schwarzwald, welche der Herzog von Weimar erobert und beſezt hatte, wurden zwar von Frankreich an das Haus Oeſtreich zurückgeſtellt, und daſſelbe in dem Beſize des Breisgaues und der Ortenau beſtätigt; dagegen aber kam jezt die Feſtung Breiſach, dieſer Schlüſſel Deutſchlands am Oberrhein, mit dem ganzen herrlichen Elſaß unter den franzöſiſchen Szepter. Wegen der auf den beiderſeitigen Landſchaften und auf der enſisheimiſchen Kammer ruhenden Schuldenlaſt war ein Vergleich getroffen, aber das Geſchäft der Berichtigung verzog ſich und gerieth nie ins Reine. Ja, ſelbſt die Räumung der Waldſtädte, wie die Zahlung der gegen die abgetretenen Lande bedungenen drei Millionen Pfunde mußte dem franzöſiſchen Hofe abgenöthigt werden, und geſchah erſt fünfzehn Jahre nach dem Frieden.

Für das markgräfliche Haus Baden brachte der Friede keinen Nachtheil, ſondern er hob die Irrungen zwiſchen den beiden Linien auf, und befeſtigte die beiderſeitigen Verhältniſſe. Markgraf

Friedrich ward in das Erbe der baden=durlachiſchen Lande wieder eingeſezt, aller frühern Verpflichtung von Erſazgeldern entledigt, und erhielt demzufolge auch die Aemter Stein und Remchingen zurück, welche er als Unterpfand dieſer Gelder an Markgraf Wilhelm hatte abtreten müſſen; Siz und Stimme auf den Kreis- und Reichstagen ſollten beide Linien abwechſelnd ausüben. Friedrich empfieng hierauf von Kaiſer Ferdinand dem Dritten die Belehnung der Regalien in der niedern Markgrafſchaft und in den Herrſchaften Hachberg, Eberſtein und Uſenberg.

Von allen Verhandlungen des weſtphäliſchen Friedens war diejenige über die pfälziſche Sache die ſchwierigſte. Denn einerſeits verlangte Pfalzgraf Karl Ludwig nicht nur die Einräumung der untern Pfalz, ſondern die völlige Wiederherſtellung ſeines Hauſes, wie es vor dem böhmiſchen Krieg beſtanden hatte, während anderſeits der Herzog von Baiern die pfälziſche Churwürde mit den übrigen Erwerbungen hartnäckig zu behaupten ſuchte. Unter ſolchen Umſtänden mußte der Kaiſer, um beide Theile zu befriedigen, für den Pfalzgrafen eine achte Chur, mit dem Titel eines Reichs-Erzſchazmeiſters einführen, und demſelben zur Unterhaltung ſeiner Mutter, ſeiner Brüder und Schweſtern eine Summe von viermal hundert vierzigtauſend Reichsthalern übergeben, wogegen alsdann Karl Ludwig zu Gunſten des Herzogs von Baiern auf die achte Chur und die Oberpfalz völlig verzichtete, nachdem ihm für den Fall des Erlöſchens der baieriſchen Linie des wittelsbachiſchen Hauſes ſeine oder ſeiner Nachkommen Wiedereinſezung in alle Rechte des alten Churfürſtenthums von der Pfalz zugeſichert worden. Sobald nun der Pfalzgraf ſeine Angelegenheiten geordnet ſah, begab er ſich aus England wieder in die Heimath zurück, und „trachtete ſelbige, ſo viel möglich, von den ausgeſtandenen Troublen und Zerrüttungen wieder zu erholen, den churfürſtlichen Stamm in voriges Wachsthum zu bringen, und ſein Geblüt fortzupflanzen.“ Karl Ludwig vermählte ſich auch wirklich mit Charlotte, der zweiten Tochter Landgraf Wilhelm des Beſtändigen von Heſſen, gerieth aber wegen dieſer unglücklichen Ehe, da ihn ſeine Gemahlin nicht liebte und er ſich dafür bei ihrem Kammerfräulein von Degenfeld entſchädigte, alsdann wegen ſeines geſpannten Verhältniſſes zu Baiern, und wegen mancherlei Prozeſſen

Digitized by Google

mit ſeinem Schwager, mit dem Churfürſten von Mainz, den Domſtiftern Worms und Speier, mit den benachbarten Ritterſchaften und dem Herzoge von Lothringen, in zu viel' hemmende Verdrießlichkeiten und Unfälle, als daß zur Aufnahme ſeines Landes und Volks vieles durch ihn hätte geſchehen können.

Soweit die Folgen, welche der dreißigjährige Krieg und der münſteriſche Friedensſchluß im Allgemeinen auf unſere Gaue und auf die beſondern Verhältniſſe der einzelnen Fürſtenthümer ausgeübt haben. Unter den von ihnen unabhängigen Veränderungen, welche während der erſten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts bei uns geſchahen, erſcheint zunächſt der Anfall der Landgrafſchaft Stühlingen und der Herrſchaft Möskirch an das Haus Fürſtenberg. Als nämlich im Jahre fünfzehnhundert zwei und achtzig mit Graf Heinrich das uralte Geſchlecht von Lupfen erloſchen war, hatte der Reichsmarſchall Konrad von Pappenheim kraft einer durch Kaiſer Marimilian den Zweiten für geliehenes Geld erhaltenen Anwartſchaft, und nach Entſchädigung der lupfiſchen Erben, die ſtühlingiſchen und die hohenhöwiſchen Lande in Beſiz genommen, und da mit ſeinem Sohne im Jahr ſechszehnhundert neun und dreißig nun auch die pappenheimiſche Familie abſtarb, ſo gediehen dieſelben durch deſſen Erbtochter an den Grafen Friedrich Rudolf von Fürſtenberg. Zu gleicher Zeit erwarb der ältere Bruder dieſes Herrn, Graf Vratislaus der Zweite, durch die Hand der helfenſteiniſchen Erbtochter die Herrſchaft Möskirch, welche nach dem Ausgange der alten Freiherren-Familie von Zimmern im Jahre fünfzehnhundert drei und neunzig an die gräfliche von Helfenſtein gefallen war. Das fürſtenbergiſche Haus beſtund damals in mehrern Linien oder Zweigen der beiden Hauptäſte im Kinzigthal und zu Heiligenberg, wovon Chriſtoph und Joachim die Stifter geweſen waren, die Söhne weiland Graf Friedrich des Dritten. Joachims Großenkel, Hermann Egon, wurde von Kaiſer Leopold in den Reichsfürſtenſtand erhoben, welche Würde mit den heiligenbergiſchen Erbſtücken nach dem kinderloſen Tode ſeines Sohnes Anton Egon im Jahre ſiebzehnhundert und ſechszehn an die Stühlinger und Möskircher Linie übergegangen iſt, deren Begründer wir in Friedrich Rudolf und Vratislaw, den Großenkeln des Grafen Chriſtoph, ſo eben bezeichnet haben. Wenn

Digitized by Google

nun auch eine ſo vielfache, immer wechſelnde Theilung des allerdings reichen Länderbeſitzes das fürſtenbergiſche Haus niemals eine bedeutende Macht gewinnen ließ, ſo gehörte es dennoch zu den anſehnlichſten Dynaſtien, und ſchien bei dem Einfluß, welchen ſeine Glieder durch ihre Leiſtungen für Kaiſer und Reich fortwährend ausübten, mehr und mehr wieder empor zu kommen.

Im Kleckgau dagegen war das gräfliche Haus von Sulz ſehr in Abnahme gerathen und ſtarb nicht lange hernach aus. Der gleichnamige Großenkel jenes Grafen Rudolf, den wir im ſchweizeriſchen und im Bauernkriege kennen gelernt, athmete ganz auch deſſen Geiſt, und veranlaßte durch ſeine ſchlechte Verwaltung einen Aufſtand des Volkes. Die Sache kam ſo weit, daß er das Land an ſeinen beliebtern Bruder Karl Ludwig abtreten mußte, welcher zur Beſchwichtigung der Gemüther, unter Beiziehung der Volksabgeordneten, eine neue Landesordnung verfaſſen und einführen ließ. Die Früchte dieſer Veränderung waren aber von keiner Dauer; denn Graf Karl Ludwig Ernſt, Präſident des Kammergerichts zu Speier, ein gelehrter und guter Fürſt, dem während des dreißigjährigen Krieges die kleckgauiſche Regierung oblag, hatte durch ſeinen Eifer für die kaiſerliche Parthei den beſondern Zorn der Feinde gereizt, und nur das zürichiſche Burgrecht ſchüzte die Landſchaft vor einem völligen Untergange. Durch die übernommenen Schulden war ſein Sohn und Nachfolger Johann Ludwig genöthigt, den Städten Zürich und Schaffhauſen die obern Gerichte oder die Landeshoheit über ihre kleckgauiſchen Beſizungen zu verkaufen, wodurch der Grund zu dem im Kleckgau gelegenen zürichiſchen und ſchaffhauſiſchen Kantonsgebiete gelegt wurde. Johann Ludwig hatte ſich zweimal vermählt, ohne aber einen männlichen Nachkömmling zu gewinnen, ſo daß alſo das uralte Geſchlecht von Sulz mit ihm zu Grabe gieng; er ſtarb im Sommer tauſend ſechshundert ſieben und achtzig, nachdem Kaiſer Leopold ſeine älteſte Tochter Maria Anna, Gemahlin des Fürſten Ferdinand Euſeb von Schwarzenberg, als Erbin aller ſulziſchen Herrſchaften und Vorrechte ſanktionirt hatte. Auf dieſe Weiſe gieng die Landgrafſchaft Kleckgau an das ſchwarzenbergiſche Haus über, unter deſſen Herrſchaft ſie bis zum Jahre achtzehnhundert und zwölf verblieben iſt.

Digitized by Google

Zu Sankt Blaſien hatte der zweite würdige Nachweſer jenes trefflichen Prälaten Kaspar, welcher nach den Zeiten der Kirchentrennung ſein Stift ſo glücklich zu reformiren begann, und mit einem mehr als gewöhnlichen Talent deſſen Geſchichte ſchrieb, hatte Abt Martin aus dem lupfiſchen Erbe die Reichsgrafſchaft Bonndorf erkauft, welches ſpäter eine Gelegenheit war, die in den vorigen Zeiten der Noth um den Schuz des Hauſes Oeſtreich hingegebene Reichsunmittelbarkeit wieder theilweis zu erlangen. Sankt Peter dagegen hatte der ſeinigen ſchon im Jahre fünfzehnhundert ein und zwanzig entſagt und war den breisgauiſchen Landſtänden beigetreten, wie auch Schuttern, um den Plackereien ſeiner Kaſtvögte zu entgehen. Auf dem Schwarzwald war Tryberg damals der Schauplaz einer blutigen Empörung. Die Herrſchaft hatte ſeit ihrem Anfalle an das Haus Oeſtreich das traurige Schickſal gehabt, als Pfandſchaft von einer Hand in die andere überzugehen, und von mehrern Pfandherren aufs härteſte bedrückt zu werden. So führte dieſer Druck ſchon im Bauernkriege die Zerſtörung des Schloſſes herbei, worauf ein neuer Wechſel von Inhabern folgte, bis die Herrſchaft in dem kaiſerlichen Generallieutenant Lazarus Schwendi von Hohenlandsberg einen ſeltenen Wohlthäter fand. Dieſer edle Mann erkaufte ſich nach Beendigung des erſten niederländiſchen Kriegs, worin er ſich die ehrenvollſten Lorbeern geſammelt, die Pfandſchaften Burgheim, Kirchhofen und Tryberg, um den Reſt ſeines Lebens in dem ſchönen Breisgau, zurückgezogen von der Welt, den Studien und dem Wohle ſeiner Untergebenen zu weihen. Etliche über ſechszig Jahre ſtunden jene Herrſchaften bei der Familie Schwendi, von welcher ſie die Enkelin Herrn Lazarus an ihren Gemahl, den Grafen Jakob Ludwig von Fürſtenberg vererbte, deſſen Sohn und Nachfolger ein ſchwacher Frömmler war, und von ſeinen Amtleuten auf Koſten der fürſtenbergiſchen Unterthanen vielfach mißbraucht wurde. Im Trybergiſchen bildete ſich bald eine Verſchwörung unter dem kräftigen Waldvolk; am Tage vor Weihnachten tauſend ſechshundert zwei und vierzig erhob ſich daſſelbe, erſtürmte das Schloß und übergab es den Flammen. Da erſchien nach zwei Jahren ein neuer Pfandherr; aber die Tryberger, um dem ſteten Herrenwechſel ein Ende zu machen, kauften ſich durch Erlegung des

Pfandſchillings los, und kehrten an Oeſtreich zurück, nachdem der Erzherzog vertragsmäßig beſchworen hatte, die Herrſchaft nie wieder zu verpfänden, und ihre Rechte getreulich zu handhaben.

In der Ortenau wurden endlich die verwickelten Verhältniſſe der Herrſchaften Lahr und Mahlberg durch eine gänzliche Abtheilung gehoben. Wir erinnern uns, wie weiland Markgraf Jakob von Baden die eine Hälfte beider Herrſchaften zuerſt pfandſchaftsweiſe, alsdann aber eigenthümlich an ſich brachte, und wie die andere nach dem Ausgange der lahriſchen Linie von Geroldseck an die Häuſer Mörs und Naſſau übergieng. Baden-Durlach und Naſſau hatten in ihrer gemeinſchaftlichen Verwaltung immer einträchtig gehandelt, und ſo auch die Reformation in den Herrſchaften eingeführt. Als aber nun Markgraf Wilhelm, durch den Sieg der Kaiſerlichen bei Wimpfen in den Beſiz aller badiſchen Lande gelangte, ſo betrieb er jezt eine Trennung der Herrſchaften, um in der badiſchen Hälfte die katholiſche Religion wieder einzuführen, was ihm unter den bisherigen Verhältniſſen nicht hatte gelingen wollen. Naſſau zwar, welches vorzüglich die Liebe und Anhänglichkeit der Unterthanen beſaß, widerſezte ſich ſolcher Abtheilung ernſtlich genug; aber der Kaiſer befahl ſie, und ſo geſchah es denn, daß die Herrſchaft Mahlberg das Opfer wurde, indem der lahriſche Stadtrath durch ſeine Darlegung aller Nachtheile, die eine hälftige oder gaſſenweiſe Theilung der Stadt dem Gemeinweſen verurſachen würde, die ungetheilte Verbleibung unter naſſauiſcher Herrſchaft erwirkte. Doch währte dieſelbe nur kurze Zeit, und verwandelte ſich in eine baden-durlachiſche Pfandſchaft. Jakob von Hohengeroldseck nämlich, im vierten Geſchlechte der Enkel jenes Diebold, welcher wegen des lahriſchen Erbes den geroldseckiſchen Hauskrieg erregt hatte, ſah ſich in ſeinem Alter ohne männliche Nachkommenſchaft, und nachdem die Nebenlinie von Sulz ſchon vor hundert und ſiebzig Jahren erloſchen war, als den lezten Sprößling des ganzen Hauſes von Geroldseck am Rande des Grabes; da ſezte er ſeine einzige Tochter, Anna Maria, zur Erbin aller geroldseckiſchen Güter, Rechte und Forderungen ein. Unter dieſe leztern gehörte eine Schuld der Grafen von Naſſau, welche als Entſchädigungs-Summe der hohengeroldseckiſchen Erbanſprüche noch aus der lahriſchen Erbſchaft herrührte, und von Maria Anna im Jahr

ſechszehnhundert vier und vierzig ihrem zweiten Gemahle, Friedrich dem Fünften von Baden-Durlach, verſchrieben wurde. Und da nun der Markgraf entſchieden auf Bezahlung drang, das Haus Naſſau ſolche aber nicht leiſten konnte, ſo verſezte es ihm tauſend ſechshundert neun und fünfzig die Herrſchaft Lahr auf ſo lange, bis er durch den Genuß der Einkünfte für ſeine Forderung entſchädigt ſeyn würde.

Während die baden-durlachiſche Regierung um den Beſiz von Lahr kämpfte, bewarb ſich die baden-badiſche um das Reichslehen zu Bühl. Die alte Familie von Windeck hatte mit Herrn Jakob, welcher im Jahre fünfzehnhundert neun und achtzig zu Venedig verſtarb, ihren Ausgang genommen, und nun bemühten ſich die Gemahle von den zwei Schweſtern des Verblichenen mit allem Eifer um den windeckiſchen Antheil an jenem Lehen. Markgraf Wilhelm aber wollte das vom badiſchen Gebiet umfaßte „Kleinod" nicht in fremde Hände gerathen laſſen, und that die geeigneten Schritte; doch gelang es erſt ſeinem Enkel Ludwig Wilhelm, dasſelbe an das markgräfliche Haus zu bringen. Inzwiſchen war auch über das Erbe von Eberſtein ein Prozeß entſtanden, da Graf Philipp im Jahre fünfzehnhundert neun und achtzig ohne männliche Nachkommen verſtarb, und die eberſteiniſchen Agnaten Philipp und Johann Jakob deſſen Hinterlaſſenſchaft in Beſiz nahmen, ſeine Töchter aber, obwohl ihnen nach den alten Hausordnungen kein Erbantheil gebührte, durch den Einfluß ihrer Gemahle einen ſolchen wirklich erhielten. Zwar trug der Sohn und Erbe des Grafen Philipp auf eine Reviſion an, welche jedoch unterblieb, da er im dreißigjährigen Kriege gegen den Kaiſer focht. Es geriethen alſo die eberſteiniſchen Eigen- und Lehengüter in verſchiedene Hände, bis endlich, nach neuen langwierigen Prozeſſen, alles unter dem Hauſe Baden wieder vereinigt wurde.

Im Wertheimiſchen hatten zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts die Streitigkeiten über das Erbe der grafſchaftlichen Lehen die Schranken der Geſeze überſchritten, und nach altfauſtrechtlicher Weiſe zu blutigen Vorfällen geführt. Wir erinnern uns noch Graf Michael des Dritten, welcher von ſeinem kinderloſen Vetter Johann die Grafſchaft Wertheim erbte, und mit deſſen gleichnamigem Enkel das gräfliche Haus im Jahre fünfzehnhundert

ſechs und fünfzig erloſch. Dieſer lezte Sproſſe war aber mit Katharina von Stollberg vermählt, und alſo fiel das wertheimiſche Erbe jezt an den Vater derſelben, an Graf Ludwig, dem es durch Geld und Anſehen unſchwer gelang, die Reichs- und ſtiftwürzburgiſchen Lehen, da er keinen Sohn hatte, auch für ſeine drei Töchter zu erhalten. Kaum waren indeſſen zwei davon ohne Leibesfrucht verſtorben, als zwiſchen Graf Ludwig von Löwenſtein, dem Gemahle der dritten, und dem Biſchofe von Würzburg ſich ein heftiger Streit erhob, indem beide zugleich Anſpruch auf die Grafſchaft Wertheim machten. Nicht lange blieb es bei bloſen Worten; der Biſchof ſchickte ſich an, das ſtreitige Land mit Gewalt in Beſiz zu nehmen. Im Sommer ſechszehnhundert und ſieben beordnete er ſeine Mannſchaft nach Derdingen, und ließ den Ort zur Uebergabe auffordern, da ihn Ludwigs jüngſter Sohn, Johann Dietrich, beſezt hielt. Während nun das eine Thor heftig beſchoſſen wurde, drangen die Biſchöflichen durch das andere unverſehens hinein, ſteckten die Häuſer in Brand, und nöthigten die Löwenſteiner, ſich auf dem Kirchhofe zu verſchanzen. Schon richteten ſie auch dorthin ihren Angriff, als des bedrängten Grafen Bruder mit einer Hilfstruppe ankam, und den Feind ſiegreich aus dem Felde ſchlug. Zwar rüſtete der ergrimmte Biſchof unverweilt eine noch ſtärkere Kriegsmacht, da ihm aber die Grafen eben ſo gerüſtet entgegen traten, gab er die Fehde und ſeine Anſprüche auf. Im vierten Jahre nach dieſen Geſchichten ſtarb der alte Graf Ludwig, welchem die Stadt Wertheim ein Spital, ein Schulhaus und mehrere andere Wohlthaten verdankt. Von ſeinen vier Söhnen gründeten Chriſtoph Ludwig und jener jüngſte zwei Linien des löwenſteiniſchen Hauſes, eine evangeliſche und eine katholiſche. Denn Johann Dietrich hatte den Glauben ſeines Vaters verlaſſen und war zur römiſchen Kirche zurückgekehrt, für welche er auch gegen die Türken, in Holland, und im dreißigjährigen Kriege mit gerühmter Tapferkeit die Waffen trug. Aus den Gliedern beider Linien, denen der weſtphäliſche Friede ihre Herrſchaften und Rechtſamen ausdrücklich gewährleiſtet hat, giengen in der Folge einige nicht unverdiente Männer hervor, und mehrere lebten in ſehr angeſehener Verbindung.

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Von den beiden Linien des markgräflichen Hauſes bis auf Karl Friedrich.

Nachdem die Verhältniſſe der beiden Linien des badiſchen Fürſtenhauſes wieder geordnet waren, verwaltete Markgraf Wilhelm ſeine Lande ziemlich ruhig und zum Gedeihen derſelben noch gegen dreißig Jahre lang. Zwei verwickelte Prozeſſe mit dem Herzoge von Wirtemberg wegen der Klöſter Reichenbach und Herrenalb konnte er nicht ins Reine bringen; dagegen glückte ihm ein gütlicher Vergleich ſeiner Streitigkeiten mit Pfalzgraf Chriſtian von Zweibrücken wegen der Religionsübung in der Grafſchaft Sponheim, und mit Churfürſt Karl Ludwig von der Pfalz wegen der Lehendienſte und Leibeigenen in den beiderſeitigen Landen. Seinem Hauſe aber erwarb Wilhelm durch eine Schenkung Markgraf Karl Wilhelm Eugens deſſen luxemburgiſche Beſizungen, und von Kaiſer Leopold einen Beſtätigungsbrief über alle ſeit König Ludwig des Baiern Zeit dem badiſchen Fürſtengeſchlechte zugekommenen Freiheiten und Vorrechte. Schon Kaiſer Ferdinand aber, ſein beſonderer Gönner, hatte ihn zum Präſidenten des Reichskammergerichts in Speier ernannt, welche Würde Markgraf Wilhelm bis an ſeinen Tod mit vielem Ruhme verwaltete. Er ſtarb im Frühling tauſend ſechshundert ſieben und ſiebzig, und ward in der fürſtlichen Gruft zu Baden beigeſezt. „Gnade und Güte, ſagt der Geſchichtſchreiber des badiſchen Hauſes, Milde und Gerechtigkeit machten ihn ſeinen Unterthanen zu einem wahren Vater. Sparſamkeit und ein wohleingerichtetes Verhältniß ſeiner Ausgaben mit der Einnahme, befreiten ihn von vielen Laſten, die ihm die vorhergehende üble Haushaltung aufgeladen hatte. Gegen den Kaiſer war er ein treuer Fürſt, und dem Reich erzeigte er ſich als ein redlicher Reichsſtand. Mit den benachbarten Fürſten ſuchte er in Freundſchaft zu leben. Im Kriege war er nicht glücklich, und ſeine Denkungsart mehr zu Friedensgeſchäften aufgelegt.“

Markgraf Wilhelm hatte den Schmerz gehabt, ſeinen Erſtgebornen, den hoffnungsvollen Prinzen Ferdinand Maximilian, durch das zufällige Losbrennen eines Jagdgewehres zu verlieren, und auch von ſeinen übrigen acht Söhnen nur zwei zu überleben. Der ältere, Markgraf Hermann, war dem geiſtlichen Stande gewidmet worden, verließ aber denſelben, als ſich eine Ausſicht auf den polniſchen Thron für ihn eröffnete, nahm hernach beim Verluſt dieſer Sache Kriegsdienſte in der kaiſerlichen Armee, und ſtarb nach einem langen, ungemein thätigen Leben mit dem Lobe eines der ausgezeichnetſten Feldherren und Staatsmänner in Deutſchland. Karl Bernhard aber, der ebenfalls in kaiſerliche Kriegsdienſte getreten war, fiel durch die feindlichen Waffen bald nach dem Abſterben ſeines Vaters. Zum Nachfolger in der Regierung hatte Markgraf Wilhelm durch ein Teſtament ſeinen Neffen Ludwig Wilhelm eingeſezt, den einzigen Sohn Ferdinand Maximilians, welcher ſchon als neunzehnjähriger Jüngling jene kriegeriſche Laufbahn betrat, deren Ruhm zu den ſchönſten Zierden der deutſchen Geſchichte gehört. Die Uebernahme der baden-badiſchen Landesregierung im Jahre ſechszehnhundert ſieben und ſiebzig konnte ihn nicht hindern, ſeine Kriegsdienſte für das Reich und das öſtreichiſche Kaiſerhaus fortzuſezen. Auf den verſchiedenſten Kriegsſchaupläzen, am Rhein, in Schwaben, Baiern, Oeſtreich, in Ungarn, Siebenbürgen und in der Wallachei befehligte er als kaiſerlicher Oberfeldherr ſeine Truppen, und führte ſie von Sieg zu Sieg. Mehr als einmal ſah das Vaterland in ihm den einzigen Hoffnungsſtern und Retter; aber Undank war am Ende ſein Lohn, und der von ſeinem Zeitalter bewunderte Held, welcher gegen dreißig Feldzüge gethan, faſt eben ſo viele Belagerungen eröffnet und dreizehn Schlachten gewonnen hatte, ohne während ſeines dreißigjährigen Kommandos jemals beſiegt worden zu ſeyn, ſtarb im zweiundfünfzigſten Lebensjahre, aus Verdruß und Gram!

Für die Markgrafſchaft konnte bei einer ſo großen auswärtigen Thätigkeit des Fürſten weniger geſchehen; doch war ihm das Wohl ſeiner Unterthanen allezeit angelegen, und er gewährte dem Lande durch ſeine klugen Kriegsoperationen mehr als einmal rettenden Schuz gegen die Wuth der Feinde. Da die Stadt Baden im franzöſiſchen Kriege zerſtört worden war, ſo erbaute Ludwig

Digitized by Google

Wilhelm das Schloß zu Raſtatt, und verlegte die baden-badiſche Reſidenz dahin. Durch ſeine Gemahlin Sibylla Auguſta, die jüngere Tochter des lezten Herzogs von Sachſen-Lauenburg, hatte er billige Anſprüche auf die lauenburgiſche Erbſchaft beſeſſen, aber bei der Wortbrüchigkeit des Kaiſers nur einige Herrſchaften in Böhmen erhalten. Dies war die erſte jener Unbilden, deren gehäuftes Maaß ihm einen ſo frühen Tod brachte. Er ſtarb im Jänner tauſend ſiebenhundert und ſieben; ſeinen Leichnam führte man von Raſtatt in die fürſtliche Gruft nach Baden, wo ein Denkmal für ihn mit folgender Inſchrift ſteht: „Betrachte, Wandrer, dieſe Trophä! Kindliche Liebe und Dankbarkeit hat ſie dem Vater errichtet, Ludwig Wilhelm, dem Bekämpfer der Ungläubigen, dem Beſchirmer Deutſchlands, dem glorreichen Feldherrn, welchen nur der Tod beſiegen konnte.“

Markgraf Ludwig Wilhelm hatte mit ſeiner Gemahlin mehrere Söhne erzeugt, wovon ihn aber nur zwei überlebten, Ludwig Georg und Auguſt Georg. Der ältere trat nach einer neunzehnjährigen Vormundſchaft im Juni ſiebzehnhundert ſieben und zwanzig die Regierung an, während welcher er die verpfändete Herrſchaft Herſpringen im Luremburgiſchen wieder einlößte, das Schloß zu Raſtatt verſchönerte und daſelbſt, wie in der Grafſchaft Sponheim den Piariſten oder den Geiſtlichen vom Orden der gottſeligen Schulen zwei Kollegien erbaute; ſonſt lebte der gemüthliche, leutſelige Fürſt faſt ausſchließlich dem Vergnügen der Jagd. Er ſtarb im Jahre ſiebzehnhundert ein und ſechszig, ohne einen leiblichen Erben zu hinterlaſſen, wodurch die Markgrafſchaft Baden-Baden an ſeinen Bruder fiel. Auguſt Georg hatte zwar den geiſtlichen Stand betreten und bisher die Würde eines Domdechants von Augsburg bekleidet, ließ ſich aber während ſeines Aufenthaltes zu Siena vom Pabſte wieder in den Laienſtand verſezen, nahm Kriegsdienſte bei den niederländiſchen Generalſtaaten, alsdann bei der Reichsarmee, und wurde nach ſeinem Regierungsantritte von Maria Thereſia zum Generalfeldmarſchall erhoben. Seine Verbindung mit Maria Viktoria, der Tochter des Herzogs von Aremberg, war unfruchtbar, und ſo erloſch mit ihm die eine Linie des badiſchen Fürſtenhauſes.

Ein volles Jahrhundert ſeit dem dreißigjährigen Kriege war alſo die niedere Markgrafſchaft unter nur drei Fürſten geſtanden, während die obere in derſelben Zeit fünf Regierungswechſel erfuhr und manch' andere Veränderung. Markgraf Friedrich der Fünfte, in der Schule des Unglücks erzogen, da er ſechs und zwanzig Jahre lang mit allen Widerwärtigkeiten eines beſiegten, geächteten und vertriebenen Fürſten zu kämpfen hatte, erwies ſich nach Herſtellung des Friedens auch als einen um ſo beſorgteren Vater ſeines Landes. Mit unverdroſſenem Eifer ſuchte er die Wunden deſſelben wieder zu heilen; ſeine Sparſamkeit und Umſicht dienten hiezu als vortreffliche Mittel, und da er außer einem Prozeſſe mit dem Herzoge von Wirtemberg wegen Entſchädigung für die abgetretenen Dörfer Malſch und Ottersweier, in keine weitere Händel verflochten war, ſo blieb ſeine Arbeit zur Aufnahme des Landes faſt ungeſtört. Namentlich gieng ſeine Sorgfalt auch auf die Wiederherſtellung der geiſtigen Kultur und der kirchlichen Dinge; er ließ die zerſtörten Kirchen und Schulhäuſer neu errichten und beſtellte überall tüchtige Lehrer. Zu Röteln ſtiftete Friedrich im Jahre ſechszehnhundert und fünfzig eine ſogenannte Landſchule, um ſeinen breisgauiſchen Unterthanen die Koſten für ihre dem Studium gewidmeten Söhne zu erleichtern, da ſie dieſelben nun nicht mehr ſo frühzeitig nach Durlach auf das Gymnaſium zu thun brauchten. Dieſe Schule beſtund aus zwei Klaſſen, worin die Anfangsgründe nicht nur des Lateiniſchen, ſondern auch des Griechiſchen und Hebräiſchen gelehrt wurden, und es entſtund ſpäter aus ihr das Pädagogium in Lörrach. Das durlachiſche Gymnaſium aber brachte er in ſolchen Flor, daß man es einer kleinen Akademie gleich achten mochte. Stets war Markgraf Friedrich ein eifriger Beförderer der evangeliſchen Glaubensform, die er in ihrer Reinheit zu bewahren ſuchte, nicht ſelten ſelbſt auf Koſten desjenigen chriſtlichen Geſezes, das da Liebe fordert und Duldſamkeit auch gegen Andersglaubende. Er ſtarb im Herbſte des Jahres tauſend ſechshundert neun und fünfzig, und hinterließ aus den zwei erſten ſeiner fünf Ehen, mit Barbara, einer Tochter des Herzogs von Wirtemberg, und Eleonora von Solms, neben vielen Töchtern drei Söhne, den gleichnamigen Erſtgebornen, welcher ihm in der Regierung folgte, und den Guſtav Adolf,

der ſich dem geiſtlichen Stande gewidmet, und im Jahre ſechszehnhundert ſieben und ſiebzig als Kardinal und Abt zu Kempten verſchied; der Zweitgeborne, Karl Magnus, welcher ſich noch unter Herzog Bernhard von Weimar zum Kriegsmann gebildet, unter Banner, Torſtenſohn und Wrangel im dreißigjährigen Kriege, wie im polniſchen und däniſchen für den König Karl Guſtav rühmlich gefochten hatte, war ſeinem Vater ein Jahr vorausgegangen.

Auch Markgraf Friedrich der Sechste wuchs unter dem Herzog von Weimar in den Waffen auf und erwarb ſich bald einen kriegeriſchen Ruhm; doch einen weit edlern ſuchte er nach ſeinem Regierungsantritte durch die Künſte des Friedens in der Beglückung ſeines Volkes. Von allem, was deſſen Wohl oder Weh betraf, mußte man ihn benachrichtigen; er beſuchte öfters die Kanzleien, ließ ſich alle Wochen die Protokolle aus den Kollegien zur Einſicht geben, und gewährte jedem Nothleidenden oder Bedrängten den Zutritt zu ſich. Als ein beſonderer Freund der Wiſſenſchaft beförderte er auch die gelehrten Anſtalten ſeines Landes, namentlich das Gymnaſium zu Durlach durch Vermehrung der Stipendien, der Einkünſte und der Bibliothek. Seiner Bauluſt verdankten die Schlöſſer Hachberg, Röteln, Sauſenberg, Badenweiler, Staffort und Graben ihre Wiederherſtellung; beſonders aber erweiterte und verſchönerte er das markgräfliche Reſidenzſchloß zu Durlach, wie die Feſte zu Mühlburg, welches Dorf durch ihn zur Stadt erhoben wurde. Sein Hof war glänzend, doch auch nicht weniger gebildet, und athmete einen volksfreundlichen Geiſt. Dieſer Markgraf Friedrich aber, welchen ſeine Unterthanen mit liebender Dankbarkeit den Vater des Vaterlandes nannten, regierte leider kaum achtzehn Jahre, und ſelbſt während dieſer kurzen Zeit zogen ihn mancherlei Reichsgeſchäfte und neue Kriegsunternehmungen von der Heimath ab. Er ſchied mit dem Jahre ſechszehnhundert ſieben und ſiebzig von der Welt, und ward wie ſein Vater in der Familiengruft zu Pforzheim beigeſezt.

Mit ſeiner Gemahlin Chriſtina von Zweibrücken hatte Markgraf Friedrich drei Söhne gezeugt, aber nur die zwei jüngern überlebten ihn, Friedrich Magnus und Karl Guſtav; jener erhielt die Regierung, während dieſer ſeine Lebenszeit in ſchwediſchen und

kaiſerlichen Kriegsdienſten zubrachte, und im Jahre ſiebzehnhundert und drei als Generalfeldzeugmeiſter des ſchwäbiſchen Kreiſes verſtarb. Friedrich Magnus beſaß viele Eigenſchaften ſeines Vaters und trat die Regierung mit einer hoffnungsreichen Thätigkeit an; aber ſie fiel in eine verwirrte, drangſalvolle Zeit, und er ſah mit wachſendem Schmerze den Flor und Wohlſtand des Vaterlandes unter dem wogenden Kriegsgetümmel verſchwinden, ſeine Städte in Trümmer und Aſche zuſammenſinken, und alle geſellſchaftlichen Verhältniſſe zerſtört oder verkümmert. Und nachdem dieſer traurige Zuſtand gegen zwanzig Jahre lang gewähret hatte, blieben dem Markgrafen nur noch wenige vergönnt, um an der Wiederaufnahme des Landes zu arbeiten. Eine ungewöhnliche Mattigkeit verkündete ihm eines Tages im Sommer tauſend ſiebenhundert und neun das Herannahen des Todes; da ließ er ſeine Familie um ſich verſammeln, nahm Abſchied von ihr unter frommen Bibelſprüchen, ermahnte namentlich ſeinen Erbprinzen, Karl Wilhelm, zur Tugend, und entſchlief mit den Worten: „Herr, es iſt genug; nimm nun mein Leben von mir, denn ich bin nicht mehr, als meine Väter.“

Friedrich Magnus Gemahlin war Auguſta geweſen, eine Tochter des Herzogs von Holſtein, die ihm außerdem genannten noch zwei Prinzen gebahr, wovon aber der älteſte ſchon als Kind verſtarb; der jüngſte war Chriſtoph, welcher in der holländiſchen und hierauf in der kaiſerlichen Armee Dienſte nahm, und nach verſchiedenen Feldzügen im Jahre ſiebzehnhundert drei und zwanzig voll Bedaurung der menſchlichen Sündlichkeit zu den Vätern gieng, mit Hinterlaſſung dreier Söhne, welche ihm ſämmtlich in der Kriegslaufbahn nachgefolgt ſind. Karl Wilhelm ſelbſt war daheim und auf Reiſen zum Regenten ſorgfältig herangebildet worden, und hatte ſich im Jahre ſechszehnhundert ſieben und neunzig mit der Prinzeſſin Johanna von Wirtemberg vermählt, worauf er bis zu ſeinem Regierungsantritte als Oberſt die Truppen des ſchwäbiſchen Kreiſes befehligte. Der wißbegierige, thätige junge Fürſt ahmte in Vielem ſeinen Großvater nach, und hinterließ dem Lande mehrere Stiftungen, welche ſein Andenken fortwährend bei uns erhalten werden. Zu Pforzheim allein gründete er im Jahre ſiebzehnhundert und vierzehn eine Anſtalt zur Verſorgung armer Waiſen, dabei ein Irren-

und ein Zucht- oder Arbeitshaus; verlieh dem daſelbſt durch den Edlen von Menzingen errichteten adeligen Fräuleinſtift ſeinen Schuz und anſehnliche Privilegien; ließ die bei Langenſteinbach neu entdeckte Geſundquelle einfaſſen und mit einem Badgebäude verſehen, und beförderte auch die Bäder zu Badenweiler, Sulzburg, Fiſchingen, Hauingen und Maulburg. Zur Vermehrung des baden-durlachiſchen Gebietes erwarb er durch Kauf von dem wirtembergiſchen Obriſten von Sternfels das Schloß und Gut Bauſchlott, von dem heſſenkaſſelſchen General-Lieutenant von Ertingen das Schloß und Gut Karlshauſen mit einem Theil des Flekens Dürn; von der Familie von Rotberg das Dorf Hertingen, und von Friedrich von Bärenfels den Fleken Grenzach.

Markgraf Karl Wilhelms vornehmſtes Werk aber iſt die Gründung der Reſidenzſtadt Karlsruhe. Um's Jahr ſiebzehnhundert fünfzehn nämlich hatte er mitten im Hardwald, zwiſchen Durlach und Mühlburg, auf einem lieblich grünen Plaz, unter den hohen beſchattenden Eichen, ein Jagdſchloß erbaut, um daſelbſt, entfernt von dem Zwang und Gelärme ſeines Hofes, in friedlicher Einſamkeit der Ruhe zu genießen. Aber bald ſah er ſich nicht mehr allein in der ſtillen Waldgegend; es kamen auch andere Leute herbei, und ſiedelten ſich an. Und in kurzer Zeit waren dieſe Anſiedelungen ſo zahlreich, daß der Markgraf endlich auf den Gedanken gerieth, das Jagdſchloß in eine neue Reſidenz zu verwandeln und eine Stadt dabei zu gründen, was um ſo ſchneller zum feſten Entſchluſſe und zur Ausführung gedieh, da ohnehin die Karlsburg zu Durlach noch nicht völlig wieder hergeſtellt war, und die Hardwald-Gegend geſünder ſchien, als die durlachiſche. Karl Wilhelm entwarf ſelbſt den Riß zu der neuen Reſidenzſtadt und leitete den Bau derſelben. Sie erhielt die Geſtalt eines Fächers, ſo daß alle Straßen, welche auch außerhalb der Mauern bis tief in den Wald hinein fortgeſezt wurden, als Radien von dem Schloßthurme ausgiengen. Im Herbſte tauſend ſiebenhundert und ſiebzehn geſchah die Einweihung der Schloßkirche, und fünf Jahre ſpäter die der ſtädtiſchen. Auch die evangeliſch-reformirte Gemeinde erhielt eine Kirche, die Katholiken durften ein Bethaus errichten, und die Juden eine Synagoge. Von Durlach aber wurde nicht allein die fürſtliche Kanzlei mit den zugehörigen Kollegien

nach Karlsruhe verlegt, ſondern auch das Gymnaſium, und ſo erweiterte ſich denn die neue Stadt zuſehens, da der Markgraf einem Jeden, welcher darin bauen wollte, eine zwanzigjährige Freiheit von allen Abgaben ertheilte, und das nöthige Bauholz unentgeltlich zukommen ließ. Freilich ſah die größte Zahl der Häuſer ſehr beſcheiden aus; ſie waren klein, meiſt nur einſtöckig und ganz von Holz. Selbſt das Reſidenzſchloß beſtund nur aus Riegelwänden, ſo daß ein fremder Reiſender ſich gegen den Markgrafen äußerte, warum man nicht wenigſtens mit Backſteinen gebaut habe? Karl Wilhelm aber erwiderte: „Ich wollte mir hier einen Siz errichten in möglichſt kurzer Zeit und auf die wohlfeilſte Weiſe. Ein Bau von Backſteinen würde zu viel gekoſtet haben, und ich hätte dies Werk nicht vollbringen können, ohne meinen Unterthanen eine drückende Schazung aufzubürden. Außerdem ſind meine Lande faſt immer der Schauplaz des Krieges, und ich bin nicht im Stande, die Stadt auch nur mit einer Mauer zu umgeben, viel weniger eine Feſtung anzulegen. Es wäre alſo höchſt unklug geweſen, auf einen Ort ſo viele Koſten zu verwenden, der ſo leicht ein Raub der Flammen werden kann, wie mein Schloß zu Durlach und meine übrigen Luſthäuſer. Ich will auch lieber, daß man von mir ſage, ich wohne übel und ſey ſchuldenfrei, als daß es heißt, ich habe ein prächtiges Reſidenzſchloß erbaut, und ſtecke voller Schulden.“

Mit der Entſtehungsgeſchichte von Karlsruhe hängt auch die Stiftung des badiſchen Hausordens der Treue zuſammen. Es geſchah dieſelbe nämlich, als Karl Wilhelm in Gegenwart ſeines ganzen Hofſtaates und unter ſchallender Muſik zu jenem Jagdſchloſſe den Grundſtein legte. Der Markgraf hatte die Abſicht, durch Verleihung des Ordens ſeine adeligen Diener zur fernern Treue zu ermuntern, und auswärtige Edle, welche eine beſondere Zuneigung für das markgräfliche Haus bewieſen, mit gebührendem Danke zu ehren.

Seit beinah zwanzig Jahren hatte ſich Karl Wilhelm mit ſeinem Volke eines gedeihlichen Friedens erfreut, und mochte jezt ruhig der Zukunft entgegen blicken, als der Abend ſeines Lebens ſich plözlich verdüſterte. Nachdem ihn im Frühlinge ſechszehnhundert zwei und dreißig der ſchmerzliche Schlag getroffen hatte, ſeinen

einzigen Sohn und Nachfolger, den Erbprinzen Friedrich zu verlieren, brachen das folgende Jahr auch die Stürme des Krieges wieder über ſeine Lande herein, und das einzige, was ihm in dieſer Zeit für dieſelben zu thun vergönnt war, beſtund in der klugen Sorgfalt, womit er die Stelle eines Generalfeldmarſchalls der ſchwäbiſchen Bundestruppen ausſchlug, um den Feind nicht zu reizen. Er hielt ſich damals zu Baſel auf, wo ihn die Kriegsereigniſſe und eine zunehmende Kränklichkeit veranlaßten, ſein Teſtament zu verfaſſen. Er beſtimmte darin ſeinen Enkel Karl Friedrich, zum Nachfolger in den baden-durlachiſchen Landen; ſeine Gemahlin aber und den älteſten Prinzen ſeines Bruders Chriſtoph, den Markgrafen Karl Auguſt zu deſſen Vormündern, und ordnete ihnen ein vormundſchaftliches Geheim-Rathskollegium bei. Es geſchah dies im Jahre ſiebzehnhundert ſechs und dreißig, worauf er im folgenden nach Karlsruhe zurückkehrte, und daſelbſt auch nach wenigen Monaten an einem Schlagfluſſe verſchied. Karl Wilhelm war ein Fürſt, welcher die Geſchäfte der Regierung mit ſeltener Aufmerkſamkeit beſorgte, und ſein Finanzweſen ſo in Ordnung hielt, daß er nach Abzahlung aller von ſeinen Vorfahren ererbten Schulden noch eine volle Kaſſe hinterließ. Auch hatte er auf die Rechtspflege ein beſonders wachſames Auge, veranſtaltete zur Entdeckung etwaiger Mißbräuche oder Vernachläſſigungen mehrmals unvermuthet eine Landes-Viſitation, und ließ in ſchwierigen Prozeßfällen ſeiner Unterthanen auf eigene Koſten die Rechtsgutachten auswärtiger Rechtslehrer und Univerſitäten einholen. Selbſt den Künſten und Wiſſenſchaften lag er ob, und beförderte ſo alles Edle und Gute, wie alles Nothwendige, was einen Staat geehrt und glücklich machen ſoll.

:" mit dem Gekrache ihrer ein
iſchte. An dieſem Triumph de
'er der katholiſchen Kirche Th apitel.
deutſche Mönche, die ſichs zv
Von :eten, die Wuth der Soldata ziſchen, ſpaniſchen und
Im März ſechszehnhundert :rbfolge=Kriegs.
mordbrenneriſche Schaar der
ein kaiſerliches Heer erſchi———
ſtellte die Befeſtigungen d

Khien das folgende Jahr ſier und zwanzig Jahren die Länder am d Nachfolger des altenerholt, als ſie von neuem zum Schau= plinlängſt verſtorben war; krieges gemacht wurden. Der grenzen= l an, das Land aus ſeinig des Vierzehnten von Frankreich ſuchte noch hatten die Rheinlaſſenglück Turennes und Kondes, und der erſchöpft. Die franzöſKaiſer Ferdinand des Dritten Sohn und die Markgrafſchaft, ne nichts gegen die Unbilden, womit der Streifzüge in die Unth das deutſche Reich bedrängte und ver= ſeinen Untergang alt es den öſtreichiſchen Niederlanden, alsdann eingenommen u, und endlich der rheiniſchen Pfalz. Denn als Verrath ſeinrl Ludwig dem Könige, ohngeachtet ſeiner Verwandt= bracht. Demſelben, den Beitritt zum Kampfe wider Kaiſer und dorf zurſagte, rächte ſich Ludwig durch einen Einfall in die laſſenchen Lande. Beim Herannahen der Gefahr hatte man ſtanelberg mit einem fränkiſchen Kreisregimente beſezt, und der Vezog von Lothringen war aus dem Elſaß über den Rhein ge= ommen, um ſich bei Sinsheim zu lagern. Aber während ſein Kriegsvolk gegen die Ermahnungen des wachſamen Churfürſten ſich in den Quartieren verſäumte, zog Turenne mit vierzehn= tauſend Mann über Philippsburg eilends heran, eroberte und plünderte Sinsheim, und trieb nach einem kurzen Gefechte den um die Hälfte ſchwächern Herzog nach Mannheim und Ladenburg, wie bald hernach bis an den Main. So ſtund alſo das ganze Land dem Feinde offen, und Turenne überließ es völlig der Wuth des Soldaten. Von ſeinem Schloſſe aus ſah der Churfürſt gegen dreißig Ortſchaften in Flammen ſtehn. Da übermannten ihn Zorn und Wehmuth; er überſandte dem Marſchall ein Schreiben voll bittrer Klagen und Vorwürfe über ſolch' grauſame Verwüſtung

eines unſchuldigen Landes, auf's Duell. „Betrachten S nicht von einer falſchen Seite thanen rächen, und da ich die thun kann, welches ſich mit geſchehe es auf dieſe Art.“ A Sache mit höflichen Worten au über den Rhein zurück.

Während deſſen hatte ſich die k ſtärkt und wendete ſich jezt gegen S zu begegnen; aber er entwiſchte ihr ſelbſt wurde bald darauf genöthigt, da muthig über dieſen mißlungenen, ſo ko Churfürſt Karl Ludwig mit ſeinem Prin Mannheim zurück, wo er ſich abwechſel Ableben. Denn nachdem Turenne bei Sas ſeine Armee bis nach Breiſach zurückgedräng Jahr nach Einnahme der Feſtung Philippsbu Mittel-Rhein ſo ziemlich vertrieben war, ruhten bis das Erlöſchen der ſimmeriſchen Churlinie den p folge-Krieg veranlaßte. Umſonſt hatte der alte Chur ſeinen Erbprinzen Karl bereits ſieben Jahre ohne Kinder ſah, ſich ſelbſt zum zweitenmal zu vermählen geſucht; ſe glückliche, durch die Liebesintriken des Fräuleins von Deg von ihm getrennte Gemahlin willigte nicht in die völlige Scheidu und ſo verſchied denn Karl Ludwig nach einem mühevollen Lebe ohne den Troſt, ſeinen Stamm fortblühen zu ſehen. Eine neue Mätreſſe nach dem Todte der Degenfeld verkürzte ihm wohl ſeine alten Tage, welche er im Oktober tauſend ſechshundert und achtzig, zu Edingen, zwiſchen Mannheim und Heidelberg, unter einem Nußbaume beſchloß. „Karl Ludwig, ſagt ein Geſchichtſchreiber von ihm, verlegte ſich in ſeiner Jugend mit vielem Fortgange auf die Sprachen und auf das Studium des Völkerrechts, der Geſchichte und Politik. Nach angetretener Regierung ertheilte er den Fremden aus Holland, Frankreich, England und der Schweiz mehrere Einzugsfreiheiten, welche eine ziemliche Menge derſelben in das gute, aber doch ſehr verwüſtete Land herbeizogen

Kezer" mit dem Gekrache ihrer einſtürzenden Wohnungen ſich vermiſchte. An dieſem Triumph der Barbarei hatten auch die Diener der katholiſchen Kirche Theil, die Jeſuiten, franzöſiſche und deutſche Mönche, die ſichs zu einem frommen Verdienſte anrechneten, die Wuth der Soldaten auf's Höchſte zu ſteigern!

Im März ſechszehnhundert neun und achtzig verließ endlich die mordbrenneriſche Schaar den traurigen Schauplaz ihrer Frevel, und ein kaiſerliches Heer erſchien in der Pfalz, beſezte die Städte und ſtellte die Befeſtigungen derſelben möglichſt wieder her. Auch erſchien das folgende Jahr Churfürſt Johann Wilhelm, der Sohn und Nachfolger des alten Philipp Wilhelm, welcher zu Wien unlängſt verſtorben war; er nahm die Huldigung ein, und fieng an, das Land aus ſeinen Trümmern wieder zu erheben. Aber noch hatten die Rheinlande das volle Maß der Drangſale nicht erſchöpft. Die franzöſiſche und die kaiſerliche Armee zogen durch die Markgrafſchaft, und die Beſazung von Fort-Louis that mehrere Streifzüge in die Umgegend; ſo fand auch der große Ort Graben ſeinen Untergang, ſo wurden Durlach und Pforzheim wiederholt eingenommen und geplündert, und endlich auch Heidelberg durch Verrath ſeines Kommandanten in die Gewalt der Franzoſen gebracht. Der Churfürſt hatte ſich unrühmlich genug nach Düſſeldorf zurückgezogen, und die Regierung ganz ſeinen Räthen überlaſſen, welche als eifrige Katholiken die Bedrängniß des proteſtantiſchen Glaubens in der unglücklichen Pfalz mit geheimem Vergnügen betrachteten, und auf ſeinen Untergang hofften. Es würde ermüdend ſeyn, die neuen Gräuel zu ſchildern, welche namentlich über Heidelberg ergiengen; was noch aus den frühern Zerſtörungen gerettet worden, und was man inzwiſchen mit vielem Aufwande wieder hergeſtellt hatte, gieng jezt alles unter, und die Wuth, womit ſich der entzügelte Soldat ſelbſt bis zur Unnatürlichkeit gegen Lebendes und Todtes vergieng, übertraf alles, was in den blutigſten Schreckenstagen des dreißigjährigen Krieges geſchehen war. Und als Ludwig, welcher ſich den großen König nannte, dieſe Heldenthaten ſeiner Soldknechte vernahm, ließ er ſingen: Herr Gott, dich loben wir!

Nach ſolcher Verwüſtung der Pfalz trug Melak die Brandfackel auch in die badiſchen Lande. Markgraf Friedrich Magnus

war beim Herannahen der Gefahr nach Baſel geflüchtet, und ſchrieb von dort aus vergebens um Hilfe an den Reichstag, während Markgraf Wilhelm Ludwigs Heldenarm den Erbfeind des Reichs von den Grenzen Ungarns ſiegreich zurückſchlug! Nachdem unter Marſchall Choiſeul ein kleines Heer bei Hüningen über den Rhein geſezt und die breisgauiſchen Lande verwüſtend durchzogen hatte, erſchienen im Sommer darauf die Horden Melaks vor Durlach, nach deſſen Uebergabe die Straßen mit Stroh und Pechgränzen angefüllt, und ſofort alle Wohnungen bis auf fünf kleine Häuſer niedergebrannt wurden. Zu Pforzheim, welches die Franzoſen ſchon früher beſezt hielten, legte man Pulver in die Thore, und ſteckte hierauf das Rathhaus und Schloß in Brand, wodurch zwei und achtzig Häuſer in Schutt und Aſche verſanken. Inzwiſchen zog der General Duras ebenſo mordbrenneriſch durch die niedere Markgrafſchaft; es fielen Ettlingen, Steinbach, Raſtatt, Kuppenheim und Stollhofen, es fiel ſelbſt Baden, die uralte Reſidenz, ohngeachtet einer Zuſage der Schonung, welche ſich die verwittwete Markgräfin Maria Franziska erfleht hatte. Unter dem Vorwande einer Schuzwache zog eine Abtheilung des franzöſiſchen Heeres in die Stadt; bald folgte eine größere Zahl, und man fieng an, die Feſtungswerke zu ſchleifen. Die Markgräfin jedoch blieb ſtandhaft, obwohl ſie ſehen mußte, wie man in der Stiftskirche die Gräber ihrer Ahnen erbrach, und die Gebeine frevelnd umherſtreute, und wie der eigne Sohn Louvois die ſchallende Feldmuſik vor das Schloß führte, um das Wehklagen der Einwohner zu übertäuben, und ihren Schmerz zu verhöhnen. Kaum rettete man den jungen Erbprinzen Leopold von der Burg Eberſtein nach Fohrbach. Hierauf, früh Morgens am Bartholomäustag, legte der Feind das Brandfeuer, und in wenigen Stunden loderte es durch alle Straßen und Wohnungen der Stadt!

In dieſer Noth hatte der fränkiſche und ſchwäbiſche Kreis den Kaiſer erſucht, den Kommandoſtab am Rhein der Hand Markgraf Ludwig Wilhelms anzuvertrauen, und dieſer geprieſene Feldherr kam nun, nach einem zehnjährigen ruhmvollen Kampfe gegen die Türken, nach Deutſchland, wo er vom Oberrhein an über den Schwarzwald bis gegen Heilbronn eine verſchanzte Linie zog, um

die Fortſchritte der franzöſiſchen Macht zu hemmen. Und von dem an ſcheiterten alle Unternehmungen derſelben dieſſeits des Rheinſtromes, wie auch bald in den Niederlanden, wodurch ſich Ludwig zu Friedensvorſchlägen genöthigt ſah. Im Herbſte tauſend ſechshundert ſechs und neunzig kam durch Vermittlung Schwedens der Friede von Riswik zu Stande, welchen das Jahr darauf auch der Kaiſer unterzeichnete. Frankreich behielt zwar Straßburg mit den übrigen Reichsſtädten im Elſaß, mußte aber Freiburg und Breiſach wieder an Oeſtreich abtreten, wie an das Reich die Feſtungen Philippsburg und Kehl; der Churfürſt von der Pfalz erhielt all' ſeine außer dem Elſaß gelegenen Lande wieder zurück, gegen dreimal hunderttauſend Thaler Entſchädigungsgeld, und von Seite Orleans eine völlige Verzichtleiſtung auf die ſimmeriſche Allodialverlaſſenſchaft; auch dem Markgrafen von Baden endlich wurde alles wieder eingeräumt, was er vor dem Kriege beſeſſen, nebſt dem Grund und Boden der Feſtungswerke, welche Frankreich auf der rechten Rheinſeite erbaut hatte, aber nun demoliren mußte.

Seit mehr als zwanzig Jahren waren alſo unſere Rheingegenden mit weniger Unterbrechung von den Schrecken des Krieges heimgeſucht worden. Die Pfalz lag völlig verwüſtet; im Badiſchen rechnete der Markgraf den erlittenen Schaden auf neun Millionen, und hatte kein einziges Schloß mehr, wo er mit ſeiner Familie wohnen konnte, und im Breisgau empfand namentlich die Stadt Freiburg die Folgen der traurigen Kriegsereigniſſe bitter genug! Mit rühmlichem Eifer arbeiteten die Fürſten und Regierungen an der Wiederaufnahme der verwüſteten Länder; aber auf die Schläge des Kriegsgottes folgten Mißjahre, daß in vielen Gegenden das Elend durch Hunger und Krankheit den höchſten Grad erreichte. Und wie bald verſchwand wieder die Hoffnung des Friedens! Das ſiebzehnte Jahrhundert ſchloß unter dem Nachhalle des Waffengeklirrs, und das achtzehnte begann mit neuem. Noch ein halbes Jahrhundert ſollten die Rheingegenden abwechſelnd zum Tummelplaze erbitterter Heere dienen, bis der Friede von Achen endlich jene ruhigen, gedeihlichen Tage herbeiführte, wo während die Wunden des Landes allmälig wieder vernarbten

Digitized by Google

Viertes Kapitel.

Fortſezung und Beſchluß des Vorigen.

Nachdem im Winter des Jahres tauſend ſiebenhundert König Karl der Zweite von Spanien verſtorben war, ohne einen leiblichen Nachfolger zu hinterlaſſen, erhob ſich zwiſchen Frankreich und Oeſtreich über die ſpaniſche Erbfolge ein vierzehnjähriger Krieg, welcher namentlich auch über unſere Heimath ſeine Gräuel verbreitete. Kaiſer Leopold war der nächſte im ſpaniſchen Mannsſtamme, Ludwig der Vierzehnte aber gründete ſein Erbrecht auf ſeine Mutter, die ältere Schweſter jenes Königs, und zeigte ſich gerüſtet, den verwickelten Kabinetsſtreit mit dem Schwerdte zu entſcheiden. Unter ſolchen Umſtänden war Leopold genöthigt, ſich mit dem Markgrafen von Baden-Baden wieder zu verſöhnen, welcher ohngeachtet aller Verdienſte um das Reich und das Erzhaus wegen ſeiner bewieſenen fürſtlichen Selbſtſtändigkeit ſeit einiger Zeit in Ungnade gefallen war. Er gab ihm die Landvogtei Ortenau zu Lehen und ernannnte ihn mit erhöhtem Gehalte zum oberſten General der Reichsarmee und zum Gouverneur der Feſtungen am Rhein. Ludwig Wilhelm beeilte ſich, die dieſſeitigen Rheinlande durch verſchanzte Linien gegen Frankreich zu verwahren, und den Krieg auf die jenſeitigen zu ſpielen. Mit einem Heere von ſechszehntauſend Mann ſezte er über den Strom, um Landau zu belagern. Inzwiſchen hatten ſich England und Holland mit dem Kaiſer verbunden, und es begann ſofort ein allgemeiner Krieg wider Ludwig, welchem ſich der Churfürſt von Baiern anſchloß. Landau fiel, die Linie am Schwarzwald wurde gegen die Angriffe des franzöſiſchen Heeres glücklich vertheidigt, und deſſen Vereinigung mit dem baieriſchen durch das Treffen bei Friedlingen verzögert. Erſt im folgenden Jahre gelang es dem Marſchall Villars, bei Hüningen unverſehens über den Rhein zu ſezen, den Markgrafen aus ſeinem Lager bei Offenburg zu vertreiben, alsdann nach Wegnahme der Feſtung Kehl, welche Ludwig Wilhelm zur Belohnung

ſeiner Verdienſte um das Reich zum Geſchenk erhalten hatte, durch das Kinzinger Thal in die Baar, und mit Umgehung der tapfern Stadt Villingen in das Donauthal vorzudringen, wo er ſich endlich mit der baieriſchen Macht vereinigen konnte. Es fiel ſofort Augsburg, wie bei uns bald auch Breiſach, in die feindliche Gewalt, und das Glück der franzöſiſch-baieriſchen Waffen ſchien entſchieden, als jene auf dem Schellenberg und bei Hochſtätt durch die drei Helden Ludwig von Baden, Marlborough und Prinz Eugen erfochtenen Siege das Vaterland vom Feinde gänzlich befreiten.

Markgraf Ludwig war bisher meiſtens der Schuzengel der Rheinlande geweſen, und das kaiſerliche Heer blieb auch bei allem Wechſel des Krieges unbeſiegt, ſo lange er ſelbſt an deſſen Spize erſchien. Nach ſeinem Hingang aber im Jahre ſiebzehnhundert und ſieben, nahm alles bald eine traurige Wendung. Der franzöſiſche Marſchall Villars durchbrach mit dreißigtauſend Mann die Linie bei Stollhofen, und drang über den Schwarzwald bis nach Schwaben und Franken, wo alles ſchonungslos gebrandſchazt wurde. Der Markgraf Friedrich Magnus gerieth in die Nothwendigkeit, abermals nach Baſel zu entflichen, und das arme Land den Unbilden des feindlichen Volkes zu überlaſſen, während ſein Erbprinz, Karl Wilhelm, wegen eines Beinbruchs von Ulm aus den Kriegsbewegungen unthätig zuſehen mußte. Ueberall wich das kaiſerliche Heer zurück und hatte faſt täglich neue Verluſte zu erleiden. Mit tiefer Betrübniß gewahrte dies Joſef der Erſte, welchem nach dem Tode ſeines Vaters Leopold im Frühling ſiebzehnhundert und fünf die Kaiſerkrone ertheilt worden war, und in der Hoffnung auf eine beſſere Führung des Kommandoſtabes übergab er denſelben aus der Hand des Markgrafen von Baireuth in die des Churfürſten von Hannover. Nur wenig aber half dieſe Veränderung. Zwar verjagte der neue Oberfeldherr unter Mithilfe der tapfern Generale Mercy und Lobkowiz, den Feind aus ſeiner Stellung bei Offenburg, und erſezte den Verluſt der Stollhofer Linie mit einer neuen von Ettlingen bis nach Dachslanden; doch kämpfte nur der Prinz von Savoyen auf entfernterm Schauplaze mit entſchiedenem Vortheil gegen die franzöſiſche Macht. Der Plan des Churfürſten, den Krieg aus unſern

Gegenden hinweg und nach dem Elſaße zu verſezen, wurde durch ein Treffen bei Ottmarsheim vereitelt; den kaiſerlichen Truppen blieb nichts übrig, als der Rückzug hinter die Ettlinger Linie, und bald würde das rechte Rheinufer die Drangſale des Krieges wieder empfunden haben, wenn nicht der Tod des Kaiſers die Blicke König Ludwigs auf andere Intereſſen gelenkt hätte.

Joſef der Erſte war im April ſiebzehnhundert und eilf verſtorben, und nun bemühte ſich der franzöſiſche Hof, den Churfürſten von Brandenburg auf den deutſchen Thron zu bringen. Die Sache ward mit großem Eifer betrieben; als es aber zur Wahl kam, trug Erzherzog Karl, der Bruder des lezten Kaiſers, welcher durch deſſen Tod auch alle öſtreichiſchen Erblande ererbt hatte, den Sieg davon. Und ſo wäre die ganze Macht von Oeſtreich, die ſpaniſche und deutſche Krone in einer Hand vereinigt geweſen; doch eben dieſe Gefahr für das europäiſche Gleichgewicht ließ es dem franzöſiſchen Kabinete gelingen, mit England und Holland ein Bündniß gegen den Kaiſer zu errichten, welches hernach im Frieden zu Utrecht den Prinzen von Anjou als König von Spanien anerkannte. Karl indeſſen ſezte den Krieg fort, und bald ſtunden ſich Prinz Eugen und Marſchall Villars, wohlgerüſtet am Rheine entgegen. Jener hatte den Plan eines allgemeinen Aufgebotes gehabt, um durch dieſen entſchiedenen Schritt die überrheiniſchen Provinzen des Reiches zu retten. Allein die Stände wollten ſich dazu nicht entſchließen; ſie waren ſaumſelig ſelbſt in ihren ſchuldigen Leiſtungen, und Eugen mußte nichts anderes zu thun, als die Zugänge des Schwarzwaldes und die Grenzen der Pfalz zu verwahren. „Ich ſtehe jezt, ſchrieb er von Mannheim aus an den Grafen von Sinzendorf, Schildwache am Rhein, und betrachte die Umgegend, wo es mir oftmals auf das Herz fällt, wie ruhig und ungeſtört die Bewohner im Genuſſe dieſer reichen Natur ſeyn könnten, wenn ſie nur Muth hätten und ihre Stärke zu benuzen wüßten.“ Indeſſen belagerte Villars die Feſtung Landau, und Eugen mußte unthätig zuſehen, wie dieſer wichtige Plaz ſich übergab; er mußte zuſehen, wie die franzöſiſche Armee hierauf über den Rhein ſezte, Freiburg umſchloß, und die Kaiſerlichen über den Schwarzwald bis an den Neckar zurück drängte; wie die verlaſſene Stadt immer in Hoffnung

auf Entſaz mit der entſchloſſenſten Hinopferung acht Wochen gegen die feindliche Uebermacht ſich vertheidigte, während man ſchon am Frieden arbeitete, und ihr Schickſal nichts mehr entſcheiden konnte!

Im Jänner ſiebzehnhundert und vierzehn befanden ſich Eugen und Villars auf dem Schloſſe zu Raſtatt, um die vorläufigen Friedensbedingniſſe zu unterhandeln. Anfangs ſchien ſich das Geſchäft wieder zerſchlagen zu wollen; als aber Ludwig der Vierzehnte ſeine Forderungen etwas herabſtimmte, kam es zu einem definitiven Friedensſchluß, welcher zu Baden in der Schweiz von beiden Mächten unterzeichnet wurde. Er beſchränkte das franzöſiſche Gebiet wieder bis auf die Grenze des Rheinſtromes; für Baden aber, welches nur einige Rheininſeln erhielt, gieng die Herrſchaft Rodemachern, und für die Pfalz das Amt Germersheim verloren. Der Breisgau kehrte alſo unter ſeinen Erbfürſten wieder zurück; aber in wie traurigem Zuſtand! Das Land war ausgeſogen und die Städte lagen zertrümmert, oder ſtunden am Rande ihres Ruins. Neuenburg hatte ſchon im Beginne des Krieges das Schickſal gehabt, von den Franzoſen unvermuthet überfallen und niedergebrannt zu werden; Breiſach glich ohnehin einer Grabſtätte, und Freiburg ſah ſich erſchöpft und gelähmt, wie noch nie. Sein Handel war zerſtört, ſeine Bevölkerung bis auf fünfhundert Bürger herabgeſchmolzen, und ſeine Schuldenlaſt über dreimalhundert tauſend Gulden angewachſen. Die Regierung, ſo unväterlich ſie die treue Stadt ſonſt behandelte, mußte ihr jezt einige Erleichterungen verſchaffen; die Hochſchule kehrte von ihrem Zufluchtsort in Konſtanz wieder zurück, und eröffnete ihre Hörſäle mit neuem Eifer, da die breisgauiſchen Stände, von dieſem Kleinode des Landes überzeugt, ihr möglichſt wieder emporzuhelfen ſuchten, wodurch die Wohlfahrt auch der Stadt und Umgegend gewann.

Wie eifrig in den baden-durlachiſchen Landen Markgraf Karl Wilhelm an der Wiederherſtellung derſelben arbeitete, haben wir gehört. Und man muß ſich billig verwundern über den ſchnellen Fortgang des neuen Anbaues, da doch die Markgrafſchaft in allen Theilen ſo außerordentlich gelitten hatte. Aber wie viel vermag nicht ein einſichtsvoller und ſparſamer Regent! Als man dem Markgrafen beim Antritt ſeiner Regierung die Rechnungen vorlegte, rief er traurig aus: „Wenn dies richtig iſt, ſo bin ich ein armer

Fürſt", und als ihn nach einer dreißigjährigen Verwaltung der Tod hinwegrief, hinterließ er troz neuer Kriegsunfälle ein wohlhabendes Land und in ſeiner Kaſſe einen nicht unbeträchtlichen Schaz.

Einen traurigen Gang nahmen die Dinge in der Pfalz, namentlich in Rückſicht der Religion, woraus bald auch andere Zerwürfniſſe erwuchſen. Schon unter Kurfürſt Philipp Wilhelm hatte die katholiſche Geiſtlichkeit ſich im Lande wieder verbreitet. Sein Nachfolger war von den Jeſuiten erzogen, und ſpäter in allen Regierungshandlungen geleitet worden. Seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts beſaß dieſer Orden mehrere Lehrſtühle an der Hochſchule zu Heidelberg, und ſein Einfluß vermehrte ſich ſo ſchnell, daß ſchon ſiebzehnhundert fünfzehn ein jeſuitiſcher Profeſſor öffentlich drucken und vertheidigen ließ, kein Katholik dürfe Umgang pflegen mit einem Kalviniſten oder andern Kezern, welche man willkürlich ihrer Aemter, ja ihres Lebens berauben könne, wie einen Fürſten ſeiner Lande, wenn er auf Verlangen der Kirche ſich nicht bemühe, die Kezerei auszurotten. Zwar erfolgte eine ernſthafte Anklage dieſer Artikel vor dem Reichshofrathe zu Wien; aber ihr Verfaſſer blieb ungeſtört bei ſeiner Stelle, und die Proteſtanten erfuhren jezt nur noch offenbarer den Haß der Regierung. Denn Kurfürſt Karl Philipp, der Bruder und Nachfolger Johann Wilhelms, welcher während des Streites geſtorben war, ruhte ganz in dem Neze der Jeſuiten. Er unterließ die Beſtätigung der Religionsfreiheiten ſeiner proteſtantiſchen Unterthanen, verbot auf's ſtrengſte den Heidelberger Katechismus, und verlangte von den heidelbergiſchen Reformirten die gänzliche Abtretung der Hauptkirche zum heiligen Geiſt. Sie aber widerſezten ſich ſtandhaft dieſen empörenden Verlezungen der Religions-Deklaration, und nun begann durch die Gewaltsmaßregeln des pfälziſchen Hofs eine Verwirrung im ganzen Land, welche ſelbſt auswärtige Mächte veranlaßt hat, für die unterdrückte Partei in's Mittel zu treten. Aber Karl Philipp ließ ſich vom Pabſte für ſein Verdienſt „um die Ausrottung der kalviniſtiſchen Kezerei" fromme Lobſprüche ſpenden, und als ihm ein kaiſerliches Mandat die Wiederherſtellung der alten Verhältniſſe gebot, verlegte er die kurfürſtliche Reſidenz von Heidelberg nach Mannheim. Freilich erſchienen nun wiederholte

Verordnungen zur Abhilfe der von den reformirten Unterthanen erhobenen Beſchwerden; allein die katholiſchen Beamten achteten nicht darauf, die alte gewaltthätige Weiſe dauerte fort; das Land wurde durch Auswanderungen entvölkert, und Handel, Gewerbe und jede edlere Betriebſamkeit geriethen in Zerfall, da die Regierung, unbekümmert um das zeitliche Wohl des Volkes, nur deſſen ewiges zu ſichern ſuchte durch die Ausbreitung der römiſch-katholiſchen Religion!

In dieſem verſchiedenen Zuſtand befanden ſich unſere Länder, als ein dritter Krieg ausbrach und auch am Rheine wieder die früheren Jammerſcenen erneuerte. Schon im Jahre ſiebzehnhundert ſechs und zwanzig veranlaßten die neuen Handelsabſichten Oeſtreichs ein Bündniß zwiſchen England, Frankreich, Holland und Spanien, wodurch der Breisgau und die Pfalz in Gefahr eines franzöſiſchen Ueberfalles geriethen, welche ſich im polniſchen Krieg ſo ernſthaft wiederholte, daß nur die trefflichen Vertheidigungsanſtalten Prinz Eugens ſie entfernen konnten. Aber bald nach dem Hingang dieſes großen Mannes erhob ſich durch den Tod des Kaiſers jener öſtreichiſche Erbfolgeſtreit, welcher acht Jahre lang die Länder des Erzhauſes verwüſtete, und daſſelbe mit einem gänzlichen Untergang bedrohte. Karl der Sechste, der lezte Mannsſproſſe des habsburgiſchen Fürſtengeſchlechtes, hatte durch eine pragmatiſche Sanktion ſeine Tochter Maria Thereſia zur Erbin eingeſezt, und dieſe Einſezung war von den meiſten europäiſchen Mächten feierlich garantirt worden. Aber ſo ſchlecht erſchien der Geiſt der damaligen Kabinette, daß man alles beſchworenen Rechtes vergaß und von allen Seiten wider die junge Königin zu Felde zog. Das ſchöne Erbe von Oeſtreich reizte die Raubſucht der Fürſten; Spanien, Frankreich, Sardinien, Baiern, Preußen und Sachſen erhoben ihre Anſprüche, und vereinigten ſich zum Entwurfe eines Theilungstraktats, worauf durch die Vermittlung des franzöſiſchen Hofes der Kurfürſt Karl Albrecht von Baiern zum Reichsoberhaupte erwählt wurde. Und nun ſollte der vernichtende Schlag gegen Maria Thereſia geführt werden; aber die Treue des öſtreichiſchen Volkes, die Begeiſterung der Ungarn für ihre Herrſcherin, und eine Hilfe aus England retteten ſie. Die Feinde wurden überall zurückgedrängt, und im Jahre ſiebzehnhundert drei

und vierzig konnte ſich der Prinz Karl von Lothringen, welchem die Hauptleitung der öſtreichiſchen Kriegsmacht anvertraut war, ſchon zum Uebergang über den Rheinſtrom bereiten, um Frankreich auf ſeinem eigenen Boden anzugreifen. Er kam mit einem zahlreichen Heere aus Schwaben nach Pforzheim, rückte durch die Markgrafſchaft, durch die Ortenau herauf in den Breisgau, ſchlug bei Kenzingen ein Lager, und verſuchte hernach bei Breiſach und Rheinweiler den Uebergang über den Strom, der aber mißglückte, worauf man die Winterquartiere bezog. Beſſer gelang ein zweiter Verſuch im Sommer des folgenden Jahres, wo das Heer bei Schröck und Weiße an das jenſeitige Ufer glücklich erreichte, und ſiegend ſtromaufwärts zog bis Straßburg; hier aber kam die Nachricht von einem Einfalle Friedrichs des Zweiten in Böhmen, und die ganze öſtreichiſche Kriegsmacht wurde jezt dahin abgerufen, ſo daß die Vorlande ſämmtlich dem Feinde preisgegeben waren. Sogleich erſchien auch ein franzöſiſches Heer, welches dieſelben für Kaiſer Karl den Siebenten in Beſiz nahm. Es beſtund aus sechs und fünfzig tauſend Mann unter dem Oberbefehle des Marſchalls Koigny, und trennte ſich in zwei Abtheilungen; die größere war zur Belagerung von Freiburg beſtimmt, während der Ritter Bellisle mit der kleinern bis nach Rothenburg vordrang, und auf dem Rückzuge die Städte Villingen, Stockach und Radolfszell, alsdann Waldshut, Laufenburg und Säckingen einnahm und ſich huldigen ließ. Bald wurde auch der Widerſtand, welchen Rheinfelden leiſtete, durch einen Brand vereitelt, worauf Bellisle über die Waldſtädte wieder nach Radolfszell zurückmarſchirte, um die Stadt Konſtanz zu belagern. Der dortige Kommandant aber ſahe ſich zu ſchwach, und zog mit der Beſazung nach Bregenz, indeß der konſtanziſche Rath dem franzöſiſchen Befehlshaber freiwillig die Thorſchlüſſel entgegentrug, welcher ſich jezt mit der Eroberung von Vorarlberg und Tyrol beſchäftigte.

Während dieſes unaufgehaltenen Vorrückens der Franzoſen unter Bellisle hatte ſich Freiburg gegen Koigny auf's tapferſte vertheidigt, und war alſo bis an den Bodenſee und Neckar die einzige öſtreichiſche Stadt, deren der Feind ſich noch nicht erfreute; doch auch ſie ſollte fallen. Nach den erſten Tagen einer heftigen Beſchießung hatte König Ludwig der Fünfzehnte ſich ſelbſt von Paris

auf den Schauplaz des Krieges begeben, und wohnte der Belagerung bei. Vier Wochen hielt ſich die Stadt, und hätte es noch länger vermocht; aber bei ſo weiter Entfernung des öſtreichiſchen Heeres, und bei dem Eifer, womit der Feind ſeine Werke betrieb, wäre jeder längere Widerſtand eine nuzloſe Hartnäckigkeit geweſen. Im Dezember ſiebzehnhundert vier und vierzig geſchah die Uebergabe, worauf Koigny ſogleich die Zerſtörung der ſämmtlichen Feſtungswerke befahl, und unausgeſezt damit fortfuhr, bis die ungeheuern Mauermaſſen in Trümmer lagen. Dieſe Belagerung und Einnahme der Stadt Freiburg gehörte zu den lezten Ereigniſſen des Krieges am Rhein. Denn der Tod des Kaiſers auf der einen Seite, und die Siege König Friedrichs auf der andern, ſtimmten Baiern und Oeſtreich zum Frieden, und als dieſer geſchloſſen, und der Gemahl Maria Thereſias, der Großherzog Franz Stephan von Toskana, als deutſcher Kaiſer anerkannt war, verſtummte das Waffengetümmel in Deutſchland, und erſcholl nur noch aus Italien und den Niederlanden zu uns herüber. Endlich, nach gegenſeitiger Ermüdung der ſtreitenden Mächte, wurde der Friede allgemein, und im Oktober tauſend ſiebenhundert acht und vierzig zu Aachen ein Definitivtraktat unterzeichnet, welcher die frühern Friedensſchlüſſe und die pragmatiſche Sanktion beſtätigt hat.

Fünftes Kapitel.

Die jezt badiſchen Lande während der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

Abgeſehen von den Beſtrebungen der Fürſten, ihre Hoheitsrechte überall zu erweitern und zu einer despotiſchen Herrſchaft zu vereinigen, ſo trat nach dem Aachener Frieden einer der glücklichſten Zeiträume für die meiſten unſerer Länder ein, und dauerte, bis die franzöſiſche Staatsumwälzung in ihren Folgen auch bei uns alle alten Verhältniſſe zerriß und eine neue Ordnung der Dinge

hervorrief. Nichts ſtörte die gedeihliche Ruhe und das freudige Wiederaufblühen des Wohlſtandes als einige Nachwehen des ſiebenjährigen Krieges und eine durch Mißwachs entſtandene Theurung. Hierauf aber folgten eine Reihe geſegneter Erndten und Herbſte; es folgten die weiſen Staatsverbeſſerungen eines Joſef und Karl Friedrich, wodurch Wiſſenſchaften und Künſte, Handel und Gewerbe wetteifernd ſich hoben, gleichwie beſonders auch der Ackerbau die erfreulichſten Fortſchritte nahm, und durch den Klee und die Kartoffeln für Menſchen und Vieh zwei neue, ungemein wohlthätige Nahrungsmittel gewonnen wurden.

Ja, in der Geſchichte der Landwirthſchaft und Induſtrie macht das achtzehnte Jahrhundert eine eben ſo wichtige Periode, als die Zeit der aufblühenden Städte, als die Zeit der Kreuzzüge, und ſelbſt jene frühere Karls des Großen. Namentlich bei uns, in den weiten Ebenen am Rhein, und an den ſanften Vorhügeln des Schwarz- und Odenwaldes, gewann der Landbau eine mannigfach veränderte Geſtalt. Viel ödes Erdreich wurde urbar gemacht; viele Waldſtrecken verwandelten ſich in Aecker, viele Berghalden, wo nur Geſträuch oder Haidgras wucherte, in Weingärten, und viele Sumpfgegenden in Wiesland. Allenthalben an Straßen und Feldwegen wuchſen Obſtbäume auf, nicht nur die alteinheimiſchen, ſondern mancherlei fremde und edlere. Die Veredlung der Gewächſe überhaupt, und beſonders der Weinreben, nahm einen ſichtbaren Fortſchritt; auch beſſere Getraidearten kamen auf, und eine Menge neuer Garten- und Feldpflanzen. Dabei vermehrte und verbeſſerte ſich nicht minder der Viehſtand und die Zucht der Hausthiere, was alsdann wieder ungemein befördernd auf den Ackerbau zurückwirkte. So erhielt damals die Landwirthſchaft den Impuls zu einer Vervollkommnung, welche ſchon jezt zu ſolchem Grade gediehen iſt, daß mancher Gau beinah' das Doppelte ſeiner frühern Bevölkerung hinreichend ernährt.

Aber ein großer Theil unſerer Landſchaften beſteht aus Gebirgsgegenden, meiſtens ſehr hochgelegenen und unwirthbaren, wo der Menſch auf die von altersher gewohnte kümmerliche Nahrungsweiſe für immer beſchränkt ſchien. Und gleichwohl haben ſich auch hier während des achtzehnten Jahrhunderts die Erwerbsverhältniſſe auf's glücklichſte vermehrt und umgeſtaltet. Beſonders

war ſolches der Fall im obern Schwarzwald, als deſſen Zierde die reichen Ortſchaften Tryberg, Furtwangen, Neuſtadt und Lenzkirch den Wanderer ſo gaſtlich einladen. Werfen wir einen Blick auf die Kulturgeſchichte dieſes Berglandes, wo einſt zwiſchen den düſtern Tannenwäldern nur einzelne zerſtreute Hütten, hin und wieder ein Herrenthurm oder ein Kloſter hervorblickten! Der Haferbau, die Viehzucht und die Waldung waren urſprünglich die einzigen Nahrungsquellen des Schwarzwälders; dem rauhen Erdreich konnte man ſelten eine beſſere Fruchtart abgewinnen, und ſelbſt das gemeine Obſt gedieh nur an den Vorhügeln. Das Vieh dagegen war wegen der vielen kräftigen Weide ſehr zahlreich und gut. In einigen Thälern wurde ſeit uralter Zeit auch eine ſtarke Bienenzucht getrieben, und in den vielen Bergwaſſern ein ergiebiger Fiſchfang, der jedoch, wie das Gewild, meiſtens ein Lehen der Edelleute war. Aus den Waldungen zog man nebſt dem Holz und Kohl noch das Harz, womit ſich viele Menſchen ihren Unterhalt verſchafften. Ein Haupterwerb aber der Schwarzwälder beſtund ſchon ſehr frühe in dem Holzhandel. Sie flößten die Tannſtämme auf ihren verſchiedenen Flüſſen in den Rhein oder die Donau hervor, oder ſchnitten dieſelben in Bretter, Latten, Rebſtöcke und Schindeln, welche dann, wie das Kohl und Harz, in die umliegenden Landſchaften verführt wurden. Aber auch mancherlei Geſchirr und Schnizwerk verfertigte man, und während des ſiebzehnten Jahrhunderts kam endlich die Uhrmacherei empor, welche heut zu Tage der reichſte Erwerbszweig der Schwarzwälder iſt. Die Familien Kreuz und Dilger, jene auf dem Glashof bei Sankt Peter, dieſe zu Urach im Fürſtenbergiſchen, erwarben ſich das Verdienſt, die neue Kunſt zuerſt in Ausübung gebracht zu haben, worauf dieſelbe gleich einen ſo glücklichen Fortgang nahm, daß ſchon in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts jährlich gegen viertauſend Uhren verſchiedener Gattung verfertigt und nach allen Ländern Europas, ſelbſt bereits nach Nordamerika verkauft wurden. Aber noch früher als mit Uhren, wurde mit Glas gehandelt, da die erſte ſchwarzwäldiſche Glashütte ſchon im Jahre ſechszehnhundert vier und achtzig beſtund; ja, es hat wohl dieſer Handel zu der Uhrmacherei die Veranlaſſung gegeben, wie bald ,auch zur Blechlöffel- und Strohhut-Fabrikation, welche

hauptſächlich im Trybergiſchen und am Feldberge aufkam, während in der Grafſchaft Hauenſtein von einem Gurtweiler die Baumwollenſpinnerei gegründet, durch andere Unternehmer ſchnell verbreitet, und von Abt Gerbert zulezt auch im Sankt Blaſiſchen Gebiete eingeführt wurde. Ruhig nährte ſich ein großer Theil des Hauenſteiniſchen Waldvolks von dem neuen Gewerbe, nachdem jene zerrüttenden Unruhen der Salpetrer ſeit ſiebzehnhundert fünf und fünfzig aufgehört hatten, und der lange Friede manche erlittene Unbill eher vergeſſen ließ. Und ſo ſahe man im Verlaufe des achtzehnten Jahrhunderts auf den einſamen Höhen und in den ſtillen Thälern des Schwarzwaldes eine Gewerbsthätigkeit aufblühen und einen Wohlſtand begründen, um welchen ſich deſſen Bewohner von ihren an Erdreich weit geſegnetern Nachbarn doch immer beneidet finden.

Obwohl nun aber die Gründung ihrer Induſtrie ganz das eigene Verdienſt der Schwarzwälder iſt, ſo würde dieſelbe keineswegs zu ſolcher Ausbreitung und Blühte gediehen ſeyn, ohne ein beförderndes Element, das nicht von ihnen abhieng; ohne jenen Geiſt freierer Bewegung und Thätigkeit nämlich, welchen Kaiſer Joſef erweckte, dieſer größte Wohlthäter der Lande ſeiner Väter, an deſſen Schilderung wir nur mit ſchüchterner Hand uns wagen. Die öſtreichiſchen Staaten waren theils durch die vielen Kriege des Erzhauſes, theils durch die nachläßige Regierung Karl des Sechsten äußerſt in Zerfall gerathen, als mit Maria Thereſia und noch mehr mit ihrem Sohne Joſef eine glänzende Periode für dieſelben begann. Die Reform wurde zwar in einem Zweige der Staatsverwaltung begonnen, wo ſie den allgemeinen Unwillen des Landes erregte, nämlich im Finanzweſen. Denn bei der Erſchöpfung der Staatskaſſe und bei ſo vielfach vermehrten Bedürfniſſen war eine neue Beſteurungsart nothwendig. Alle Grundſtücke wurden daher unterſucht, abgeſchäzt und in ein Verzeichniß gebracht, wornach man den Steuerfuß ſodann regelte. Dieſe Neuerung griff aber als etwas Unerhörtes zu verlezend in die alte Sitte und Uebung und namentlich in die ſtändiſchen Rechte ein, da man bisher nur von Schuz-, Hilf- und Ehrengeldern etwas wußte, welche gegen Ausſtellung eines Reverſes von den Ständen beſonders verwilligt wurden, und jeder Stand ſich ſelbſt beſteuerte. Die gegen die

übrigen öſtreichiſchen Unterthanen ſo bevorzugten vorländiſchen Landſtände ſchüzten eilend ihre Privilegien vor, und wendeten ſich wiederholt mit den dringendſten Vorſtellungen an die Monarchin; aber es durfte hier keine Rückſicht genommen werden, und bald machten die folgenden weiſen Verordnungen und die heilbringende Staatsverwaltung überhaupt dieſe Kränkung der alten Freiheiten ſo ziemlich vergeſſen. Nach einer kurzen Trennung der Regierungsſtellen zwiſchen Freiburg und Konſtanz, wurden ſie am Schluſſe der fünfziger Jahre in lezterer Stadt unter dem Namen einer kaiſerlich königlichen Regierung und Kammer wieder vereinigt, von wo an die vorderöſtreichiſchen Staaten ſie als eine eigene Landesſtelle bis ſiebzehnhundert zwei und achtzig unverändert beſeſſen haben.

Der übrige Theil der Verordnungen betraf meiſtens die Abſtellung kirchlicher Mißbräuche und die Emporhebung des Volksunterrichtes. Durch jene hielt ſich die Regierung überzeugt, die Aufnahme der katholiſchen Kirche, wie das Anſehen der Geiſtlichkeit und das gegen dieſelbe höchſt nöthige Vertrauen zu befördern; durch die Errichtung von Normal- und Trivialſchulen aber glaubte ſie einem der weſentlichen Bedürfniſſe des vorangeſchrittenen Zeitalters nachkommen zu müſſen, und der Erfolg hat auch bald den unberechenbaren Nuzen dieſer Anſtalten gezeigt.

Nach einer ſo wohlthätigen Herrſchaft ſtarb Maria Thereſia im Winter tauſend ſiebenhundert und achtzig, billig mit dem ſchönſten Lobe, welches wohl je ein Weib auf dem Throne und im Familienkreiſe ſich errungen hat. Und es folgte ihr jezt in der Leitung der öſtreichiſchen Erbſtaaten Joſef der Zweite, welcher ſchon ſeit dem Tode ſeines Vaters im Jahre ſiebzehnhundert fünf und ſechzig die deutſche Kaiſerkrone trug. Sogleich nach dieſer Veränderung bemerkte man in der ganzen Monarchie eine neue Thätigkeit und Bewegung. Denn der junge, den heiligſten Intereſſen der Menſchheit zugewendete Regent war voll des Eifers für das Anſehen und die Wohlfahrt ſeines Volkes; alles ſollte ein neues, friſches Leben gewinnen, und die alten Vorurtheile, die alten Mißbräuche ſollten fallen. Aber eben dieſer Eifer für das ewige Recht, für die Aufklärung und allgemeine Wohlfahrt riß ihn, zu hundert Verlezungen der Rechtszuſtände im Einzelnen hin,

und zur Untergrabung vieler Glücksverhältniſſe; es erhob ſich das beleidigte Vorurtheil der blinden Freunde des Alten; es erhoben ſich die bevorrechteten Stände, der Adel und die Geiſtlichkeit, offen und insgeheim gegen den verhaßten Reformator, und der edelſte und kräftigſte Wille, welcher je einen Monarchen belebt hat, führte beinahe nur ein Mißlingen ſeines großen Unternehmens herbei! Doch, es ergieng hier, wie bei Karl dem Großen: von der reichen Ausſaat, welche die Folgezeit wieder unterdrückte, hatte doch Manches feſte Wurzeln gefaßt, und wuchs im Stillen fort bis zur erfreulichſten Blühte.

Auch Joſef begann ſeine Staats- und Regierungsreform mit den Finanzen, welche noch immer nicht gehörig geordnet und hinlänglich gehoben waren. Er führte eine genaue Sparſamkeit im Staatshaushalte ein, wobei ihn jedoch der Grundſaz leitete, daß „nicht für den Ueberfluß, ſondern nur für das Bedürfniß des Staates ſoll beigetragen werden.“ Zu gleicher Zeit erfolgte die Aufhebung des Druckes der Bücherzenſur, alsdann das Geſez der allgemeinen Duldung, und am Schluſſe des Jahres ſiebzehnhundert ein und achtzig die Abſchaffung der Leibeigenſchaft, „da eine gemäßigte Unterthänigkeit ſowohl auf die Verbeſſerung der Landeskultur und Induſtrie den nüzlichſten Einfluß habe, als auch von der Vernunft und Menſchenliebe gefordert werde.“ Ferner ſuchte Joſef durch verſchiedene Verordnungen und Inſtitute die Gewerbe, den Handel, und beſonders den Ackerbau zu heben. Die unter der vorigen Regierung begonnene Reform in Kirchenſachen ſezte er eifrig fort, gleichwie die Beförderung der Volksbildung durch neue Schulen, und der allgemeinen Sittlichkeit durch Abſchaffung des Bettels und der Hazardſpiele, durch Spitäler und Findelhäuſer. Künſte und Wiſſenſchaften erfreuten ſich ſeiner ſorgſamſten Pflege und verbreiteten ungemein ſchnell das Licht der Aufklärung durch die freie Bewegung, welche ihnen die entfeſſelte Preſſe gab; und endlich arbeitete er unermüdlich an der Verbeſſerung der geſammten Polizei- und Rechtsgeſezgebung. Oeſtreich erhielt durch Joſef eine Civil- und Kriminal-Gerichtsordnung, wie ſich deren noch kein Land zu erfreuen hatte, und übereinſtimmend mit dem Geiſt dieſer Geſeze ſuchte er auch die Männer zu wählen, denen ihre Ausübung anvertraut wurde. Sein Grundſaz hierin war,

daß Niemand einen Staatsdienſt übernehmen möge, dem es nur um die Ehre und die Beſoldung zu thun ſey, ſondern wer ſich einem öffentlichen Amt widmen wolle, auch eine warme Seele für das Beſte des Staates mitbringen müſſe.

Die vorderöſtreichiſchen Staaten bewieſen für Joſefs Verbeſſerungen eine beſondere Empfänglichkeit, und nachdem der Monarch dieſe herrlichen Länder ſelbſt bereist hatte, erfreuten ſie ſich auch ſeiner beſonderen Zuneigung. Freiburg, was würde dieſe kleine Stadt geworden ſeyn, wenn nicht mit dem Tode ihres edlen Pflegers und Beſchüzers die ſo freudig aufgeblühte Pflanzung wieder erſtickt worden wäre? Schon vor jener Reiſe, auf welcher der Kaiſer durch ſeine Leutſeligkeit die Herzen des Volkes gewann, hatte manche Neuerung und Verbeſſerung ſtattgefunden, die Aufhebung nämlich mehrerer Klöſter und ſämmtlicher Bruderſchaften, die Einziehung unnüzer Pfründen, und die Umänderung mancher Theile des kirchlichen Ritus; alsdann die Einführung des neuen Geſezbuches und der neuen Prozeßordnung, die Inſtitute zur Verſorgung der Armen, und die Anordnungen im Schulweſen. Nachdem Joſef die Vorlande aber kennen gelernt und mit ſeinem Scharfblick die vorhandenen Mängel, wie die zu benuzenden Vorzüge entdeckt hatte, erfuhren ſowohl die meiſten Städte in ihren Verfaſſungen, als die obrigkeitlichen Stellen überhaupt eine zeitgemäße Umänderung. So ward namentlich die Landesregierung zu Freiburg im Jahre ſiebzehnhundert zwei und achtzig umgeſchaffen. Das Gubernium zu Insbruck war bisher Reviſionsſtelle in Juſtizfällen für die Vorlande geweſen, und die vereinigten breisgauiſchen Landſtände hatten ein Priminſtanzgericht. Alle Vorlande aber wurden nur in ihren politiſchen Angelegenheiten an eine eigene Landesregierung und Kammer zu Freiburg, in Juſtizfällen aber an eine eben daſelbſt neuerrichtete Appellationsſtelle angewieſen. Dieſe leztere verlegte der Kaiſer ſpäter nach Wien und verordnete dagegen zu Freiburg eine weitere Stelle, unter dem Namen der vorderöſtreichiſchen Landrechte, welcher ſofort auch die vereinigte Prälaten- und Ritter-ſtändiſche Priminſtanz einverleibt wurde.

Das freiburgiſche Gemeinweſen war ſeit der hoffnungsreichen Zeit Kaiſer Maximilians, ohngeachtet ſeiner Anhänglichkeit an das Erzhaus und ſeiner für daſſelbe dargebrachten Opfer, von der

öſtreichiſchen Regierung oft ſehr ſtiefmütterlich behandelt worden; ſein Wohlſtand war durch die vielen Kriege zerrüttet, und ſeine Hochſchule unter dem Einfluſſe der Jeſuiten, für die wahre Wiſſenſchaft gleichſam todt. Doch beſaß der Ort als Feſtung an der Grenze des Reiches gegen Frankreich, als Schlüſſel des Hauptpaſſes über den Schwarzwald nach Schwaben, immer noch eine allgemeine Wichtigkeit. Nachdem aber ſeit dem lezten Kriege auch die Feſtungswerke zerſtört lagen, ſchien die Stadt alle Bedeutſamkeit verloren zu haben. Sie gewährte wirklich damals einen traurigen Anblick. Ueberall ſtieß man auf Trümmer und Brandſtätten; der Schloßberg erſchien wie ein großer Schutthügel; die Bürgerſchaft war zuſammengeſchmolzen und von der Laſt der Schulden niedergedrückt. Indeſſen verfloß kaum ein halbes Menſchenalter, ſo bedeckte ſchon ein reiches Grün von Reben und Gärten die ſchwarzen Mauerſtücke, und die freundliche Stadt ruhte wie in einem Walde von Maulbeerbäumen, da der Seidenbau mit vielem Eifer getrieben, und von der Regierungskammer ſelbſt durch Prämien ermuntert wurde. Alles gewann mehr und mehr eine neue, freudige Geſtaltung. Der Stadtmagiſtrat wurde neu organiſirt, eine Normalſchule errichtet, die Hochſchule einer Hofſtudienkommiſſion unterworfen, und noch mancherlei angeordnet, was zur Belebung der Thätigkeit und zur Aufnahme der ſtädtiſchen Wohlfahrt beitrug.

So erhob ſich Freiburg wieder aus ſeinem Ruin, und mit dankbarer Erinnerung erzählet noch mancher Greis ſeinen Enkeln von jener guten alten Zeit. Für die Univerſität war die Aufhebung der Jeſuiten, im Jahre ſiebzehnhundert drei und ſiebzig, der Anfang eines neu auflebenden Flors. Denn nicht nur wurde ihr Vermögen durch zwei jeſuitiſche Probſteien vermehrt, deren Ertrag man größtentheils zur Vervollkommnung der Lehranſtalten verwendete, ſondern der Geiſt der Wiſſenſchaft ſelbſt ſah ſich von einer beengenden Feſſel befreit, und lockte jezt immer mehrere Profeſſoren und Schüler heran. Hierauf erfolgte durch Joſef den Zweiten das koſtbare Geſchenk der Lehr- und Preßfreiheit, und die freiburgiſche Hochſchule betrat ſofort den Weg jener Beſtrebungen, wodurch ſie die alten Irrthümer und Mißbräuche der katholiſchen Kirche aufzudecken und zu bekämpfen geſucht hat.

Wer ehret nicht die Namen eines Sauter, Riegger, Klüpfel und Ruef? Das eifrige Zuſammenwirken dieſer Männer und ihrer Freunde erwarb der Anſtalt bald den Ruhm einer der tüchtigſten und aufgeklärteſten, welcher auch Joſef mit ausgezeichneter Liebe zugethan wai, und deren Ausſaat für die Folgezeit ſo wichtig wurde. Einen beſonders heilſamen Einfluß auf die Geiſtlichkeit des Landes hatte der Freimüthige, eine theologiſche Zeitſchrift, welche Ruef herausgab, und wovon unter der Begünſtigung des Kaiſers viele Exemplare ſelbſt nach Wien gekommen ſind. In welchem Geiſte ſie abgefaßt war, zeigen am deutlichſten die Wünſche des Herausgebers in der Einleitung: „Möchten meine Gegner wenigſtens zugleich meine Freunde ſeyn; möchten ſie mich nicht verdammen, nicht beklagen, ſondern belehren! Möchten ſie ſich nur in Unterſuchungen mit mir einlaſſen, um die Wahrheit zu entdecken, nicht um Recht zu haben. Möchten ſie meine Zweifel und Urtheile zur öffentlichen Belehrung prüfen, das Wahre darin durch ihre Beiſtimmung empfehlen, das Mangelhafte berichtigen, das Irrige verwerfen, ohne mich ſelbſt zu beſchimpfen. Was für ein großer Vortheil könnte daraus dem wahren Chriſtenthume zufließen, und wie beneidenswürdig wäre das Glück, zur Beſchleunigung dieſes Vortheils auch nur einen entfernten Anlaß gegeben zu haben! Mag alles andere, worin meine Gegner und ich von einander abweichen, dunkel, ungewiß und ſchwer zu entſcheiden ſeyn, ſo iſt doch dieſes ausgemacht, daß wir einander Verträglichkeit ſchuldig ſind. Dieſe fordert zwar nicht von uns, gegen die Religion gleichgültig zu ſeyn, oder Lehren, womit nach unſerer Einſicht das Beſte des menſchlichen Geſchlechtes nicht beſtehen kann, ungehindert ſich fortpflanzen zu laſſen; ſondern ſie verlangt nur, daß wir alles, was wir zur Rettung der Religion unternehmen, mit Sanftmuth und Geduld unternehmen.“

Bei den Umſtaltungen der Verfaſſungsverhältniſſe in den vorderöſtreichiſchen Städten maßte ſich die Regierungsgewalt freilich zu Vieles an, und das volksthümliche Prinzip erlitt einen zu empfindlichen Schlag, als daß die neue Organiſation nicht einen entſchiedenen Widerwillen der altgeſinnten Bürger hätte erfahren müſſen, wodurch Zwietracht und Haß in den Gemeinden vielfach

erzeugt und genähret wurden. Man verordnete einen Bürgermeiſter mit fünf Räthen, die aber von der Bürgerſchaft nur aus einer doppelten Anzahl durch die Regierung vorgeſchlagener Perſonen gewählt werden konnten. Außerdem mußten der Bürgermeiſter und zwei Rathsherren rechtsgelehrte Männer ſeyn, wodurch die Wahl vollends ſo beſchränkt wurde, daß ſie kaum noch dieſen Namen verdiente. Zu Konſtanz und Freiburg hatten ſich die Bewerber um die Bürgermeiſter- oder Rathſtellen über ihre Fähigkeit im politiſchen, ökonomiſchen und Juſtizfache einer Prüfung zu unterwerfen, konnten aber alsdann ohne Einfluß der Regierung ganz frei von der Bürgerſchaft gewählt werden. Dieſer Magiſtrat mit ſeinen Sekretären und Rechnungsbeamten bildete das allgemeine Ortsgericht, welches ſowohl die politiſchen und ökonomiſchen Geſchäfte der Stadt, als in deren Gebiet oder Burgfrieden die Civil- und Kriminal-Gerichtsbarkeit nebſt der Polizei zu beſorgen hatte, inſoweit ſolche nicht in den Kreis der Militärjuſtiz-Behörde, und etwaiger zwiſchen der Stadt und andern Herrſchaften beſtehender Verträge hinüberſchritten.

Einer beſondern Wohlthat erfreute ſich damals Konſtanz. Joſef hatte auf ſeiner Reiſe durch die Vorlande mit Erſtaunen die geringe Bevölkerung einer Stadt wahrgenommen, die einſt Hunderttauſende faſſen konnte, und für eine ausgedehnte Betriebſamkeit ſo trefflich gelegen ſchien. Der edle Monarch wollte dieſe Umſtände nicht unbeachtet laſſen, und der Zufall fügte es, daß er das entvölkerte Gemeinweſen wieder durch Flüchtlinge aus demjenigen Lande verſtärken konnte, wohin ſich vor zwei hundert Jahren beim Anfall der Stadt an das Haus Oeſtreich ein großer Theil ihrer reichſten und gewerbthätigſten Bürger geflüchtet hatte. Ein blutiges Zerwürfniß nämlich der Bürgerſchaft zu Genf nöthigte die eine Parthei größtentheils zur Auswanderung, und von dieſen arbeitſamen Familien nahm der Kaiſer gerne eine Kolonie in ſeine Staaten auf. Gegen dreihundert Köpfe, welche ſich theils mit der Uhrmacherei, Gold- und Silberarbeit, theils mit Verfertigung von Kattun-, Indienne- und Baumwollzeugen beſchäftigten, verſezte er nach Konſtanz, wie eine geringere Anzahl auch nach Säckingen. Es geſchah dies unter Einräumung wichtiger Privilegien; namentlich wurde den neuen Anſiedlern die Errichtung eines

Bethauſes und völlig freie Religionsübung geſtattet, auf zwanzig Jahre war ihnen die Perſonalſteuer nachgelaſſen, und der konſtanziſche Magiſtrat durfte nicht mehr als hundert und vierzig Gulden für das Bürgerrecht von jeder Familie fordern; auch ſchenkte der Kaiſer dem Fabrikanten de Lor die Dominikanerinſel mit allen ihren Gebäuden zur Anlegung einer Indiennedruckerei und eines Manufakturenhauſes, unter der einzigen Verbindlichkeit eines jährlichen Zinſes von fünf und zwanzig Gulden in den Religionsfond.

So umſichtig und väterlich ſorgte Joſef der Zweite für die Aufnahme ſeiner Erblande; die verſchiedenen Geſeze und Verordnungen, welche er für dieſelben erließ, füllen mehrere Bände! Und der Himmel ſchenkte dem Unternehmen des edlen Fürſten, troz aller tauſendfachen Hinderniſſe und Vereitelungen, doch nicht ſelten ein glückliches Gelingen. Daß ihm aber nicht Alles gelang, und daß nur wenige der getroffenen Verbeſſerungen ihn überlebten, davon lag die Schuld nicht ſowohl in jener haſtigen Eile, womit der zu lang von aller Regierungstheilnahme ausgeſchloſſene Monarch ſeine Reform ſo plözlich begann, ſondern vielmehr in ſeinen unrichtigen Begriffen von der oberſten Gewalt, da ihm der unumſchränkte Wille des Fürſten als allgemeiner Grundſaz der Staatsverwaltung galt. Die damalige Wiſſenſchaft der Politik ſtund noch zu tief, und das Beiſpiel Friedrichs des Zweiten war zu verführeriſch. Man beachtete zu wenig die hiſtoriſchen Grundlagen der Staatsverhältniſſe. Joſef fand überall in ſeinen Ländern Landſtände vor, deren traurige Ausartung ihm zwar freilich Urſache genug ſcheinen mochte, ſie verachtend zu übergehen; aber wäre er in den Geiſt dieſes Inſtitutes eingedrungen, hätte er die von der urſprünglichen Landſtandſchaft faſt überall verdrängten Städte und Landſchaften wieder herbeigezogen, und alsdann mit ſolchen erneuerten wahren Volksrepräſentationen ſeine Staatsverbeſſerung unternommen und ausgeführt, ſo würde ſie bleibend geweſen ſeyn; da er aber nur als Alleinherrſcher einſeitig ſeine Geſeze und Einrichtungen traf, gingen ſie großentheils auch mit ihm zu Grabe!

Indeſſen blieb die Arbeit Joſefs des Zweiten für ſeine Staaten dennoch ein unberechenbarer Gewinn. Denn welcher Wohlſtand

ſammelte ſich bald an manchen Orten, und welch' ein anderer Geiſt gegen früher durchwehte das Land! Sehr auffallend zeigte ſich dieſe wohlthätige Veränderung zumal auch unter der konſtanziſchen Kleriſei. Sieben Biſchöfe ſeit jenem gemüthskranken Jakob Fugger, welchem man die Einführung der Jeſuiten verdankte, hatten das biſchöfliche Hirtenamt erhalten, aber gewöhnlich mehr mit einem blinden Eifer für die hergebrachten Sazungen und Gebräuche der römiſch-katholiſchen Kirche, als mit dem ächten Ruhme eines geiſtlichen Vorſtehers verwaltet. Da empfing es im Jahre ſiebzehnhundert und fünfzig der Freiherr Franz Konrad von Roth, ein Freund des Kardinals Ganganelli, zu deſſen Erhebung auf den päbſtlichen Stuhl er auch am meiſten beitrug, und bot der öſtreichiſchen Regierung bereitwillig die Hand, als dieſelbe zur Wiederaufnahme der katholiſchen Religion eine Reihe von Verbeſſerungen im kirchlichen Kultus verordnete.

Bald trennte ſich die Geiſtlichkeit des Bisthums in zwei Partheien, wovon die eine den Reformen mit Vergnügen zuſah, und ihren Fortgang kräftigſt beförderte, während die andere jede Neuerung als ein Werk des Satans verſchrie und zu vereiteln ſuchte. Mochte man beiderſeits nun auch die Grenzen der Mäßigung überſchreiten, und ungeiſtlich genug ſich in die Haare fallen, ſo blieb doch dieſer Kampf nicht ohne ungemein wohlthätige Wirkungen. Die Morgenröthe eines neuen Tages für das kirchliche Leben war aufgegangen und warf ihre Strahlen hoffnungsreich dem neunzehnten Jahrhundert entgegen. Als Biſchof Roth nach ein und zwanzigjähriger Verwaltung ſtarb, trat ſein Bruder Maximilian Chriſtoph in die erledigte Stelle, und würde ſich durch die Tugenden eines ebenſo aufgeklärten als menſchenfreundlichen Prälaten, der auch die Kunſt vorzüglich liebte, die allgemeine Hochachtung erworben haben, wenn er durch ſeine nachläſſige Wirthſchaft die Finanzen des Bisthums nicht in eine Zerrüttung gebracht hätte, aus welcher ſein Nachweſer Karl Theodor es kaum wieder herzuſtellen vermochte; ein deſto glänzenderer Ruhm aber umgibt dieſen leztern und deſſen Koadjutor von Weſſenberg!

Selbſt in die Klöſter, welche ſeit ſo langer Zeit für alles geiſtige Arbeiten völlig erſtarrt zu ſein ſchienen, drang allmälig die lebende Wärme des neuen Lichtes, und bei vielen zeigte ſich ein

löbliches Streben nach Wiederherſtellung ihres ehemaligen Glanzes. Zu Salem gründete Abt Robert, nachdem ſeine nächſten Vorweſer das Kloſter ſeit einem Brande im Jahr ſechszehnhundert acht und neunzig aus den Trümmern wieder erhoben, und von der großen Schuldenlaſt befreit hatten, welche während des dreißigjährigen und franzöſiſchen Krieges angewachſen war, in den neunziger Jahren eine Studienanſtalt, worin Latein nebſt andern Sprachen, Mathematik und Muſik gelehrt wurden, und führte in den Dörfern des Kloſtergebiets die Volksſchulen ein. Sankt Peter war um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in ſchönem Style neu erbaut worden, worauf Abt Jakob, welcher mit vielem Fleiße die Jahrbücher des Stiftes verfaßt hat, eine nicht unanſehnliche Bücherſammlung gründete, und von dem an lebte die Liebe der Gelehrſamkeit wieder ſo auf, daß mehrere verdiente Männer aus dem Kloſter hervorgiengen, und die ſanktpeterſche Schule eine der beſſern war. In Sankt Trutpert hatte ſchon früher einige literariſche Thätigkeit begonnen, blieb aber ohne Fortgang. Deſto reicher war das Stift Ettenheimmünſter an gelehrten Männern, welche in allen Zweigen der theologiſchen Wiſſenſchaft emſig arbeiteten, und verſchiedene damals ſchäzbare Werke zu Tage förderten. Noch mehr aber geſchah in Sankt Blaſien, wo Pater Herrgott die Reihe jener Männer eröffnete, welche in neuerer Zeit dieſes Kloſter zu einem der berühmteſten gemacht haben. Herrgott ſchrieb die genealogiſche Geſchichte des Hauſes Habsburg, wodurch er ſich die Stelle eines kaiſerlichen Raths und Hiſtoriographen erwarb, ärndtete aber außerdem wenig Dank für dies große, mühevolle Werk, und ſtarb noch vor deſſen Vollendung. Sein Ordensgenoſſe, Ruſtenus Heer, ſezte es fort, und nach demſelben Martin Gerbert, welcher im Jahre ſiebzehnhundert vier und ſechszig die äbtliche Würde erhielt. Unter der Leitung dieſes ebenſo geſchmackvollen als gelehrten Fürſten arbeiteten die Konventualen Eichhorn, Uſſermann und Neugart an einer diplomatiſchen Geſchichte der deutſchen Bisthümer; er ſelbſt gab die Geſchichte des Schwarzwaldes und andere große Werke heraus, welche für den vaterländiſchen Geſchichtsfreund, wie Herrgotts und Neugarts Arbeiten, eine reiche Quelle der Belehrung ſind. Nach einem großen Brande im Jahr ſiebzehnhundert acht und ſechszig hatte Gerbert die Kloſtergebäude

ganz neu aufführen laſſen, und zwar die Kirche mit ungemeinem Aufwand in italieniſchem Geſchmack, ſo daß ſie jezo noch weit und breit der ſchönſte Tempel iſt. Wer damals nach Sankt Blaſien kam, bewunderte das Stift und ſeine Ordnung, bewunderte den feingebildeten, freundlichen Abt, die gelehrten Konventualen, und die liberale Gaſtfreundſchaft; ſelbſt proteſtantiſche Reiſende trugen den Ruhm des ſchwarzwäldiſchen Kloſters durch ganz Deutſchland, und die Akademien zu London, Berlin und München machten deſſen Vorſteher zu ihrem Mitglied.

Aber freilich waren die gelehrten Bemühungen dieſer Mönche nicht allezeit von der Art eines ſtrengen Erforſchers der geſchichtlichen Wahrheit und eines redlichen Freundes wahrer Aufklärung. Vielmehr haben ſie dieſer zelotiſch genug entgegengearbeitet, und ohne Achtung jener manchmal auch ihre Urkunden verfälſcht. Man ſchäzte in den Klöſtern mehr den ſammelnden Fleiß als die verarbeitende Denkkraft und freie Bewegung des Geiſtes. Als zu Sankt Peter der Profeſſor der Philoſophie ſeinen Schülern vortrug, die Glaubensſäze der katholiſchen Kirche ſeyen ſo gewiß, wie das Einmaleins, ließ ihn Abt Jakob auf den Boden ſizen, weil er meinte, ſie wären noch gewiſſer. Und während der Fürſtabt Gerbert mit vielen der gelehrteſten Männer literariſche Briefe wechſelte, denunzirte er in andern die edlen Beſtrebungen der Freiburger Profeſſoren bei dem Pabſt!

Sechstes Kapitel.

Fortſezung des Vorigen.

Die ſchönſte und merkwürdigſte Zeit begann damals für das badiſche Haus und die badiſchen Lande durch die weiſe und thätige Regierung Markgraf Karl Friedrichs, deſſen Tugenden wir das Daſeyn unſeres vaterländiſchen Staates, des Großherzogthums

Baden verdanken. Nachdem Markgraf Karl Wilhelm, der ruhmwürdige Erbauer von Karlsruhe, zu den Vätern gegangen war, erwarben ſich die Vormünder des Erbprinzen ſowohl durch die ſorgfältige Erziehung deſſelben, als durch ihre treue Landesverwaltung ein ungetheiltes Lob, und als Karl Friedrich im Jahre ſiebzehnhundert und fünfzig die Regierung antrat, fand er alle Geſchäfte wohl geordnet, die alten Schulden getilgt, dabei dennoch bedeutende Summen in der Staatskaſſe, und überhaupt die badendurlachiſchen Länder in einem Zuſtande, der ihm eine glückliche Zukunft verhieß. Aber wie große Hoffnungen der geiſtvolle, edelmüthige, durch fleißiges Studium und wohlbenüzte Reiſen vielſeitig gebildete junge Fürſt auch hegen mochte, und wie begierig ſein Herz nach jenen Verdienſten ſtrebte, welche der ſchönſte Schmuck der fürſtlichen Würde ſind, ſo konnte er gleichwohl das nicht ahnen, wozu ihn das Schickſal auserleſen hatte; er konnte nicht ahnen, daß es ihm gegeben ſey, der Wiederherſteller des Glanzes ſeiner zähringiſchen Altvordern, und der Gründer eines der glücklichſten Staaten im deutſchen Vaterlande zu werden!

Schon die erſten Jahre ſeiner Regierung bezeichnete Karl Friedrich durch die eifrigſte Thätigkeit in Hebung der nächſten Uebelſtände. Es erfolgten nacheinander die Verordnungen über Verbeſſerung der Heerſtraßen und Wiederherſtellung der öffentlichen Sicherheit, welche damals durch Straßenraub und nächtliche Einbrüche, als Folgen der langen Kriegszeit, noch ſehr gefährdet war; über den Zinsfuß zu fünf oder höchſtens zu ſechs Prozent, da bisher das willkürliche Zinsweſen dem Wucher einen zu gefährlichen Spielraum verſtattete; ferner über den Verkehr mit Juden, wodurch namentlich die Ueberliſtung des ſchlichten Landmannes durch die jüdiſche Gewiſſenloſigkeit möglichſt verhindert wurde; dann über die Bankerutte, und endlich über die Baumpflanzungen an offenen Pläzen, welcher Verordnung noch beigefügt wurde, daß kein Unterthan heirathen ſoll, ohne drei junge Eichen gepflanzt zu haben. Während dieſer Zeit gründete der Markgraf auch einen Schulverbeſſerungsfond, ſchloß mit dem Grafen von Thurn und Taxis einen Vertrag über das Poſtweſen ab, erwarb vom Kaiſer die Belehnung mit den Regalien in ſeinen Herrſchaften, und gab ſeinem

Hofe ein beſtimmtes Ordnungsgeſez, wodurch der Friede, die Sittlichkeit, Mäßigung und Dienſtbefliſſenheit deſſelben befördert werden ſollte. Und nun, nach dieſen nothwendigſten Schritten in der Verbeſſerung des Landes, verehelichte ſich Karl Friedrich; es war zu Ende Jänners ſiebzehnhundert ein und fünfzig, in des Fürſten drei und zwanzigſtem Lebensjahr. Seine Wahl hatte die Prinzeſſin Karoline Louiſe von Heſſendarmſtadt getroffen, eine ebenſo gutgeartete als geiſtvolle Dame, welche mit zwei Kaiſerinen im Briefwechſel ſtund, und ſich mit Gelehrten und Künſtlern über die höchſten Gegenſtände der Bildung immer gerne unterhielt, während auch das geringſte Geſchäft in der Haushaltung ihrer aufmerkſamen Sorgfalt nicht entging.

Karl Friedrich war kein Geiſt wie Joſef der Zweite; aber beſeelt von einem ebenſo eifrigen Willen für das Glück ſeiner Unterthanen, und ebenſo unermüdlich thätig, hat er dennoch Ungewöhnliches geleiſtet. Die zwanzig Jahre von ſeiner Vermählung bis zum Anfall der Markgrafſchaft Baden-Baden enthalten eine ununterbrochene Reihe von Verordnungen und Anſtalten zum Beſten des Landes, und auch in den folgenden zwanzig bis zum franzöſiſchen Krieg geſchah nicht weniger, ungeachtet mehrfacher Störungen von Außen her und durch Mißverſtändniſſe im Innern. Endlich, wie edel und deutſchgeſinnt hat ſich Karl Friedrich bewieſen, als die napoleoniſche Tyrannei über das Vaterland hereinbrach, und der tauſendjährige Bau des deutſchen Reiches zuſammenſtürzte!

Alles, was der vorangeſchrittene Geiſt der Zeit, was die nähern und nächſten Verhältniſſe der Oertlichkeit im Juſtizweſen, in der Landespolizei, in der National-Oekonomie und in der Volksbildung zu fordern ſchienen, ſuchte Karl Friedrich theils durch Nachahmung anderer Regierungen, theils aus eigener Quelle wie immer möglich zu erſtreben. So ſchaffte er, um nur das Wichtigſte zu erwähnen, die Tortur ab, ließ die Gefängniſſe menſchlicher einrichten, und verbeſſerte die Hofgerichtsordnung und den Prozeßgang. Zur Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit führte er die Hatſchiere ein und verbot das Hauſiren; zur Hemmung des Verſchuldens und Hebung des Wohlſtandes unter dem Volke hob er den unnüzen Aufwand bei Leichenbegängniſſen, Hochzeiten und Kindstaufen, und das zu frühe Heirathen auf, milderte den Zunftzwang, beſchränkte

die Lotterieſucht, erneuerte die Frevelgerichte, verbeſſerte die Gemeindsverwaltung, das Armenweſen, namentlich auch das große Waiſen-, Toll- und Krankenhaus zu Pforzheim, und gründete ſowohl eine Brandverſicherungsanſtalt, als einen allgemeinen Land-Armenfond und eine Wittwenkaſſe. Die meiſten öffentlichen Gebäude wurden mit Blizableitern verſehen, und am Rhein, wie an andern Flüſſen, gegen die Gefahr der Ueberſchwemmung feſte Dämme erbaut. Nicht weniger ſorgte der edle Fürſt für das Leben und die Geſundheit ſeiner Unterthanen durch die Anſtellung geprüfter Aerzte, durch Verbeſſerung des Apotheker- und Hebammenweſens, und durch vielfache öffentliche Belehrungen.

Mit beſonderer Vorliebe und Sorgfalt aber hatte ſich Karl Friedrich, wie in Oeſtreich auch Kaiſer Joſef, demjenigen Stande zugewendet, welcher die Grundlage des Staates ausmacht, dem Bauernſtande; denn er fand eine gute Geſezgebung noch keineswegs hinreichend zur Begründung des allgemeinen Volksglückes, ſondern hielt es für eine hauptſächliche Pflicht der Regierung, die Betriebſamkeit des Unterthans durch vorleuchtendes Beiſpiel, durch Unterſtüzung und Leitung möglichſt anzuſpornen. Es waren dieſe Grundſäze die Frucht des phyſiokratiſchen oder des Syſtems der Oekonomiſten, welches ſich in Frankreich damals gebildet hatte, und deſſen einfacher, menſchenfreundlicher Endzweck das Herz eines Fürſten, wie Karl Friedrich, nothwendig gewinnen mußte. Schon früher waren die baden-durlachiſchen Unterthanen durch mehrfache Begünſtigungen dazu angeeiſert worden, öde Landſtrecken urbar zu machen, und Karl Friedrich vermehrte jezt dieſe Begünſtigungen. Das neu gewonnene Erdreich eignete ſich vorzüglich für die Kartoffeln, welche man im Badiſchen bereits ſeit dem Beginne des achtzehnten Jahrhunderts kannte, deren allgemeinerm Anbaue aber ſolche Vorurtheile entgegen ſtunden, daß noch im Jahre ſiebzehnhundert neun und ſechszig eine oberkeitliche Belehrung über die Nüzlichkeit dieſer Fruchtart nöthig war! Neben den Kartoffeln wurden auch die Runkelrüben allmälig verbreitet, das Welſchkorn, der Krapp und Tabak, namentlich in der Gegend von Karlsruh, Mühlburg und Durlach. Auf ſeinen Kammergütern machte der Markgraf Verſuche in der alljährlichen Feldbepflanzung und Stallfütterung, da er ſich bei dem damaligen Streit der Oekonomen über Brache

und Waidgang für den wichtigen Schritt entſchied, welcher durch Aufhebung dieſer Gewohnheit die Landwirthſchaft ſo ungemein befördert hat. Jene Verſuche fielen glücklich genug aus, um eine allgemeine Nachahmung im Lande zu finden, indem jezt auch der Kleebau und die Verbeſſerung der Wieſen einen vermehrten Viehſtand erlaubten, welcher allezeit das Hauptmittel zur Aufnahme des Ackerbaues iſt. Ueberdies wurden viele Sumpfgegenden durch Trockenlegung, und viele Sandſtrecken durch Wäſſerung in fruchtbares Erdreich verwandelt; man veredelte ferner den Hanf- und Flachsbau, die Weinreben und die Obſtbaumzucht, führte die Seidenzucht ein, und verbeſſerte die Schaafs- und Pferdezucht. Faſt kein Zweig der Oekonomie entging der Sorgfalt des Fürſten, und um die Gemeinden zu einem nüzlichen Wetteifer zu ermuntern, ſezte er Preiſe aus. So erhielten Anton Rindenſchwender, welcher einen öden Berg bei Gaggenau zum ſchönſten Garten umgeſchaffen, und Simon Schindler, welcher wegen ſeiner vortrefflichen Bienenzucht den Namen des Bienenvaters erhalten hatte, zum Lohne ihrer nachahmungswürdigen Bemühungen öffentliche Ehrenſäulen. Sichtbar hob ſich aber auch allenthalben die landwirthſchaftliche Betriebſamkeit und mit ihr der Wohlſtand des Landvolkes; bald erblickte man in keinem badiſchen Dorfe einen Bettler mehr, und von den Bauern des Oberlandes pflegten die benachbarten Baſeler zu ſagen: „Wenn der Markgräfler zehn Jahre lang Frieden behält, ſo fährt er mit einem ſilbernen Pflug in's Feld.“

Keineswegs wurden jedoch bei dieſer vorzüglichen Beförderung des Landbaues die Induſtrie und der Handel vernachläßigt, wenn Karl Friedrich auch nicht gerade für einen Gewerbsfleiß eingenommen war, wie er in großen Fabriken erſcheint. Kleinere wurden in verſchiedenen Städten gegründet oder gehoben durch Monopole und mehrfache Erleichterungen; es ſollte auch das Oberland, wie das Unterland, für die Gewerbs- und Handelsthätigkeit einen Mittelpunkt haben. Dort war Lörrach unſtreitig der geeignetſte Ort; ſeine Lage am Wiesfluß, unweit Baſel, wie zwiſchen den Handelspläzen Zurzach und Straßburg, ließ eine baldige Aufnahme erwarten. Karl Friedrich erneuerte und vermehrte daher den Lörrachern die ſchon von König Ruprecht und Markgraf Friedrich Magnus erhaltenen ſtädtiſchen Privilegien, ertheilte ihnen die Be-

freiung von der Leibeigenſchaft, von den Herrſchaftsfrohnden außerhalb ihres Banns, und auf zehn Jahre von allen Staatsabgaben für diejenigen ihrer Mitbürger, welche nüzliche Stadtgewerbe betreiben würden. So blühte die kleine Stadt bald freudig empor, und erfreut ſich bis heutzutage eines genüglichen Wohlſtandes.

Im Unterland war Pforzheim ſchon längſt ein vorzüglicher Siz der Induſtrie und des Handels, ebenfalls durch ſeine glückliche Lage, welche es zum Mittelpunkt namentlich des auf der Enz und Nagold betriebenen Holzkommerzes machte. Die uralte Flözerzunft daſelbſt verband ſich im Jahre ſiebzehnhundert acht und fünfzig mit den wirtembergiſchen Flozvereinen der dortigen Gegend, und als dieſe Verbindung ſich wieder auflöste, erwuchs aus dem pforzheimiſchen Flözerzunftverein auf Veranlaſſung des Markgrafen die holländiſche Kompagnie, welche ihre Hölzer nun ſelbſt bis Holland verflözte. Außerdem entſtunden mehrere Fabriken, und Pforzheim, dieſes uralte badiſche Erbſtück aus dem eberſteiniſchen Beſizthum, und ſo lange die Reſidenz der obern Markgrafſchaft, blieb der erſte Ort einheimiſcher Betriebſamkeit, bis es in neuerer Zeit an Lahr eine würdige Nebenbuhlerin erhielt.

Eine beſondere Aufmerkſamkeit verdiente auch der Weinbau, da er von jeher namentlich in unſerm Oberland eine der ergiebigſten Nahrungsquellen war. Aber manche Gegenden betrieben ihn gleichwohl ſehr nachläßig, oder hatten ein ſchlechtes Gewächs. Die markgräflichen Kammerhöfe dienten hier ebenfalls zum Beiſpiel und Sporn der Verbeſſerung, und unter der theilnehmenden Obſorge des Markgrafen gelang es bald, die bisher vielfach gehemmte Ausfuhr badiſcher Weine in die Schweiz und nach Schwaben zu vermehren, ja ſelbſt bis Holland zu erweitern. Welche humane Grundſäze Karl Friedrich überhaupt auch in Bezug auf Handel und Wandel verfolgt hat, zeigte ſich deutlich bei einer im Jahr ſiebzehnhundert und ſiebenzig eingetretenen allgemeinen Theurung, wo die deutſchen Fürſten überall ſtrenge Fruchtſperren verordneten, während er eine freie Ein- und Ausfuhr geſtattete, und indeſſen aus den herrſchaftlichen Magazinen das bedürftige Volk ſo reichlich mit Brod- und Saatfrucht verſehen ließ, daß man im Badiſchen die anderwärts ſo drückende Noth am wenigſten fühlte.

Eine Grundbedingung der allgemeinen Wohlfahrt iſt aber auch

die geiſtige und ſittliche Kultur des Volkes, und Karl Friedrich verwendete darauf die gleiche Sorgfalt. Er ahmte hierin auf's lobwürdigſte Joſef den Zweiten nach, welcher durch ſeine Normalſchulen für die Zunkunft ſo unberechenbar wohlthätig gewirkt hat. Der Markgraf erklärte öffentlich, daß er die Verbeſſerung des Landſchulweſens als ein Hauptmittel zur Beförderung des Glücks der ihm anvertrauten Unterthanen betrachte. Es ergingen ſofort Verordnungen über die erforderliche Befähigung der Lehrer und über die Verbeſſerung der Schuldienſte, wodurch der alte Gebrauch des Scheitrtragens und des Wandertiſches aufgehoben wurde; über die Art und Weiſe des Unterrichts, welcher möglichſt einfach und praktiſch ſeyn ſollte; alsdann gegen die Schultyrannei und gegen mancherlei den Lehrerſtellen anklebende Mißbräuche; es wurde die Sonntagsſchule eingeführt, und endlich in Karlsruh ein eigenes Seminarium zur Heranbildung guter Landſchullehrer errichtet. Für die Aufnahme und Bewahrung der Sittlichkeit unter den Erwachſenen ſorgte der Fürſt, indem er die Synode der Landgeiſtlichen anweiſen ließ, über die gewöhnlichſten Laſter des Volkes und deren Ausrottung oder Hemmung, wie über die Ausbreitung eines ächt chriſtlichen Sinnes ſich gemeinſam zu berathen; indem er namentlich das Wirthshausſizen und allen Müſſiggang unterſagte, das Eidſchwören beſchränkte und feierlicher machte, die Kirchenzenſur ſchärfte, und beſonders den Pfarrherren an das Herz legte, als würdige Lehrer des Volkes und Diener Gottes in ihrem öffentlichen und Privatleben nichts zu verſäumen, was ihre erhabene Pflicht erheiſche. Zur Verbeſſerung der Geiſtlichkeit aber ſelbſt mußten alljährlich die Protokolle über die Kirchenviſitationen und Synodal-Verſammlungen an die Regierung eingeliefert werden, worauf alsdann ein gedruckter Hirtenbrief an die Geiſtlichen zurückging; ferner erfolgte eine Pfarrkandidaten-Ordnung, und gleichwie das Schullehrer-, ſo wurde jezt auch ein Pfarr-Seminarium gegründet.

Schwieriger war das Werk der Sittenverbeſſerung in den Städten, wo ſchon auch das Gift jener mißverſtandenen franzöſiſchen Aufklärung ſich verbreitete, welche den Geiſt eines Voltär und Rouſſeau aus tiefem innern Haß gegen die Mißbräuche und Ausſchweifungen der chriſtlichen Kirchen und ihrer Diener zu Be-

ſchuldigungen des Chriſtenthumes ſelbſt verleitet hatte. Freigeiſter und Religionsſpötter waren an vielen Orten nichts Seltenes, wie ſogar in der Reſidenz, wo die ſtrenge Religioſität des Markgrafen und ſeines Hofes doch eine beſondere Scheu gebot; aber Karl Friedrich nahm hieraus keineswegs einen Anlaß, die Denk- und Redefreiheit zu unterdrücken, er litt nur auf den ſtädtiſchen Kanzeln keine blinden Eiferer oder Frömmler mehr, ſondern beſezte dieſe wichtigen Stellen mit würdigen und erfahrenen Männern. Glaubenszwang war ihm ſchon völlig fremd; er geſtattete den Katholiken zu Karlsruhe die Errichtung eines neuen Bethauſes, einer Schule und Wohnung für die Geiſtlichen, worüber der Pabſt durch ein Breve den Biſchof von Speier in den freudigſten Ausdrücken zum Danke gegen den Markgrafen aufforderte, „von welchem ſicher zu erwarten ſtehe, daß er auch künftig ein Freund und Beſchüzer ſeiner katholiſchen Unterthanen ſeyn werde.“

Und in der That entſprach Karl Friedrich dieſer Erwartung vollkommen, was ſich nach dem Anfalle der baden-badiſchen Lande aufs erfreulichſte erwieſen hat. Seit man mit Zuverſicht annehmen konnte, daß Markgraf Auguſt Georg ohne Leibeserben verbleichen werde, wodurch dann mit ihm die Linie von Baden-Baden ſich ſchließe, war ein ſonderbares Verhältniß zwiſchen beide Höfe getreten. Auf Seiten des raſtattiſchen zeigte ſich immer deutlicher eine Abneigung gegen den künftigen Erbherrn, und im Volke ſprachen ſich beſonders wegen der Religion mancherlei Beſorgniſſe aus, welche durch boshafte Gerüchte unterhalten und vermehrt wurden. Es war lange vergeblich, daß Karl Friedrich durch ein offenes Entgegenkommen dieſe Wolken zu verſcheuchen ſuchte; ſein mühevoll eingeleiteter Erbvertrag wurde plözlich durch den Einfluß des Beichtvaters von Auguſt Georg unterbrochen, und nur die Geldnoth des Markgrafen brachte das Vertragsgeſchäft eher wieder in Gang, mußte aber entfernt und unbemerkt von der raſtattiſchen Hofwelt betrieben werden. Im Jänner ſiebzehnhundert fünf und ſechszig endlich unterzeichnete man beiderſeits den Vertrag, welcher mit folgenden Worten ſchloß: „Im Uebrigen bleibt es dabei, daß wir beide Fürſten, es mag der Fall ſich zutragen auf welcher Seite er will, die neuen Unterthanen, des Unterſchieds der Religion ungeachtet, gleich unſern jezigen Unterthanen herzlich lieben, ihnen alle

Huld und Gnade, Schuz und Schirm bezeugen, auch ihren Wohlſtand mit landesväterlichem Herzen, bei einer jeden Gelegenheit zu erheben und zu befördern ſuchen wollen. Wobei dann wir, Markgraf Karl Friedrich, inſonderheit verſprechen, auf den ſich begebenden Fall, unſere baden-badiſchen Unterthanen in Schazung, Steuer und Umlagen, wie auch in Frohnen und dergleichen Laſten, unſern baden-durlachiſchen Unterthanen in allem gleich halten und damit unſere gegen beide vollkommen gleiche Liebe und Zuneigung an den Tag zu legen.“ Bald nach der Gewährleiſtung des Erbvertrags durch die fremden Mächte ſtarb Markgraf Auguſt Georg, im Oktober ſiebzehnhundert ein und ſiebzig, und ſomit fielen jezt die baden-badiſchen Lande an Karl Friedrich, wahrlich den geeignetſten Fürſten, unter welchem dieſe Wiedervereinigung der ſeit dritthalbhundert Jahren getrennten badiſchen Lande geſchehen konnte! Als ihm das Miniſterium und der Hof zu Raſtatt ihre Glückswünſche und Huldigung darbrachten, erwiederte er gerührt: „Die Regungen der Liebe zu meinen Unterthanen ſind allezeit auch den Einwohnern des ehemals baden-badiſchen Landestheiles in gleichem Maße gewidmet geweſen; nunmehr aber ſollen ſie wirkſam werden. Und Sie, meine Herren, können mir hierin den größten Dienſt leiſten, wenn ſie den neuen Unterthanen die vortrefflichen Folgen der Uebereinſtimmung der Gemüther zum Beſten des Ganzen anrühmen werden. Denn iſt dieſer Zweck erreicht, ſo ſind meine Wünſche erreicht, ſo genieße ich das Glück, über die Herzen meiner Unterthanen zu regieren, ſo vermehrt ſich das Anſehen und die Größe des Hauſes Baden; und es muß ein unumſtößlicher Grundſaz bei unſern ſpäteſten Nachkommen bleiben, daß das **Glück des Regenten von der Wohlfahrt ſeines Landes unzertrennlich ſey.**“

Durch das Erbe der Markgrafſchaft Baden wurde Karl Friedrich der Beherrſcher eines ſchönen und wohlhabenden Landes von beinahe zweimal hunderttauſend Einwohnern, und gehörte jezt zu den anſehnlichſten Gliedern des deutſchen Reiches, mit drei Stimmen im Fürſtenrathe. Aber freilich ſtund das neu erworbene Gebiet hinter dem durlachiſchen faſt in Allem weit zurück. Es war durch die raſtattiſche Regierung weder für die Geſezgebung, noch für die Landes- und Volkskultur etwas gethan worden, und die Verwaltung

Digitized by Google

hatte einen Gang genommen, wie damals in den meiſten katholiſchen Ländern. Denn wiewohl die beiden lezten Markgrafen manche von den vortrefflichen Eigenſchaften ihres großen Vaters beſaßen, ſo wurden ſie dennoch in jene üppige Lebensweiſe hineingezogen, welche die Fürſten des achtzehnten Jahrhunderts ſo traurig auszeichnet. Stets von einem zahlreichen Hofſtaate umgeben, den Vergnügungen der Tafel, der Liebe und zumal der Jagd nachhängend, überließen ſie das Regierungsgeſchäft ihren Miniſtern und Beamten, welche nur allzuoft durch Liſt oder offenbaren Druck ihre nächſten Intereſſen verfolgten, faſt einzig um die Eintreibung der Gelder beſorgt, welche ſie geizig aufhäuften, oder leichtſinnig verſchwelgten, während bei ihrer ſchlechten Aufſicht auf die Unterbeamten überall die Mißbräuche ſich vermehrten. Wie Manches mußte abgeſchafft, wie manches Andere umgeändert oder verbeſſert, und wie Manches neu geſchaffen werden, bis die beiden Landestheile ſich gleichſtunden! Aber der väterlichen Obſorge Karl Friedrichs gelang es, ſeinen neuen Unterthanen eben das Glück zu bereiten, welches die alten genoſſen, und mit gleicher Liebe haben ihn jene bald auch wie dieſe verehrt.

Vor Allem wurden die neuen Unterthanen von einigen ſehr drückenden Abgaben befreit, und für eine beſſere Wahl ihrer Gemeindsvorſteher geſorgt; alsdann folgte die Verbeſſerung der bereits beſtehenden, und die Stiftung neuer Land- und Stadtſchulen, wozu das Vermögen der aufgehobenen Jeſuiten-Kollegien zu Baden und Ettlingen verwendet wurde. So kam allmälig eine Gleichheit in die verſchiedenenen Landestheile, und Karl Friedrich legte ſeine ſtets verbeſſernde Hand wieder an das Ganze. Er forderte in einem Schreiben voll der landesväterlichſten Sorgfalt ſeine Miniſter auf, ihm über das bisher Geleiſtete eine genaue Rechenſchaft abzulegen, „denn die Zuſammenhaltung des Vergangenen mit dem Gegenwärtigen gibt dem Staatsmanne Gelegenheit, auf alles Zukünftige zu ſchließen.“ Dieſes Schreiben wurde der Sporn zu einer erneuerten großen Thätigkeit bei allen Landeskollegien, und die einlaufenden Berichte erweckten in dem Markgrafen ein belohnendes Gefühl, und gaben ihm die Richtſchnur ſeines fernern Wirkens.

Solch' glücklicher Fortgang mochte ihn auch tröſten über mancherlei kränkende Vorfälle, welche geheimer Neid und Haß er-

Digitized by Google

zeugten, und über einen harten Schlag, den ihm das Schickſal bereitete. Schon die längſt betriebene Theilung der hintern Grafſchaft Sponheim führte viel Unannehmlichkeiten herbei, und nachdem das ſchwierige Geſchäft im Jahre ſiebzehnhundert ſechs und ſiebzig endlich zu Stande gekommen war, begann mit dem folgenden ein Prozeß, welcher dem Markgrafen nicht geringern Schmerz verurſachte, als ſeinem Miniſterium Mühe und Arbeit. Einige Geiſtliche im Einverſtändniſſe mit dem Biſchofe von Speier hatten die verwittwete Markgräfin Maria Viktoria in Baden zu bereden gewußt, ſich mit ihnen zu verbinden, um dem Markgrafen allen, auch blos das Aeußere der katholiſchen Religion betreffenden Einfluß zu entreißen, damit ſo „die Quelle der künftigen Gefahr verſtopft werde.“ Durch mancherlei Umtriebe wurden mehrere ehemals baden-badiſche Gemeinden zu öffentlicher Klagführung beim Reichshofrathe verleitet, und der leidige Handel gedieh ſo weit, daß man katholiſcher Seits die Sache Gottes für angegriffen, die Reichsgeſeze und Erbverträge für verlezt erklärte, während Karl Friedrich den Schuz der kaiſerlichen Majeſtät und ſeiner Mitſtände anrief. Das gemäßigte, aber feſte Benehmen des Markgrafen ſiegte endlich, der Prozeß löste ſich in ein freundſchaftliches Einverſtändniß beider Theile auf, und die aufgereizten Gemüther des Volkes kehrten zur vorigen Ergebenheit bald wieder zurück.

Inzwiſchen war dem Markgrafen ſeine vortreffliche Gemahlin, deren Ruhm mit den Verdienſten Karl Friedrichs ſo eng verbunden iſt, durch einen plözlichen Tod entriſſen worden. Den Schmerz über dieſen Verluſt ſuchte er jezt zu vergeſſen in der Ausführung eines ſeit Jahren vorbereiteten Werkes, welches ihn würdig neben Joſef den Zweiten ſtellt. Am drei und zwanzigſten Juli tauſend ſiebenhundert drei und achtzig erging das Edikt, worin der unvergeßliche Fürſt die Leibeigenſchaft in all' ſeinen Landen aufhob. Das badiſche Volk empfing dieſe Wohlthat mit allgemeinem Jubel, der ſich in Deputationen, Adreſſen, in Gottesdienſten, Gedichten und Denkmälern auf's dankbarſte ausſprach. Und der tief gerührte Landesvater antwortete ihm auf dieſe Dankſagungen: „Daß das Wohl des Regenten mit dem Wohl des Landes innig vereiniget ſey, ſo daß beider Wohl- oder Uebelſtand in eins zuſammenfließen, iſt bei mir, ſeitdem ich meiner Beſtimmung nachzu-

denken gewohnt bin, ein feſter Saz geweſen. Ich kann alſo, wenn ich etwas zum Beſten des Landes thun kann, dafür keinen Dank erwarten, noch annehmen. Was mich ſelbſt vergnügt, mir Beruhigung gibt, mich der Erfüllung meiner Wünſche, ein freies, wohlhabendes, geſittetes, chriſtliches Volk zu regieren, nähert, dafür kann man mir nicht danken. Ich aber habe dem Höchſten zu danken, der mich die Erfüllung meiner Wünſche hoffen läßt. Menſchen aller Klaſſen im Staat, Freunde, Landsleute, Patrioten, freie deutſche Männer, ihr, die ihr einen der fruchtbarſten, gelindeſten Himmelsſtriche Deutſchlands bewohnt, wo ihr ſchon vor ſieben hundert Jahren von Zähringern, aus deren Blut ich abſtamme, von Generation zu Generation geführt wurdet, vereinigt eure Kräfte mit den meinigen, der ich nun gleich ſieben und dreißig Jahre die Gnade von Gott habe, unter ſeinem Segen, jedoch nicht ohne Leiden, Schmerz und Betrübniß, euch vorzuſtehen, vereiniget euch mit mir zum allgemeinen Wohle. Laßt mich den Troſt mit in die Ewigkeit hinnehmen, daß ich ein an Wohlſtand, Sittlichkeit und Tugend wachſendes Volk zurückgelaſſen habe. Seyd fleißig, ſeyd tapfer, liebet euer Vaterland, ſeyd ſparſam ohne Geiz; gibt euch Gott Reichthum, ſo verſchwendet ihn nicht in Ueppigkeit; laßt den ſchon eingeſchlichenen Luxus nicht weiter einreißen; er ſchadet noch mehr dadurch, daß er die Sitten verdirbt, als dadurch, daß er der Habſeligkeit wehe thut. Seyd lieber tugendhaft und arm, als laſterhaft und reich. Erziehet eure Kinder zur Tugend; lehret ſie, wahrhaft ſeyn und die Lüge haſſen; gehet ihnen mit guten Beiſpielen vor; es iſt hohe Pflicht; Gott forderts von euch; ihr ſeyd es euern Kindern, euch ſelbſt, euerm Vaterlande ſchuldig; ſie ſind der Segen eures Hauſes, die Stüze eures Alters, die Stärke des Staats, wenn ſie Tugend, Religion und Ehre kennen."

In ſo ächt landesväterlicher Geſinnung, welche zum Theil ein theures Vermächtniß der verſtorbenen Frau Markgräfin war, fuhr Karl Friedrich fort mit dem Werke ſeiner Staatsverwaltung. Ueberall, in der Verwaltung, in der Rechtspflege, in der Nationalökonomie und Polizei, wo noch Lücken oder Uebelſtände bemerkt wurden, ſuchte er zu ergänzen und zu verbeſſern. Namentlich richtete ſich jezt ſeine Sorgfalt auch auf das Forſtweſen und den

Bergbau, welche ihr bisher entgangen waren. Lange zurückgehalten durch die Schwierigkeiten einer allgemeinen Waldadminiſtration, veranlaßte ihn doch zulezt die hohe Wichtigkeit dieſer Sache und die große Gefahr des Mißbrauchs vollkommen unbeſchränkter Eigenthumsrechte der Gemeinden über ihre Wälder, zu einem Eingriffe der Staatsgewalt in dieſelben, und er verordnete ſofort, daß die gemeinen Waldungen, gleich den herrſchaftlichen, in genauere unmittelbare Pflege genommen, alle Holzabgaben von den Oberforſtämtern abgemeſſen, die Kultur durch forſtmäßige Eintheilung und Pflanzung veranſtaltet, und auch hier die Forſtfrevel gethätigt werden ſollen. In den Herrſchaftswaldungen ſelbſt aber wurde eine ſorgſame Pflege eingeführt, um ein anſpornendes Beiſpiel zu geben, und endlich ſtiftete Karl Friedrich auch ein Inſtitut für Forſtlehrlinge. Den Bergbau, welcher im badiſchen Oberland ſchon ſeit dem dreizehnten Jahrhundert betrieben worden, aber troz der Sorgfalt früherer Markgrafen immer wieder zerfallen war, hat Karl Friedrich eigentlich neu in's Leben gerufen, und er gedieh ſeither zu immer erfreulicheren Reſultaten.

Im Finanzweſen verfolgte der Fürſt ſolche Grundſäze, daß er die Staatseinkünfte weit über ein Drittel vermehrte, ohne den Unterthan ſtärker zu belaſten. Sein Geheimniß hierin waren Sparſamkeit, Ordnung und eine möglichſt gleiche Vertheilung der Abgaben. Die bei dem Anfall der baden-badiſchen Lande übernommenen Schulden und die eigenen baden-durlachiſchen wurden theils völlig abbezahlt, theils hinlänglich gedeckt, und Baden beſaß damals in Deutſchland und Holland ſolchen Kredit, daß ihm Gelder genug angetragen wurden, wovon man aber keinen Gebrauch machte, wenn ſie nicht zu drei Prozent verliehen wurden. So erreichte die Markgrafſchaft damals einen Grad der Ordnung, Freiheit und Aufklärung, der Blühte und des Wohlſtandes, daß Karl Friedrich mit Recht als der beſte Fürſt, wie ſein Land für das glücklichſte galt.

Siebtes Kapitel.

Beſchluß des Vorigen.

Ein trauriges Gegenſtück zu den glücklichen Fortſchritten der Aufklärung und des Wohlſtandes in den öſtreichiſchen und badiſchen Staaten, gewährte der Zuſtand in den meiſten unſerer übrigen Länder. Die Unterthanen der kleinern Fürſten, der Reichsritter und Klöſter genoſſen nur die allgemeinen Folgen des Friedens, und ebenſo in den Reichsſtädten blieb noch zu vieles beim Alten, als daß ſie denjenigen Aufſchwung hätten nehmen können, welcher in Oeſtreich und Baden ihre Aufmerkſamkeit erwecken mußte. Ja, einige Länder mochten bei all' jenen Segnungen der langen Ruhe, und bei aller Ergiebigkeit ihres Bodens von ihrem Zerfalle gar nicht wieder aufkommen, indem der Druck ſchlechter Regierungen auf ihnen laſtete, wie ſeit dem vorigen Jahrhundert nur allzuviele in Deutſchland geworden waren.

In dem mainziſchen und ſpeieriſchen Gebiete ging alles den trägen Gang, der in geiſtlichen Fürſtenthümern leider gewöhnlich iſt, während es anderwärts zwiſchen Unterthanen und Obrigkeit zu traurigen Zerwürfniſſen kam, wovon die Folgen zum Theil noch bis heute nicht völlig erloſchen ſind. So namentlich litt die ſtiftſtraßburgiſche Herrſchaft Oberkirch an einem Prozeſſe, der die biſchöfliche Regierung beim Volk verhaßt machte, und mehr als einmal drohende Bewegungen, ja ſelbſt gewaltſame Thätlichkeiten herbeiführte. Es handelte ſich nämlich um die Holzungsberechtigungen in den dortigen Wäldern, und eine in Deutſchland allgemeine Erſcheinung trat dabei aufs grellſte an das Licht. Urſprünglich betrachtete man die Waldungen, wie die Waidpläze, meiſt als Gemeingut einer Gegend, einer Mark, und jedem Gemeindsgenoſſen ſtund die Nuzung frei, nur hatte er ſich nach den herkömmlichen Wald-Geſezen zu fügen, deren Aufrechthaltung dem Holzgerichte oblag. Der Vorſizer dieſes Gerichtes war der Holzgraf, gewöhnlich

ein reicher Herr, und mit ſeinem Amte ging es, wie mit demjenigen der Gaugrafen, es wurde erblich und umgab ſich mit einer Reihe von Rechtsanmaßungen, welche ihn endlich als den Beſizer der Waldungen ſeines Bezirkes darſtellten. Durch Theilung und Uebertragung derſelben auf andere Herren befeſtigte ſich dieſer Begriff im Verlaufe der Zeit, und ſo ſchienen die Gemeinden, welche urſprünglich ſelbſt Eigenthümer eines Waldes geweſen, jezt die Benuzung deſſelben nur als Gnade des Herrn zu genießen. Doch ging Solches ohne Störung ſeinen Gang, bis bei zunehmender Kultur der Werth des Eigenthumes ſich erhöhte und die Regierungen anfingen, alle Quellen des Einkommens möglichſt zu benuzen; denn dies hatte eine ſcharfe Abgrenzung der wechſelſeitigen Befugniſſe zur Folge, wobei es in dem Dunkel, welches über der Sache ſchwebte, bald zu Widerſprüchen und Streitigkeiten kommen mußte. Wie oft verbietet man auch heutzutage den Armen das Holzſammeln, da es doch keine Gnade, ſondern der lezte Reſt eines urſprünglich wirklichen Beſizrechtes ihrer Gemeinden iſt!

In der Herrſchaft Oberkirch war zwiſchen dem Stift Straßburg und deſſen Unterthanen im Oppenauer Thale das Eigenthumsrecht über den Hochwald ſtreitig, und zwiſchen dem Kloſter Allerheiligen und den Gemeinden Waldulm, Ulm und Renchen beſtund ein ähnlicher Prozeß. Schon im Beginne des achtzehnten Jahrhunderts hatte die biſchöfliche Regierung durch auffallend ſtarke Holzſchläge für die Eiſenſchmelze in Lautenbach den Widerſpruch der Thalleute erweckt und durch eine Unterſuchung über die Verjagung der herrſchaftlichen Holzmacher zu noch gewaltthätigern Schritten veranlaßt, worauf die Sache an das Reichskammergericht gedieh. Dieſes entſchied im Weſentlichen für den Biſchof, welcher zur völligen Beilegung des Streites ſofort einen Vergleich mit den Unterthanen einging, deſſen Abſchluß man durch eine Prozeſſion unter dem Donner des Geſchüzes öffentlich feierte. Aber die ganze Frucht der langen Arbeit zerſtörte im Jahre ſiebzehnhundert fünf und achtzig die neue Harzordnung, welche das Volk nicht undeutlich fühlen ließ, daß es bei jenem Vergleiche übervortheilt worden ſey. Aufs neue geſchahen Schritte der Gewalt, und wurden vermehrt durch unklugen Dienſteifer oder Volkshaß einiger Beamten, durch die Einziehung der Anführer und andere Umſtände, bis die Kunde vom Ausbruche

der franzöſiſchen Revolution die Oppenauer Thalbauern zu einem allgemeinen Aufſtand gegen die Amtei in Renchen ermuthigte wie auch die Kapplerthaler Gemeinden gegen das Kloſter Allerheiligen. Nur die Beredſamkeit einiger geachteten Männer vermochte den Sturm für den Augenblick zu beſchwören; zur Wiederherſtellung der Ruhe aber ließ man die aufrühreriſchen Gemeinden unverweilt mit Kriegsmannſchaft beſezen, deren Verköſtigung eine faſt unerſchwingliche Schuldenlaſt auf die betheiligte Landſchaft brachte.

Aehnliche Unruhen fanden damals noch in andern Waldgegenden ſtatt; überhaupt zeigten die Bewohner der Waldgebirge am meiſten Selbſtgefühl und eine oft freilich verblendete Eiferſucht auf alte Rechte und Freiheiten, und ihr Widerſtand gegen die anmaßlichen Veränderungen, welche ſich die Regierungen und Oberkeiten im Verwaltungsweſen mehr und mehr erlaubten, würde zu ehren ſeyn, wenn damit nicht immer eine blinde, oft boshaft erregte und genährte Abneigung auch gegen alle vernünftigen Neuerungen verbunden geweſen wäre. So hatte der Magiſtrat der Reichsſtadt Zell ſchon längſt den Unwillen der Bürgerſchaft gereizt, als derſelbe im Jahre ſiebzehnhundert und ſechszig zum Ausbruche kam. Eine Rotte der Aufrührer drang in die Kanzleien, um ſich der Schriften und Kaſſen zu bemächtigen, während die Mauern der Stadt ſo eifrig verwahret wurden, daß Einer ausrief: „Und wann ſelbſt der Kaiſer vor dem Thor wäre, ſo machten wir nicht auf.“ Der vielfach, doch auch nicht unverdient bedrohte und mißhandelte Magiſtrat, wandte ſich eilends an den Markgrafen von Baden, als Inhaber der ortenauiſchen Landvogtei und Schirmherrn der Stadt. Allein deſſen erſte Maßregel durch Abſchickung von Kriegsmannſchaft erhizte die Bürger nur noch mehr; ſie beſezten die benachbarte Anhöhe, bemächtigten ſich der Pulverthürme, führten das Geſchüz auf die Mauern, und wollten ſich eher bis auf den lezten Mann wehren, als einen fremden Soldaten einlaſſen. Markgraf Georg Ludwig ergriff daher friedlichere Mittel, womit es ihm auch unſchwer gelang, die Ordnung wieder herzuſtellen, und der Bürgerſchaft blieb jezt nur der geſezliche Weg einer Einreichung ihrer Klagen bei dem Reichshofrathe.

Es war damals überhaupt eine gewöhnliche Erſcheinung in den Reichsſtädten, daß die Magiſtratsglieder die bürgerlichen Rechte

beeinträchtigten, eine partheiiſche oder feile Juſtiz führten, und das ſtädtiſche Vermögen eigennüzig verwalteten. Doch geſchah dagegen manches Gute und Lobenswerthe von einzelnen Privatmännern, deſſen ſich noch eine ſpäte Nachkommenſchaft erfreut, wie namentlich in Pfullendorf, wo während den ſiebzger und achtzger Jahren ſo bedeutende Stiftungen zur Erleichterung der Armuth und Aufnahme der Volksbildung gemacht wurden, daß der Geſchichtſchreiber dieſer Stadt bemerkt: „Es ſchien, als habe die kluge Vorausſicht die Gründer beſtimmt, in dieſem Jahrhunderte noch zu thun, was im folgenden nicht mehr möglich war.“

Wie es in den kleinen fürſtlichen Ländern zuging, davon mag der Kleckgau zum Beiſpiele dienen. Durch den ſchwediſchen und franzöſiſchen Krieg war die Landſchaft ſehr herabgekommen; aber die ſchwarzenbergiſche Regierung zu Thiengen, wo der edle Direktor von Koller zu wenig würdige Vorgänger und Nachfolger hatte, that nicht nur keine Schritte zu ihrer Wiederaufnahme, ſondern verfolgte einen Gang in der Verwaltung, welcher alle beſſere Betriebſamkeit, alles Aufblühen der Gewerbe darnieder hielt, und übte eine Rechtspflege, deren Schlechtigkeit endlich zum Sprichworte ward. Dieſer elende Zuſtand der Landgrafſchaft mußte um ſo auffallender ſeyn, da der ſchweizeriſche Theil des Kleckgaus, von der Natur um nichts begünſtigter als der ſchwarzenbergiſche, den erfreulichſten Anblick gewährte, und man ſeine Grenzen, ohne Markſtein, ſchon an der ungleichen Bebauung zuſammenſtoßender Felder genau genug erkannte. Allein die Regierung ſchien den Unterſchied nicht zu bemerken; der Fürſt ſelbſt ſahe die Landſchaft faſt nie, und ſeinen Beamten war es einzig um ſicheres Einkommen zu thun und bequeme Arbeit.

Welch' ein trauriges Bild jedoch dieſe Züge auch darſtellen, wie weit wird daſſelbe von dem übertroffen, was damals in der Pfalz geſchah! Nachdem der Kurfürſt Karl Philipp im Dezember tauſend ſiebenhundert zwei und vierzig ſehr hochbetagt verſtorben war, ohne einen leiblichen Erben zu hinterlaſſen, erbten die pfälziſchen Lande an den Gemahl ſeiner Enkelin Eliſabetha Auguſta, den Pfalzgrafen Karl Theodor von Sulzbach, welchen man ſchon als zehnjährigen Knaben nach Mannheim gebracht hatte, um ihn am dortigen Hoflager zum künftigen Kurerben zu erziehen. Eine

freudige Erwartung ging ſeinem Regierungsantritte voraus, da er bereits Beweiſe einer Sinnesart kund gegeben, woraus man die Hoffnung ſchöpfte, es werde ſich die Pfalz nach einem halben Jahrhundert voller Unruhen und Zerrüttungen endlich des Segens einer glücklichen Regierung erfreuen können. Aber Karl Theodor beſaß bei all' ſeinem guten Willen zu wenig Thatkraft, als daß er die Mängel der Verwaltung und die Uebel des Landes hätte entfernen mögen; ſeine Erziehung war durch die Jeſuiten verdorben, welche ihn jezt ſchlau genug zum Werkzeug ihrer Plane benuzten. Sie wollten um jeden Preis die katholiſche Religion in die Pfalz wieder zurückführen, und begannen mit wohlberechneten Intriken gegen die reformirten und evangeliſchen Kezer einen Ausrottungs-krieg, der empörender iſt, als der frühere durch die Gewalt der Waffen.

Der junge Kurfürſt war an eine verſchwenderiſche Pracht gewöhnt; ſchon bei ſeiner Vermählung hatte er den glänzendſten Aufwand gezeigt, und fortan trieb ihn dieſe Neigung zu den größten Ausgaben. Mannheim, welches im Jahre ſiebzehnhundert ſechs und dreißig zu einer Handelsſtadt war erhoben worden, verwandelte ſich jezt in eine der prächtigſten Reſidenzen. Nicht nur wurden zahlreiche öffentliche Gebäude im größten Style erbaut, und koſtbare Monumente errichtet, Karl Theodor ſtiftete auch eine Akademie der Wiſſenſchaften und der bildenden Künſte; errichtete eine deutſche gelehrte Geſellſchaft, legte große Kupferſtich-, Gemälde- und Büicherſammlungen an, und gründete endlich jenes Theater, welches nachmals einen ſo entſchiedenen Ruf in Deutſchland behauptet hat!

Ueber vierzig Millionen Gulden wurden auf ſolche Art verwendet, wiewohl Karl Theodor das Finanzweſen als den drückendſten der ihm von ſeinem Vorgänger hinterlaſſenen Uebelſtände erkannt hatte. Aber eben dieſer Umſtand war den Jeſuiten erwünſcht; ſie bauten auf ihn und auf die Frömmigkeit des Kurfürſten den Untergang der Proteſtanten. Denn neben einer Reihe guter Grundſäze, welche der katholiſchen Glaubensform nicht ſchädlich ſeyn konnten, hatte man ihm unvermerkt viele andere beigebracht, nach welchen er es für ein Verdienſt halten mußte, die mißfälligen Verträge ſeiner Vorfahren zu brechen, und an dem proteſtanti-

ſchen Theile ſeiner Unterthanen die ſchreiendſten Ungerechtigkeiten zu begehen. Um den zerrütteten Finanzen wieder aufzuhelfen, ſah man ſich genöthigt, eine Menge unnüzer Beamten und Diener abzudanken. Aber obwohl unter der vorigen Regierung gerade meiſtens Katholiken ſich in ſolche Aemter eingeſchlichen und eingedrängt hatten, ſo ließ man dieſe größtentheils bei ihren Beſoldungen, und entfernte wo möglich nur die Proteſtanten. Daneben wurde jede erledigte Stelle aus der katholiſchen Bevölkerung beſezt, oder ſie ſtund den Proſelyten offen. Und leider fanden ſich Leute genug, welche aus Armuth oder ſchlechten Intereſſen ihre Religion verkauften um einen Dienſt! So bildete ſich in der Pfalz bald ein Aemterhandel, und erzeugte ſich eine Feilheit unter dem Beamten- und Dienerſtande, wie ſie kaum irgendwo auffallender zu Tage kam; kaufte man ja ſchon den Kindern in der Wiege künftige Aemter, um welche nachher oft erſt wieder prozeſſirt werden mußte!

Die Jeſuiten feierten ihren Triumph; ſie hatten ſich der Regierung völlig bemächtigt, und Niemand durfte es wagen, ſich der Ausführung ihrer Plane in den Weg zu ſtellen. Der Pater Seedorf wohnte zunächſt neben den kurfürſtlichen Gemächern; allſtündlich war ihm der Zutritt zu dem Fürſten geſtattet, und beinahe nichts geſchah im Miniſterium ohne ſein Mitwirken oder Beiſtimmen. Verzweifelnd ſahen die Proteſtanten den lezten Reſt ihrer Freiheiten unterdrückt; ſelbſt von der Hochſchule zu Heidelberg wurden ihre Lehrer allmälig verdrängt, und ſo frech trieben es die Jünger Lojolas dabei, daß einer von ihnen ſeinen Lehrſtuhl einſt vor die Thüre des lezten Hörſaales ſtellen ließ, welcher den reformirten Profeſſoren noch geblieben war! Unter ſolchen Händen verſank die altberühmte, ehrwürdige Rupertina bald in ein Dunkel, woraus ſie ſich erſt in neuerer Zeit wieder erhoben hat.

Mit tiefem Schmerze empfand der reformirte Kirchenrath zu Heidelberg dieſen Lauf der Dinge. Er hatte ſich, ob klagend oder bittend, immer vergeblich an die Regierung gewendet; ſein ehemaliges Anſehen war dahin, man betrachtete ihn nur noch als eine Unterſtelle, und die katholiſchen Beamten ließen ſeine Verfügungen willkürlich unbeachtet. Ja, es gelang den ſchlauen Lenkern der pfälziſchen Geſchäfte, bei dem allmäligen Abſterben der noch würdigen Mitglieder die Rathsverſammlung ſelbſt endlich

mit Männern zu beſezen, deren Denkungsart das Abſcheulichſte zuließ. Denn jezt wurde von ihr, unter Vorſchub des Miniſteriums, ein ſo ſchamloſer Handel mit den Pfarr- und Lehrſtellen getrieben, und auch die wichtigſten Angelegenheiten der Kirche ſo treulos und nachläßig betrieben, daß die reformirte Geiſtlichkeit auf ihren Konventen offen dagegen ſprach und ſich an den Landesherrn zu wenden beſchloß. Aber der Kirchenrath kam ihr zuvor; er erwirkte von der Regierung ein ſtrenges Verbot der Konvente, und nun blieb keine Hoffnung der Abhilfe mehr.

Zu all' dem wurde das Volk durch die Laſt der Abgaben beinahe erdrückt, während der kleine Hof keine Summen ſcheute, um wie der größte zu glänzen. Die Geſchäfte der Staatsverwaltung nahmen ihren Gang nach der Bequemlichkeit der Miniſter, und die Juſtiz befand ſich bei der allgemein eingeriſſenen Käuflichkeit im ſchlechteſten Zuſtande, wie man denn das kurfürſtliche Hofgericht wegen ſeiner unbärtigen Beiſitzer, ſpottweiſe nur das jüngſte Gericht zu nennen pflegte. Die Gemeinden in Städten und Dörfern beraubte man all' ihrer Rechte; ſelbſt keine neuen Bürger durften ſie mehr aufnehmen, ſondern die Aufnahme geſchah durch die Regierung, und wurde oft zum größten Nachtheile der betreffenden Familien jahrelang verzögert. Konnten unter dieſer doppelten und dreifachen Tyrannei der Landbau und die Gewerbe aufkommen? Konnte der Pfälzer ſich ſeiner ſchönen Heimath erfreuen und ſeines Lebens froh ſeyn? Armes Volk, das ohne Gewährleiſtung, ohne Bürgſchaft ſeiner Rechte, in die Gewalt einer durch nichts beſchränkten Regierung gegeben iſt! So kam es dahin, daß eine große Zahl der fleißigſten und ſelbſt noch vermöglichen Unterthanen ihre Güter verkauften, und auswanderten. Sie zogen meiſt über England nach Weſtindien, wo ihre Menge die Veranlaſſung gab, alle Amerikawanderer überhaupt mit dem Namen Pfälzer zu bezeichnen.

Dieſe Auswanderung dauerte fort, bis in der Landesregierung nach Entfernung der Jeſuiten eine wohlthätige Veränderung geſchah, und der Kurfürſt endlich ſelbſt an die Spize der Geſchäfte trat. Schnell gewann alles eine andere Geſtalt, und man fühlte damals, was Karl Theodor ſeinem Volk hätte werden können. Aber der jeſuitiſche Geiſt war am Hofe keineswegs erloſchen, und

allmälig kehrte Alles durch ſeinen Einfluß wieder in das vorige Gleis zurück. Ein gewiſſenloſer Dienſthandel begann aufs neue, den ſich die pfälziſchen Miniſter ebenſo zu Nuzen machten, wie der Kirchenrath die Verſteigerung der Pfarr- und Schulämter. Das ganze Finanzweſen gerieth in Verwirrung und Zerfall, namentlich wurde die reformirte Verwaltungskaſſe völlig erſchöpft, wobei die große Anzahl der katholiſchen Beamten eine reiche Beute davon trug. Was half die menſchenfreundliche Geſinnung und der gute Wille des Regenten? Alle Nichtkatholiken blieben ſchmählich unterdrückt; ihre Gewiſſensfreiheit wurde tauſendfältig verlezt, und jedes ſchlechteſte Mittel nicht verſchmäht, um Proſelyten zu gewinnen. Ja, der im Jahre ſiebzehnhundert ein und ſiebzig zwiſchen Baiern und der Pfalz errichtete Erbvertrag beſtimmte ſogar ausdrücklich, daß „keinem Regenten erlaubt ſeyn ſolle, die pfälziſchen Landesbehörden mit andern als katholiſchen Subjekten zu beſezen.“

Sechs Jahre nach dieſem Vertrag ſtarb Kurfürſt Maximilian Joſef von Baiern, als der lezte Sproſſe der baieriſchen Linie des Hauſes Wittelsbach, und das erledigte Herzogthum fiel ſomit an Karl Theodor, wodurch die ſeit dem Erbvertrage von Pavia über fünfthalb Jahrhunderte lang getrennt geweſenen wittelsbachiſchen Stammlande wieder vereinigt wurden. Die Gemüther des pfälziſchen Volkes waren bei einer ſo wichtigen Veränderung ſehr verſchiedentlich angeregt. In Mannheim, welches jezt aufhörte die kurfürſtliche Reſidenz zu ſeyn, und dadurch mehr als dreitauſend ſeiner wohlhabenſten Bewohner verlor, herrſchte eine niedergeſchlagene Stimmung, worin man ſich einzig damit vertröſten mochte, daß die oberſten Landesſtellen, die wichtigſten Anſtalten und eine bedeutende Garniſon in der Stadt verblieben. Die proteſtantiſchen Gemeinden dagegen hofften auf irgend eine Linderung ihrer traurigen Lage, beſonders da mit der baieriſchen Erbfolgſache auch der König von Preußen in Berührung kam, und ſich für ſeine pfälziſchen Glaubensgenoſſen zu verwenden verſprach. Aber während den Mannheimern die Huld ihres geliebten Monarchen fortwährend auf die wirkſamſte Weiſe zugethan blieb, mußten ſich die Proteſtanten immer mehr getäuſcht finden. Man verbeſſerte in ihrem kirchlichen Zuſtande nicht nur nichts, ſondern als einige über zweihundert reformirter Geiſtlichen bei dem Miniſterium die Erlaubniß zur Abhaltung

einer General=Synode nachſuchten, wurde ihnen dieſelbe entſchieden verweigert. Erſt nach langen und mühſeligen Verhandlungen gelang es dem ſtandhaften Muthe der reformirten Geiſtlichkeit, auf beſondere Verwendung Joſefs des Zweiten, vereint mit dem bisher immer ſchwachen und unthätigen Kirchenrathe, eine Synodal=Verſammlung zu Stande zu bringen; doch unterbrach der plözliche Tod des aufgeklären Kaiſers deren Erfolg, und das kurfürſtliche Miniſterium hatte wieder neuen Spielraum.

Achtes Kapitel.

Von der Gründung des Großherzogthums.

Unſer vaterländiſcher Staat, das Großherzogthum Baden, iſt ein Erzeugniß der großen und folgereichen Umſtaltungen, welche durch Napoleons Eroberungskriege und Gewaltsherrſchaft in Deutſchland herbeigeführt worden ſind. Aber keineswegs würde ſich dieſer Staat gebildet haben, ohne die Tugenden und Verdienſte des Markgrafen, welchen wir alſo mit vollſtem Rechte als den Gründer deſſelben verehren. Karl Friedrich beherrſchte beim Ausbruche der franzöſiſchen Revolution ein Land, deſſen Flächenraum ſich nicht über fünfzig Quadrat=Meilen mit ohngefähr zweimalhunderttauſend Einwohnern belief, aus welchem er eine Million dreimalhunderttauſend Gulden jährlicher Einkünfte zog. Weite Strecken öder Gegenden aber waren in fruchtbare und wohlbewohnte Gefilde verwandelt worden, und keinem Reiſenden entging es, wie erfreulich Baden, troz eines ſo vielfach ungünſtigen Bodens, durch ſeinen ſorgfältigen Anbau und den überall verbreiteten Wohlſtand gegen die Nachbarländer abſtach. Die verhältnißmäßige Abwechſelung von Aeckern, Wieſen und Waldungen, die zahlreichen Ortſchaften mit viel' neuen Gebäuden, die wohlunterhaltenen Straßen und Brücken, gewährten einen überaus frohen Anblick. In Städten und Dörfern waren die Gewerbe im ſchönſten Aufblühen, da kein

Leibeigenſchaftsdruck den Trieb und Weg zur Thätigkeit mehr hemmte, und die Beſchränkung des alten Zunſtzwanges eine freiere Bewegung und Konkurrenz erlaubte. Das Volk überhaupt war ebenſo arbeitſam, geſittet und religiös, als munter und kräftig; es liebte ſeinen Fürſten über alles, und nannte ſtets mit dankbarſter Verehrung deſſen Name. Die badiſchen Beamten aber, welche weit geringer bezahlt wurden, als in den meiſten andern Staaten, fanden einen hinreichenden Erſaz hiefür theils in dem tröſtenden Inſtitute der Waiſen- und Wittwenkaſſe, theils in ihrer liberalen Behandlung, und in dem Gefühle, einem Karl Friedrich zu dienen; kaum irgend auch mochte der Beamtenſtand mit ſo treuer Anhänglichkeit ſeinem Fürſten zugethan ſeyn, wie im Badiſchen! Und dieſes Land lag damals den Verwüſtungen des ums Jahr ſiebzehnhundert neun und achtzig in Paris ausgebrochenen Vulkans zu allernächſt blosgeſtellt; aber nicht nur wurden ſie von ihm abgewendet, und das badiſche Volk aus dem Ruine Deutſchlands glücklich gerettet, ſondern um mehr als drei Viertheile vermehrt! Freilich, mancher harte Schlag, mancher Verluſt, manche Furcht und Kümmerniß hat auch Karl Friedrich und ſeine Unterthanen getroffen, und es iſt keine angenehme Erinnerung, daß die Gründung unſeres Großherzogthums mit den Machtgeboten eines modernen Attila, und mit dem Untergange des uralt deutſchen National-Reiches zuſammenhängt.

Wir haben gehört, wie die ortenauiſchen Unterthanen des Fürſtbiſchofs von Straßburg durch die Revolutionierung des Elſaßes zu einem Aufſtande ermuthigt wurden; in Lahr hatte ein gegen die naſſauiſche Regierung verlorener Prozeß, welcher die Stadt einmalhundert fünfzigtauſend Gulden koſtete, die Bürgerſchaft mit ſolchem Haſſe erfüllt, daß ſie mit Frohlocken die Ankunft der Republikaner erwartete, während man die vorüberziehenden Kondéer öffentlich verhöhnte; und im Hauenſteiniſchen regte ſich der alte Freiheitsgeiſt wieder ſo fühlbar, daß zu Freiburg ein bewaffneter Einfall von dorther beſorgt wurde. Viele Emiſſäre der Revolution durchzogen das Land; einzelne Männer wurden gewonnen, auch in ganzen Gemeinden eine aufrührige Stimmung erweckt, und ſchon offenbarten ſich hin und wieder gefährliche Zuckungen. In dieſer Furcht vor einer Aufregung auch des dieſſeitigen

Rheinufers, zeigte ſich aber die Liebe der Badener zu ihrem Fürſten unzweideutig genug; die Maſſe des Volkes blieb ohne Theilnahme für die umwälzenden Ideen, und jene einzelnen Aufſtände dämpfte Karl Friedrich in Verbindung mit der vorderöſtreichiſchen Regierung, ohne grauſame Mittel, ſo ſchnell und vollſtändig, daß man ihn allgemein als den Wiederherſteller der Ruhe dankbar anerkannte.

Glücklich war alſo die innere Gefahr entfernt, als im März ſiebzehnhundert drei und neunzig die Kriegserklärung des deutſchen Reiches an Frankreich erfolgte, und die erſten republikaniſchen Waffen die Rheingrenze bedrohten. Der Markgraf mußte wegen Verſtärkung ſeines Militärs und andern nothgedrungenen Aufwandes eine allgemeine Steuer ausſchreiben; doch war ſie mäßig, und das Volk fand dafür theilweis einen Erſaz in den Geldſummen, welche durch die vielen franzöſiſchen Emigranten dem Lande zufloſſen. Die Kondéer namentlich, in der zuverſichtlichen Erwartung einer baldigen ſiegreichen Rückkehr in ihr Vaterland, verſchwendeten die mitgebrachten Summen auf die leichtſinnigſte Weiſe, und mancher unſerer Landsleute hat ſich durch dieſe Verſchwendung bereichert oder gerettet. Aber es rückte jezo das Jahr ſechs und neunzig heran, wo die Markgrafſchaft Baden zuerſt der Schauplaz des Krieges werden ſollte. Die ſtarkbefeſtigte und wohlverſehene Stadt Mannheim hatte ſich bereits dem Feinde übergeben, nachdem zwei Pulvermagazine in die Luft geflogen und mehrere großen Gebäude abgebrannt waren; aber die darauf eingetretene ſchlimme Witterung gebot von ſelbſt einen Waffenſtillſtand, welcher beinahe ein halbes Jahr währte. Inzwiſchen hatte Erzherzog Karl das Kommando am Rheine erhalten; die Franzoſen ſchritten jedoch weiter und weiter vor, und im Juni drang General Moreau von Straßburg aus auf verſchiedenen Punkten zwiſchen Hüningen und Schröck unter fortwährendem Donner der Kanonen über den Rhein. In dieſem Augenblick des Schreckens, der Furcht oder Ungewißheit, flüchtete ſich Karl Friedrich mit ſeinem Hofe nach Anſpach; viele Bewohner der badiſchen und vorderöſtreichiſchen Städte ſuchten eine Zuflucht in den Gebirgen des Schwarzwaldes, während die Reichsarmee ſich den eindringenden Feinden entgegenwarf, aber an der Murg, bei Renchen und Ettlingen von Moreau ſo geſchlagen wurde, daß der Markgraf von Baden und der

Herzog von Wirtemberg ſich genöthiget ſahen, einen Waffenſtill-ſtillſtand mit ihm zu ſchließen, welchem hernach auch Baiern beitrat. Und da dieſen Fürſten vom Reiche aus kein Schuz für ihre Länder zu erwarten ſtund, ſo kam es bald zu einem Partikularfrieden, welcher in Paris vermittelt wurde. Karl Friedrich trat darin, obwohl mit dem ſchmerzlichſten Gefühle ſolcher Verlezung deutſcher Fürſtenehre, all' ſeine jenſeit Rheins im Elſaß und in Holland gelegenen Herrſchaften ſammt allen Rheininſeln und dem Leinpfade an Frankreich ab, um nur die dieſſeitigen zu retten, und ging Bedingungen ein, deren Annahme freilich allein in dem Gebote der Nothwendigkeit ihre Entſchuldigung findet. Denn außer den genannten Abtretungen mußte er ſich verpflichten, niemals gegen die Republik etwas zu thun oder zu leiſten, ihren Truppen freien Weg und Aufenthalt in ſeinem Lande zu geſtatten, ihr eine ſtarke Quantität Schiffbauholz zu liefern, und bis zum Frieden mit Oeſtreich monatlich zwanzigtauſend Franken zu entrichten, wogegen ſich das Direktorium für den Markgrafen zu verwenden verſprach, daß er mit den angrenzenden biſchöflichen Gebieten hinlänglich entſchädigt würde. Indeß waren Moreau und Jourdan auf verſchiedenen Wegen ſiegreich bis nach Augsburg und Nürnberg vorgedrungen; die Vereinigung ihrer Armeen mit der bonapartiſchen in Italien ſchien gewiß, und Deutſchland war verloren, als lezterer von Erzherzog Karl dreimal geſchlagen, und der erſtere dadurch gezwungen wurde, ſich ſchleunigſt zurückzuziehen. Dieſer berühmte Rückzug geſchah über Biberach, über den Schwarzwald und herab durch das Höllenthal in den Breisgau, wo der Erzherzog bei Emmendingen und Schliengen auch Moreau ſchlug, welcher ſich nun bei Hüningen über den Rheinſtrom flüchtete. Aber während in Deutſchland das Glück ſo entſchieden auf der Seite Oeſtreichs war, folgte es in Italien mit gleicher Entſchiedenheit den Waffen Bonapartes, deſſen Armee endlich über Tyrol herausrückte, und ſogar die Kaiſerſtadt bedrohte. Doch war der junge Held jezt gleichwohl zum Frieden geſtimmt, und der Kaiſer, in ſo dringender Gefahr, nahm ihn an. Nach den Präliminarien von Leoben wurde derſelbe zu Kampoformio definitiv geſchloſſen, und ſein Erfolg für unſere Länder war, daß Oeſtreich das ihm allzeit ſo getreue Breisgau zur Ent-

ſchädigung an den Herzog von Modena abtrat, und daß eine geheime Verhandlung über die Abtretung des ganzen linken Rheinufers an Frankreich den Friedenskongreß von Raſtatt herbeiführte, wo die Entſchädigung derjenigen deutſchen Fürſten ſollte beſtimmt werden, welche durch jene Abtretung in Verluſt gekommen.

Bekannt genug iſt der ſchmachvolle Verlauf dieſes Kongreſſes und ſein blutbefleckter Ausgang. Aber doch waren ſeine unvollendeten Leiſtungen eine gute Vorarbeit für ſpätere Zeiten, oder wenigſtens ſeine lange Dauer vom November ſiebzehnhundert ſieben und neunzig bis zum April neun und neunzig eine heilſame Erholungszeit für die rheiniſchen Länder, während in der Schweiz, in Italien und weiterhin der Krieg noch mit aller Härte ſeine Opfer traf. Für die badiſche Markgrafſchaft brachte der Zuſammenfluß ſo vieler und ſo verſchiedener Perſonen in materieller wie in geiſtiger Beziehung mancherlei Vortheile, welche freilich durch den Einfluß frivoler Sitten wieder geſchwächt wurden. Beſonders aber verdankt Raſtatt dem Kongreſſe nicht blos einen großen Geldgewinn, ſondern auch ſeine Spitalſtiftung, da man die Haſardſpiele nur unter der Bedingniß öffentlich duldete, daß die Bankinhaber monatlich hundert und fünfzig Gulden ablieferten, welche mit einer Reihe reicher Geſchenke zu einem ſo menſchenfreundlichen Zwecke verwendet wurden.

Die raſtattiſchen Friedensverhandlungen hatten nur das deutlich herausgeſtellt, daß zwiſchen Frankreich und dem Kaiſer noch kein Friede möglich ſey. Ehevor die Reichsdeputation jenes demüthigende Ultimatum der franzöſiſchen Geſandten angenommen, war der Krieg ſchon beſchloſſen, und wurde jezt von Oeſtreich, im Bündniſſe mit England, Rußland und der Pforte, ſo glücklich geführt, daß die auch von Innen vielfach bedrohte Republik ſich in die größte Gefahr verſezt ſah. Drei franzöſiſche Heere waren im Frühlinge tauſend ſiebenhundert neun und neunzig über den Rhein gegangen, das eine bei Straßburg unter Jourdan, das andere unter Vendamme bei Hüningen, und das dritte bei Mannheim unter Ney, welcher zunächſt die Feſtung Philippsburg, jedoch vergeblich, belagerte. Dem jourdaniſchen Heere indeſſen eilte Erzherzog Karl wohlgerüſtet entgegen, und trieb es durch ſeine Siege bei Oſtrach, Stockach und Liptingen zertrümmert über den Rhein zurück. Einen

gleichen Siegeslauf verfolgten die Generale Scherer und Suwarow in Italien, deſſen man ſich völlig wieder bemächtigte. Aber dieſes glänzende Glück der verbündeten Waffen änderte ſich bald, nachdem der große Kriegsmeiſter der Zeit aus Aegypten zurückgekehrt war, und die Anführung der republikaniſchen Armee ſelbſt wieder leitete. Der Schluß des achtzehnten Jahrhunderts iſt durch die Niederlagen bei Marengo und Hohenlinden traurig bezeichnet, und der Beginn des folgenden eben ſo traurig durch einen Frieden, welcher außer den Verluſten des Hauſes Oeſtreich, die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich, und die Entſchädigung der betheiligten Fürſten durch die Säkulariſation und Mediatiſirung beſtätigte.

In Betreff unſerer Länder wurde durch den Luneviller Frieden die Verleihung des Breisgaues an den Herzog von Modena erneuert, während nun auch die Pfalz für Baiern verloren ging, und unſere Reichsſtädte und Reichsabteien ſämmtlich ihre Unmittelbarkeit einbüßten. Von den pfälziſchen Landen, welche ſich nach dem Hinſcheid Karl Theodors kaum der neuen Regierung Kurfürſt Maximilian Joſefs erfreut hatten, bekam der Fürſt von Leiningen die Oberämter Mosbach und Borberg, und dem Fürſten von Naſſau-Uſingen wurde das Amt Kaub zugetheilt. Der Markgraf von Baden, den man einerſeits als Grenzfürſt gegen Frankreich verſtärken, anderſeits aber „wegen ſeiner anerkannten Tugenden“ auszeichnen und ſich zum nachbarlichen Freunde verbinden wollte, trug billig den reichſten Gewinn davon; er wurde zum Kurfürſten erhoben, und empfing die pfälziſchen Aemter Bretten, Heidelberg und Ladenburg mit der Stadt Mannheim; alsdann die dieſſeitigen Gebiete der ſäkulariſirten Bisthümer Konſtanz, Baſel, Straßburg und Speier; die Reichsſtädte Pfullendorf, Ueberlingen, Offenburg, Gengenbach, Zell, Wimpfen und Biberach, welch' leztern beide ſpäter an Wirtemberg ausgetauſcht wurden; ferner das Stift Odenheim, die Klöſter Lichtenthal, Frauenalb, Allerheiligen, Schwarzach, Gengenbach, Ettenheimmünſter, Salem und Petershauſen; endlich die heſſiſchen Aemter Lichtenau und Willſtätt. Dieſer Zuwachs der badiſchen Lande betrug im Ganzen vier und ſechszig Quadratmeilen mit mehr als zweimalhundert fünfzigtauſend Seelen, wovon der Markgraf weit über eine Million Einkünfte zog.

Unverweilt begann Karl Friedrich ſofort die Organiſation des neuen Kurſtaates; es erfolgten dreizehn Edikte, welche die Landes-Eintheilung in die drei Provinzen der Markgrafſchaft, der Pfalzgrafſchaft und des obern Fürſtenthums, die Errichtung der Provinzialkollegien, die Archivordnung, die freie Religionsübung und verſchiedenen kirchlichen Verhältniſſe, die Entſchädigung oder Verwendung der Klöſter und Stifte, die Vorbereitung zum Staatsdienſte, die Strafrechtspflege, den Militärbeſtand, die Befeſtigung und Erweiterung wohlthätiger Anſtalten der Geſellſchaft, und endlich die neue Dotirung der Hochſchule zu Heidelberg betrafen. In all' dieſen Verordnungen wehte ein Geiſt der Billigkeit, Duldung und Humanität, welcher von Jedermann bewundert wurde, und dem Kurfürſten bald das ganze Vertrauen der angefallenen Lande erwarb. Wie hoffnungsfroh jauchzte ihm das pfälziſche Volk entgegen, als er zu Mannheim die Huldigung einnahm! Die Pfälzer hatten an ihrem Lieblinge Max Joſef einen Fürſten verloren, welcher die Gräuel der vorigen Regierung wohl ausgeſühnt haben würde; aber ſie gewannen an Karl Friedrich noch mehr, nämlich den Wiederherſteller ihrer Rechte und ihres Glücks.

Inzwiſchen hatte in Frankreich der Sohn und Erbe der Revolution ſich die Kaiſerkrone auf's Haupt geſezt, und durch die Fortſezung ſeiner Vergrößerung eine dritte Koalition der europäiſchen Mächte wider ſich hervorgerufen. Es waren England, Rußland, Schweden und Oeſtreich, gegen welche nun auch die ganze franzöſiſche Macht unter die Waffen trat, und abermals das „leidensgewöhnte“ Deutſchland überſchwemmte, deſſen nächſtgelegene Fürſten nichts übrig ſahen, als durch Bündniſſe mit Frankreich ihre Länder zu retten. Karl Friedrich, im Gefühle der Pflichten eines deutſchen Reichsſtandes, hatte ſich lange geſträubt, gegen ſeinen Kaiſer aufzutreten; er wollte neutral bleiben, und nur mit blutendem Herzen fügte er ſich endlich dem Gebote der Gewalt. Die Armee Napoleos war bei Straßburg und andern Orten über den Rhein gegangen, und hatte die badiſchen und wirtembergiſchen Truppen aufgenommen, während Bernadotte aus Hannover an den Main heraufzog und ſich bei Würzburg mit der baieriſchen Kriegsmacht vereinigte. Da ſtellte ſich Mack mit den Oeſtreichern an der Iller dem andringenden Feinde entgegen; aber anſtatt des

erwarteten Hilfsheeres aus Rußland erſchien ein franzöſiſches unvermuthet in ſeinem Rücken, und nöthigte ihn, ſich in die Feſtung Ulm zu werfen, welche er bald hernach ohne Schwertſtreich dem Sieger übergab. An dieſen harten Schlag knüpften ſich andere Verluſte, und die Niederlage bei Auſterliz zwang Oeſtreich endlich zu einem Waffenſtillſtande, worauf im Dezember achtzehnhundert und fünf der Friede von Preßburg erfolgt iſt.

Dieſes neue Glück der napoleoniſchen Adler brachte dem badiſchen Staat die Erhebung zu ſeiner gegenwärtigen Ausdehnung und Würde. Denn Karl Friedrich erhielt jezt aus den Trümmern des ehemaligen Fürſtenthums Vorderöſtreich den Breisgau, welcher inzwiſchen wieder an das Erzhaus gefallen war, alsdann die Landvogtei Ortenau, und die Stadt Konſtanz nebſt der Inſel Meinau. So vereinigte er unter ſeinem Scepter die ſchönſten alt-zähringiſchen Stammlande wieder, und nahm auch den Titel eines Herzogs von Zähringen an. Aber die nächſte Folge jenes verhängnißvollen Friedens war der Rheinbund, eine Vereinigung von ſechszehn deutſchen Fürſten, welche ſich vom Reichsverbande losſagten, und unter dem Protektorate Napoleons, als Vaſallen Frankreichs, das volle Souverainetäts-Recht in ihren Ländern mit erhöhter Würde erhielten. Ein franzöſiſcher Geſchäftsträger meldete die Errichtung dieſes Bundes dem Reichstage zu Regensburg mit dem Beiſaze, daß man hinfort kein deutſches Reich mehr anerkenne, worauf Kaiſer Franz die Krone Karls des Großen niederlegte, und ſich zum Erbkaiſer von Oeſtreich erklärte. Der Kurfürſt von Baden, welcher bei dieſer Veränderung den Titel eines Großherzogs mit dem Prädikate „königliche Hoheit" annahm, hatte durch die rheiniſche Bundesakte das Fürſtenthum Heitersheim, die Grafſchaft Bonndorf, die Deutſchordens-Komenden Beuggen und Freiburg erhalten; alsdann die Souverainetät über das Fürſtenthum Leiningen, den größten Theil des Fürſtenthums Fürſtenberg, über die Beſizungen der Fürſten und Grafen von Löwenſtein-Wertheim dieſſeits des Maines, wie über das Gebiet des Fürſten von Salm-Krautheim am rechten Ufer der Jart, und über ſämmtliche innerhalb des Kurfürſtenthums gelegene Güter der Reichsritterſchaft. Dieſe neue Vergrößerung jedoch konnte in Karl Friedrichs edlem Herzen eine ſchmerzliche Regung patriotiſcher

Gefühle nicht zurückdrängen. Als ihm einer ſeiner vertrauteſten Räthe die erſte Nachricht zugleich von der Aufhebung des deutſchen Reichs und dem badiſchen Länderzuwachs hinterbrachte, verſank der greiſe Fürſt in ein tiefes Nachdenken, woraus er ſich endlich mit Thränen im Auge erhob, den einzigen wohl, welche damals an einem deutſchen Hofe um das deutſche Vaterland geweint worden ſind!

Nichts beſchäftigte ihn jezt ſo ſehr, als wie er das Vertrauen der neuen Unterthanen gewinnen möge. Denn namentlich die Breis- gauer hatten ſich ungerne vom Hauſe Oeſtreich getrennt, und Baden erregte durch die Aufhebung der Klöſter und Landſtände anfangs eine ſehr mißliche Stimmung gegen ſich. Nachdem jedoch die Erklärung erfolgt war, das breisgauiſche Regierungs- und Kammer- kollegium werde fortbeſtehen, Freiburg ein Hofgericht erhalten, deſſen Diſtrikt ſich auch über das altbadiſche Oberland erſtrecke, jeder Staatsdiener bei Amt und Gehalt verbleiben, und die freiburgiſche Hochſchule neue Unterſtüzung erlangen; und als man überhaupt das humane Benehmen der badiſchen Kommiſſäre, wie den väterlichen Willen des Regenten ſah, verloren ſich die mißſtimmenden Beſorgniſſe und Vorurtheile, und man erkannte zulezt, daß dem Lande der Verluſt eines guten Fürſten durch den beſten erſezt worden ſey.

Das neue Großherzogthum wurde anfangs in die drei Provinzen des Ober-, Mittel- und Unterrheins abgetheilt, jede mit ihrer eigenen Regierung, Hofgerichtsſtelle und Kammer; im Jahr achtzehnhundert und neun aber bildete man zehn Kreiſe, deren jedem ein Direktorium mit ziemlich ausgedehnter Gewalt vorſtund. Karl Friedrich hatte auch einen beſondern Miniſter der Juſtiz ernannt, während er das bisherige Kabinets-Miniſterium aufhob, und den Geſchäftsumfang der Miniſterien des Innern, der Finanzen und des Kriegs genauer bezeichnete; ſeine Staatsſchulden- Pragmatik erſtreckte das Statut Markgraf Chriſtophs von der Untrennbarkeit und Einheit des Landes auf alle neuen Erwerbungen, und ſezte die möglichſte Beſchränkung der Staatsſchulden feſt; es war das liberale Standesherrlichkeits-Edikt erfolgt, und ein anderes über die Grundherrlichkeit; mancherlei ſchwierige Verhältniſſe zwiſchen dem Großherzog und den benachbarten Souverainen hatte man durch

Verträge geregelt, die Lehnſachen neu umgeſchaffen; es wurde die Milizpflichtigkeit, das Gaſtrecht und die Loſungsgerichtigkeit beſtimmt; eine Reihe anderer Verordnungen ergingen, welche in die ſo verſchiedenen Verhältniſſe der verſchiedenen Landestheile eine möglichſte Einheit bringen, die hier und dort bemerkten Mängel ergänzen, mehrfache Mißbräuche entfernen ſollten, und endlich wurde, wie in den übrigen Rheinbund=Staaten, gleichfalls in Baden der Kode Napoleon mit den nöthigen Zuſäzen als gemeines Landrecht eingeführt.

Inzwiſchen hatte das Großherzogthum durch den Fortgang der politiſchen Ereigniſſe auch wieder neuen Zuwachs an Gebiet erhalten, was in der bisherigen Kreiseintheilung einige Veränderungen zur Folge bekam. Der preußiſche und ruſſiſche Krieg war von Napoleon zum Erſtaunen der Welt innerhalb weniger Monate ſiegreich beendigt, und durch den Frieden von Tilſit faſt die lezte Hoffnung für die Freiheit Europa's untergegangen, als im Jahre achtzehnhundert und neun ein neuer Kampf mit Oeſtreich den Günſtling des Glückes vollends auf die Höhe ſeines Glanzes erhob. Die Niederlage von Aspern wurde durch den blutigen Sieg bei Wagram wieder erſezt; Napoleon ſchloß zu Wien einen Frieden, welcher das öſtreichiſche Gebiet um zweitauſend Quadratmeilen kleiner machte, ihm gleichwohl aber den Weg bahnte zur Vermählung mit Marie Louiſe, der älteſten Tochter des Kaiſers Franz, und die erſte Frucht dieſer Ehe war ein Sohn, welchem ſchon in der Wiege als „König von Rom" gehuldiget ward! Aber auch nicht länger ruhte jezt die Nemeſis; ſie bereitete dem ſtolzen Weltherrſcher in ſeiner eigenen Unerſättlichkeit den Untergang. Nach den empörenden Gewaltſtreichen, welche Napoleon an dem Pabſte, an Holland, an den Hanſeſtädten und ſonſt in Deutſchland verübt hatte, folgte ſein ruſſiſcher Feldzug, und endlich durch die Schlacht bei Leipzig ſein Sturz.

Schon kraft des Wiener Friedens, und hierauf durch die zu Compigne und Paris geſchehenen Verhandlungen gewann der Großherzog durch Abtretung von Seiten Wirtembergs die Landgrafſchaft Nellenburg, nebſt größern oder kleinern Theilen der Aemter Hornberg, Rothweil, Tuttlingen, Ebingen, Maulbronn, Brakenheim und Mergentheim, wogegen er an Heſſen die Aemter Amorbach,

Miltenberg und Heubach abtrat. Hiedurch ging der odenwäldiſche Kreis ein, und ſeine Reſte, wie die aufgezählten Erwerbungen, wurden den nächſtgelegenen Kreiſen beigefügt. Und um die kirchlichen und Schulgegenſtände mit dieſer neuen Organiſation in Einklang zu bringen, theilte man das Großherzogthum in zwei und achtzig katholiſche und fünf und dreißig evangeliſche Dekanate, welche Eintheilung bis heute geblieben iſt, während die politiſche einer wiederholten Veränderung unterlag, und jezt in dem See-, Ober-, Mittel- und Unterrhein-Kreiſe beſteht.

Aber an den Regierungsgeſchäften der lezten Zeit hatte Karl Friedrich wenig Antheil mehr genommen. Er war ein hochbetagter Greis, und durch die bisherige lange Arbeit, durch ſchwere Sorgen und vielfachen Verdruß an der Seele geſchwächt, wie körperlich gebeugt. Schon ſeit dem Jahre achtzehnhundert und ſechs kränkelte er; mehrfaches Familienunglück, der traurige Gang der großen Ereigniſſe, und namentlich Napoleons immer despotiſchere Richtung, die ihn ſchon durch den Mord des Herzogs von Enghien tief verlezt hatte, verdüſterten mehr und mehr ſeinen Geiſt, bis er denſelben am zehnten Juni tauſend acht hundert und eilf, im drei und achtzigſten Lebensalter, nach einer mehr als halbhundertjährigen Regierung, endlich aushauchte. »Karl Friedrich, ſagt ein vaterländiſcher Gelehrter, hat nie ein Heer geführt, nie mit blutbeflecktem Lorbeer Siege gefeiert; ſeine heiligen Silberhaare umgab die Bürgerkrone; er hat in der Tugend Eroberungen gemacht und mit milder Weisheit ſeine Grenzen vergrößert; er hat nur einmal Menſchen gekränkt, durch ſeinen Verluſt.«

Neuntes Kapitel.

Von der Einführung der landſtändiſchen Verfaſſung.

Karl Friedrich hatte im fünften Jahr nach dem Hingange der unvergeßlichen Markgräfin Karoline, mit einer Tochter des Landes, dem Freifräulein Luiſe von Geyersberg, eine zweite Ehe getroffen, aus welcher noch drei Söhne hervorgingen. Die

Frucht jener erſten aber waren der Erbprinz Karl Ludwig, alsdann Friedrich und Ludwig Wilhelm Auguſt. Karl Ludwig vermählte ſich mit Amalie Friederike von Heſſen, und hinterließ bei ſeinem unvermuthet frühen Tode in Karl Ludwig Friedrich den Erben des badiſchen Staates, deſſen Verwaltung derſelbe bei der zunehmenden Altersſchwäche ſeines Großvaters ſchon im Jahre achtzehn hundert und acht übernahm. Es bildeten jene vielbewegten, furcht= und hoffnungserfüllten Tage eine ſehr lehrreiche Vorſchule für den jungen Fürſten, welchen das Glück als würdigen Nachfolger Karl Friedrichs zum gleichen Wohlthäter ſeines Volkes beſtimmt zu haben ſchien. Eine ſeltene Güte des Herzens gewann ihm allgemein die ungetheilteſte Liebe, aber leider ſank er allzufrühe in das Grab.

Karls kurze Regierung fiel in eine große, verhängnißvolle Zeit; auf die Demüthigung der preußiſchen Kriegsmacht durch die Niederlage bei Jena erfolgte jezt, nach dem ſchrecklichen Untergange des franzöſiſchen Heeres in Rußland, eine allgemeine Erhebung Preußens, welche ſich auch auf andere Länder ausdehnte, als die Proklamation von Kaliſch den deutſchen Völkern „die Wiedergeburt eines ehrwürdigen Reiches, und eine dem ureignen Geiſte der Nation gemäße, deren Einheit befeſtigende Verfaſſung“ verhieß. Zwar lächelte das Glück dem neuen Kaiſer nochmals; aber wohl mochte er fühlen, welch' ein ganz anderer Geiſt nun ſeinen Feind beſeele, deſſen Maſſe ſich täglich vermehrte, bis endlich die Erinnerung der Tage von Marengo, Auſterliz und Wagram auch Oeſtreich wieder gegen ihn unter die Waffen rief. Weit über eine Million Menſchen ſtunden ſich ſchlagfertig gegenüber! Es begann „der heilige Krieg“, welcher Europa von der ſchmachvollen Tyrannei des übermüthigen Korſen befreite, und namentlich dem ſo lange und vielfach bedrückten, zerriſſenen und blutgetränkten deutſchen Vaterlande die erſehnte Ruhe wieder gab; es erfolgte die Auflöſung des Rheinbundes, der Einzug der Alliirten in Paris und die Abdankung Napoleons; alsdann, nach deſſen Wiederkehr von der Inſel Elba, die Schlacht bei Waterloo und „der heilige Bund“, endlich der Wiener Kongreß und die Gründung der jezigen Verhältniſſe in Deutſchland.

Sogleich nach der Schlacht bei Leipzig hatte ſich Baden,

deſſen Kriegsmannſchaft ſeit dem Jahre achtzehnhundert und vier den napoleoniſchen Adlern überall, ſelbſt bis in Spanien und Rußland treulich gefolgt war, wie ſeine Nachbaren Baiern, Heſſen, Wirtemberg und andere Rheinbundsfürſten, der Allianz gegen Napoleon angeſchloſſen, und trat auf dem Kongreſſe zu Wien, im Jahre tauſend achthundert und fünfzehn, dem daſelbſt geſtifteten Bunde der deutſchen Fürſten bei, welcher die Erfüllung jener der Nation verheißenen verfaſſungsmäßigen Freiheit und Einheit gewähren wollte. Die perſönliche Gegenwart des Großherzogs bei der Kongreßverſammlung mochte beſonders wirkſam ſeyn; es wurde ihm von den alliirten Mächten der Beſiz und die Untheilbarkeit ſeines Landes feierlich garantirt. Das Großherzogthum Baden erſchien ſofort als der ſiebte Staat im deutſchen Bund, mit einem bundespflichtigen Kontingente von zehntauſend Mann, während es im Rheinbunde nur achttauſend ſtellte.

Karl hatte bald nach der Vergrößerung ſeines Großvaters durch den Preßburger Frieden zu mehrerer Befeſtigung des freundſchaftlichen Verhältniſſes zwiſchen Napoleon und dem badiſchen Fürſtenhauſe, die Adoptivtochter des großen Kaiſers zur Gemahlin erhalten, Stephanie Taſcher, welche ihm vier Kinder ſchenkte, und in den lezten traurigen Jahren die liebevollſte Pflege erwies. Denn der Tod ſeiner zwei Prinzen, das ſchmerzliche Gefühl ſeiner dahin geſchwundenen Geſundheit, die große, das Land dem bitterſten Elend preisgebende Theurung im Jahre achtzehnhundert ſechszehn, und endlich mehrſeitig wiederholte Anſprachen, welche das Gerücht einer nach ſeinem Hingang bevorſtehenden Theilung des Großherzogthums erzeugten: dies Alles verdüſterte und beugte das Gemüth des guten Fürſten. Doch wies er jene Anſprüche und namentlich diejenigen von Seiten Baierns entſchloſſen zurück, und ſuchte durch wirkliche Einführung der im dreizehnten Artikel der Bundesakte den deutſchen Staaten verſprochenen landſtändiſchen Verfaſſung ſeinem Volke ein feſteres Band zu geben und das Gefühl eines gemeinſamen Vaterlandes zu bekräftigen.

Die badiſche Verfaſſungsurkunde erging im Sommer tauſend achthundert und achtzehn, vom Bade Griesbach aus, wo der Großherzog ſeinen leidenden Zuſtand zu erleichtern ſuchte; ihr Inhalt begreift folgende Hauptbeſtimmungen:

„Das untheilbare und unveräußerliche Großherzogthum, deſſen Regierung in der großherzoglichen Familie erblich iſt, bildet einen Beſtandtheil des deutſchen Bundes. Alle organiſchen Beſchlüſſe der Bundesverſammlung, welche die verfaſſungsmäßigen Verhältniſſe Deutſchlands oder die Verhältniſſe deutſcher Staatsbürger im Allgemeinen betreffen, machen einen Theil des badiſchen Staatsrechts aus, und werden für alle Klaſſen von Landesangehörigen verbindlich, nachdem ſie von dem Staatsoberhaupte verkündet worden ſind. Der Großherzog, deſſen Perſon heilig und unverlezlich iſt, vereinigt in ſich alle Rechte der Staatsgewalt, und übt ſie unter den in dieſer Verfaſſungsurkunde feſtgeſezten Beſtimmungen aus. Das Großherzogthum hat eine ſtändiſche Verfaſſung. Die ſtaatsbürgerlichen Rechte der Badener ſind gleich in jeder Hinſicht, wo die Verfaſſung nicht namentlich und ausdrücklich eine Ausnahme begründet. Die großherzoglichen Staatsminiſter und ſämmtliche Staatsdiener ſind für die genaue Befolgung der Verfaſſung verantwortlich. Alle Badener tragen ohne Unterſchied zu allen öffentlichen Laſten bei. Alle Staatsbürger von den drei chriſtlichen Konfeſſionen, deren politiſche Rechte gleich ſind, haben zu allen Civil- und Militärſtellen und Kirchenämtern gleiche Anſprüche. Unterſchied in der Geburt und der Religion begründet, mit den für die ſtandesherrlichen Familien durch die Bundesakte gemachten Ausnahmen, keine Ausnahme der Militairdienſtpflicht. Eigenthum und perſönliche Freiheit der Badener ſtehen für alle auf gleiche Weiſe unter dem Schuze der Verfaſſung. Die Gerichte ſind unabhängig innerhalb der Grenzen ihrer Competenz. Alle Erkenntniſſe in bürgerlichen Rechtsſachen müſſen von den ordentlichen Gerichten ausgehen. Der großherzogliche Fiscus nimmt in allen aus privatrechtlichen Verhältniſſen entſpringenden Streitigkeiten Recht vor den Landesgerichten. Niemand kann gezwungen werden, ſein Eigenthum zu öffentlichen Zwecken abzugeben, als nach Berathung und Entſcheidung des Staatsminiſteriums und nach vorgängiger Entſchädigung. Niemand darf in Kriminalſachen ſeinem ordentlichen Richter entzogen, Niemand anders als in geſezlicher Form verhaftet und länger als zweimal vier und zwanzig Stunden im Gefängniſſe feſtgehalten werden, ohne über den Grund ſeiner Verhaftung vernommen zu ſeyn. Der Großherzog kann erkannte

Strafen mildern, oder ganz nachlaſſen, aber nicht ſchärfen. Alle Vermögens-Confiscationen ſollen abgeſchafft ſeyn. Die Preßfreiheit wird nach den künftigen Beſtimmungen der Bundesverſammlung gehandhabt werden. Jeder Landes-Einwohner genießt der ungeſtörten Gewiſſensfreiheit und in Anſehung der Art ſeiner Gottesverehrung des gleichen Schuzes. Das Kirchengut und die eigenthümlichen Güter und Einkünfte der Stiftungen, Unterrichts- und Wohlthätigkeits-Anſtalten dürfen ihrem Zwecke nicht entzogen werden. Die Dotationen der beiden Landesuniverſitäten und anderer höherer Lehranſtalten, ſie mögen in eigenthümlichen Gütern und Gefällen, oder in Zuſchüſſen aus der allgemeinen Staatskaſſe beſtehen, ſollen ungeſchmälert bleiben. Jede, von Seiten des Staates gegen ſeine Gläubiger übernommene Verbindlichkeit iſt unverlezlich. Die Inſtitute der Amortiſationskaſſe, die Wittwenkaſſe und Brandverſicherung werden in ihrer bisherigen Verfaſſung aufrecht erhalten. Die Rechtsverhältniſſe der Staatsdiener ſind in der Art, wie ſie das Geſez feſtgeſtellt hat, durch die Verfaſſung garantirt. Die Landſtände ſind in zwei Kammern abgetheilt. Die erſte Kammer beſteht aus den Prinzen des großherzoglichen Hauſes, den Häuptern der ſtandesherrlichen Familien, dem Landesbiſchof und evangeliſchen Prälaten, aus acht Abgeordneten des grundherrlichen Adels, aus zwei Abgeordneten der Landes-Univerſitäten, aus den vom Großherzog, ohne Rückſicht auf Stand und Geburt, zu Mitgliedern dieſer Kammer ernannten Perſonen; die zweite aber aus drei und ſechzig Abgeordneten der Städte und Aemter. Dieſe Abgeordneten werden von erwählten Wahlmännern erwählt. Wer wirkliches Mitglied der erſten Kammer oder bei der Wahl der Grundherren ſtimmfähig oder wählbar iſt, kann weder bei Ernennung der Wahlmänner ein Stimmrecht ausüben, noch als Wahlmann oder Abgeordneter der Städte und Aemter gewählt werden. Alle übrigen Staatsbürger, die das fünf und zwanzigſte Lebensjahr zurückgelegt haben, im Wahldiſtrikt als Bürger angeſeſſen ſind, oder ein öffentliches Amt bekleiden, ſind bei der Wahl der Wahlmänner ſtimmfähig und wählbar. Zum Abgeordneten dagegen kann mit obiger Ausnahme jeder Staatsbürger ernannt werden, welcher einer der drei chriſtlichen Konfeſſionen angehört, das dreißigſte Lebensjahr zurückgelegt hat, und in dem Grund-, Häuſer und Gewerbſteuer-

Kataſter wenigſtens mit einem Kapital von zehntauſend Gulden eingetragen iſt, oder eine jährliche lebenslängliche Rente von wenigſtens fünfzehnhundert Gulden von einem Stamm- oder Lehnguts-Beſize, oder eine fixe ſtändige Beſoldung oder Kirchenpfründe von gleichem Betrag als Staats- oder Kirchendiener bezieht, auch in dieſen beiden leztern Fällen, wenigſtens irgend eine direkte Steuer aus Eigenthum zahlt. Landes-, Standes- und grundherrlich Bezirksbeamte, Pfarrer, Phyſici und andere geiſtliche und weltliche Localdiener können als Abgeordnete nicht von den Wahlbezirken gewählt werden, wozu ihr Amtsbezirk gehört. Die Abgeordneten der Städte und Aemter werden auf acht Jahre ernannt, und ſo, daß die Kammer alle zwei Jahre, wo eine Verſammlung ſtattfindet, zu einem Viertel erneuert wird. Jede neue Wahl eines Abgeordneten, zieht auch eine der Wahlmänner nach ſich; jeder Austretende aber iſt wieder wählbar. Der Großherzog ruft die Stände zuſammen, vertagt ſie, und kann ſie auflöſen. Die Ständeglieder können ihr Stimmrecht nur perſönlich ausüben und ſind berufen, über die Gegenſtände ihrer Berathung nach eigener Ueberzeugung abzuſtimmen, dürfen alſo von ihren Kommittenten keine Inſtruction annehmen. Es beſteht ein landſtändiſcher Ausſchuß, deſſen Wirkſamkeit auf die Prüfung der Amortiſationskaſſe-Rechnung und auf kleinere Geldanleihen, oder auf die von dem lezten Landtag mit Genehmigung des Großherzogs an ihn gewieſenen Gegenſtände beſchränkt iſt. Ohne Zuſtimmung der Stände kann keine Auflage ausgeſchrieben und erhoben, dagegen aber darf die Steuerbewilligung nicht an Bedingniſſe geknüpft werden. Das Auflagen-Geſez wird in der Regel für zwei Jahre gegeben. Mit dem Entwurf deſſelben wird das Staatsbudget und eine detaillirte Ueberſicht über die Verwendung der bewilligten Gelder von den früheren Etatsjahren übergeben. Es darf darin kein Poſten für geheime Ausgaben vorkommen, wofür nicht eine ſchriftliche, von einem Mitglied des Staats-Miniſteriums contraſignirte Verſicherung des Großherzogs beigebracht wird, daß die Summe zum wahren Beſten des Landes verwendet worden ſey, oder verwendet werden ſolle. Es darf ferner ohne Zuſtimmung der Stände weder ein Anlehen gemacht noch eine Domaine veräußert und endlich die Civilliſte nicht erhöht, aber auch ohne

Bewilligung des Großherzogs niemals gemindert werden. Jeder die Finanzen betreffende Geſezes-Entwurf geht zuerſt an die zweite Kammer, und kann nur dann, wenn er von dieſer angenommen worden, vor die erſte Kammer zur Abſtimmung über Annahme oder Nichtannahme im Ganzen ohne alle Abänderung gebracht werden. Tritt die Mehrheit der erſten Kammer dem Beſchluſſe der zweiten nicht bei, ſo werden die bejahenden und verneinenden Stimmen beider Kammern zuſammen gezählt und nach der abſoluten Mehrheit ſämmtlicher Stimmen der Ständebeſchluß gezogen. Kein Geſez, das die Verfaſſungs-Urkunde ergänzt, erläutert oder abändert, darf ohne Zuſtimmung einer Mehrheit von zwei Drittheil der anweſenden Ständeglieder einer jeden der beiden Kammern gegeben werden. Zu allen andern, die Freiheit der Perſonen oder des Eigenthums der Staatsangehörigen betreffenden allgemeinen neuen Landesgeſezen oder zur Abänderung oder authentiſchen Erklärung der beſtehenden, iſt die Zuſtimmung der abſoluten Mehrheit einer jeden der beiden Kammern erforderlich. Der Großherzog beſtätigt und promulgirt die Geſeze, erläßt die zu deren Vollzug und Handhabung erforderlichen, die aus dem Aufſichts- und Verwaltungs-Recht abfließenden, und alle für die Sicherheit des Staats nöthigen Verfügungen, Reglements und allgemeinen Verordnungen. Er erläßt auch ſolche, ihrer Natur nach zwar zur ſtändiſchen Berathung geeignete, aber durch das Staatswohl dringend gebotene Verordnungen, deren vorübergehender Zweck durch jede Verzögerung vereitelt würde. Die Kammern haben das Recht der Vorſtellung und Beſchwerde; Verordnungen, worin Beſtimmungen eingefloſſen, wodurch ſie ihr Zuſtimmungsrecht für gekränkt erachten, ſollen auf ihre erhobene gegründete Beſchwerde ſogleich außer Wirkſamkeit geſezt werden. Sie können den Großherzog unter Angabe der Gründe um den Vorſchlag eines Geſezes bitten. Sie haben das Recht, Mißbräuche in der Verwaltung, die zu ihrer Kenntniß gelangen, der Regierung anzuzeigen. Sie haben das Recht, Miniſter und die Mitglieder der oberſten Staatsbehörden wegen Verlezung der Verfaſſung, oder anerkannt verfaſſungsmäßiger Rechte förmlich anzuklagen. Keine Vorſtellung, Beſchwerde oder Anklage aber kann an den Großherzog gebracht werden ohne Zuſtimmung der Mehrheit einer jeden der beiden

Kammern. Sämmtliche neu eintretende Mitglieder legen bei Eröffnung des Landtags folgenden Eid ab: Ich ſchwöre Treue dem Großherzog, Gehorſam dem Geſez, Beobachtung und Aufrechthaltung der Staatsverfaſſung, und in der Ständeverſammlung nur des ganzen Landes allgemeines Wohl und Beſtes, ohne Rückſicht auf beſondere Stände oder Klaſſen nach meiner innigſten Ueberzeugung zu berathen, ſo wahr mir Gott helfe und ſein heiliges Evangelium. Kein landesherrlicher Antrag kann zur Diskuſſion und Abſtimmung gebracht werden, bevor er nicht in beſonderen Kommiſſionen erörtert und darüber Vortrag erſtattet worden iſt. Die landesherrlichen Kommiſſarien treten zur vorläufigen Erörterung der Entwürfe mit ſtändiſchen Kommiſſarien zuſammen, ſo oft es von der einen oder andern Seite für nothwendig erachtet wird. Keine weſentliche Abänderung in einem Geſezentwurf kann getroffen werden, die nicht mit den landesherrlichen Kommiſſarien in einem ſolchen gemeinſchaftlichen Zuſammentritt erörtert worden iſt. Zur gültigen Berathſchlagung über die Abänderung der Verfaſſung wird in beiden Kammern die Anweſenheit von drei Viertel der Mitglieder erfordert. Die beiden Kammern können weder im Ganzen noch durch Kommiſſionen zuſammentreten; ſie beſchränken ſich in ihrem Verhältniß zu einander auf die gegenſeitige Mittheilung ihrer Beſchlüſſe. Sie ſtehen nur mit dem großherzoglichen Staatsminiſterium in unmittelbarer Geſchäftsberührung; ſie können keine Verfügungen treffen oder Bekanntmachungen irgend einer Art erlaſſen. Deputationen dürfen ſie nur, jede beſonders, nach eingeholter Erlaubniß, an den Großherzog abordnen. Die Miniſter und Mitglieder des Staatsminiſteriums und großherzoglichen Kommiſſarien haben jederzeit bei öffentlicher und geheimer Sizung Zutritt in jeder Kammer und müſſen bei allen Diskuſſionen gehört werden, wenn ſie es verlangen. Nur bei der Abſtimmung treten ſie ab, wenn ſie nicht Mitglieder der Kammer ſind. Nach ihrem Abtritt dürfen die Diskuſſionen nicht wieder aufgenommen werden. Die Sizungen beider Kammern ſind öffentlich. Sie werden geheim auf das Begehren der Regierungs-Kommiſſarien, bei Eröffnungen, für welche ſie die Geheimhaltung nöthig erachten, und auf das Begehren von drei Mitgliedern, denen nach dem Abtritt der Zuhörer aber wenigſtens ein Viertel der Mitglieder

über die Nothwendigkeit der geheimen Berathung beitreten muß. Dieſe Verfaſſung wird unter die Garantie des deutſchen Bundes geſtellt."

Die Eröffnung des erſten Landtages war auf den Februar achtzehnhundert und neunzehn feſtgeſezt, aber Großherzog Karl erlebte dieſe Zeit nicht mehr; er ſtarb am achten Dezember vorigen Jahres, im ſchönſten Mannesalter, doppelt betrauert von dem badiſchen Volke, welches immer noch ſeiner edlen Herzensgüte ſich liebend erinnert. Sogleich beſtieg nun Ludwig Wilhelm Auguſt, der dritte Sohn weiland Karl Friedrichs, den Thron und ergriff das Staatsruder mit der Hand eines verſtändigen und energiſchen Fürſten. Das Land hegte große Erwartungen; was ſein Vater durch jene aufgeklärte, liberale Regierungsweiſe vorbereitet, und ſein Neffe urkundlich gegeben hatte, *die ſtändiſche Verfaſſung*, ſollte er jezt eigentlich in das Leben rufen; dies war ſeine Hauptaufgabe. Wirklich verſicherte Ludwig, ſich innerlich hiezu gedrungen zu fühlen; er verſammelte die Stände im April achtzehnhundert neunzehn, und eröffnete ihre Sizungen mit den Worten: „Meinem in Gott ruhenden Neffen und Regierungsvorfahrer gehört das erhabene Verdienſt, dem Land eine Verfaſſung gegeben zu haben, *dem Throne zur Stüze und Allen zum Schuz*. Was er zu vollenden wünſchte, ward ich berufen zum Ziele zu führen. Ich konnte dem Verlangen nicht widerſtehen, eine Verfaſſung in's Leben zu rufen, die von dem Vaterlande mit ſo einſtimmigem Dank, und von dem Auslande mit allgemeinem Beifalle aufgenommen wurde. *Heilig ſey uns der Sinn, ſo wie der Wortlaut der Verfaſſungsurkunde!* In ihren Grenzen können und wollen wir des Vaterlandes Wohl ſuchen und auf ewige Zeiten begründen." Die Thätigkeit dieſes erſten Landtages lieferte auch bald ein ſo erfreuliches Ergebniß, daß ſich eine glückliche Entwickelung des konſtitutionellen Lebens in Baden vorausſehen ließ. Allmählig jedoch trübte ſich die gegenſeitig wohlwollende Stimmung der beiden Kammern und der Regierung, bis die Verhandlung über die Appanagen die Vertagung der Stände herbeiführte. Ihre Fortſezung im Sommer des folgenden Jahres ließ auf ein beſſeres Verſtändniß für die Zukunft hoffen; aber es ſchlug dieſe Hoffnung leider fehl, indem der zweite Landtag wegen Verweigerung von fünfzigtauſend Gulden

an dem geforderten Militäretat aufgelöst wurde, der dritte und folgende dagegen durch Wahlbeherrſchung in dem Grade ſervil waren, daß „die Regierung beinahe in Verlegenheit kam durch das Verſchwinden jeder auch nur des Nennens werthen Oppoſition.“ Ja, ſelbſt zu einer Verfaſſungs-Schmälerung liehen ſich die damaligen Stände her, da mit Ausnahme von drei Abgeordneten die übrigen anſtatt der nur theilweiſen eine Totalerneuerung der Kammern, und eine Verlängerung ihrer Einberufung von zwei auf drei Jahre einſtimmig zugaben, während aus verſchiedenen Theilen des Landes von gewonnenen Ortsvorſtänden an den Großherzog Adreſſen eingingen, welche die Aufhebung oder Suſpenſion ſogar der Verfaſſung verlangten!

Dieſen Gang nahm die ſtändiſche Wirkſamkeit unter Ludwig. Wenn auch deſſen militäriſche Bildung und Sinnesart mit einer Volkskammer in Widerſpruch gerieth, ſo ſind ſehr rühmlich andere Seiten ſeiner Regierung und andere Schritte ſeiner öffentlichen Thätigkeit. Er hatte einen guten Blick für die Brauchbarkeit ſeiner Beamten, und brachte eine ſtrenge Ordnung in die Staatsmaſchine. Viel Wichtiges und Erfreuliches geſchah unter ihm für die Befeſtigung und Aufnahme des Großherzogthums; ſo die erneuerte Anerkennung der vier Großmächte von dem untheilbaren Beſitzſtande des Landes und von dem Erbfolge-Recht, welches für die erſtlich zu Grafen von Hochberg, aldann zu Markgrafen zu Baden erklärten Söhne Karl Friedrichs aus zweiter Ehe auf den Thron ihres Vaters feſtgeſtellt worden; ſo ferner die erneuerte Stiftung und Dotations-Vermehrung der freiburgiſchen Hochſchule, die Entdeckung und Einrichtung der Saline von Dürheim; alsdann die Feier des Vereinigungsfeſtes der beiden evangeliſch-proteſtantiſchen Kirchen, wie jene des hundertjährigen Geburtsfeſtes von Karl Friedrich, woran ſich einige Stiftungen knüpften, und endlich beſonders die Gründung des Erzbisthums zu Freiburg.

Zur Zeit, als Großherzog Ludwig dem Ziel ſeines Lebens nahete, herrſchte eine düſtere Stimmung, und als er im März des Jahrs achtzehnhundert und dreißig verſchied, machte die Nachricht davon überall im Lande einen ſichtbaren Eindruck auf Hohe und auf Niedere. So mancherlei Gefühle erweckte dieſer Todfall! Doch verſchlangen diejenigen, welche der Zukunft ange-

hörten, bald alle übrigen; denn der Thronerbe war längſt der Liebling des badiſchen Volkes, welches ihm jezt mit freudiger Hoffnung huldigte. Dieſelbe Herzensgüte, wie den Großherzog Karl, zeichnete auch ihn aus; ſein rechtliebender Sinn, ſein Intereſſe an Kunſt und Wiſſenſchaft, ſein ſtilles Familienleben, ſein leutſeliges Benehmen, ſeine jugendlich ſchöne Mannesgeſtalt, alles nahm für Leopold ein, und man ſah es, man ſagte es ſich mit freudeglänzendem Blick, er liebe ſeine Badener!

Großherzog Leopold, der älteſte der drei Markgrafen zu Baden, ward im Sommer ſiebzehnhundert und neunzig geboren, widmete einige Zeit ſeiner Jugend auf der Univerſität Heidelberg den Studien der Rechtswiſſenſchaft, und vermählte ſich im Jahre achtzehnhundert und neunzehn mit Sophia, einer Tochter König Guſtav des Vierten von Schweden. Bei ſeinem Regierungsantritte hatte man beſorgt, Baiern werde ſchon früher erhobene, theils auf den ſponheimiſchen Erbvertrag, theils auf geheime Artikel des Rieder Vertrags gegründete Anſprüche auf die Pfalz erneuern; doch wurde die Gefahr beſeitigt, und der legitime Thronfolger ſahe ſich ungeſtört im Beſize ſeiner Lande. Nachdem Leopold eine Reiſe durch das Großherzogthum gemacht hatte, wo man ihn allenthalben mit dem ungeheucheltſten Enthuſiasmus empfieng, waren ſeine erſten Regierungshandlungen die Veränderung des Miniſteriums, an deſſen Spize jezt der im Land beliebte Staatsrath Winter trat, und drei Verordnungen, wodurch der Wildſtand eingeſchränkt, das Straßengeld aufgehoben, und die Abgaben vom Weinbau ermäßigt wurden. Der Eindruck hievon auf die Gemüther des Volkes war ungemein wohlthätig, und mit der freudigſten Begierde blickte man jezt dem neuen Landtage entgegen.

Indeß nahmen die politiſchen Verhältniſſe Europas durch die Pariſer Julirevolution plözlich eine Wendung, welche man nicht ſo bald vorausgeſehen hatte, und in deren Erfolgen auch für uns Begebniſſe und Aenderungen herbeigeführt wurden, worüber der Freund des Vaterlandes und der Verfaſſung ſich billig erfreute, wenn ihn Manches auch zu Befürchtungen veranlaſſen mochte. Es kamen hierauf Zeiten voll Bewegung, voll geheimer Unruhe und offener Partheiung; die Anhänger des Beſtehenden, des Alten, die Liebhaber der Neuerung oder des Fortſchrittes, die Mäßigen, die

Heftigen, die redlichen Patrioten und die Heuchler mit ihren ſchlechten Intereſſen, Alles erhob ſich zu einem furchtbar drohenden Kampfe, und ſchon war es in verſchiedenen Staaten Deutſchlands zum Ausbruche gekommen, während in Baden, doch zunächſt an der Grenze Frankreichs, die Ruhe nirgends geſtört wurde, und der verſammelte Landtag aber durch eine ſeltene Harmonie der Regierung und Stände eine Wirkſamkeit entwickelte, und zu Ergebniſſen führte, die ihn für die Geſchichte des konſtitutionellen Lebens in Deutſchland ewig denkwürdig machen; ſelbſt als ſpäter der politiſche Himmel ſich mehr und mehr verdüſterte, als hier und dort die Gährung heftiger ward, auch da blieb es ruhig bei uns.

Der neue Landtag ward im Frühling achtzehnhundert ein und dreißig eröffnet und währte ganzer zehen Monate. Die Wahlen hatte man völlig frei gelaſſen, und ſie waren entſchieden volksthümlich ausgefallen. Voll Hoffnung blickte Baden, voll Begierde ſelbſt ganz Deutſchland auf den Fortgang der Verhandlungen, und der Erfolg entſprach auch der Erwartung. Von den frühern Landtagen unter Ludwig war die Studienfreiheit für alle Landeskinder, das Konſcriptionsgeſez, die Abſchaffung einiger alten beſonders aus der Leibeigenſchaft herrührenden Abgaben, die Uebertragung einer Anzahl von Bezirksſchulden auf die Staatskaſſe ausgegangen; dagegen hatten die Kammern eine Erhöhung des Budgets von urſprünglich neun Millionen einmalhundert achtzig tauſend auf zehn Millionen ſechsmalhundert tauſend Gulden bewilligt, während die Staatsſchuld von ſechszehn auf fünfzehn Millionen herabgebracht wurde: die Wiederherſtellung der Verfaſſung aber, die Preßfreiheit, die Aufhebung der körperlichen Züchtigung, der Leugnungsſtrafe, der lezten Reſte der Folter, der Frohnen, des Neubruchzehntens und einiger Accisabgaben, wie auch beſonders einer Reihe von Mißbräuchen im Staatshaushalte; die Vorbereitung der Zehentablöſung und Verbeſſerung des Volksſchulweſens, mehrere Verwendungen von Staatsgeldern zu wohlthätigen und nüzlichen Unternehmungen in einzelnen Landesdiſtrikten; die Dotationsvermehrung der Univerſität Freiburg; die wirklich freiſinnige Gemeindeordnung, eine neue Prozeßordnung, das Gensdarmerie- und Injurien-Geſez, und die Verminderung des Budgets um eine

Summe von ſiebenmal hundert tauſend Gulden, waren das Werk des einen Landtags von achtzehnhundert ein und dreißig!

Die Heimkehr der Abgeordneten nach dem Schluſſe deſſelben glich einem Triumphzuge; ſinnreiche Ehrenbezeugungen wechſelten mit ſchallendem Beifallsrufe, und überall vereinigten ſich die Abgeordneten mit dem Volk in begeiſterter Liebe und Verehrung auch zum Lobe des Fürſten, welcher ſo treu den Sinn der Verfaſſung geehrt! Ein neuer, jugendkräftiger Geiſt durchwehte das Land, und als im Märze folgenden Jahrs das Preßgeſez verkündiget wurde, erreichte der vaterländiſche Enthuſiasmus den höchſten Grad; „es war eine ſchöne, heilverheißende Zeit." Schnell nach einander entſtunden mehrere Zeitſchriften, namentlich in Freiburg, wie einſt über kirchliche Angelegenheiten der „Freimüthige", ſo jezt über die politiſchen der „Freiſinnige". Viel Wahres, Aufklärendes und Ermunterndes wurde durch dieſe Organe der öffentlichen Meinung zu Tage gebracht; aber, wie hätten nicht eines und das andere auch dem Mißbrauche dienen ſollen, nach ſo langer Zeit eines drückenden Zenſurzwanges, und in einem ſo aufgeregten, von hundert und hundert Meinungen durchkreuzten Augenblick? Doch lag auch das Tadelnswürdige mehr nur in dem unklugen, kecken, übertriebenen Ausdrucke einer ſonſt redlichen, freiheit- und rechtliebenden Geſinnung, als in verwerflichen Beſtrebungen und Intereſſen. Indeß konnte es nicht fehlen, daß eine Parthei gegen die herrſchende Stimmung ſich bildete, um ſie zu verdächtigen, und der Reaktion einen Weg zu bahnen. Manches, was übereilt oder verkehrt geſchehen war, lieh den Grund zu Beſchuldigungen und Anklagen; viele Gemüther wurden gereizt oder von Beſorgniſſen eingeſchüchtert, und forſchend blickte man nach Außen, um in dem Gange der großen Geſchäfte und Ereigniſſe Troſt oder Ermuthigung für die Zukunft zu ſchöpfen. Aber die Folgen von dem Falle Warſchaus zeigten ſich immer deutlicher, und endlich erfolgten die Bundestagsbeſchlüſſe vom Sommer zwei und dreißig; es erfolgte namentlich bei uns die Zurücknahme des Preßgeſezes und manch' andere Beſchränkung. All' das traf unſer Volk mit einem betäubenden Schlag, und die Folge war eine ſonderbar bewegte Stimmung der Gemüther, welche ſich verſchiedenartig, bald mehr, bald weniger lebhaft äußerte, bis das Herannahen des

neuen Landtags die Blicke von der Vergangenheit erwartungsvoll wieder auf die Zukunft lenkte.

Nachdem derſelbe im Mai achtzehnhundert drei und dreißig eröffnet worden, legte die zweite Kammer, aus Veranlaſſung der Zurücknahme des Preßgeſezes, vor allem eine feierliche Verwahrung in die Protokolle nieder gegen jede Auslegung der Bundesbeſchlüſſe, wodurch die Verfaſſung irgend möchte verlezt werden. Die hauptſächlichſten Früchte dieſes Landtages aber waren das Forſt- und Zehentablöſungs-Geſez, welche nach langem Kampfe der beiden Kammern endlich zu Stande kamen, während man im übrigen eine große Mäßigung beobachtete, um nur den Frieden mit der Regierung zu erhalten. Der Geiſt einer noch mäßigern Oppoſition bezeichnete den jüngſtverfloſſenen Landtag. Auch hier wurde die Preßangelegenheit wieder zur Sprache gebracht; allein ſie blieb immer noch unentſchieden. Eine andere hochwichtige Frage beſchäftigte vor allem die Regierung und Kammern, die Frage nämlich über den Anſchluß Badens an den preußiſchen Zollverein. Die Stimme des Volks, zumal in den obern Gegenden, lautete größtentheils dagegen, und die Verhandlungen waren ſehr heftig; doch wurde er endlich unter beſondern Bedingniſſen auf ſechs Jahre einſtweilen angenommen. All' dieſe Dinge aber, wie überhaupt die damaligen Ereigniſſe und Veränderungen im Zuſtande unſerer Länder und des gemeinſamen deutſchen Vaterlandes, ſind noch zu neu, als daß ſie in den Kreis geſchichtlicher Würdigung könnten gezogen werden.

Schlusswort.

Mehr als zwei tauſend Jahre ſind ſeit der Zeit verfloſſen, aus welcher uns die Geſchichte von den Schickſalen der Länder am Rheinſtrome die erſten Nachrichten aufbewahret hat. So alt iſt der Anbau dieſer Gefilde! Aber vieles Erdreich war noch ein Spielraum für die Fluten des Rheines, und ungeheuere Strecken lagen mit undurchdringlicher Waldung bedeckt. Bis die Altwaſſer abgeleitet, die Sümpfe ausgetrocknet und ausgefüllt, bis die Sandflächen mit düngendem Grüne bekleidet, und die Forſte gelichtet; bis die reißenden Thiere aus dem Bereiche der Menſchen verſcheucht, und die jezt ſo lachenden Ufer und Vorhügel nur für die erſte Nothdurft bewohnbar gemacht waren, mit den ſpärlichen Werkzeugen unſerer Altvordern, unter dem hemmenden Einfluſſe eines unfreundlichen Klimas, bei ſo mancherlei Störung durch Wanderungen und verheerende Kriege, welche Arbeit des Schweißes und der Langmuth!

Denn wer mag es berechnen, unter was für Noth und Mühe jene Kelten unſere heimathlichen Gaue zuerſt in einen Aufenthalt der Menſchen verwandelt? Von der großartigen Thätigkeit der Römer haben wir in ihren Schriften und in tauſend Trümmerſtücken über und unter der Erde, noch einen Maßſtab; die Alemannen warteten vierhundert Jahre lang ihrer Aecker und Heerden, und gleichwohl begann erſt unter Karl dem Großen ein ſichtbarer Schritt der Erweiterung und Vervollkommung des Feldbaues, einen ſo hartnäckigen Kampf hatten unſere Vorväter mit dem Erdreiche zu beſtehen, das uns nährt.

Aus der Ebene und aus den großen Thälern drang der Anbau zur Zeit der Kreuzzüge in das Gebirg; durch die Klöſter wurde er allmälig ausgedehnt, und ſpäter haben ſelbſt auch ſonſt ent-

völkernde Kriege die Kultur der Waldgegenden befördert; aus dem dreißigjährigen und nachfolgenden franzöſiſchen ſtammt die erſte Spur der ſchwarzwäldiſchen Betriebſamkeit. Am meiſten aber wurde die Landwirthſchaft befördert durch das aufblühende Städtewesen. Denn es vermehrte ſich damals ungemein ſowohl die Bevölkerung als die Beweglichkeit im Handel und Wandel. Die Bürger der ſtädtiſchen Gemeinweſen verlegten ſich ausſchließlich auf die Handwerke, und es fand bei ihnen der Bauer jezt einen Abſaz ſeines Ueberfluſſes, wodurch ſich nicht allein die Maſſe des gebauten Grundes, ſondern auch die Anzahl der Feldgewächſe vermehrte. Endlich geſchah in neuerer Zeit, namentlich bei uns durch Joſef und Karl Friedrich, jene Verbeſſerung der Landwirthſchaft und des Bauernſtandes, welcher wir den blühenden Anbau unſerer ſchönen Heimath zunächſt verdanken.

Zweifelhaft iſt es, ob die geiſtige und ſittliche Kultur ſchneller voranſchritt, als jene des Bodens. Unſere germaniſchen Voraltern lebten in einer natürlichen, nach den einfachſten Grundſäzen ausgebildeten Verfaſſung; ſie waren dabei ein geſundes, ſtarkes, ein reines und glückliches Volk. Aber der Kreis ihrer geiſtigen Thätigkeit beſchränkte ſich auf das Allernächſte, ihr Gemüth lag gefangen in den Feſſeln des Aberglaubens, und die Richtſchnur ihres Fortſchreitens war die Gewohnheit. Als hierauf iriſche und ſchottiſche Miſſionäre das Evangelium am Rheine predigten, verſtund man es kaum. Ein Gemiſche heidniſcher und chriſtlicher Zeremonien galt für Chriſtenthum; dieſe göttliche, das Herz des Menſchen wahrhaft veredelnde und ſeinen Geiſt fortbildende Lehre ſelbſt aber, welche Verwandlungen mußte ſie durchlaufen, bis jene ſchwärmeriſche Zeit erſchien, wo ein Markgraf Hermann für ſeinen Erlöſer die Welt vergaß und zu Klugni des Kloſters Heerden waidete! Alsdann Kunſt und Wiſſenſchaft, aus wie faſt unmerklichen Anfängen erhoben ſie ſich mühſam im Verlauf langer Jahrhunderte! Die erſten Mönche in unſern Stiften ſchrieben die Bibel ab und verfaßten Legenden, die einzige Nahrung ihres Geiſtes; das Volk hatte nur Sagen und Denkſprüche, Adel und Fürſten verſtunden nichts als die Kunſt ihrer Waffen. Da gründete Karl der Große Schulen, aus welchen allmälig ein Licht aufdämmerte, und einzelne Sterne das alte Dunkel erhellten. Um ſo verehrungs-

würdiger müſſen uns die Namen ſeyn eines Walafried, Theoger, Hermann, Salomon und Berthold, eines Bernger und Otto. Auf dieſe ernſten Lehrer der Wiſſenſchaft folgten die Sänger anmuthiger, wohlklingender, tiefgefühlter Lieder und Aventuren, das ſchöne Zeitalter der Hohenſtaufen und Zähringer, wo ſich der Geſichts- und Erfahrungskreis unſerer Väter durch die Heerfahrten nach Italien und die Züge nach dem heiligen Land ungemein erweiterte. Aber es brach hierauf die traurige Nacht des vierzehnten Jahrhunderts herein, und erſt tief in dem folgenden kam aus Italien neues Licht und Leben. Mehr als ein halbes Jahrtauſend liegt alſo zwiſchen Walafried und Reuchlin.

Während deß' hatte das ſtädtiſche Weſen ſeine Blüthe erreicht; es waren die Univerſitäten aufgekommen, die Malerſchulen bildeten ſich, und die Buchdruckerei verbreitete ihre wohlthätigen Folgen. Dennoch aber ſtehet Reuchlins klaſſiſche Zeit einſam zwiſchen der frühern Barbarei und einer folgenden noch größern durch die Kontroverſen, die Religions- und Erbfolgekriege. Und ſo iſt denn Joſefs und Karl Friedrichs Zeitalter, wie für die Land- und Staatswirthſchaft, auch für Wiſſenſchaft, Kunſt und Literatur die Periode neuen Aufblühens und Glanzes. Die Wiederbelebung der freiburgiſchen Hochſchule, die Gründung der Akademie und des Nationaltheaters in Mannheim, und verſchiedener wiſſenſchaftlicher Inſtitute in der markgräflichen Reſidenz geſchahen innerhalb weniger Jahre; während in Freiburg der Freimüthige über kirchliche Dinge erſchien, verbreiteten ſich die „pfälziſchen Akten" und die Karlsruher „nüzlichen Sammlungen" über Naturlehre, Landwirthſchaft, Geſchichte und Staatsrecht; es gab auch ſchon Leſeanſtalten, Zeitungen und Wochenblätter. Und damals, wo Kurfürſt Karl Theodor einen Leſſing in ſeine Dienſte zu ziehen ſuchte, und Karl Friedrich an Klopſtock eine Penſion bezahlte, ſchrieben im Badiſchen ein Schöpflin, Reinhard, Günterode, Brauer, Schloſſer, Poſſelt und Hebel; in Vorderöſtreich ein Sauter, Wanker, Jakobi, Hug und die gelehrten Mönche von Sankt Blaſien, für die kurfürſtliche Akademie aber ein Krollius und und Kremer. Endlich wurde nach Deutſchlands Wiedergeburt auch in dem neugegründeten Großherzogthume jenen Männern

würdig nachgeſtrebt, und Baden hat jezt Namen aufzuweiſen, die zu den erſten der Nation gehören.

Dies iſt der Gang der materiellen und geiſtigen Kultur unſerer Länder, ein ſprechendes Zeugniß von der Mühe und Arbeit unſerer Voraltern; ihre Leiden zeigt die politiſche Geſchichte. Aber wir eilen hinweg über die traurigen Bilder vom Zerfalle der urſprünglichen Freiheit, von den Anmaßungen und Gewaltſtreichen der bevorrechteten Stände, von dem Jammer des Landvolks und ſeinem verzweiflungsvollen Rettungsverſuche im Bauernkrieg; hinweg über die Gräuelſcenen des dreißigjährigen und der folgenden, und drücken nur unſerere Bewunderung aus, wie viel ein Menſch, wie viel ein Volk ertragen kann!

Bis dahin hatten unſere Gauen das allgemeine Schickſal deutſcher Länder; ein ſeltenes Glück ſollte ſie jezt vor andern auszeichnen. Denn während in dem nachbarlichen Wirtemberg ein Herzog Karl alle Willkührlichkeiten eines despotiſchen Herrſchers verübte; während der Kurfürſt von Heſſen ungeſcheut ſeine Unterthanen als Soldknechte über das Meer verkaufte; während ähnliche Fürſten und Höfe alle Freiheit, allen öffentlichen Geiſt darniederhielten, und das Mark ihres Volkes gewiſſenlos verzehrten, ſehen wir bei uns durch die edeln und großartigen Beſtrebungen eines Joſef und Karl Friedrich wetteifernd ſich Aufklärung, Betriebſamkeit und Wohlſtand verbreiten, eine Lichtſeite der vaterländiſchen Geſchichte, welche freilich durch jene traurigen Schatten jeſuitiſcher Wirkſamkeit in der Pfalz noch mehr gehoben wird.

Eine ſo große Ungleichheit der deutſchen Staaten in kirchlichen und politiſchen Verhältniſſen, in Kultur und Wohlſtand, wie in ihrem Flächenraume: hier der auf's Höchſte getriebene Mißbrauch der Regierungsgewalt zu despotiſchen, ehr- und habſüchtigen Zwecken des Fürſten, der Ariſtokratie oder Geiſtlichkeit, und dort die liberalſte Reform vom Throne herab bis zur niedrigſten Hütte; hier der finſterſte Aberglaube, ein blindes, hartnäckiges Verharren bei Gewohnheit und Herkommen, dort dagegen Verhöhnung und Umſturz des Alten; faſt überall die tiefſte Unwiſſenheit neben den erleuchtetſten Geiſtern, dies Alles war das Vorſpiel eines großen Umſchwunges der Dinge, dieſelbe Erſcheinung wie vor der Reformation. Die franzöſiſche Revolution hat alle Gräuel erneuert,

wodurch die Geſchichte Roms unter Marius und Sulla unſere Seele mit Entſezen erfüllt; die napoleoniſche Despotie alle Schmach auf uns gehäuft, wie einſt Alexander auf die Opfer ſeiner Eroberungsſucht.

Aber Eine ſchwere Schuld laſtete auf nur zu manchen Fürſtenhäuſern und Regierungen. Schien es nicht das Racheſchwert des zürnenden Geſchicks, was in die Hand des einen Korſen gegeben war? Und als neben den Thronen, welche auf ſeinen Wink zuſammenſtürzten, der kleine Markgraf von Baden den Glanz ſeines Hauſes, welchen er allein in dem Glücke ſeiner Unterthanen zu ſuchen gewöhnt war, auch äußerlich ſich ſo unerwartet erheben ſah, ſchien das nicht ein Lohn der bewahrten Tugend? Ja, es rächet und belohnt ſich Alles hier auf Erden, und der Werth eben der Geſchichte iſt es, dieſes mit mahnender Schrift uns vor Augen zu führen, auf daß wir nicht durch ſorgloſe Trägheit oder frevelnden Uebermuth ebenſo in unſer Verderben gehen, wie Millionen vor uns gegangen ſind!

Vor kaum noch einem halben Jahrhunderte gehörten unſere Väter einer Menge verſchiedener Herren an, und lebten in Verhältniſſen, welche auf wenigen Geviertmeilen hundertfach abwechſelten. Wir nun bewohnen ein zuſammenhängendes, ſoweit es die Beſchaffenheit des Bodens erlaubte, gleichmäßig kultivirtes Land, und leben in einem wohlgeordneten Staat, unter einer thätigen Regierung, unter einem wohlwollenden Fürſten, im Beſize und Schuz einer freien, landſtändiſchen Verfaſſung; es haben Ackerbau, Induſtrie und Handel, haben Künſte und Wiſſenſchaften, hat die Bildung und Aufklärung des Volkes ſich merklich gehoben, und wahrlich, wir dürfen uns freuen, Bürger und Bewohner dieſes Großherzogthums zu ſeyn!

Doch, geſtehen wir es ebenſo aufrichtig, Vieles noch iſt keineswegs, wie es ſeyn ſollte, wie es ſeyn könnte; hinter den Forderungen des vorangeſchrittenen Zeitgeiſtes ſtehen wir in gar Manchem zurück, wie hinter nicht nur einer Tugend unſerer Voráltern. Werfen wir nur einen Blick auf das Leben unſerer Städte im Mittelalter. Ein wohlthätiger Geiſt beſeelte dieſe Gemeinweſen, der uns fehlt, ein Geiſt der Mäßigkeit, Gediegenheit, Religioſität und aufopfernden Vaterlandsliebe. Jene alten Bürger ſuchten den

Genuß des Lebens weniger in nuzloſem, Zeit und Geld verſchwendendem, Geiſt und Körper vergiftendem Luxus, als in der ſüßen Ruhe nach vollendeter Arbeit, und in unſchuldigen Vergnügungen bei Muſik und Wein. Was ſie leiſteten mit Kopf oder Hand, war nicht berechnet blos für den Augenblick, war nicht ein glattes Gehäuſe ohne Kern, ein gefälliges Gebilde ohne Feſtigkeit, ſondern all' ihre Werke trugen den Stempel des Gehaltes und der Dauer. Ihre Kirchen, ihre Rathhäuſer, Spital- und andern öffentlichen Gebäude haben die Jahrhunderte überlebt und machen oft genug dasjenige zu Schanden, was heutzutage von Gemeinden oder vom Staate erbauet wird; ihre Geräthe und Kleider konnten auf eine lange Nachkommenſchaft vererbt werden; ſelbſt gewöhnliche Verzierungen waren kein oberflächlicher Flitter, ſondern meiſt von künſtleriſchem Werth, zumal aber die Erzeugniſſe des Geiſtes erſchienen als reife und geſunde Früchte eines redlichen Sinns, angeſtrengter Forſchung und Verarbeitung, mehr zu Nuz und Heil der Geſellſchaft, als zu unterhaltender Befriedigung eitler Neugier. Jene ungeheuchelte, im Glück beſcheidene, im Leiden tröſtende und ermuthigende Frömmigkeit, wo weilet ſie noch unter uns? Die Religion hat man längſt aus unſerm Herzen hinweggeſcherzt, und ſelbſt unſere heranwachſende Jugend trägt ſich damit, über Gegenſtände des religiöſen Glaubens zu ſpotten. Die heutige Erziehung iſt koſtbar, vielſeitig, aufgeklärt; aber was für Leute hat ſie gebildet? Eitle Weisheit! Eine Jugend, welche nicht ebenſo ſtrenge im Chriſtenthum, in Gehorſam und Arbeit, in der Ehrfurcht vor Aeltern und Lehrern, als ſorgfältig zu einem tüchtigen Wiſſen, wie zu körperlicher Geſundheit und Kraft herangebildet wird, gibt ſchlechte Bürger und Diener des Staats. Jene Alten haben hierauf am meiſten geſehen, und ihr Privat- und öffentlicher Wohlſtand war feſt gegründet. Ueberhaupt lebten und ſorgten ſie beinahe mehr für ihre Nachokmmenſchaft, als für ſich ſelbſt. Wir ſind bedacht für die Spanne unſeres Daſeyns, was darüber hinausliegt, was die nachfolgenden Geſchlechter betrifft, wen kümmert dies? Der Vater baut ſich ein bequemes Haus; daß es aber ein Fundament habe, um nicht über ſeinem Enkel einſt zuſamenzuſtürzen, daran denkt er nicht. Immer ſchon den Genuß wollen wir von Allem, was wir thun; unſere Voraltern haben Gebäude und Anſtalten gegründet, deren Vollendung

kaum ihre Söhne erlebten. Solche Opfer brachten ſie der Nachkommenſchaft; ihre reichen Stiftungen für das allgemeine Wohl ſind der ſprechendſte Zeuge ihrer patriotiſchen Geſinnung, und wir, die wir noch im Genuſſe jener Stiftungen ſind, haben keine Mittel nur zunächſt für eine würdigere Stellung unſerer Volksſchullehrer!

Sind verbeſſerte Unterrichts- und Studienanſtalten weniger ein Erforderniß unſeres Zeitalters, als Eiſenbahnen? Die Univerſitäten hat man beinahe zu bloſen Präparatorien für den Staatsdienſt herabſinken laſſen, während in den Kreis der niedern Schulen ſchon alle Wiſſenſchaften gezogen werden. Dieſe rieſenhaft fortſchreitende Zeit bedarf einer ganz andern Jugend, als die iſt, welche wir gewöhnlich erziehen; ſie fordert einen ganz andern öffentlichen Geiſt, als der in unſern Geſellſchaften vorherrſcht. Es ſind Güter zu wahren vor Zerfall und Untergang, ohne die kein redlicher und gebildeter Mann wird leben wollen. Die ungeheuere Revolution der materiellen Intereſſen, welche ſich vor unſern Augen verbreitet, und uns gewaltſam mit ihrem Strome fortreißt, kann nur alsdann von heilbringenden Folgen ſeyn, wenn ſie den ideellen und moraliſchen nicht allein keinen Abbruch thut, ſondern von denſelben durchdrungen und beherrſcht wird. Denn das Leben hat ohne Religion, ohne Wiſſenſchaft und Kunſt für edle Gemüther weder Werth noch Reiz, und es wird ohne die höhere Leitung jener belebenden und erhaltenden Ideen der Fortgang in der Vervollkommnung aller materiellen Verhältniſſe und Intereſſen nur um ſo unvermeidlicher einen traurigen Ruin ihrer ſelbſt herbeiführen, je glänzender er iſt. Wenn aber von unſern Hochſchulen mehr und mehr nur Leute ausgehen, welche allein abgerichtet ſind für ihren Brodberuf; wenn der Juriſt, der Mediziner nichts Allgemeineres und Höheres kennt, als den nächſten Kreis ſeines Fachs, und vollends der Theologe, dem ſein Amt, ſeine Stellung und Muße eine höhere Bildung und die Wahrung der geiſtigen und ſittlichen Intereſſen vor dem Ueberhandnehmen der materiellen ganz beſonders zur Pflicht auflegt, wenn der Volkslehrer und Diener der Kirche nur allzuoft kaum ſo viel beſitzt, um ſpärlich ſeine Funktionen zu verrichten: was darf man erwarten? Dem Militärweſen wird die mühſamſte Sorgfalt und

größte Aufopferung gewidmet; die Finanzwirthſchaft iſt auf einen hohen Grad der Vervollkommnung geſtiegen; Handel und Fabriken verſprechen ſeit unſerm Anſchluſſe an den Zollverein ſolche Fortſchritte, daß Baden andern Staaten hierin bald nicht mehr nachſtehen dürfte, zumal wenn die erwartete Eiſenbahn eine ſchnellere Bewegung des Verkehrs herbeiführen wird. Wo dagegen lebt ein gleicher Eifer und die gleiche Thatkraft für Verbreitung und Aufnahme einer ächten Bildung, einer die Lebensverhältniſſe durchdringenden und veredelnden geiſtigen und religiöſen Kultur? Im Gegentheil, man ſcheint ſie mehr und mehr zu vergeſſen, wahrlich in unverzeihlichem Leichtſinn, da unbeſtreitbar ſie es iſt, was einem Volke oder Staat jene innere Stärke und Lebenskraft verleiht, welche für Glück und Dauer deſſelben haften.

Möchten daher alle gebildeten Männer und Jünglinge unſers Landes ſich die Hände reichen zu einem Bunde für die Wahrung und Fortbildung der Religioſität, der Sittlichkeit, Wiſſenſchaft und Kunſt; möchten namentlich die Mitglieder unſerer Geiſtlichkeit den höhern Zweck in die Augen faſſen, und nicht durch ein ebenſo nutzloſes als hartnäckiges Feſthalten an veralteten Formen und Meinungen jeden zeitgemäßer Gebildeten von ſich abſtoßen, und ſo eine traurige Theilung und Trennung unter denjenigen Klaſſen der Geſellſchaft erzeugen, welche berufen ſind, die Oppoſition der ſittlichen und geiſtigen Intereſſen gegen den Materialismus unſerer Tage zu bilden!

Solche Oppoſition iſt ſo alt als die Geſchichte; wo ſie ihr Recht geltend machte, blühten die Völker; wo ſie unterlag, ſehen wir nur Barbarei, Entartung und Knechtſchaft. Als die nordiſchen Stämme während der Völkerwanderung die klaſſiſche Welt überſchwemmten; als ſpäter die deutſchen Könige ihre Macht erhoben und die Herrſchaft des Schwertes Alles zu verſchlingen drohte, wer hätte den Reſt der geiſtigen Kultur und der Freiheit gerettet, wenn nicht die Kirche, der natürliche Bewahrer und Schirmer des Geiſtigen gegen die Anmaßungen der Gewalt und Geburt? Durch die Kirche erhoben ſich tauſend und tauſend Männer von Fleiß und Talent aus ihrer Niedrigkeit in jene Regionen, wo man den großen Geſchäften ihren Gang vorſchreibt, und ſo ſind unſere

Völker gerettet worden vor einer ſtupiden Verſunkenheit, wie wir ſie in vielen Reichen Aſiens ſo traurig wahrnehmen.

Die Klöſter haben in die anfängliche Nacht unſerer heimathlichen Gaue dasjenige Licht verbreitet, welches nöthig war, um den Fortgang der geſellſchaftlichen Kultur zu erhalten; ſie gründeten ſich auf ein geiſtiges Fundament, ihr Zweck war Religion und Wiſſenſchaft. Aber alles iſt nun anders. An die Stelle jener geiſtlichen Anſtalten, welche durch ihren Reichthum verdarben, und deren Aufhebung allerdings zeitgemäß war, ſind Kaſernen und Fabriken getreten; die Kirche hat ſich mit weltlichen Intereſſen zu ſehr vermengt und einen verfinſternden Charakter angenommen, ſie iſt geſchwächt und meiſt ein Unterthan des Staates. Doch, das ehrwürdige Inſtitut der Univerſitäten haben wir noch; daneben ein wohlgeordnetes Schulweſen, und nicht mehr einem einzelnen Stande gehören Kenntiſſe an und Bildung, ſondern ohne allen äußerlichen Unterſchied nur dem Fleiße und Talent. Daher liegt es dieſen ob, was uns an geiſtigen Erzeugniſſen aus der Vorwelt überliefert iſt, unermüdlich zu durchforſchen, zu retten und zu bewachen. Der Gedanke unſerer Zukunft iſt nicht mehr erträglich, wenn wir ſie losgetrennt denken von jenen Ueberlieferungen, und völlig hingegeben dem Strome materieller Erwerbs- und Gewinnſucht. Daß wir das Heiligthum unſerer geiſtigen Bildung und deſſen Aſſyle bewahren, das iſt die laute Forderung, welche die Zeit an uns macht.

Den Kauf- und Fabrikherrn darf man ſeiner Spekulation, wie den Handwerker ſeinem Gewerbe und den Landmann ſeinem Pfluge ruhig ſelbſt überlaſſen; denn wer wird befürchten, daß bei ſo ſtarker Vermehrung der Volkszahl und Bedürfniſſe der Thätigkeitstrieb etwa erlöſche? Für das, was den Menſchen nährt und äußerlich erhält, erſchlafft er ſelten; nur für die Tugend und Weisheit bedarf er eines ſteten Sporns durch Belehrung und Beiſpiel. Nicht genug kann man es wiederholen, wie unendlich koſtbarer die Güter des Herzens und Geiſtes ſind, als aller materielle Beſitz und Vorzug. Unſer Volk iſt aufgeklärt und hat noch einen ſittlichen Kern; mag es ihn bewahren und immer deutlicher erkennen lernen, was ihm zuſtehe.

Wenn der Fürſt, deſſen Regierungsantritt unſer ganzes Land

mit ſo einſtimmigem Jubel gefeiert hat, den weiſen Grundſaz ſeines großen Vaters, daß das Wohl des Regenten mit dem Wohle des Volkes innig verbunden ſey, als auch den ſeinigen bethätigt; wenn die Regierung, im Gefühle einer über kleinliche Intereſſen erhabenen Stellung, kräftig den Weg ihrer Pflichten verfolgt; wenn endlich unſere Stände, treu und feſt den Sinn und Buchſtaben der Verfaſſung im Auge, den Bedürfniſſen und Wünſchen des Volkes mit redlicher und unermüdlicher Thätigkeit entgegenzukommen beſtrebt ſind, ſo enthält dies eine zwei- und dreifache Forderung an die Bürger des Staates, auch ihre Obliegenheiten ſowohl im Privat- als öffentlichen Leben nicht zu verſäumen. Wo der Hausvater aus Unwiſſenheit, oder Trägheit, oder Leichtſinn ſeine Stelle nicht ausfüllt; wo die Hausmutter ihren Beruf vergißt; wo der Bürger ſeinen Mitbürger haßt und verfolgt; wo nicht Ordnung, Mäßigkeit, Eintracht und Fleiß in der Gemeinde, wie in der Familie herrſchen, da ſtürzen beide unaufhaltſam in ihr Verderben, die Nachkommenſchaft iſt vergiftet, und unberechenbar der Schaden für den Staat. Möchten die Bürger Badens, um dieſe Gefahr zu vermeiden, und nach Karl Friedrichs väterlichem Wunſche ein geſittetes, aufgeklärtes und wohlhabendes Volk zu ſeyn, die einfache Lehre ſich allezeit vergegenwärtigen, welche ihnen der Geiſt des edlen Abgeſchiedenen aus dem Grabe zuruft: „Seyd fleißig, ſeyd tapfer, liebet euer Vaterland; ſeyd ſparſam ohne Geiz, und fliehet den Luxus, der das Vermögen verzehrt und die Seele verdirbt; erziehet eure Kinder zur Tugend, und lehret ſie wahrhaft ſeyn und die Lüge haſſen; gehet mit gutem Beiſpiele voran, ihr ſeyd es ihnen, euch und dem Vaterlande ſchuldig; ſie ſind der Segen eures Hauſes, die Stüze eures Alters, die Stärke des Staates, wenn ſie Tugend, Religion und Ehre kennen.“

Regiſter.

Seite

A.

Aach 461
Adel 14 103 111 126 140 163 177
221 295 371 394 439
Agnes von Zähringen 152
Albrecht I. 189 236 256
Alemannen . 27 31 35 41 66
Albgau 79 85 107
Allerheiligen 122 134 425 579 590
Anna von Zähringen . . . 152
Armagnaken 367
Arnulfsau 56
Auggen 229

B.

Baar . 81 93 201 233 278 542
Baden (Aurelia aquensis) 25 84
114 157 210 234 248 251 350
431
Baden-Baden 469 528 571
Baden-Durlach 469 474 521 531
Badenweiler (Aquae) 24 171 268
387
Baknang 152 184
Baſel 23 590
Bauernſtand . . 216 315 429 567
Bauernkrieg 448
Beloves 5
Benediktiner 76 226 439
Bernhard der Große von Baden 325
334 343 348
Bernhard von Weimar . 508 511
Berthold I. von Zähringen 81 111
Berthold II. 117 127
Berthold III. 127
Berthold IV. 133
Berthold V. 136 151
Beſſelius 438
Biſchofsheim 57 214
Blaarer 480
Blumenfeld 410

Seite

Bodenſee. 1 3 22
Bodman (Bodungo) 23 74 282 299
Bollsweil 109 123
Bondorf 524 592
Bonifaz, der heilige 57
Boxberg 271 362 437 590
Bragodurum 23
Breiſach (mons Brisiacus) 24 97
136 183 205 259 377 421 510 547
Breisgau . 40 82 134 202 206
233 343 377 419 588 592
Bretten 85 165 244 252 355 434
516 590
Breunlingen (Brigobannis) 23 81
257 379 421
Bronnbach 122
Buchen. 165 437
Bühl 430 526
Bürgerthum 46 144 150 219 303
Bundſchuh 450
Burgund 43 96 133 375
Bruchſal 211 434

C.

Cäſar 6
Chlodwig 41 48
Chnodomar 30
Chriſtenthum (Kirche) 28 46 48
68 118 124 220 225 228 283
291 331 393 397 438
Chriſtoph I., Markgraf v. Baden 385
469
Condéer 587
Conſtantin der Große 28
Conſtantius 29

D.

Dagobert . . 45 77 84 86 193
Dalberg 562
Dekumatiſche Felder, ſ. Zehntland.

Seite

Deutſche . . 7 10 15 27 66
Dilsberg 110 165 435
Donauöſchingen 81 419
Druſus 16
Düren 165
Durlach (Duriacum) 26 157 211 432 516 532 534 541

E.

Eberbach 214 244 137
Eberſtein . 109 166 189 242 226 272 349 354 522
Ebringen (Eburum) . . 23 24
Eduard Fortunat von Baden . 472
Egon IV. von Freiburg . . . 266
Elſenzgau 85 211
Emmendingen 490 588
Endingen 205
Engen 280 411
Enzgau 85
Eppingen . 114 157 212 356 435
Erbfolgekrieg,
pfälziſcher 537
ſpaniſcher 544
öſtreichiſcher 549
Erchanger u. Berthold, Kammerboten 94
Ettenheimmünſter 56 210 425 590
Ettlingen . 157 211 430 542 587

F.

Falkenſtein 170 300
Franken 29 41 84
Frauenalb 122 590
Freiburg . 127 153 207 259 263 342 369 421 498 510 543 546 550 557 604
Friedolin, der heilige 49
Friedrich mit der leeren Taſche . 332
Friedrich III 347
Friedrich der Siegreiche von der Pfalz . . 3532 36 366 396
Friedrich V. von der Pfalz . . 494
Füeßen (ad Fauces) 23
Fürſtenberg 153 174 201 260 278 384 402 414 418 522 592
Fürſtenkrieg 354 364

G.

Gallier 4 27 42 49
Ganerben 250 301
Gau 12 37
Gebhard von Zähringen . . . 116
Geißingen 81
Gefolgſchaft 14 64
Gemmingen 350
Gengenbach . 56 210 425 428 509 590
Georg Friedrich von Baden 499 517
Geroldseck 109 167 182 210 272 50 387 426 525
Gerichtsweſen 37 90 231 318 381 398 427
Gernsbach 272
Germanien 5
Gmünd 244
Gottsau 120 290
Gochsheim 272 355 435
Graf 14 37 126 271
Gregor VII. 112
Gratian 34
Guntram der Reiche 102
Guſtav Adolf 507
Gutenburg 173 229
Günthersthal 207

H.

Habsburg 102 107
Hachberg 170 206 256
Hadrian 21
Hagenbach 375
Haslach 278 418 509
Hatto, Biſchof 75
Hauenſtein 197 199 280 381 416 495 554 586
Hauſach 418 509
Hedio 432
Heerbrand 488
Heerfeſt (Ariovistus) 6
Hegau . 22 73 496 540 548 590
Heidelberg 161 212 244 360 364 436 490 505 537
Heiligenberg . . 73 263 288 402
Heidelsheim 435
Heitersheim 424 592
Hermann von Baden . . 113 154
Hermann (Arminius) 17
Hermunduren 21
Herrenalb 122 252
Herboldsheim 229
Heuglin 467
Hieronimus v. Prag 338
Hirſchberg 110 164
Hirſchhorn 436

Seite

Hof 89
Höwen . . 73 176 280 395 410
Hohentwiel . . 94 98 196 513
Hubmeier 456
Hüfingen 81
Huß 336

J.

Jakob I., Markgraf v. Baden 349
Jeſuiten . . . 497 505 548 581
Iffizheim (Bibium) 26
Jrenikus 431
Joſef II. 554 585
Juden 292
Julian 30

K.

Kaltenbach 124
Karakalla 25 27
Karl der Große 58 69
Karl der Dicke 74 81
Karl I., Markgraf von Baden 353
Karl II. von Baden 487
Karl Ludwig v. der Pfalz 521 538
Karl Friedrich . . . 564 586 595
Karlsruhe 534
Karl Theodor von der Pfalz . 580
Karl, Großherzog 593
Karlinger 47 58
Kaſtel (castellum) . . . 23 35
Kaſtelberg 259
Kehl 544
Kelten 4
Kenzingen . . 205 263 277 480
Keppenbach 170 302
Kilian, der heilige 57
Kinzingerthal 209 545
Kirchenverſammlung,
zu Konſtanz 331
zu Baſel 346
Kleckgau 78 102 106 108 233 383
414 523 580
Klöſter 191 120 140 195 225 283
295 417 562
Kochius 438
Konrad von Zähringen . . . 131
Kolumban 51
Konſtanz,
Stadt . 23 51 78 192 219
304 332 341 376 382 402 439
498 508 550 560
Bisthum 77 104 105 183 193
284 402 562 590

Seite

Kraichgau 85 211 434
Krautheim 272 437 592
Kreuzzüge 125
Krenckingen 107 123 142 171 175
197 281 407
Kürnberg 229 278
Küſſaberg 175
Kunſt 92 227 313
Kuppenheim 430

L.

Ladenburg (Lupodunum) 86 126
213 436 590
Lahr 168 273 349 425 516 525 586
Landbau 11 89 215 519 552 567
Landſtände . 125 233 325 377 398
420 495 561 593 595
Laufen 110 164
Laufenburg 202 263 280
Lenzkirch 198 418
Lenzer 34
Lehnweſen 64
Leibeigenſchaft 87 145 215 556 574
Lichtenthal 590
Leiningen 590 592
Leopold, Großherzog 605
Linzgau 34 40 71 104
Lioba, die heilige 57
Lobdengau 40 85
Löffingen 257
Lörrach 424 568
Lorſch 56 213 363
Ludwig der Strenge, Pfalzgraf
bei Rhein 235
Ludwig Wilhelm von Baden 529 544
Lupfen . . . 108 175 198 279
Lüneviller Friede 590
Ludwig, Großherzog 603

M.

Mahlberg 168 425 525
Mainz (Moguntiacum) . . 9 23
Malterer 242
Mannheim (Interamnium) 26 500
513 548 581 587 590
Mansfeld 503
Maria Thereſia 549
Mark 12
Markdorf 73 402
Markmannen 6 17 19
Marbod 17
Maximilian I. 380 420

Seite

Melak 540
Melanchthon 444
Müller 455
Mezler 458
Merovinger 41 45 58
Möhringen 81
Minneſänger . . . 224 229 298
Mörsburg 73 308 402
Mörs 350 525
Mühlburg 252 343 532
Möskirch . . . 23 282 413 522
Mosbach . 214 244 291 437 590

N.

Neidingen 81
Neidenau 165
Nellenburg . 73 100 105 176 233
281 410 594
Neuburg . . . 121 212 291 436
Neuenburg . . 133 260 420 547
Niedere Vereinigung 376

O.

Oberkirch 346 426 577
Odenheim 435 590
Oeyningen 73 105
Oeſtreich 102 268
Offenburg . 209 425 427 509 544
590
Olevian 492
Oppenau 427
Ortenau 40 83 209 252 354 357
425 525 544
Ortenberg (Morodunum) . . 25
Osgau 84
Otto der Große 107 109

P.

Peſt 378
Petershauſen . 104 196 406 590
Pfalz . 84 158 212 235 359 389
433 490 494 521 537 548 580
590
Pfarrkirchen 61 200 225
Pfinzgau 85
Pforzheim (porta Herciniae) 26 211
251 356 432 518 533 541 568
Pfullendorf . 73 177 193 303 408
516 518 580 590
Philipp von der Pfalz . . . 385

Seite

Philippsburg 513 538 589
Pirmin, der heilige 55
Preßburger Friede 592
Probus 28

R.

Radolfszell . 194 257 341 397 411
550
Raſtatt . . 431 530 542 547 589
Reformation . . 331 441 479 497
Reichenau . 55 74 92 123 139
195 286 406
Rheinau 79 106
Rheinbund 592
Renchen 617 579 587
Reuchlin 397 441
Riegel (Riegola) 24
Ritterſchaft 124 140 224 408 435
437
Römer . . . 7 15 19 31 49
Roſeneck 176
Röteln . 52 82 109 169 276 387
Rodemachern . . . 388 370 547
Rothweil 233 414
Rudolf von Habsburg 179 186 191
Rudolf von Rheinfelden . . . 112
Rudolf I. von Baden 186
Ruprecht, Kaiſer . . . 531 359

S.

Salem . . 123 196 407 563 590
Salomon,
der Erſte 77
der Dritte 94
St. Blaſien . 80 107 124 199 288
415 524 563
Schwendi von Hohenlandsberg 524
St. Georgen . . . 81 108 200
St. Landolin 53
St. Märgen 207
St. Peter . . 116 206 424 563
St. Trudpert . . 52 82 207 563
St. Ulrich 108 207
Sauſenburg . . 206 258 276 387
Schauenburg 109 167
Schlegler-Bund 240
Schliengen 588
Schönau . . . 121 213 291 436
Schopfheim 425
Schuttern 56 167 210 289 425 524
Schwaben (Alemannien) . 44 93

Seite

Schwäbiſcher Bund (St. Georgen-Schild) 240 408
Schwarzach . . 56 210 289 590
Schwarzenberg,
im Breisgau 109 169 259 276
das fürſtliche Haus . . . 523
Schwarzwald . . 20 22 544 552
Schwedenkrieg 493 516
Schweizerkrieg, alter 373
neuer 382
Sigmund, Kaiſer . . . 331 346
Sigmund, Erzherzog 374
Sigoves 3
Seckenheim 355
Seckingen (Sanctio) 50 82 203 257 368
Simonswald 259
Speier 590
Sponheim 349
Sinsheim . 212 244 291 435 537
Städteweſen 88 144 185 217 304 372 393 440
Staufen 143 171
Staufenberg 301
Steinach 110 164 229
Steinbach 211 430 542
Stoffeln 229
Stockach . . 73 313 411 550 589
Stollhofen 430 542
Strahlenberg . . . 110 164 272
Straßburg (Argentoratum) 9 23 590
Stühlingen (Juliomagus) 23 107 197 233 279 522
Sueven 5 16 36
Sulz . 107 280 345 394 414 523
Sulzburg 102 207

T.

Taubergau 86
Tennenbach 123
Thengen . . . 177 281 413 494
Theutbert, König 41
Thiengen 197 374 382
Tiberius 16
Tiefenſtein 107 171 179
Todtmoos 181
Trajan 20 25
Tryberg 262 524
Turenne 538
Turnierſpiele . 125 147 224 439

Seite

V.

Vadomar 29
Verfaſſung, badiſche 598
Varus 18
Vehmgericht 362
Vehus 485
Vertrag zu Pavia . . . 239 389
Villingen 81 130 201 259 421 510 545 550
Vorderöſtreich 256 365 494 520 554

U.

Ungarn 63 96 98
Ueberlingen (Eburum) 51 73 194 407 510 590
Urach 152
Uſenberg 108 169 205 236 242 258 276

W.

Walafried der Schieler . . . 76
Waldkirch . . 9 96 109 206 259
Walddürn 165 294
Waldshut . 180 198 374 418 439
Waldſtädte . . 367 509 520 550
Wartenberg . . 108 174 279 418
Weingartweiba 86
Weinheim 213 436
Weißenburg . . . 106 175 192
Welf 104 112 133 140
Werr 170
Wertheim . . 122 438 526 592
Weſſenberg . . . 203 257 562
Weſtphäliſcher Friede 514
Wiener Friede 594
Wiedertäufer 456
Wiesloch 213 435
Wiederhold 513 516
Wiegoldsberg 121
Wimpfen 503 590
Windek . . . 109 167 210 526
Wiſſenſchaft 92 371 396
Wolfach 175 418 508
Wonnenthal 205

Z.

Zähringen . . . 67 81 113 116
Zarten (Tarodunum) 24
Zaſius 424

	Seite
Zehntland	19
(Agri decumantes) .	21 25
Zell .	210 425 428 509 579 590
Zimmern	175 282 303
Zinsleute	37
Zülpich	42 48
Zwingenberg	437
Zwiſchenreich . . .	178 192 231

Verbeſſerung einiger ſinnſtörender Fehler.

Seite XXVI. der Einleitung, Zeile 28 lies: Rauf= anſtatt Raubſucht.

—	113	Zeile	4	lies:	Vergleichung	anſtatt	Verlezung.
—	147	—	2	—	wenn gleich	—	wie gleich.
—	148	—	29	—	umſchließet	—	umſchließen.
—	227	—	15	—	zeigten	—	zegtien.
—	234	—	18	—	Mäßigung	—	Mäßigkeit.

— VI. der Stammtafeln (4. Abthl.) ſollte der Ausgang heißen:

Stephan,
Pfalzgraf zu Simmern, ſt. 1459.
Gem. Anna von Veldenz.

Friedrich,
zu Simmern, ſt. 1480.

Johann I.,
ſt. 2509.

Ludwig,
zu Zweibrücken, ſt. 1489.

Alexander,
ſt. 1514.

— 432 Zeile 23 lies: Singer= anſtatt Siegerorden.

— 438 — 22 — Enkel — Sohn.

— 451 — 17 ſchalte ein: zum Anführer.

— III. der Stammtafeln (7. Abthl.) ſeze Baden ſtatt Hochberg.

Ankündigung
einer
badischen Landesgeschichte
für die Schuljugend.

So vielfach iſt von Lehrern und Geiſtlichen unſeres Großherzogthumes der Wunſch geäußert worden, es möchte auch für den Gebrauch der Schüler eine Landesgeſchichte erſcheinen, in demſelben Geiſte, wie die von mir für den Bürger und Landmann herausgegebene, daß die unterzeichnete Verlagshandlung mich erſuchte, ein ſolches Buch zu verfaſſen. Ich kam nun ihrem Erſuchen mit um ſo größerm Vergnügen entgegen, da der geäußerte Wunſch einen lohnenden Beifall enthält, der mich nur ermuntern kann, meinem Vaterlande auf derjenigen Bahn, welche ich erwählt habe, nach Kräften zu dienen. Das Manuſcript dieſer „badiſchen Landesgeſchichte für die Schuljugend" iſt bereits vollendet, und befindet ſich abſchriftlich zur Prüfung und Verbeſſerung in den Händen einiger der vorzüglichſten Schulmänner, ſo daß ich die Hoffnung hege, das Buch werde den Zweck nicht verfehlen, für den es beſtimmt iſt.

Ich ſtelle mir vor, die vaterländiſche Geſchichte, wenn ihre richtige Kenntniß die Maſſe des Volkes einmal durchdrungen hat, müſſe von ungemeinem Nuzen ſeyn; denn ſie lehret jeden Bürger und Diener des Staates, welche Güter wir beſizen, die noch beſſer zu benuzen, welche Mängel und Fehler, die zu ergänzen und zu verbeſſern ſind. Ueberhaupt aber gibt ſie uns ein mehreres Bewußtſeyn unſerer Selbſt, und nähret die Liebe des Vaterlandes, indem ſie uns mit demſelben vertrauter macht.

Daß aber die vaterländiſche Geſchichte, wenn ſie dieſen allgemeinen Nuzen ſtiften ſoll, ſchon der Jugend intereſſant und angenehm gemacht werden müſſe, ſieht wohl Jedermann ein; es bleibt alſo nur die Frage, **wie** ihre Kenntniß den jungen Gemüthern am beſten beigebracht werde. Und hier glaube ich, den richtigen Weg eingeſchlagen zu haben. Der größte Theil des Buches beſteht nämlich aus kurzen Lebensbeſchreibungen ſolcher Männer, welche auf die geiſtige und ſittliche, gewerbliche und landwirthſchaftliche Kultur unſeres Landes einen ausgezeichneten Einfluß hatten, oder in deren Leben ſich der Charakter ihres Zeitalters am getreueſten abſpiegelt. Denn das iſt wohl ausgemacht, daß Biographien auf die Jugend den ſtärkſten und bleibendſten Eindruck machen, gleichwie ſie auch am liebſten von ihr geleſen werden Was die Sprache und Darſtellung betrifft, habe ich dieſelbe möglichſt einfach gehalten, und der Empfänglichkeit unſerer Schuljugend anzupaſſen geſucht.

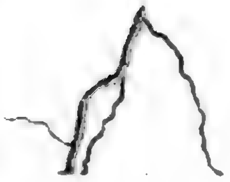
Möge nun dieſe Arbeit das Glück haben, im Volke und bei den Schulbehörden eine Theilnahme zu finden, welche der guten Meinung und dem Eifer entſpräche, womit ihn der Verfaſſer gewagt hat!

Freiburg im Breisgau den 1. Juli 1836. **Bader.**

Den Verlag der „badiſchen Landesgeſchichte für die Schuljugend“ hat Unterzeichnete mit Vergnügen übernommen. Die Geſchichte wird 8 Bogen ſtark werden; den Preis für das Exemplar in Umſchlag broſchirt ſtellen wir zu 24 kr., bei Parthie-Beſtellungen bewilligen wir außerdem noch einen angemeſſenen Rabatt.

Herder'ſche Kunſt- und Buchhandlung.

SHAUSEN
ESER-ORDEN
ZISCH



I

Bert in I.,
lekzau.

od,
llekgau.

)

·rzoge von Zähringen.

thold,
Herzog I., ſtarb 1078.

mann,
Verona, ſt. 1074.

Gebhard,
Biſchof zu Konſtanz, ſt. 1110.

nrad,
Burgund, ſt. 1152.
ntia von Namur.

Rudolf,
Biſchof zu Lütich, ſt. 1189.

Klementia,
Gem. Herzog Heinrich der Löwe
von Sachſen.

Anna,
). Gem. Ulrich von Kiburg.

Gen

Rudolf III.

ingen.

L

d,

mpelgard.

t,

Weker von Baden.

iſchen Stammtafel.

/II.,
n, ſt. 1291.
ı. 2. Agnes von Straßberg.

Rudolf IV., ſt. 1348. | Hermann VII
ı. 1. Luitgard, 2. Maria von Oetingen. | ſt. als Kind.

Friedrich II., | Rudolf V., der Wecker,
rr zu Baden, ſt. 1353. | Herr zu Pforzheim, ſ 1361.
Margaretha von Baden.

olf VI., der Lange, ſt. 1372.
em. Mechtilde von Sponheim.

d I. | Rudolf VII,
Hachberg, ſt. 1431. | Herr zu Eberſtein ſt. 1391.
, 2. Anna von Oettingen.

Rudolf,
1453. | ſtarb als Kind.

.., | Johann, | Gerg,
458. | Erzbiſchof zu Trier, ſt. 1505. | Biſchof zu Mez, ſt. 1478.

Digitized by Google

I

ıden.

Friedrich,
Gem Utrecht, ſt. 1517.

Ernſt I.
Gem

575.
Gem weden.

Philipp, ſt. 1620.

recht Karl, ſt. 1626.
Mark
Gem

Ferd 71.
erg.

L 16.
Gem

Gem , ſt. 1777.
Aremberg.

n von Baden=Durlach.

1553.
Roſenfeld.

1577.
Veldenz.

590. Georg Friedrich, ſt. 1638.
Gem. Juliana Urſula, Rheingräfin.

Friedrich V., ſt. 1659.
a von Wirtemberg. 2. Gem. Eleonora von Solms.

Karl Magnus, ſt. 1666. Guſtav Adolf,
Maria Juliana von Hohenlohe. Kardinal, ſt. 1677.

Karl Friedrich, ſt. 1676.

Heinrich I | II. Otto.

Gem. Anna von | v. Thierſtein.

Otto I., ſt. 138 | ſt. 1428.

von Lichtenberg,

Freiburg.

lm I., ſt. 1473.

etha v. Montfort

und Wilhelm,

arben als Kinder.

Rhein vom Hauſe Wittelsbach.

g I.,
bei Rhein, ermordet 1231.

VI.,
ichte, ſt. 1253.
: Braunſchweig.

Heinrich,
Herzog zu Niederbaiern.

Habsburg.

Rudolf I.
gen. der Alte, Kurfürſt und Pfalzgraf bei Rhein, ſt. 1319.

II., ſt. 1353. Ruprecht I., Adolf, ſt. 1327.

Ruprecht II., ſt. 1398.

Ruprecht III.,
Kurfürſt und Pfalzgraf bei Rhein, ſeit 1400 Kaiſer, ſt. 1410.

Johann. Stphan, Otto.
Pfalzgraf, ſt. 1459.
Gem. Anna von Veldenz.

ht IV.,
Curfürſt zu
. 1480.

Friedrich, ſt. 1480. Ludwig, ſt. 1489.

Alexander,
ſt. 1514.

F

Johann I.,
f zu Simmern, ſt. 1509.

Ruprecht, Johann II.,
Pfalzgraf.)falzgraf, ſt. 1557.

Otto Heiniedrich III.,
ſeit 1556 Kurfürſt die Kur, ſt. 1576.

ınn Caſimir,
iſtrator, ſt. 1592.

›ig Philipp,
mmt Simmern.

)

iſchen Stammtafel.

xander,
weibrücken, ſt. 1514.

precht,
nz, ſt. 1544.

ohann, brücken, ſt. 1604.	Karl, zu Birkenfeld, ſt. 1600
Auguſt, bach, ſt. 1669.	Chriſtian I., ſt. 1654.
luguſt, ſt. 1708.	Chriſtian II., ſt. 1717
or, ſt. 1720.	Chriſtian III., ſt. 1735.
	Friedrich.
Theodor, 1742, und 1777 n, ſt. 1799.	Maximilian Joſef, Kurfürſt, erbt 1799 Baiern.

oge vo

Kaiſer.

tto.

l., Leopol
zu Vorderöſtrei

o Friedrich III
n als Knaben.

111, Fri
gen. mit der
Fürſt zu Vo

Sie
Erzherzog, l
Vorderöſ

9.

f,
nſtanz.

1408.
ndenberg.

Sulz.

n Oeſtreich.

d II.,
ch.

Albrecht II.,
gen der Weiſe, Regent aller
öſtreichiſchen Lande, ſt. 1358.

Leopold III.
gen. der Fromme, Fürſt zu Vorderöſtreich,
ſt. 1386

edrich IV.,
leeren Taſche, ſeit 1411
rderöſtreich, ſt. 1439.

Ernſt der Eiſerne,
ſt. 1424.

gmund,
ſeit 1458 Fürſt zu
reich, ſt. 1496.

Albrecht VI.,
Regent der Vorlande,
ſt. 1463.

Friedrich V.,
Fürſt zu Vorderöſtreich, ſei
1440 Kaiſer, ſt. 1492.

Maximilian I.,
Erzherzog und Kaiſer, ſeit 1490 Rege
der vorderöſtreichiſchen Lande, ſt. 1519

I.

Karl ... inand I.,

Kaiser, ſt. ...57 Kaiser, ſt. 1564.

...rl,

..., ſt. 1590.

...and II.,

ſt. 1637.

...nd III.,

... 1657.

...d I.,

1705.

...I.,

Kaiser, ſt. 1740.

...resia,

...ch), ſt. 1780.

...an von Toskana,

1765.

... II.,

...792.

...I.,

...tſche Kaiser-

ſt. 1835.

herzoge von Baden.

drich,

Baden, ſt. 1811.

ıdt. 2. Gem. Louiſe Karoline von Geiersberg.

Leopold, Wilhelm und Maximilian,

Großherzog, Markgrafen von Hochberg.

ophia von Schweden.

Ludwig,

rbprinz, geb. 1824.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Selten!

Digitized by Google

Digitized by Google